

Anonymus: *De Rebus Bellicis*. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Stefanie Gräf und Burkhard Meißner. Darmstadt: Philipp von Zabern/Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2023. 128 S., zahlr. Abb. € 130.00. ISBN: 978-3-8053-5356-4.

Vorzustellen ist ein Werk, das noch kurz vor der Insolvenz der traditionsreichen Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt publiziert werden konnte und Liebhabern schöner Bücher und vormoderner Buchmalerei Freude bereiten wird. Leider hält der wissenschaftliche Ertrag des großformatigen, reich mit Abbildungen versehenen Bandes nicht Schritt mit seinen ästhetischen Qualitäten.

Der von Stefanie Gräf und Burkhard Meißner vorgelegte Band zu der spätantiken Petitionsschrift *De rebus bellicis* enthält eine Einleitung, einen zentralen Mittelteil mit der faksimilierten Handschrift, dem hergestellten lateinischen Text mit einer deutschen Übersetzung sowie vorzüglichen Abbildungen, anschließend zwei Kapitel über die dem frühneuzeitlichen Münchner Codex entnommene zweite Serie von Abbildungen und über den Aufbau des Textes des *De rebus bellicis*, ferner einen Schlussabschnitt zu den beschriebenen und abgebildeten militärischen Instrumenten. Die Forschungsgeschichte zu diesem vieldiskutierten spätantiken *libellus* eines unbekannten Verfassers, der einem Kaiser (oder mehreren Herrschern) diverse Reformvorschläge und vor allem eine Reihe von Militärgeräten präsentiert, die überdies bereits nach eigener Auskunft des Anonymus durch Abbildungen illustriert werden, braucht hier nicht detailliert nachgezeichnet zu werden, denn dies ist bereits in der Besprechung des entsprechenden Budé-Bandes aus der Feder von Philippe Fleury durch den Rezensenten in dieser Zeitschrift geschehen.<sup>1</sup> Gräf und Meißner verzichten auf eigene Überlegungen zur philologisch keineswegs unproblematischen Textkonstitution und machen es sich recht einfach, indem sie den Text und den kritischen Apparat von Fleury ohne jede Diskussion philologischer Einzelfragen vorbehaltlos übernehmen. Dass sie dabei die von Robert I. Ireland besorgte, einschlägige Edition in der

1 H. Brandt: Rezension zu: *De rebus bellicis*. Sur les affaires militaires. Texte établi, traduit et commenté par Philippe Fleury. Paris: Les Belles Lettres 2017 (Collection des universités de France. Série latine – Collection Budé 416). In: Plekos 19, 2017, S. 439–443 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2017/r-fleury.pdf>).

traditionsreichen Serie der Teubneriana,<sup>2</sup> die nicht immer jener von Fleury entspricht, nicht nur nicht in ihre Überlegungen miteinbeziehen, sondern sie nicht einmal im angehängten Literaturverzeichnis erwähnen, ist bemerkenswert.

Einleitend (S. 7–15) führt Meißner in die Struktur des Bandes und in die mit der Abhandlung *De rebus bellicis* verbundenen Grundfragen ein: Die Schrift sei in vier Handschriften (darunter der *Codex Monacensis latinus* 102921) zusammen mit der *Notitia Dignitatum* überliefert,<sup>3</sup> die sämtlich auf einen einzigen, heute verlorenen Archetypus zurückgingen, der „seit karolingischer Zeit zum Bestand der Bibliothek des Doms von Speyer gehört hatte“ (S. 7). Abgebildet würden die faksimilierte Münchner Handschrift (Text und Illustrationen) sowie eine zweite Bildserie, „die im 16. Jahrhundert für den Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten Ottheinrich (1502–1559) angefertigt worden“ sei. Anschließend widmet sich Meißner knapp der bis heute umstrittenen Datierungsfrage. Gesichert ist allein, dass der Text in nachkonstantinischer Zeit entstanden ist (*De rebus bellicis* 2,1), alle anderen Überlegungen beruhen auf der Interpretation einzelner Abschnitte des *De rebus bellicis* und Plausibilitätserwägungen. Meist wird eine Datierung in die Zeit von Valentinian I. und Valens erwogen; auf die vom Rezensenten vor mehr als dreißig Jahren ausführlich begründete Möglichkeit, den *libellus* ins frühe fünfte Jahrhundert zu datieren,<sup>4</sup> geht Meißner nur am Rande ein; eine ausführlichere Diskussion wäre hier angebracht gewesen. Auch die außerordentlich knapp gehaltene Darstellung der Forschungsgeschichte (S. 10–15) übergeht viele wichtige Arbeiten,<sup>5</sup> darunter diverse neue Editionen, Kommentare und Ein-

2 Anonymi auctoris *De rebus bellicis*. Recensuit R. I. Ireland. Leipzig 1984 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana); dazu s. die Besprechung von H. Brandt. In: *Eos* 75, 1987, S. 180–183.

3 Zu ergänzen wäre, dass diese Codices insgesamt noch vierzehn andere Texte enthalten: Fleury (Anm. 1), S. LXXXVI.

4 H. Brandt: Zeitkritik in der Spätantike. Untersuchungen zu den Reformvorschlägen des Anonymus *De rebus bellicis*. München 1988 (*Vestigia* 40), S. 135–162.

5 Zum Beispiel die reich kommentierte Edition von S. Condorelli: *Riforme e tecnica nel De rebus bellicis (testo con commento e versione)*. Messina 1971 oder die ausführliche Studie von G. Bonamente: *Considerazioni sul De rebus bellicis*. In: *AFLM* 14, 1981, S. 9–49.

zelstudien, die auch im Literaturanhang fehlen und den wissenschaftlichen Nutzen dieser Ausführungen beeinträchtigen.<sup>6</sup>

Den Hauptteil des Buches nehmen der (faksimilierte und edierte) lateinische Text, die deutsche Übersetzung sowie die Abbildungen ein („Tafelteil: De rebus bellicis. Über Fragen des Krieges“, S. 17–71). Die neu angefertigte deutsche Übersetzung ist weitgehend zuverlässig. Zu beanstanden ist allerdings die falsche und irreführende Übersetzung von *indices* als „Richter“ in *De rebus bellicis* 4.<sup>7</sup> Der Begriff *index* bezeichnet hier vielmehr den Provinzstatthalter.<sup>8</sup>

Die beiden anschließenden Kapitel stammen aus der Feder von Stefanie Gräf, die im Jahr 2018 eine 740 (!) Seiten umfassende Dissertation zum *De rebus bellicis* vorgelegt hat.<sup>9</sup> Zunächst („Die Abbildungen des Codex Spirensis“, S. 72–87) stellt sie den zweiten Abbildungssatz des *Codex Monacensis* vor

6 Zwei bereits Fleury unbekannt gebliebene Arbeiten sind schon in der genannten Rezension von Brandt in Plekos 19, 2017 (Anm. 1) genannt worden, doch Meißner hat diese Hinweise nicht aufgegriffen: B. Fernández Rojo: Advertencias de un „anónimo“ al emperador. Causas de la aparición del „De rebus bellicis“. In: G. Bravo/R. González Salinero (Hrsgg.): Poder central y poder local. Dos realidades paralelas en la órbita política romana. Actas del XII coloquio de la Asociación interdisciplinar de estudios romanos, celebrado en la Universidad Complutense de Madrid los días 19–21 de noviembre de 2014. Madrid 2015 (Signifer 45), S. 409–422; A. R. Menéndez Argüín: Traducción y comentario del anónimo „De Rebus Bellicis“. In: Aquila legionis 12, 2009, S. 101–124. Ebenfalls nicht berücksichtigt bei Meißner (und zum Teil ebenfalls nicht bei Fleury) sind die folgenden neueren Arbeiten: F. Pagano: Sulla praefatio dell’ Anonimo De rebus bellicis. In: Koinonia 23, 1999, S. 15–38; Á. Sánchez-Ostiz: Anónimo sobre asuntos militares. Pamplona 2004 (Colección mundo antiguo. Series minor 2); M. Caccamo Caltabiano/P. Radici Colace: La storia della moneta romana nell’Anonimo del De rebus bellicis tra ideologia e „realità“ economico-monetali. In: Scienze dell’Antichità 11, 2001/2003. Rom 2005, S. 251–265; F. Pagano: Nota sull’anonimo de rebus bellicis, 7. In: RAAN 77, 2014/2015, S. 381–390.

7 Ebenfalls falsch auf S. 88 (Beitrag Gräf).

8 So auch richtig Fleury (Anm.1), S. 9 und 48; s. bereits K. Rosen: Iudex und Officium: Kollektivstrafe, Kontrolle und Effizienz in der spätantiken Provinzverwaltung. In: AncSoc 21, 1990, S. 273–292.

9 S. Gräf: Der *Anonymus de rebus bellicis*. Eine morphologische Untersuchung. Hamburg 2018 (Studien zur Geschichtsforschung des Altertums 38). Vgl. die sehr kritische Rezension von A. Eich. In: GfA 22, 2019, S. 1051–1055 (DOI: [https://doi.org/10.14628/GfA\\_022\\_2019\\_R07](https://doi.org/10.14628/GfA_022_2019_R07)). Es ist ein ärgerliches Versehen, dass die als „Gräf (2018)“ in den Anmerkungen zitierte Arbeit von Stefanie Gräf im Literaturanhang des Buches nicht verzeichnet ist.

(S. 72–76), der in wunderbaren, ganzseitigen Farbabbildungen präsentiert wird (S. 77–87). Diese zweite Bildserie, von dem „antikenbegeisterten“ (S. 72) Ottheinrich offenbar mit der Anweisung in Auftrag gegeben, möglichst dicht an den spätantiken Vorlagen zu bleiben, wird von Gräf emphatisch gewürdigt: „Dieser Abbildungssatz gilt gemeinhin als eines der wenigen fast direkt auf uns überkommenen Zeugnisse antiker Buchmalerei“ (ebd.). Im Rückgriff auf kunsthistorische Studien gelingt Gräf eine instruktive Würdigung dieser Serie, und sie resümiert: „Auch wenn es sich beim zweiten Abbildungssatz zum *De rebus bellicis* im Codex Monacensis um die auf den ersten Blick am wenigsten repräsentativen Illuminationen handelt, sind sie doch zum Verständnis dieser einzigartigen Quelle von Bedeutung“ (S. 76).

Weit weniger überzeugend fällt der zweite Beitrag Gräfs aus, der stark auf ihrer Dissertation basiert und darunter leidet, dass sie kritische Beurteilungen ihrer Arbeit weitgehend ausgeblendet hat und ihre Hypothesen im Laufe ihrer Ausführungen zu sicheren Befunden und Tatsachen befördert. Unter dem Titel „Die Struktur des Anonymus *De rebus bellicis*“ (S. 88–103) behandelt Gräf zunächst (noch einmal) Kernpunkte der um den *De rebus bellicis* kreisenden Diskussion. So wiederholt sie (S. 89) die schon oft vertretene Auffassung, dass der *De rebus bellicis* eine noch intakte Donaugrenze voraussetze, zumal die verheerende Niederlage von Adrianopel im Jahr 378 nicht thematisiert werde (so bereits Meißner auf S. 8), was gegen eine spätere Datierung spräche. Erneut ist zu konstatieren, dass es für diese Annahmen nicht den geringsten Grund gibt. Wenn es in *De rebus bellicis* 18,5 heißt, die *ballista fulminalis* könne selbst die Breite der Donau überqueren, so ist dies kein Hinweis auf eine weiterhin bestehende Donaugrenze – vielmehr war die Donau im vierten wie im fünften Jahrhundert stets ein militärisch brisanter Aktionsraum, und die Römer hatten auch im fünften Jahrhundert ihren Anspruch keineswegs aufgegeben, die Donau als Reichsgrenze zu betrachten.<sup>10</sup> Und wenn in *De rebus bellicis* 6,1 zu lesen ist, dass die Feinde als *circumlatrantes* die Grenzen bedrohten, so ist dies ebenfalls kein Indiz für ein realiter noch innerhalb stabiler *limites* existierendes Imperium Romanum – wie hätte auch ein Autor, der mit seinem *libellus* die Kaiser persönlich erreichen wollte, zugleich erklären können, das Imperium sei bereits ruiniert? Daher durfte es auch keinen Hinweis auf die Katastrophe von Adrianopel geben, die im Übrigen den fortdauernden römischen Anspruch auf Welt-

10 Brandt: Zeitkritik (Anm. 4), S. 136–137, mit Einzelbelegen.



herrschaft nicht beseitigte; bereits Ammianus Marcellinus sieht bekanntlich bald nach Adrianopel erneut Anlass für eine optimistische Haltung.<sup>11</sup>

Der Anonymus – so Gräf (S. 89) – stehe ferner für eine ungewöhnliche Denkweise, da er sich mit tagespolitischen Belangen beschäftige und nicht etwa dem alltagsfernen *otium* huldige. Diese Auffassung trifft ebenfalls nicht das Richtige – vielmehr gab es, wie zuletzt Sebastian Schmidt-Hofner überzeugend mit Blick auf Zosimos und Johannes Lydos gezeigt hat, einen engagiert in der spätantiken Historiographie und Publizistik praktizierten Diskurs um die Frage, wie die aktuelle Regierungspraxis verbessert werden könne;<sup>12</sup> der Anonymus kann durchaus als ein weiterer Teilnehmer dieses Diskurses namhaft gemacht werden.

Anschließend widmet sich Gräf der Struktur des *De rebus bellicis* und fasst wesentliche Thesen ihrer genannten, sehr umfangreichen Dissertation zusammen. Aufgrund der Tatsache, dass im überlieferten Text Zwischenüberschriften als „Gelenkstellen“ enthalten sind, geht sie von einer „additiven Kompositionsweise“ aus, die mit Einzelabschnitten, die aus anderen, bereits vorher verfassten Texten stammen, operiert; diese Textbausteine seien erst in „mehreren Bearbeitungsgängen“ hier im *De rebus bellicis* von „unterschiedlichen Verfassern“ (S. 94) zusammengefügt worden. Wortneuschöpfungen (*hapax legomena*) führt sie hypothetisch auf spätere Überarbeitungen des *De rebus bellicis* zurück, der in seinem Kern wohl auf eine (von der kaiserlichen Kanzlei vorgegebene?) verbindliche Vorlage für die Abfassung von *libelli* zurückgehe: „In diesem Zusammenhang ist die Anonymus-Schrift zu sehen, wobei es sich hier um ein spezialisiertes Muster für beratende Eingaben handelt“ (S. 96). Auf die methodischen Schwächen dieser hochspekulativen Argumentation hatte bereits Armin Eich hingewiesen, dessen fundierte Einwände hier nicht im Einzelnen wiederholt werden müssen.<sup>13</sup> Nur ein Beispiel: Gräf legt Wert auf die Beobachtung, dass Wortneuschöpfungen wie *currodrepanus* („Sichelwagen“) nur in den Überschriften, aber nicht im Text selbst Verwendung fänden, was auf späteres Hinzufügen der Zwischentitel deute. Allerdings lässt sich diese Beobachtung nicht durchhalten – der *tho-*

11 Amm. 31,5,11; s. auch Them. or. 14,181b–c; 15,197b und dazu Brandt: Zeitkritik (Anm. 4), S. 136–137.

12 S. Schmidt-Hofner: An Empire of the Best. Zosimus, the Monarchy, and the Eastern Administrative Elite in the Fifth Century CE. In: Chiron 50, 2020, S. 217–251.

13 S. o. Eich (Anm. 9).

*racomachus* etwa, ein eigentümliches Kleidungsstück, taucht sowohl in der Überschrift zu *De rebus bellicis* 15 als auch im weiteren Text dieses Kapitels auf. Die sehr weit reichenden Hypothesen von Gräf zu den vermeintlich ermittelbaren Vorbedingungen für die Erstellung von *libelli* lassen sich nicht plausibel begründen.

Gesonderte Aufmerksamkeit widmet Gräf (S. 98–101) den beiden Kapiteln im *De rebus bellicis*, die sich mit Münzgeld befassen (*De rebus bellicis* 2 und 3), und den vom Anonymus selbst thematisierten, tatsächlich in den Handschriften enthaltenen Münzabbildungen. In *De rebus bellicis* 3,4 weist der Anonymus nämlich explizit darauf hin, dass er seinen Ausführungen *formas et magnitudinem tam aereae quam aureae figurationis* im Bild beigegeben habe. Erstaunlicherweise geht Gräf nicht auf die (für die Datierungsfrage bedeutsame) Tatsache ein, dass der Anonymus Silberprägungen vernachlässigt, was sehr wohl zu den tatsächlichen Währungsverhältnissen des frühen fünften Jahrhunderts passt, nicht aber zu jenen der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts.<sup>14</sup>

Das Schlusskapitel über die militärischen Instrumente im *De rebus bellicis* („Die Geräte und Geschütze des Anonymus“, S. 104–114) stammt von Meißner, einem Experten für Fachschriftstellerei in der Antike. Meißner behandelt alle Gerätschaften, interpretiert sie hinsichtlich ihrer Zwecke, ihrer technischen Eigenschaften, ihrer Vorbilder und ihres eventuellen Zusammenhanges mit archäologischen Funden und Befunden; dabei kann er sich auch auf moderne Nachbauten und Experimente stützen. Im Ergebnis neigt er dazu, dem Anonymus „eine gewisse Originalität“ zu attestieren, und er hebt zwei Aspekte hervor: Dem unbekannten Verfasser sei es primär um „Ressourcen- und Personaleinsparung“ gegangen, und er habe „militärische Wirkungszusammenhänge“ (S. 114) herausgearbeitet. Diesen Beobachtungen ist durchaus zuzustimmen – dem Versuch, aus Geschützfunden des vierten (oder gar dritten) nachchristlichen Jahrhunderts Datierungshinweise für den *De rebus bellicis* zu gewinnen, hingegen nicht. Denn auch bei den anderen technischen Geräten zeigt sich, dass der Anonymus bisweilen auf längst bekannte Vorläufer zurückgreift – warum hätte das um das Jahr 360, aber nicht um 420 möglich sein sollen? Schließlich ist auch nochmals auf *De rebus bellicis* 21 hinzuweisen, wo der Anonymus anregt, die *legum vel iuris confusio* zu bereinigen (*purgare*). Die naheliegende Verbindung mit den spätanti-

14 Einzelheiten bei Brandt: Zeitkritik (Anm. 4), S. 24–32, 147–149.

ken Kodifikationsprojekten (vor allem mit dem 438 publizierten *Codex Theodosianus*)<sup>15</sup> sucht Meißner mit dem kaum einleuchtenden Hinweis zu relativieren, dem Verfasser sei es auch hier primär um „ein Moment der Sparsamkeit und Aufwandsminimierung, insbesondere der intellektuellen Ökonomie“ (S. 113) gegangen.

Die grundlegenden Fragen zum *De rebus bellicis* bleiben auch nach der Publikation dieses prächtigen (Bild-)Bandes ungeklärt und weiterhin offen. In wissenschaftlicher Hinsicht fällt die Einschätzung besonders kritisch aus: Zum *De rebus bellicis* existiert inzwischen eine reiche Forschungsliteratur, die eine eingehendere Berücksichtigung, Würdigung und Auseinandersetzung verdient hätte. Das schmale Literaturverzeichnis (S. 120–125) belegt dieses Defizit, mehr noch die überaus knappe Liste der „verwendeten Quellen“ auf S. 126, die nur wenige Namen und Titel enthält, aber keine Editionen, Kommentare oder weiterführenden Arbeiten. Für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem *De rebus bellicis* sollte man auch künftig auf die Budé-Ausgabe von Fleury zurückgreifen.

15 Brandt: Zeitkritik (Anm. 4), S. 125–133, 159–160.

---

Hartwin Brandt, Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
Ehemaliger Inhaber des Lehrstuhls für Alte Geschichte  
hartwin.brandt@uni-bamberg.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Hartwin Brandt: Rezension zu: Anonymus: *De Rebus Bellicis*. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Stefanie Gräf und Burkhard Meißner. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2023. In: Plekos 27, 2025, S. 1–7 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-graef\\_meissner.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-graef_meissner.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Florian Battistella: *Kaisertum und Kolonat. Untersuchungen zur Agrargesetzgebung Justinians und zu ihrem Kontext*. Stuttgart: Steiner 2024 (Roma Aeterna 14). 484 p. € 86.00. ISBN: 978-3-515-13627-3.

Il termine ‘colonato’ indica in senso lato e convenzionale un fenomeno di passaggio dall’antica società proprietaria di schiavi a quella che si intende come feudale medievale: gli agricoltori liberi furono sempre più privati dei diritti civili dalla legislazione imperiale per soddisfare un crescente bisogno di manodopera agricola. Il ‘colonato vincolato’ in particolare è stato oggetto di dibattito tra gli studiosi negli ultimi decenni, alcuni dei quali hanno sostenuto che esistesse come un nuovo *status* tra libero e schiavo, mentre altri ritengono che si trattasse semplicemente di una preoccupazione fiscale esagerata fino a diventare un mito storiografico.

Un riesame della documentazione suggerisce la possibilità che il colonato vincolato nacque dalla registrazione fiscale alla fine del terzo secolo, ma che poi finì per assumere una vita propria, come una sorta di terzo *status* semi-servile nel secolo successivo. All’inizio del quinto secolo risulta essere pienamente strutturato, tanto è vero che i numerosi contadini in esso coinvolti furono costretti a vivere come affittuari permanenti legati alla terra in cui erano nati e gravati da numerosi ostacoli alla loro libertà. Il colonato vincolato sopravvisse intatto nell’Impero orientale fino al sesto secolo, ma fu modificato in varie forme negli stati d’Occidente post-romani.

Le ipotesi-chiave alla base di questo modello sono state recentemente confutate (si veda ora il libro, che è apparso per una curiosa coincidenza anch’esso nel 2024, di Boudewijn Sirks).<sup>1</sup> Tuttavia, ciò non ha avuto finora conseguenze rilevanti per quello complessivo, che presuppone ancora che il potere imperiale abbia agito con una metodica sistematica. Florian Battistella rivede con competenza e rigore questa tesi analizzando le leggi di colonizzazione presenti nelle opere giuridiche di Giustiniano nel loro contesto. Il risultato è un quadro sfaccettato che mostra linee di continuità non omogenee nelle deliberazioni imperiali e nelle restrizioni legali per i contadini.

Nei due secoli e mezzo che separano il regno di Diocleziano da quello di Giustiniano è accertabile un’attenzione crescente da parte dell’autorità imperiale per una più precisa definizione di alcuni aspetti specifici riguardanti

1 B. Sirks: *The Colonnate in the Roman Empire*. Cambridge/New York 2024.

la condizione colonaria. Se ne ha un riscontro significativo nel tentativo di dare una definizione precisa alla figura degli *adscripticii*. In una legge di Anastasio [Cod. Iust. 11,48,19], conservata in greco, si parla di ἐναπόγραφοι e di μισθωτοί, cioè di contadini che hanno prestato lavoro su una proprietà per più o meno di trent'anni. I primi sono privati addirittura della facoltà di possedere beni immobili che appartengono esclusivamente al proprietario del terreno. I secondi mantengono questa facoltà pur con determinati vincoli. Dunque, apparentemente, all'inizio del sesto secolo esistevano ancora dei contadini che potevano lasciare un fondo prima che fossero trascorsi trent'anni. Giustiniano aggiunge una specificazione alla norma fissata da Anastasio dichiarandola applicabile ai figli dei coloni [Cod. Iust. 11,48,23,1–2]. In una legge del 531 [Cod. Iust. 11,48,22] si definiscono le norme in base alle quali una persona è sottoposta ad un'altra come *adscripticius*. Poiché tale vincolo determina per l'*adscriptus* una *deterior fortuna* rispetto al libero si richiede che esso sia suffragato da un atto pubblico registrato presso un pubblico archivio e certificato da un'iscrizione fiscale. Il vincolo, una volta costituito, non può essere estinto nemmeno con la prescrizione e colpisce, senza possibilità di eccezione, anche il figlio dell'ascritto. Da queste leggi si deduce l'esistenza di due gruppi di coloni, distinti tra loro, gli *adscripticii* con i loro discendenti e i coloni per i quali il vincolo alla terra si realizzava allo scadere della prescrizione.

Siamo alla fine di un lungo processo che ha visto il progressivo e inesorabile affermarsi del legame del coltivatore, di origine libera, con la terra e, quindi, di quello con il proprietario.

Un aspetto rilevante del lavoro di Battistella risiede nel fatto che egli rifiuta chiaramente una spiegazione unidimensionale degli eventi che si concentrano su un piano a lungo termine per l'impero. Una sua osservazione, che riprende quando osservato a suo tempo da Cam Grey,<sup>2</sup> merita attenzione: va tenuto presente come il *Codex Theodosianus* e il *Codex Iustinianus* suscitano una impressione di omogeneità e di continuità di sviluppo che probabilmente non esisteva. Si può concordare con l'autore nel presupporre che, al di là di una presunta sistematizzazione giuridica, le leggi conservate, in particolare del *Codice di Giustiniano*, documentano situazioni di conflitto che hanno come protagonisti i proprietari terrieri che sono alla ricerca di forza-lavoro al mo-

2 C. Grey: Contextualizing *Colonatus*: The *Origo* of the Late Roman Empire. In: JRS 97, 2007, pp. 155–175, p. 160.

mento dell’emanazione della legge. Il potere imperiale in questi casi non si presenta come legislatore con finalità fiscali. In questi casi, infatti, per quanto le delibere avessero conseguenze fiscali, l’imperatore chiamato in causa risulta fondamentalmente reagire e come mediatore piuttosto che un legislatore con finalità riformatrici. In effetti sembra che un crescente consenso stia conoscendo la posizione di chi (sostiene che, a prescindere dall’apparente volontà normativa della legislazione, non si debba vedere un fenomeno univoco). Se mai ci si può porre il problema, come è stato fatto in un importante libro recente a proposito di Valentiniano I, della capacità innovativa della legislazione di un singolo imperatore, se questa, cioè, possa essere considerata solo ‘reattiva’ rispetto a determinate situazioni oppure anche creativa di nuovi sviluppi (il riferimento d’obbligo è all’importante libro di Sebastian Schmidt-Hofner).<sup>3</sup> Le questioni affrontate da Schmidt-Hofner, che nega un carattere sostanzialmente innovativo anche alla legislazione di Valentiniano I in materia di colonato, sono di particolare rilievo in riferimento alla valutazione della legislazione imperiale in termini di reazione a sviluppi e a tendenze in atto.

Battistella in questo lavoro, accurato e ben organizzato, consegue un ripensamento significativo delle questioni che si possono considerare oggi centrali nella rilettura del fenomeno colonato.

- 3 S. Schmidt-Hofner: *Reagieren und Gestalten. Die Regierungsstil des spätrömischen Kaisers am Beispiel der Gesetzgebung Valentinians I.* München 2008 (Vestigia 58).

---

Arnaldo Marcone, Università degli Studi Roma Tre  
Dipartimento di Studi Umanistici  
Professore ordinario di Storia romana  
arnaldo.marcone@uniroma3.it

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Arnaldo Marcone: Rezension zu: Florian Battistella: *Kaisertum und Kolonat. Untersuchungen zur Agrargesetzgebung Justinians und zu ihrem Kontext.* Stuttgart: Steiner 2024 (Roma Aeterna 14). In: Plekos 27, 2025, S. 9–11 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-battistella.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Claudio Moreschini: *The Cappadocian Fathers: Forerunners and Contemporaries*. Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2022 (*Studia Patristica*. Supplement 10). X, 429 S. € 120.00. ISBN: 978-90-429-4532-6.

Claudio Moreschini, in gewisser Weise der Nestor der aktuellen Kappadokier-Forschung in Italien, legt mit seiner Studie „*The Cappadocian Fathers: Forerunners and Contemporaries*“ („Die kappadokischen Väter: Vorläufer und Zeitgenossen“) ein umfangreiches Werk vor, in dem er auf fünfzig Jahre eigener Forschung zurückgreifen kann.<sup>1</sup> Er beleuchtet darin vorrangig diejenigen Punkte, in denen die kappadokischen Väter nicht miteinander übereinstimmen. Zugleich stellt er sich die Frage, wer sinnvollerweise unter dem Begriff „kappadokische Väter“ zu fassen sei. Denn in Studien zur griechischen Literatur und Patristik der Spätantike wurden die kappadokischen Väter lange Zeit als eine stark zusammenhängende, geradezu homogene Gruppe betrachtet, deren Mittelpunkt Basilius von Caesarea, dessen Bruder Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz bilden. ‚Unbedeutendere‘ Persönlichkeiten aus dem kappadokischen Bereich hingegen wurden von diesem Kreis eher ausgeschlossen, etwa Amphilochius von Iconium, ein Cousin des Gregor von Nazianz, oder Evagrius Ponticus.

Eine Abkehr von dieser Tendenz erfolgte ab den 1970er Jahren auf Betreiben deutscher Wissenschaftler, die sich vor allem auf die Theologie der Kappadokier und ihr historisch-lehrmäßiges Milieu konzentrierten und die Gruppe um andere Personen aus ihrem Umfeld erweiterten. Gleichzeitig haben weitere Forscher ihren eigenen Beitrag zum Thema geleistet, indem sie sich dem Studium und der Untersuchung der Persönlichkeiten der einzelnen Väter widmeten (insbesondere französische Gelehrte), dem ihres historisch-sozialen und politischen Kontextes (angelsächsische Wissenschaftler) und der Vertiefung theologischer und historisch-politischer Aspekte, wobei sie die grundlegende Rolle der Rhetorik bei ihrer Ausbildung sowie der Ausarbeitung und Darlegung ihrer Lehrinhalte nicht vernachlässigten. Auf italienischer Seite, die sich mit theologischen und historisch-politischen Aspekten befasst, sei die Forschungstätigkeit von Moreschini hervorgehoben, der sich in zahlreichen Beiträgen dem Denken der Spätantike und insbesondere dem

1 Seine erste Arbeit: *Luce e purificazione nella dottrina di Gregorio Nazianzeno*. In: *Augustinianum* 13, 1973, S. 535–549.

eingehenden Studium der Theologie und der literarischen Tätigkeit der Kappadokier gewidmet hat.

Dem in sechs Kapitel gegliederten Band ist einerseits ein Vorwort (S. IX–X) vorangestellt, das ihn in den größeren Kontext der Kappadokier-Studien einordnet. Andererseits schickt Moreschini eine kompakte Einleitung (S. 1–9) voraus, in der er die Ziele seiner Forschung darlegt. Einen ersten Untersuchungsbereich bildet die Theologie: Auch wenn die Bezeichnung „kappadokische Väter“ durch die Tatsache gerechtfertigt ist, dass diese Persönlichkeiten durch ein Netzwerk familiärer und regionaler Beziehungen verbunden und durch den Willen, den richtigen Glauben zu bewahren und zu verteidigen, geeint waren (S. 1), gibt es doch, wie Karl Holl betont,<sup>2</sup> zwischen den jeweiligen theologischen Positionen Unterschiede, die teilweise heruntergespielt oder in einigen Fällen auf bloße Stilfragen reduziert wurden. Der vorliegende Band zielt daher auf eine angemessene Bewertung der Theologie der einzelnen kappadokischen Väter ab, wobei Unterschiede und Divergenzen hervorgehoben werden.

Keinesfalls ist die Theologie das einzige Charakteristikum der Kappadokier, wie Moreschini bemerkt. Ihr Bildungshintergrund, die heidnische *παιδεία*, macht sie zu Männern der Literatur. Demgemäß werden ihre *παιδεία* und die von ihnen verwendeten literarischen Formen erörtert. Im Nazianzener darf man allerdings keinen bloßen Rhetoriker sehen: „[I]f Gregory of Nazianzus’ form of communication is indeed ‚rhetorical‘, this does not mean that it is ‚illogical‘: Nazianzen presents his doctrines in rhapsodic form, but they are no less acute than those of Basil or Gregory of Nyssa“ (S. 4). Ein letztes Ziel schließlich ist die Aufwertung weniger beachteter Personen, darunter Evagrius Ponticus, ein Schüler des Nazianzeners: „In my opinion the presence of Evagrius Ponticus too among the Cappadocians is justified, at least as far as one part of his doctrine is concerned“ (S. 5). All diese Intentionen führen zu einer eingehenden Untersuchung der kulturellen und theologischen Formung der Kappadokier, die als eine die Entwicklung des christlichen Denkens fördernde *concordia discors* präsentiert wird (S. 9).

Das erste Kapitel („*Paideia* and Christianity“, S. 11–61) befasst sich mit der Bildung der Kappadokier, dementsprechend mit ihrer komplexen Beziehung zur heidnischen Kultur. Der Diskussion gehen Vorbemerkungen zum

2 K. Holl: Amphilochius von Ikonium in seinem Verhältnis zu den grossen Kappadokiern. Tübingen/Leipzig 1904.



historischen und sozialen Kontext des vierten Jahrhunderts voraus, der in den Jahren nach Konstantin durch eine verbreitete gegenseitige Toleranz zwischen Heiden und Christen gekennzeichnet war. Die Schulen eröffneten den freien Männern die beiden wichtigsten Disziplinen: Rhetorik und Philosophie (S. 11).

Ein aussagekräftiges Beispiel für das Klima der Offenheit zwischen Christen und Heiden angesichts der religiösen Fragen erkennt Moreschini in Themistius' im Senat von Konstantinopel gehaltener *oratio* 5 aus dem Jahr 364, die das „edict of toleration“ (S. 11) Jovians lobt, das die antichristlichen Maßnahmen seines ‚abtrünnigen‘ Vorgängers aufhob. Dass es bei den Kappadokiern keinen strengen Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Kultur gab, wird daran deutlich, dass Basilius und Gregor von Nazianz – wenn auch auf verschiedene Weise und in unterschiedlichem Ausmaß – Rhetorik und Philosophie in Athen studierten. Bei Basilius zeigt sich, so Moreschini, „the usual dualism between Christian culture and pagan culture, which was still present in the 4th century, even in an environment as culturally aware as that of the Cappadocians“ (S. 17). Ob Himerius und der (mögliche) Christ Prohaeresius tatsächlich, wie häufig angenommen wird, ihre Lehrer waren, muss offenbleiben (S. 14–15). Generell hatten die Kappadokier keine Schwierigkeiten, Kontakte zu einzelnen Heiden, darunter wichtigen zeitgenössischen Sophisten, zu unterhalten, auch wenn sie deren Vorstellungen über Religion nicht teilten (S. 25).

Die *παιδεία* wird ebenfalls im Zusammenhang der Rhetorik untersucht („*Paideia* and Rhetoric“, S. 25–42). Bei der Betrachtung der *παιδεία* der Kappadokier darf ihr Verhältnis zur Philosophie nicht außer Acht gelassen werden („*Paideia* and Philosophy“, S. 42–48). Als ‚Faustregel‘ gilt für Moreschini: „[F]or the Cappadocians a critical attitude towards philosophy is also true, but their criticism is repetitive and traditional“ (S. 42). Letztlich ging es darum, eine adäquate Antwort auf die Frage zu finden, ob eine wahre Philosophie außerhalb des Christentums existieren könne (S. 48).

Das Kapitel wird durch zwei Abschnitte über den Origenismus der Kappadokier abgeschlossen. Im ersten („Christian Formation: Origenism“, S. 49–51) hebt Moreschini, unter Bezugnahme auf Manlio Simonetti, den starken Einfluss des Alexandriners auf das kappadokische Christentum hervor, sowohl direkt als auch durch Gregor den Wundertäter. Ein weiteres wichtiges Zeugnis für diese Verbindung ist die *Philocalia*, eine Sammlung von Texten des Origenes, die der Überlieferung nach von Basilius und Gregor zwischen

358 und 360 während ihres klösterlichen Aufenthalts in Pontus verfasst wurde. In dieser Hinsicht zeigt Moreschini eine gewisse Skepsis gegenüber den Argumenten, die von Marguerite Harl und anderen gegen die basilianische und gregorianische Autorschaft der Sammlung vorgebracht werden (S. 49, Anm. 129).

Der letzte Abschnitt („Origenism und Exegese“, S. 51–61) untersucht die Position der Kappadokier in Bezug auf die drei Arten der Exegese, die Origenes zugeschrieben werden (wörtlich, allegorisch, geistlich), und überprüft die verbreitete Meinung, dass der Nyssener eher zu einer spirituellen Art der Exegese neigte, während Basilius eine solche ‚historischer‘ Art bevorzugt hätte (S. 51). In Wirklichkeit, so bemerkt Moreschini, stellte sich der Bischof von Caesarea nicht prinzipiell gegen die Allegorie, und seine Kritik in diesem Sinne richtete sich vor allem gegen deren Missbrauch (S. 53). Schwieriger ist die Beurteilung des Nazianzeners, der zwar zu seiner Zeit als Meister der Schriftauslegung bekannt war, von dem wir allerdings nur wenige exegetische Texte besitzen (etwa *oratio* 37). Er befindet sich wohl in einer Zwischenstellung zwischen den Auswüchsen einer rein wörtlichen und einer rein geistlichen Auslegung (S. 55; or. 45,12). Der Abschnitt schließt mit Überlegungen zu Evagrius, dessen Methode der Schriftauslegung, die im Umfeld der Schule von Alexandria angesiedelt ist, stark von seinem Meister beeinflusst ist (S. 60–61).

Das zweite Kapitel („Literary Genres“, S. 63–121) ist der literarischen Produktion der Kappadokier gewidmet, die sich in die drei verschiedenen Bereiche Redekunst, Epistolographie und Poesie unterteilen lässt. In Bezug auf den ersten Bereich („The Homily“, S. 63–99) weist Moreschini auf die grundlegende Rolle der Predigt im Christentum des vierten Jahrhunderts allgemein hin, in dem die Homilie nach der Definition von Jacques Fontaine in den Rang von „mass-media“ of the Christian world at that time“ (S. 63) aufsteigt. Er geht auf die Zuhörerschaft und die unmittelbaren Adressaten solcher Reden ein („The Ambience and the Public“, S. 64–68) und bietet eine Analyse des rednerischen Schaffens eines jeden Kappadokiers, geordnet nach dem Inhalt: ‚moralische‘ Predigten, hagiographische, theologische (unter denen die „Theologischen Reden“ des Nazianzeners hervorstechen), solche für besondere liturgische Anlässe und solche mit eher autobiographischem Charakter, die vor allem für den Nazianzener typisch sind, und *λόγοι ἐπιτάφιοι* (eine von Basilius nicht praktizierte Gattung). Dieser erste Block schließt mit einer umfassenden Analyse des „Lebens von Gregor dem Thau-

maturgen“ des Nysseners, das Moreschini als paradigmatisch für das für die Spätantike typische Phänomen der Verknüpfung („Hybridization“) literarischer Gattungen betrachtet (S. 92–99). Anschließend befasst er sich mit der Epistolographie (S. 99–110), einer Gattung, die bei den griechischsprachigen Christen vor den Kappadokiern wenig Anklang fand, und untersucht einzelne Briefkorpora. Es folgt die Poesie (S. 110–121), die allerdings nur von Gregor von Nazianz (und in weit geringerem Maße von Amphilochius) gepflegt wurde. Eine literaturkritische Beurteilung der Poesie des Gregor von Nazianz würde einen bisher nicht vorhandenen Überblick erfordern. Sicher allerdings ist: „he gave us a first, important attempt to give a form to Christian poetry, consciously taking possession of a literary genre that had up to that point been neglected“ (S. 121).

Das dritte Kapitel („A Christian Philosophy“, S. 123–207) untersucht den Beitrag der heidnischen Philosophie zur Entwicklung der Lehre der Kappadokier: „The Philosophy of non-Christians was [...] for them [...] a way to clarify, in an increasingly problematic cultural context replete with debates, the *kerygma* considered true in the pro- or anti-Nicene controversies“ (S. 123). Angesichts der Weite des Themas klammert Moreschini in seiner Untersuchung jene Punkte aus, in denen sich die kappadokischen Väter nur wenig voneinander unterschieden, zum Beispiel die negative Theologie und die Unerkennbarkeit Gottes oder die Sprachlehren des Basilios und des Nysseners, um sich stattdessen folgendermaßen zu fokussieren: „[T]o what extent have Christian writers resorted to pagan philosophy to discuss, examine and finally resolve the problems under discussion, which were the most difficult problems of Christian doctrine?“ (S. 124). Vor allem in neueren Studien ist, so Moreschini, oft vorschnell von Abhängigkeiten und Ableitungen von heidnischen Philosophen (zum Beispiel von Porphyrios oder Jamblichus) die Rede, ohne zu fragen, ob deren Texte den Kappadokiern wirklich zugänglich waren. Aus diesem Grund bringt er „the prudent, even though in part excessive, considerations“ (ebd.) von Heinrich Dörrie<sup>3</sup> in Erinnerung: „Christian Platonism had never existed nor could it exist, because with

3 H. Dörrie: Was ist „spätantiker Platonismus“? Überlegungen zur Grenzziehung zwischen Platonismus und Christentum. In: ThRdschau 36, 1971, S. 258–302; ders.: Gregors Theologie auf dem Hintergrunde der neuplatonischen Metaphysik. In: Ders./M. Altenburger/U. Schramm (Hrsgg.): Gregor von Nyssa und die Philosophie. Zweites Internationales Kolloquium über Gregor von Nyssa. Freckenhorst bei Münster, 18.–23. September 1972. Leiden 1976, S. 21–42.

regard to many problems [...] Christians could not replace their tradition, which dated back to the Scriptures, with the doctrines of the Neo-Platonists. In Platonism there were, moreover, other doctrines that no Christian could accept“ (S. 124–125), etwa die Abstufung der Gottheit, die Ewigkeit der Welt, die Seelenwanderung; außerdem habe der Glaube an die Auferstehung des Fleisches ein deutlich antiplatonisches Gepräge (S. 125). Dennoch ist, so Moerschini, Dörries These überzogen, denn ein Einfluss des Platonismus auf das Christentum ist nicht zu leugnen. Neben dem direkten gibt es auch ein vermitteltes Wissen durch die Schule von Alexandrien, die mit Clemens und Origenes eine tiefgreifende Überarbeitung des Platonismus vorgenommen hatte. „[I]n any case [...] philosophy had a partial impact on Trinitarian theology“ (S. 127).

Die Abhandlung untersucht im Folgenden einige zentrale Punkte der Theologie der Kappadokier [„To Talk about God (θεολογία)“, S. 128–138], wie die Einfachheit und Unendlichkeit Gottes und das (bereits für Philo, den Mittelplatonismus und die Alexandriner charakteristische) Schwanken zwischen Apophatismus und Kataphatismus, und geht dann zur Darstellung ihrer Kosmologie (S. 139–156) und Anthropologie („Man“, S. 156–184) über. Darin finden sich Protologie und Eschatologie der Kappadokier, außerdem Themen wie die ‚doppelte Schöpfung‘, das Endgericht und die Auferstehung, die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Apokatastasis. Das Kapitel schließt mit einem Abschnitt über Ethik (S. 185–207).

Kapitel 4 bietet mit einer eingehenden Untersuchung der trinitarischen Theologie der Kappadokier („Trinitarian Theology“, S. 209–276) ein umfangreiches und komplexes Thema. Moerschini verdeutlicht, wie sich die trinitarische Reflexion der kappadokischen Väter allmählich entwickelte, „although it was by *communis opinio* summarized in the formula ‚one substance – three hypostases““ (S. 209). Zur bei Marius Victorinus gefundenen trinitarischen Formel schreibt er: „Much less [...] is it an antecedent of the formula that is attributed by *communis opinio* to the Cappadocians“ (S. 211), „because it speaks of three hypostases that derive from one substance, not three hypostases that are *in* a substance“ (S. 210). Anschließend untersucht Moerschini den trinitarischen Wortschatz der Kappadokier (οὐσία, ὁμοούσιος, ὑπόστασις, πρόσωπον), wobei er dessen Veränderlichkeit und Abweichungen innerhalb der kappadokischen Väter herausstreicht („The Trinitarian Lexicon of the Cappadocians“, S. 211–221). Die Diskussion berücksichtigt auch die Glaubensbekenntnisse in ihren Schriften („Some Professions of Faith“,

S. 221–237), die eine genauere Vorstellung von der allmählichen Herausbildung ihrer Trinitätslehre vermitteln, die um das Jahr 380–381 in einer definitiven Form erscheint (S. 229). Von besonderer Bedeutung ist die Analyse des „Tritheismus“ (S. 241–243), also des Vorwurfs, die Existenz dreier Götter zu behaupten, der insbesondere den beiden Gregoren seitens der Pneumatomachen zwischen dem Jahr 375 (Basilios, *De Spiritu Sancto*) und 383 (Gregor von Nyssa, *Contra Macedonianos*) gemacht wurde. Anhand dessen stellt Moreschini detailliert die unterschiedlichen Lösungen der Kappadokier zu dieser Frage dar und beleuchtet ihre jeweiligen Positionen zur trinitarischen Theologie, insbesondere im Hinblick auf den *τρόπος τῆς ὑπόρξεως* des Heiligen Geistes.

Im fünften Kapitel („The Incarnate Christ“, S. 277–320) zeigt Moreschini auf, wie die christologische Frage mit den Kappadokiern einen neuen Impuls erhält. Es wurde nicht mehr nur auf den Arianismus reagiert, der im Wesentlichen an der traditionellen Interpretation des Logos-Sarx-Typus festhielt, sondern auch auf die durch Apollinaris von Laodicea ausgelösten Überlegungen. Dessen Ruf als Anhänger des nizänischen Glaubensbekenntnisses führte wohl anfangs dazu, dass er von den Kappadokiern respektiert wurde, und hielt sie zunächst davon ab, mit ihm zu polemisieren. Moreschini untersucht daher die Christologie der kappadokischen Väter vor und nach Beginn der Kontroverse mit Apollinaris: „Christology was a doctrine for which Apollinaris was famous ever since his death, and even today it has attracted the attention of scholars, so much so that it has also aroused interest in his Trinitarian theology“ (S. 290). Moreschini geht den Reaktionen und Antworten der Kappadokier nach („The Revolution of Apollinaris of Laodicea“, S. 290–320), deren Polemik gegen Apollinaris er als nicht einhellig, sondern als vielfältig aufzeigt.

Das sechste Kapitel analysiert das Nachleben der kappadokischen Väter in der lateinischen Welt [„The Cappadocians and the Latin West (the Fourth and Fifth Centuries)“, S. 321–393]. Dabei richtete sich das Hauptaugenmerk der westlichen Väter zunächst nicht auf die Trinitätslehre oder die Christologie der Kappadokier. „The Westerners [...] were interested in their ascetic doctrine, while for theology they continued to follow the tradition that went back to Tertullian“ (S. 321). Erst mit Augustinus kommt es zu einer echten lehrmäßigen Aufarbeitung der kappadokischen Theologie („The Theology of the Cappadocians in the West“, S. 321–324). Ansonsten spielen die kappadokischen Väter als „Masters of Asceticism in the West“ (S. 324–337) eine

Rolle. Besondere Aufmerksamkeit wird auch den lateinischen Übersetzungen von *orationes* des Nazianzeners durch Rufinus gewidmet (S. 351–361). Schließlich legt Moreschini im Anhang (S. 365–393) eine vorläufige kritische Ausgabe der lateinischen Fassung einer Gruppe von Werken des Gregor von Nazianz (or. 45 und 19; epist. 102 und 101; carm. 1, 2, 3) vor, die einer kleinen Anzahl von Handschriften entnommen wurde.

Die Schlussfolgerungen (S. 395–400) geben einen Überblick über den Inhalt der Arbeit im Lichte der in der Einleitung dargelegten Ziele und unterstreichen erneut die Differenzierungen, die diese Studie auszeichnen. Abschließend findet sich eine recht ausführliche „Bibliography“ (S. 401–429), die sich auf die engere Themenstellung der Studie beschränkt.

Moreschini legt mit seinem Werk eine eindrucksvolle Zusammenschau seiner fast fünfzigjährigen Forschungstätigkeit zu den Kappadokiern vor, die eine Fülle von bildungsmäßigen, literarischen, philosophischen und theologischen Aspekten berücksichtigt und ordnet. Andere Bereiche, wie etwa der politische, finden sich eher am Rande. Moreschini verfasst einen ansprechenden, konzentrierten, orientierenden und aufschlussreichen Überblick zu den kappadokischen Vätern, ihren Vorläufern und Zeitgenossen. Verschiedenste Fragestellungen unter dem Blickwinkel der *concordia discors* durchzugehen, erweist sich als fruchtbar und weiterführend, weil dadurch manche Punkte in anderem Licht erscheinen. Zugleich bietet Moreschini eine Fundgrube an Hinweisen zur bisherigen Kappadokier-Forschung, die für weitere Projekte wertvoll sind, und führt in seiner breiten Einordnung über Bisheriges hinaus. Der vorliegende Band ist mit großem Gewinn zu lesen.

---

Notker Baumann, Universität Erfurt  
Katholisch-Theologische Fakultät  
Professur für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Christliche Archäologie  
notker.baumann@uni-erfurt.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Notker Baumann: Rezension zu: Claudio Moreschini: The Cappadocian Fathers: Forerunners and Contemporaries. Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2022 (Studia Patristica. Supplement 10). In: Plekos 27, 2025, S. 13–21 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-moreschini.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Hans-Peter Kuhnen: Wüstengrenze des Imperium Romanum. Der Limes in Israel und Jordanien. Mit Beiträgen von Johanna Ritter-Burkert und Stefan F. Pfahl. 2. überarb. Aufl. Oppenheim: Nünnerich-Asmus 2024 (Archäologischer Führer zum Nahen Osten 2). 224 S., 214 Abb., 1 Klappkarte, 2 Abb. in Klappe. € 26.00. ISBN: 978-3-96176-271-2.

Das hier zu besprechende Werk, das nun in einer zweiten überarbeiteten Auflage erschienen ist, folgt im besten Sinne einem ungewöhnlichen Konzept. Es bietet sowohl eine im Verhältnis zum Gesamtumfang ausführliche Überblicksdarstellung zur gesamten Ostgrenze des Imperium Romanum auf etwa hundert Seiten als auch einen archäologischen Führer zu den römischen Stätten in Israel und Jordanien. Dabei werden nicht nur die militärischen Anlagen des Limes Arabiae et Palaestinae im engeren Sinne dargestellt, sondern auch – zumindest in knapper Form – die antiken Städte im Hinterland. Insofern übertrifft das Buch in mehrfacher Hinsicht die durch den Titel geweckten Erwartungen.

Der erste Teil des Buches hat den Charakter eines gut lesbaren Einführungswerkes zur politisch-militärischen Geschichte der Großregion von der Ankunft des Pompeius 65 v. Chr. bis zur islamischen Eroberung in den 630er-Jahren n. Chr. („Die Schicksalsgrenze Roms im Orient von Augustus bis Heraclius“, S. 3–116). Auch die von der wechselvollen jüngeren Geschichte der Region geprägte Forschungsgeschichte wird ausführlich gewürdigt („Die Erforschung des Orientlimes 1896–2016“, S. 12–24). Bereits hier sticht die Einbindung von reichem Kartenmaterial und zahlreichen Fotos heraus. Erfreulich ist ferner die Integration ausgewählter literarischer, epigraphischer und gerade auch papyrologischer Quellen mit Übersetzung in die Darstellung. Beide letztgenannten Punkte dürften sich auch für die Nutzung des Werkes im Rahmen der akademischen Lehre als wertvoll erweisen. Nicht unerwähnt bleiben soll hier, dass auch bei der Entstehung des Bandes selbst Lehrveranstaltungen, Exkursionen und studentische Beiträge eine wichtige Rolle gespielt haben.

Dem historischen Überblick als dem Schwerpunkt des ersten Teils („Die Orientgrenze des Imperium Romanum im Wandel der Geschichte“, S. 24–116) geht ferner eine einleitende Beschreibung der naturräumlichen Bedingungen der römischen Ostgrenze zwischen Schwarzem Meer und Rotem Meer voran („Grenzland an den Rändern des Fruchtbaren Halbmonds“, S. 6–12). Der Verfasser deutet hier bereits an, wie sehr dieser Aspekt die



Geschichte der römischen Präsenz immer wieder prägen sollte. Angesichts der Vielgestaltigkeit der beschriebenen Naturräume mag die breite Verwendung des Begriffs „Wüste“ bei einigen Leserinnen und Lesern teilweise falsche Assoziationen wecken. In der neueren deutschsprachigen Forschung ist jedenfalls mit Blick auf den heute syrisch-irakischen Bereich mit guten Gründen häufiger von einer „Steppengrenze“ die Rede.<sup>1</sup> Andererseits könnte man dagegenhalten, dass der Antike derartige Unterscheidungen fremd waren und die Römer auch naturräumlich recht unterschiedliche Landschaften gleichermaßen als *deserta* oder *solitudines* bezeichnet hätten und außerdem der Gesichtspunkt der Aridität der Region sich in nahezu allen hier betrachteten Gegenden auswirkte.

Ein inhaltliches Argument für den in räumlicher Hinsicht großen Bogen des Werkes dürfte ferner darin bestehen, dass der Verfasser die Bedrohung der römischen Herrschaft auch in südlichen Gebieten – nämlich durch Nomadeneinfälle – für gewichtiger einschätzt, als es in der Forschung häufig vertreten wird.<sup>2</sup> Insofern sieht er nicht nur die Grenze zum Parther- beziehungsweise Sassanidenreich, sondern die gesamte Orientgrenze als „Schicksalsgrenze Roms im Orient“ (S. 3). Wie immer man sich zu dieser Frage positioniert, so erscheint jedenfalls die Einordnung der südlichen Regionen, die im Zentrum des Buches stehen, in den größeren Kontext sehr willkommen. Dies gilt erst recht, wenn man – wie Hans-Peter Kuhnen – auch den quellenmäßig so gut greifbaren indigenen Widerstand der Juden in diesen Rahmen einbezieht („Ende in Masada: Der Erste Jüdische Aufstand gegen Rom 66–74 n. Chr.“, S. 29–31; „Hoffnung auf den Messias: Der Zweite Jüdische Aufstand 132–135 n. Chr.“, S. 31–34).

Der historische Überblick setzt bereits mit dem Zerfall des Seleukidenreiches als Vorgeschichte der römischen Hegemonie ein, die dann mit dem Feldzug des Pompeius 63 v. Chr. und dessen politischen Neuordnungen begann [„Der Zerfall des Seleukidenreichs und der Ausgriff Roms (129–63 v. Chr.)“, S. 25; „Syria, Iudaea und Arabia unter dem Gladius“, S. 25–26]. Nach der Schilderung der Aufstände in Judäa bildet die Konfrontation des

1 So etwa M. Sommer: Roms orientalische Steppengrenze. Palmyra – Edessa – Dura-Europos – Hatra. Eine Kulturgeschichte von Pompeius bis Diocletian. 2., vollständig überarb. Auflage. Stuttgart 2018.

2 So vor allem B. Isaac: The Limits of Empire. The Roman Army in the East. Oxford 1990.

Römischen Reiches mit den Parthern und Sassaniden einen zweiten Schwerpunkt. Kuhnen zeigt überzeugend, dass es sich hier um „Gegenspieler Roms auf Augenhöhe“ (S. 36) handelte, wobei dies für die Sassaniden freilich noch in stärkerem Maß als für die häufiger durch innere Streitigkeiten geschwächten Parther der Fall war. In diesem Kontext geht der Verfasser gerade auch auf jene konkreten Orte des Geschehens ein, die entweder durch die modernen Staudämme am Euphrat nicht mehr zugänglich oder aufgrund der Sicherheitslage insbesondere in Syrien und im Irak außer Reichweite für Forschung und Tourismus geraten sind. Die südlichen Teile der römischen Ostgrenze werden schließlich für die Zeit von Trajan bis zur Ausbreitung des Islam und mit einem Schwerpunkt auf dem *Limes Arabiae et Palaestinae* dargestellt, wodurch die wesentliche Grundlage für den zweiten Teil des Buches („Der römische Limes in Israel und Jordanien“, S. 117–189), den archäologischen Führer, gelegt wird. In diesem Zusammenhang werden passenderweise auch die bedeutendsten Bautypen römischer Militärarchitektur vorgestellt, die das systematische Gerüst für die Besprechung der einzelnen Stätten im Anschluss liefern. Doch auch die wichtige Integration indigener Truppen unter sogenannten Phylarchen in die römische Sicherheitsarchitektur wird hier ebenso beschrieben wie das Vordringen des Islam, das Kuhnen anschaulich als allmähliche Transformation präsentiert.

Innerhalb der insgesamt sehr gelungenen Darstellung gilt ein besonderes Augenmerk immer wieder der Anpassung der römischen Sicherheitsstrategie an die verschiedenen naturräumlichen Gegebenheiten und auch dem Vergleich mit dem Limes in Germanien und den westlichen Grenzregionen. Beispielsweise wird des Öfteren deutlich, wie sehr das römische Militär sich für die strategische Ortswahl seiner Anlagen nicht nur im Eigeninteresse an der Verfügbarkeit von Wasser orientieren musste, sondern die Kontrolle über das Wasser in Kontrolle über ein Gebiet umzumünzen vermochte. Besonders einleuchtend und im Hinblick auf das Verständnis der im zweiten Teil vorgestellten Anlagen ist hier die Darstellung der Strategieveränderungen in der römischen Grenzsicherung durch die in der Spätantike notwendigen Reduzierungen der Truppenstärke. Diese schlug sich baulich in der geringeren Fläche, aber größeren Wehrhaftigkeit der Militäranlagen nieder.

Es mag dem Konzept als Einführung geschuldet sein, dass auf Forschungsdebatten im Ganzen nur wenig Bezug genommen wird. Allerdings wäre es aus meiner Sicht durchaus möglich gewesen, darauf hinzuweisen, dass ins-

besondere hinsichtlich der Beziehungen Roms zu den Nabatäern seit Längerem auch anderen Deutungen diskutiert werden. Dies gilt sowohl für das Verhältnis zwischen Rom und den Nabatäern vor der Einrichtung der Provincia Arabia 106 n. Chr. als auch im Hinblick auf die Provinzialisierung selbst. So wird etwa mit durchaus guten Argumenten in Frage gestellt, ob diese tatsächlich so widerstandslos ablief, wie Kuhnen es darstellt (S. 35).<sup>3</sup> Hier hätte es, unabhängig davon, wie man sich in dieser Debatte positioniert, nicht geschadet, auf die Uneinigkeit in diesen Fragen zumindest kurz einzugehen. Auch die von Kuhnen seit Langem stark betonte Bedeutung des Kreuzbogensattels für Kamele als „Revolution des Wüstenkrieges“ (S. 72–75) ist zwar grundsätzlich sehr plausibel.<sup>4</sup> Es hätte aber der Hinweis darauf, dass sicher auch weitere Faktoren für die steigende militärische Bedrohung der römischen Grenze durch arabische Bevölkerungsgruppen seit dem dritten Jahrhundert eine Rolle gespielt haben könnten, hier noch mehr überzeugt.

Der zweite Teil des Werkes, der auch zahlreiche Beiträge von Johanna Ritter-Burkert und weiteren Beiträgerinnen und Beiträgern enthält, stellt jeweils in knappen Abschnitten systematisch geordnet die archäologisch fassbaren römischen Legionslager (2.1, S. 120–127), Kastelle und Wachtürme (2.2., S. 128–148), Städte (2.3, S. 149–174) und Belagerungsarchitekturen (2.4, S. 175–179) der Limes-Region in Israel und Jordanien vor. Auch die Verkehrsinfrastruktur findet in Form weiterer Kapitel zu den Handelsrouten durch Wadi Rum und Wadi Salma mit ihren archäologischen Zeugnissen sowie zu den römischen Straßen Via Nova Traiana und dem Skorpionensteig Berücksichtigung (2.5, S. 180–187). In der überarbeiteten Auflage wurden zudem nun auch bestimmte Neufunde – wie etwa eine Bauinschrift aus dem Legionslager Uduh (S. 125) – in die Darstellung einbezogen, auf deren Nichtbeachtung ein Rezensent der Erstausgabe noch kritisch hingewiesen

3 Vgl. dazu etwa P. Cimadomo: The Controversial Annexation of the Nabataean Kingdom. In: *Levant* 50, 2018, S. 258–266, mit weiterer Literatur, sowie auch die Besprechung der Erstauflage dieses Buches von S. Th. Parker. In: *Germania* 98, 2020, S. 374–376.

4 H.-P. Kuhnen: Der Sarazenenattel. Zu den Voraussetzungen der Sarazenenfälle am Limes Arabiae. In: V. A. Maxfield/M. J. Dobson (Hrsgg.): *Roman Frontier Studies 1989. Proceedings of the XVth International Congress of Roman Frontier Studies*. Exeter 1991, S. 326–334.

hatte.<sup>5</sup> Dabei beschränkt sich das Buch nicht auf die Darstellung der archäologischen Befunde und ihre Einordnung in den größeren historischen Zusammenhang. Der Autor gibt in gesonderten Kästen auch vielfältige praktische Reisehinweise, etwa zu (oft fehlenden) Versorgungs- oder gar Übernachtungsmöglichkeiten im Umfeld der einzelnen Stätten oder dem Umstand, dass der Gebrauch von Straßennamen in Jordanien im Alltag nicht unbedingt üblich ist (S. 119). Ein kurzes Kapitel von Stefan Pfahl zu nabatäischen Münzen sowie zu einem Grabstein eines in Philadelphia-Amman geborenen Soldaten am Rhein schlägt zum Abschluss einen Bogen zur germanischen Limesforschung („Attraktiver Westen? Drei nabatäische Münzen und eine Inschrift aus Germanien“, S. 188–189).

Lobend zu erwähnen sind schließlich die Zusatzmaterialien am Ende des Bandes. Dazu gehören eine Liste geografischer Koordinaten (S. 190), die zum Auffinden der häufig nicht leicht zu erreichenden Stätten sicher sehr nützlich sein wird, zudem eine forschungsgeschichtliche Zeittafel (S. 191) sowie ein Ortsindex auf der hinteren Buchklappe, der der Nutzbarkeit als Reisebegleiter ebenfalls sehr entgegenkommt. Ein Sachindex wäre freilich auch willkommen gewesen. Auf die reiche und qualitätvolle Illustration des Buches mit Fotografien, Karten, Plänen und Skizzen wurde bereits zu Beginn hingewiesen. Sie stellt aber tatsächlich ein besonders hervorzuhebendes Merkmal dieser Publikation dar.

Insgesamt erweist sich das Buch somit als eine sehr gelungene Kombination aus knappem Einführungswerk und archäologischem Reisebegleiter, noch dazu in einem handlichen Format. Man kann ihm nur wünschen, dass es gerade auch die weniger bekannten römischen Stätten Israels und Jordaniens für historisch und archäologisch interessierte Reisende zugänglicher machen und auf diesem Wege zum Erhalt dieses bedrohten Erbes beitragen möge.

5 Vgl. M. Grawehr. In: MH 78, 2021, S. 166–167, hier S.166. Zur betreffenden Inschrift: D. L. Kennedy/H. Falahat: *Castra Legionis VI Ferratae*: A Building Inscription for the Legionary Fortress at Udruh near Petra. In: JRA 21, 2008, S. 150–169.

---

Daniel Emmelius, Universität Duisburg-Essen  
Historisches Institut, Abteilung für Alte Geschichte  
Akademischer Rat a. Z.  
daniel.emmelius@uni-due.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Daniel Emmelius: Rezension zu: Hans-Peter Kuhnen: Wüstengrenze des Imperium Romanum. Der Limes in Israel und Jordanien. Mit Beiträgen von Johanna Ritter-Burkert und Stefan F. Pfahl. 2. überarb. Aufl. Oppenheim: Nünnerich-Asmus 2024 (Archäologischer Führer zum Nahen Osten 2). In: Plekos 27, 2025, S. 23–28 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-kuhnen.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Luca Loschiavo (ed.): *The Civilian Legacy of the Roman Army. Military Models in the Post-Roman World*. Leiden/Boston: Brill 2024 (History of Warfare 144). XIII, 520 p., 2 maps. € 177.62/\$ 199.00. ISBN: 978-90-04-69347-0.

By far the biggest expense for the Roman state, throughout its existence, was the Roman military, the kind of factoid long trumpeted in scholarly and popular works. Even by Late Antiquity, by some measures it accounted for half the state's budget.<sup>1</sup> The army's fiscal impact on the empire during its heyday and thereafter, then, is well understood. Its impact on the early modern world, especially in the realm of military organization, is also well established, even if Vegetius in particular deserves a good deal of credit for this.<sup>2</sup> The chapters in this book purport to look at the army's impact on the kingdoms that emerged in the immediate aftermath of the dissolution of the Roman Empire, and not at that aspect of its legacy most often admired by later devotees, its military prowess; rather, its impact on civilian matters. As it happens, the book covers a more diverse array of topics than its title would have you believe, or rather, the civilian legacy of the Roman military is broader than I had, perhaps, anticipated: topics range from the vexed issue and origins of *hospitalitas* and Frankish *centena*, to the Lombard army and the *ius speciale militum*. The sources used are predominantly text-based, whether the law codes or assorted late antique authors, though it is the late antique and barbarian legislation that attracts the bulk of the contributors' attention.

The book comprises eighteen chapters, which are in turn subdivided into four parts. Part one is "The Words of the Soldiers", part two is "Social and Juridical Structures", part three "Symbols, Rituals and Identity Models", and part four "Geometries of the Power and Military Justice". Preceding those chapters there is an introductory-style chapter by Ian Wood on the transformation of the Roman military, while the eighteenth, by Walter Pohl, offers some concluding remarks. Ian Wood in chapter one, "Transformation of

1 M. F. Hendy: *Studies in the Byzantine Monetary Economy, c. 300–1450*. Cambridge 1985, p. 157.

2 C. Allmand: *The De Re Militari of Vegetius. The Reception, Transmission and Legacy of a Roman Text in the Middle Ages*. Cambridge 2011. To give one example of the abundant research on this, see N. Popper: *Virtue and Providence: Perceptions of Ancient Roman Warfare in Early Modern England*. In: *Huntington Library Quarterly* 83, 2020, pp. 519–542.

the Military in the Late Antique West” (pp. 1–27), looks at the transformation of the Roman military from a standing army to an army of obligation. He provides overviews of many aspects of the late Roman military like its recruitment, and the character and function of some of its components, like the federates and *buccellarii*. In turn, he uses this material to highlight some big changes in its history, such as when it ceased to exist as a standing army of the Roman state. Wood also stresses the relatively low-level of endemic violence in these later successor states, where all men could be potential warriors.

Starting with part one, in chapter two Andrea Trisciuglio, “*Hospitalitas* I: The *Munus Hospitalitas* and Its Limits” (pp. 31–54), presents the first of two chapters on *hospitalitas*. Trisciuglio goes through the laws for billeting from the later empire in the Theodosian and Justinianic codes, and along the way investigates the *metatores* and the *metatum*. Pierfrancesco Porena in chapter three, “*Hospitalitas* II: the Changing Meaning of *Hospitalitas*” (pp. 55–94), picks up on the issue of soldiers living in civilian spaces, and turns to *hospitalitas*’ relationship to barbarian settlements, so including a number of technical details on the specifics. Porena also deals with the transformation of warring barbarians into stable landowners. In chapter four, “Warrior Names and Military Language of the Westgermanic Peoples: Franks and Langobards” (pp. 95–128), Wolfgang Haubrichs reviews the meaning(s) behind the names of various Merovingian kings, and provides a fascinating account (especially to the uninitiated, like me) of Germanic military terminology. The “name-world” of the Germanic peoples, Haubrichs argues, reflects societies geared for war. Carla Falluomini, in chapter five, “The Gothic Language of Warfare” (pp. 129–156), notes that Gothic military terminology had a more ancient pedigree than that of other Germanic peoples and reconstructs this vocabulary using a mixture of direct and indirect sources. We even see how some words, like legion, go from Latin to Greek to Gothic, and even those that go from Gothic to Latin and Greek, like *bandum*/*bandon*. At the end, Falluomini touches on the role of Gothic soldiers in the Roman military in fostering some of these adaptations.

Valerio Marotta, chapter six, “*Militia* and *Civitas* between Third and Sixth Century CE” (pp. 159–194), discusses the army’s contribution to the spread of citizenship and “the various legal provisions that governed access to *civitas*” (p. 160). Marotta notes all the nuance(s) involved in whether certain recruits received citizenship or not. Among the topics included are the *dediticii*,

the shift of people from one region to another, and some discussion of Ralph Mathisen's views on citizenship. For Marotta, the turning point in all this came in the reign of Justinian. Stefan Esders, in chapter seven, "Persecuting *Latrones*, Maintaining *Disciplina*, Enforcing the *Velox Supplicium*: the Frankish *Centena* According to Childebert II's Decree" (pp. 195–222), explores the genesis of the Frankish *centena* as a district under a military office holder. Esders connects it to Roman attempts to keep track of brigandage, with the *centenae* serving as something of a militia-type organization. Ultimately, the *centenae* seem to have existed in Gaul and Germany before the Frankish takeover. In chapter eight, "Soldiers' Marriages: Before and after the Fall of the Empire" (pp. 223–241), Francesco Castagnino goes over all the imperial era Roman evidence for soldiers' marriages before looking at the context in Late Antiquity, especially when it relates to marriages involving Romans and barbarians, like the Visigoths and Ostrogoths. Castagnino finds no consistency in legal provisions on "marriage of the *ius militare*" (p. 237). Thanks to the conferring of citizenship on non-Roman soldiers after completing their terms of service in Late Antiquity, barbarian veterans would have been legally permitted to marry Roman women. Iolanda Ruggiero, in chapter nine, "Soldiers' Inheritance: The *Testamentum Militis* and Other Privileges from the Imperial Constitutions to the *Leges Barbarorum*" (pp. 242–266), notes that soldiers were allowed to make wills as they so wished. In this chapter, Ruggiero makes some interesting comments on the important role weapons played in legal symbolism and goes into some detail on the *Pactus Legis Salicae*, ultimately noting that the structure of the provisions of wills in the Salic Law borrowed from Roman law.

Andrea Verardi, in chapter ten, "The *Cingulum Militiae* in the Early Middle Ages Between Status and Function" (pp. 269–298), opens part three by asking whether there was continuity between the belt and the office with which it was associated as we shift from the late Roman world to the early medieval one. Verardi notes the *cingulum* was originally practical in use, but over time it came to be associated with the emperor, the officers, and the soldiers. Later, the Goths, as a military elite, adopt the *cingulum militum*, a usage which is not dissimilar to its application to members of Frankish society upon the militarization of its elite, but which is different from its use by the Lombards. Esperanza Osaba, in chapter eleven's "Answering the Call to Arms: *Lex Visigothorum* 9.2" (pp. 299–335), analyses a host of laws which cover topics like bribes, dodging the draft, when a *praepositus* abandons war, and the pro-



spective transgressions of *centenarii* and *ducenarii*. Two of the most fundamental problems that Osaba includes are desertion and the failure to enlist, problems in the late Roman Empire and later the Visigothic kingdom. Francesco Borri, in chapter twelve, “‘Traditionskern’, ‘Gefolgschaft’: More Questions than Answers” (pp. 336–363), investigates the impact of Reinhard Wenskus, so providing a solid overview of the history of the scholarship on the vexed issue of barbarian origins and character. Warrior retinues feature prominently, as do the Romans – and their military – in the context of their impact on Germanic military institutions. In chapter thirteen, Stefano Gasparri, “The Lombard Army Between Myth and Reality: *Farae*, *Arimanniae*, *Arimanni*?” (pp. 364–379), discusses whether the *arimanniae* were fundamental to the Lombard military. In the process, Gasparri notes that *arimanni* (free warriors in Lombard Italy) appear very rarely before the ninth century, before turning to Lombard frontiers – which had no evidence for *arimanniae* – and their lack of a standing army. Rather, the mobilization of men for war was limited to those who could afford armour in the first place, though military service was a key part of Lombard society.

In chapter fourteen, “*Laeti* and *Gentiles*: Military Germanic Settlements in Roman Gaul” (pp. 383–412), Jean-Pierre Poly covers some similar ground to Borri before zooming in on Germanic settlements specifically in Gaul. A key tool in the discussion is the shields found in the *Notitia Dignitatum* and their purported connection to assorted barbarian groups. But Poly also brings in the remains from the graveyard at Mont-Augé in Champagne, in part to discuss the demographics of late antique Gaul. Ultimately, Poly argues the system of *praepositurae* (administrative districts) that emerged was a reflection of the militarization of the region. Luca Loschiavo, in chapter fifteen, “Personality of Law or *Ius Speciale Militum*? Around the Origins of the *Leges Barbarorum*” (pp. 413–445), argues that barbarian recruits into the Roman military not only acquired Latin and some Roman tactics, but exposure to Roman law. Eventually, Loschiavo considers the *Edictum Theoderici*, and how it came into being. This, in part, reflected Theoderic’s desire to bring harmony between Romans and Goths. Finally, Loschiavo turns to the Burgundians and concludes that what applies to the Goths also applies to them. In chapter sixteen, Soazick Kerneis, “Late Roman Military Justice and the Birth of Ordeal” (pp. 446–458), discusses torture and trials, an issue that starts to increase in the later empire. The discussion also includes the tablets from Trier which include torture, the *Atecotti*, and some core legal

concepts for ancient Irishmen. Kerneis notes that both a cauldron and nails, important concepts for the ancient Irish, can be used to determine truth. Fabio Botta, in the penultimate chapter, seventeen, “Collective Criminal Responsibility and Comrades’ Solidarity: from Roman Military Formations to Barbarian Armed Bands” (pp. 459–489), looks at changes in collective responsibility and associative crime from the Roman world to the early medieval barbarian world. The emphasis is on the law – Roman and Germanic – though Botta also brings in some textual material (like the *Historia Augusta*), while providing some interesting discussion of the nuances of small groups in the Roman military and among Germanic people. Ultimately, in barbarian societies punishment for a crime could be applied to the group as a whole, which was not the case (for the most part) in Rome.

Walter Pohl’s concluding chapter, eighteen, “From the Roman Army to the Laws of the Kingdoms: Concluding Remarks” (pp. 490–512), does a fine job of including lots of useful discussion in summary form. It helps too to tie together some, at times, scattered and disconnected papers. For Pohl, a significant chunk of the book is concerned with the binary between Roman and Germanic law, though also with the changes in assorted structures in the Roman military coming with the end of the last western emperor. Regarding the former, he argues this duality is misleading; regarding the latter, one oft-discussed distinction, between the military and civilian spheres, he argues is false. Ultimately, for Pohl the main thrust of the book is to what degree we can explain some aspects of the successor kingdoms using the models offered by Roman law and the “experiences of the new military elites in the Roman army” (p. 507).

It goes without saying, but space precludes (even with the generous page-allowance for Plekos reviews) a detailed consideration of all the chapters, so I will restrict myself to some general comments and a few highlights. While some chapters are more successful than others, some points seemed questionable, and some could have used a more defined structure, overall, this book makes a fine contribution to studies on the impact of the Roman military on the successor kingdoms. Collectively, the eighteen chapters showcase the many and complicated ways that the various successor states (in the west) adopted and adapted aspects of the Roman military, especially legal aspects and its administration, though less so its tactics and approach to combat. On the other hand, there is not as much ‘Roman army’ as you might expect if you come into this expecting an abundance of military-related

content. That said, many authors do look at the role of populations who had been, or at least provided, Roman soldiers in the transformations of former western provinces into new kingdoms. The legal material features prominently, particularly how the law gets adapted in many later early medieval kingdoms – and some of this legislation touches on military matters. So, it is not that there is no military, only that a comparatively small number of issues – from an admittedly giant pool – are discussed.

Depending on your background, there is plenty of fresh material in this dense volume too. Having approached this book as someone with a greater familiarity with earlier imperial era military affairs and late antique military matters in the east, I came across more than a few novel nuggets of information. For example, I was especially struck by the two chapters on Germanic and Gothic language usage and the use and appearance of military terminology. Having spent some time on concordances and differences between the terms used for military organization in Greek and Latin in the Eastern Roman Empire especially, where it was usually a question of the appearance, or lack thereof, of Latin terms in Greek, I was particularly struck by the impact of the Gothic language. While terms like *bandum* and *fulcum*, following the work of Philip Rance, spring to mind, I was not aware of the sheer volume of the adaptation.<sup>3</sup> The discussions of the impact of Germanic soldiers on Rome, while not unknown, is always worth stressing. There are even more borrowings, however, like the Gothic *laigaion*, used to refer to a group of unclean spirits (Falluomini, p. 134). This stems from λεγεών (Greek), which in turn comes from the Latin *legio*, legion. Borrowings aside, a record of the different Gothic terms is no less invaluable, like *bundafaps*, for centurion, or the word *drauhtinon*, “to serve under a warlord”, the closest equivalent to the Greek στρατεύεσθαι or Latin *militare*, “to serve in the army”, a fair reflection of differences in the military organization of the different entities (Greek city state, Roman Empire, barbarian kingdom). The number of names with military meanings, like Clotharius, which means “famous warrior”, Childericus, “mighty in battle”, or Tato, “man of action”, and Auchilo, “drawer of a weapon”, across different kingdoms, is remarkable. That this

3 P. Rance: ‘*quam gentilitate appellant.*’ The Philological Evidence for Barbarians in the Late Roman Army: Germanic Loanwords in Roman Military Vocabulary. In: T. Vida/P. Rance (eds.): *Romania Gothica II. The Frontier World: Romans, Barbarians and Military Culture*. Proceedings of the International Conference at the Eötvös Loránd University, Budapest, 1–2 October 2010. Budapest 2015, pp. 51–94.

applies to assorted peoples too also caught my eye: among others, Haubrichs lists the Franci, from *fraka*, “courageous, fast” (p. 107), and the Saxones, from *Sabsôn*, “men with daggers or short swords”. Also notable: around a quarter of the Langobard loanwords in Italian have to do with warfare. This is just one sample from two chapters. Readers will undoubtedly find more in other chapters.

Although there is likely little direct correlation between the law and the archaeological remains, what physical evidence we have offers abundant material to work with for considering the changing character of the Roman military and its civilian legacy, whether that comes via burials or otherwise.<sup>4</sup> So, it was a bit of a surprise to see archaeological evidence little discussed until chapter fourteen (where I was happy to see it), so quite late in the book. Although, when it does feature, I was not entirely convinced by how it was used, there is no question that it provoked a good deal of reflection on my part. For instance, I have reservations about how easily we might be able to identify the deceased at Mont-Augé, whom Poly discusses. Are the occupants of grave numbers 18, 20, 22, and 23 really veterans, and can we be sure whether the women buried close by were wives or bondswomen? In turn, might these men (whether veterans or former soldiers) really be a *contubernium*? To my mind, suggesting that some of the deceased might have been part of a *contubernium* reads too much into how comparable groups are conceived in modern discussions of “bands of brothers” – that is as closely-knit groups whose bonds extended beyond the field of battle.<sup>5</sup> So, connecting these men with a purported *contubernium* ignores the possibility (probability?) that significant numbers of such *contubernia* (which were small, by definition, to begin with) would return home after service, something attested in the

4 To give a small, fairly recent, sample of overviews, in English, that make good use of the extensive remains in the Merovingian world, see: A. Czermak: Human Remains and What They Can Tell Us about Status and Identity in the Merovingian Period, pp. 139–163; G. Halsall: Gender in Merovingian Gaul, pp. 164–185; and É. Perez: Children’s Lives and Deaths in Merovingian Gaul, pp. 186–213; all three of which are in: B. Effros/I. Moreira (eds.): The Oxford Handbook of the Merovingian World. Oxford 2020 (reviewed by C. Stadermann in Plekos 25, 2023, pp. 283–292, URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/r-effros\\_moreira.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/r-effros_moreira.pdf)).

5 In this, I think of books like: A. Birley: Garrison Life at Vindolanda, a Band of Brothers. Stroud, UK 2002. There is also the well-known HBO series of the same name, “Band of Brothers” (2001), as well as its two ‘sequels’, “The Pacific” (2010), and “Masters of the Air” (2024).

epigraphic record from the high Roman imperial era.<sup>6</sup> On the other hand, Poly uses what information can be inferred from these graves, which by all accounts are dated to some point between 378 and 411, to make some interesting deductions regarding recruitment in action, and the potential population of Gaul. Ultimately, there is certainly no shortage of useful and interesting archaeological remains from the post-Roman west that could have been discussed, and the limited inclusion of more of this seems like a lost opportunity. In that respect, then, this collection seems somewhat traditional, that is heavily text-based.

I will say too that while the disappearance of the Roman military and its transformation – in the west at least – and role in barbarian law and society is touched on, there remains much scope for developing, or explaining, this further. Some of the book's content is well-trodden ground, like *hospitalitas* and barbarian settlements. Although the issues are far from settled and so perhaps warrant more discussion, there are plenty of other subjects that could have attracted more attention. Along those lines, a chapter or two on related issues in the eastern empire, where the empire continued, would not have gone amiss, since it dealt, in theory, with a similar set of core issues but had a very different set of outcomes. But there are other geographical areas where the sort of questions posed by the contributors could be used with profit, like the emergent Umayyad Caliphate, which built upon some of the existing military and civilian infrastructure in the former provinces of the Levant.<sup>7</sup>

In the end though, this is a solid book, which covers a broad range of topics connected to the civilian legacy of the Roman military in the early Medieval west. While there is much here that readers will be familiar with, there is much else that should provoke further discussion. Even though I lamented the aspect of papers on certain regions, had they been included they would have made the book even larger than it already is. My hope, then, is that others pick up the themes laid out in this volume and apply them to other

6 Although concerned with auxiliaries and their wives, note, for example: E. M. Greene: *Conubium cum uxoribus: Wives and Children in the Roman Military Diplomas*. In: *JRA* 28, 2015, pp. 125–159.

7 To give a small sample, albeit not specifically dealing with military matters, see G. Fowden: *Before and After Muḥammad. The First Millennium Refocused*. Princeton, NJ 2014.

parts of the late antique world, so building upon some of the important work discussed here.

---

Conor Whately, University of Winnipeg  
Professor of Classics  
c.whately@uwinnipeg.ca

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Conor Whately: Rezension zu: Luca Loschiavo (ed.): The Civilian Legacy of the Roman Army. Military Models in the Post-Roman World. Leiden/Boston: Brill 2024 (History of Warfare 144). In: Plekos 27, 2025, S. 29–37 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-loschiavo.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Diego Piay Augusto: Priscillian. The Life and Death of a Christian Dissenter in Late Antiquity. Translation by Jon Brokenbrow in collaboration with Harry D. Godfrey and Patricia A. Argüelles Álvarez. Piscataway, NJ: Gorgias Press 2024. XII, 207 p., 21 ill. \$ 85.00. ISBN: 978-1-4632-4559-7.

L'originalité de ce petit livre, publié en castillan en 2019, tient à sa volonté de présenter l'évêque d'Avila avec le seul secours des sources antiques (peu de notes en bas de page), sans recourir aux études critiques nombreuses sur le sujet.

Les deux citations épigrammatiques donnent le ton. Trois vers de l'Iliade en grec (Hom. Il. 6,146–149) : « Telles les races des feuilles, telles les races des hommes ; tantôt tombant sous le vent, tantôt s'accroissant innombrables, sous la poussée des forêts, quand survient la saison printanière ; ainsi, des générations : l'une croît et l'autre s'efface. » (traduit par Philippe Brunet) Cette citation homérique est un clin d'œil au destinataire prénommé auquel est dédié son livre, son regretté frère trop tôt disparu. La seconde citation est empruntée à un historien latin – postérieur de douze siècles à Homère – Ammien Marcellin (22,5,4), qui dénonce la cruauté des chrétiens entre eux dans leurs querelles morales et doctrinales – analogie immédiate est faite avec le conflit ibérique qui entraîna le leader à l'exécution capitale.

Diego Piay Augusto inaugure son livre par une introduction qui contextualise la figure de Priscillien dans le siècle du concile de Nicée, dans le siècle d'or de la patristique avec des figures comme Ambroise de Milan, Grégoire de Nysse ou Jean Chrysostome – dans un siècle tardo-antique où il n'oublie pas les auteurs classiques tels Ausone, Symmaque ou Ammien Marcellin, sans parler de l'empereur Théodose, qui a fait du christianisme la religion de l'Empire.

Qui est Priscillien ? Né vers 345–350, il a été évêque d'Ávila à la fin du quatrième siècle. Homme charismatique et grand prédicateur, il appartient socialement à l'élite romaine par son rang de clarissime. Ce jeune aristocrate a reçu une formation culturelle propre aux gens de rang sénatorial et s'est converti assez tard à un christianisme exigeant et austère (influence ultranichéenne de Lucifer de Cagliari). Le succès de son ministère pastoral lui attire des ennemis au sein de l'épiscopat. Déshonoré au cours de toute une intrigue ecclésiastique, il est dénoncé comme hérétique. Jugé par le pouvoir séculier

pour fait de magie, il est condamné à mort avec quelques-uns de ses disciples à la fin de 385. Ses doctrines et ses pratiques ont été souvent mal comprises par ses disciples et, de surcroît, par ses adversaires. Son mouvement a été stigmatisé par l'Église comme hérétique, et d'évêque, la postérité a fait de lui un hérésiarque.

Les six chapitres du livre suivent un parcours chronologique depuis la conversion du personnage jusqu'à la postérité du mouvement au-delà de son exécution : l'appel du Christ, l'accès à l'épiscopat, le voyage à Rome, le temps des procès, le martyr galicien, les épisodes dangereux des persécutions entre chrétiens. La formation d'archéologue de Diego Piay l'incite, pour le confort de ses lecteurs, à parsemer son texte de nombreuses illustrations (mosaïque, inscription, monuments, fouilles, cartes, sculptures, monnaies, etc.). L'auteur finit avec une citation de l'*Histoire ecclésiastique* de Sozomène donnant l'esprit du livre : ne pas émettre de jugement ou d'interprétation sur la vie, la doctrine et les pratiques de Priscillien mais raconter seulement les faits. Malgré sa prudence, on discerne, derrière les lignes certes les plus circonstanciées possibles, un attachement de l'auteur pour cette figure incomprise.

Toutes les personnes victimes d'injustices sociales ou religieuses attirent une forme de sympathie. Concernant Priscillien, la conjuration menée contre lui relève du mécanisme psychologique du principe du bouc émissaire. Celui qui se retrouve dans une telle situation a forcément en lui des tendances favorisant la cristallisation d'événements où il risque de devenir en quelque sorte le paratonnerre d'un collectif. Un éclairage analytique du complexe de paranoïa collective rend compte parfaitement de toutes les subtilités du *certamen*.<sup>1</sup> Tout conflit est le fruit d'une projection d'ombres de la part des protagonistes et des antagonistes. Chacun se justifie et noircit l'autre à grand renfort d'arguments hérésiologiques. La suspicion et la méfiance ont pour point de départ la peur – la peur du regard de l'autre. Le glissement arrive lorsqu'on prête à autrui des intentions qu'il n'a pas.

Ce petit livre est une bonne manière d'entrer dans l'histoire du priscillianisme. L'auteur fait des choix dans sa reconstitution de l'histoire de Priscillien quand les sources sont silencieuses – des choix pertinents liés à des hypothèses vraisemblables. Trente-six pages d'illustrations, de cartes, d'indices, de table chronologique et de bibliographie complètent le volume. Derrière

1 Voir S. J. G. Sanchez : Priscillien contaminé par un conformisme paranoïaque. Dans : BLE 121, 2020, p. 79–97.



cet ouvrage abordable et simple, on sent tout le poids d’une vingtaine d’années de recherches universitaires, tant dans la précision des événements rapportés que dans les notes de bas de page avec leurs références latines et grecques à l’appui d’une démonstration scientifique.

---

Sylvain Jean Gabriel Sanchez, Ermont  
Docteur en histoire du christianisme ancien  
gabriel@sjgsanchez.fr

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Sylvain Jean Gabriel Sanchez: Rezension zu: Diego Piay Augusto: Priscillian. The Life and Death of a Christian Dissenter in Late Antiquity. Translation by Jon Brokenbrow in collaboration with Harry D. Godfrey and Patricia A. Argüelles Álvarez. Piscataway, NJ: Gorgias Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 39–41 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-piay-augusto.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Seraina Ruprecht: *Unter Freunden. Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike*. München: C. H. Beck 2021 (Vestigia 74). VIII, 360 S. € 59.90. ISBN 978-3-406-77399-0.

In ihrer im Februar 2019 an der Universität Bern verteidigten und nun in der Reihe „Vestigia“ erschienenen Dissertationsschrift befasst sich Seraina Ruprecht mit „Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike“. Damit bildet ein Forschungsgegenstand das Interesse Ruprechts, der in den vergangenen Jahren unter dem Oberbegriff der Historischen Netzwerkforschung einigen Zulauf erfahren hat.<sup>1</sup>

Ruprecht teilt ihre Untersuchung neben Einleitung (S. 3–22) und Fazit (S. 297–305) in zwei Großkapitel auf, von denen das erste (S. 23–188) Libanius und das zweite (S. 189–296) die drei Kappadokier Basilius von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz sowie Johannes Chrysostomus ins Auge fasst. Die Hauptkapitel folgen einem einheitlichen Aufbau. Auf eine kurze Vita folgt eine genauere Analyse der sozialen Stellung und Beziehungen der betrachteten Autoren. Daran knüpft sich eine Analyse der Begriffe *φιλία* und *ἀγάπη* bei diesen Autoren an. In den beiden jeweils folgenden Unterkapiteln werden dann die Kommunikation unter Anwesenden und die Kommunikation unter Abwesenden als zentrale Modi der Interaktion analysiert.

In ihrer Einleitung geht Ruprecht zunächst auf den Forschungsstand zu Freundschaften ein (S. 6–14). Sie macht dabei zwei Desiderate aus: Erstens sei die Forschung bisher vor allem an Freundschaftstheorien und nicht an sozialer Praxis interessiert gewesen (S. 13), und zweitens liege der Schwerpunkt auf dem Westen und der römischen *amicitia* (S. 13–14). Anschließend wendet sich die Autorin dem sozialen Konzept der Freundschaft zu (S. 14–19). Sie beleuchtet den Begriff der *φιλία* semantisch (S. 15) und fragt nach

1 Grundlegend zur Netzwerkforschung ist M. Düring/U. Eumann/M. Stark/L. von Keyserlingk (Hrsgg.): *Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen*. Berlin 2016 (Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen zur Methodenforschung 1). Für eine konkrete Anwendung im Bereich der Alten Geschichte s. S. Mratschek: *Der Briefwechsel des Paulinus von Nola. Kommunikation und soziale Kontakte zwischen christlichen Intellektuellen*, Göttingen 2002 (Hypomnemata 134) und M. Siedow: *Q. Aurelius Symmachus und die Netzwerke der spätrömischen Aristokratie. Soziale Netzwerkanalyse in der Alten Geschichte?* In: D. Bauerfeld/L. Clemens (Hrsgg.): *Gesellschaftliche Umbrüche und religiöse Netzwerke. Analysen von der Antike bis zur Gegenwart*. Bielefeld 2014, S. 13–43.

dem zeitgenössischen Verständnis von Freundschaft (S. 15–16). Daneben widmet sie sich der Frage, welche Akte der Kommunikation Freundschaft entstehen und erhalten ließen (S. 16). Ruprecht zufolge kam dem Brief eine entscheidende Rolle zu, da dieser Distanz überbrücken konnte (S. 16–17). Nähe wird von ihr dabei mit *φιλία* gleichgesetzt, während Distanz die Abwesenheit von Freundschaft markiert (S. 18). Zuletzt geht Ruprecht noch auf die Quellenlage ein. Sie sieht in einer Analyse der fünf ausgewählten Autoren die Möglichkeit für „eine repräsentative Erforschung von Freundschaft im Osten des Imperium Romanum“ (S. 19). Für Libanius konstatiert sie eine ausgesprochen gute Quellenlage, da mehr als 1500 seiner Briefe überliefert seien, wodurch mit Blick auf gleich vier christliche Autoren keine Unwucht entstehe (S. 20). Abschließend stellt sie noch kurz auf den Aufbau der Arbeit vor (S. 21–22).

Ruprecht widmet sich ausführlich der Person des Libanius („Libanius als Vertreter der paganen Elite“ S. 23–56). Sie gibt bündig und überzeugend sein Leben wieder (S. 23–27). Sodann widmet sie sich seiner sozialen Stellung (S. 27–37) und charakterisiert ihn treffend als Vertreter der Angehörigen der provinziellen Elite. Zu dieser Wertung gelangt sie durch genaueren Blick auf seine Familie, deren Mitglieder über mehrere Generationen zu den lokalen Honoratioren der Stadt Antiochia gehörten. Zu einem seiner Onkel mütterlicherseits, Phasganius, macht Ruprecht ein besonders enges Verhältnis des Libanius aus. Dass sich dieses kaum in den Quellen niedergeschlagen habe, erklärt Ruprecht damit, dass der Kontakt vor allem in Antiochia stattgefunden habe. Für sie steht aber dennoch fest: „Libanius und Phasganius verkehrten rege miteinander“ (S. 29, Anm. 37). Dies leitet sie daraus ab, dass Libanius beim Empfang eines Briefes des Anatolius neben Phasganius gesessen habe. Gleichwohl räumt sie ein, dass nur ein einziger Brief des Libanius an seinen Onkel erhalten ist. Dazu kommt die von Ruprecht selbst berichtete Tatsache, dass Libanius von 336 bis 353 für siebenzehn Jahre nicht in Antiochia war (S. 24–25). In meinen Augen widerspricht sie sich hier also in gewisser Weise selbst, und mir scheint ein besonders enges Verhältnis zu Phasganius zwar möglich, aber nicht so wahrscheinlich, wie Ruprecht es sehen möchte.

Im anschließenden Unterkapitel befasst sich Ruprecht mit Libanius' Leben als Sophist (S. 37–45). Sie beleuchtet zunächst die Stellung von Sophisten zu seinen Lebzeiten sowie die sinkende Bedeutung der Rhetorik (37–41). Sodann geht sie auf seine Karriere ein, die in Antiochia begann und unter Kai-

ser Julian ihren Höhepunkt erreichte, mit dessen Ableben aber einen Knick bekam (S. 41–45). Daraufhin wendet sich Ruprecht den gesellschaftlichen Beziehungen des Libanius zu (S. 45–56). Dabei geht sie auf die soziale und geographische Herkunft der Kontakte (S. 45–47) sowie die Entstehung des Beziehungsnetzwerks (S. 46–50) und die Überlieferungslage (S. 50–56) ein. Völlig zu Recht stellt sie fest, dass ein Brief des Libanius zunächst nur einen versuchten Kontakt darstellt und wenig über die konkrete Beziehung zur angeschriebenen Person aussagt (S. 50). Ruprecht sieht außerdem durch die überlieferten Quellen, die sich vor allem aus Reden und Briefen zusammensetzen, mehrere Verzerrungen am Werk. In der Kommunikation mit Anwesenden sei vor allem auf die Hierarchie der Kommunizierenden zu achten (S. 51–52). Anders verhalte es sich bei der Kommunikation mit Abwesenden (S. 52–55). Ruprecht will hier keine aktive editorische Gestaltung der erhaltenen Briefsammlung durch Libanius erkennen und betrachtet daher die Briefe nur einzeln als Quelle, nicht aber als Sammlung (S. 55). Nach diesen quellenkritischen Ausführungen zieht Ruprecht ein Fazit zu Libanius als Quelle, indem sie den Autor als „bedeutendste nicht-christliche Quelle zur Erforschung von sozialen Netzwerken im griechischsprachigen Osten des Römischen Reiches“ (S. 55) bezeichnet.

Die *φιλία* bei Libanius bildet den Gegenstand des folgenden Kapitels („*Philia* bei Libanius“ S. 57–105). Zentral ist Ruprechts Feststellung, dass der Begriff zu den am häufigsten verwendeten im Werk des Autors zählt (S. 59). In einem ersten Unterkapitel geht sie dann auf den Zusammenhang von *φιλία* und *χάρις* ein (S. 60–74) und fragt nach der gegenseitigen Unterstützung von Freunden innerhalb des Beziehungsnetzwerks des Libanius. Ruprecht befasst sich mit dem Phänomen, dass die Unterstützung von Freunden als Pflicht angesehen wurde (S. 60–67), mit den hierbei geltenden Konventionen (S. 67–70) sowie dem Zusammenhang von *φιλία* und *δύναμις* (S. 70–74). Wichtige Erkenntnis ist hier, dass Ruprecht die Beziehungen nicht als Dyaden sieht, sondern anerkennt, dass Gefälligkeiten durchaus durch verschiedene an der Kommunikation beteiligte Personen geleistet werden konnten (S. 73). Eine Gegenleistung für einen erwiesenen Gefallen konnte daher sowohl durch die begünstigte Person erfolgen als auch durch den, der darum gebeten hatte und der nicht zwangsläufig dieselbe Person sein musste.

Sodann wendet sich Ruprecht dem Zusammenhang von *φιλία* und sozialem Status zu (S. 74–88). Dabei blickt sie auf den Umgang mit Rangunterschieden (S. 75–76) bei den Kommunizierenden. Durch Analyse eines Fallbei-

spiels (S. 76–83), die Kommunikation des Libanius mit Anatolius von Berytus, arbeitet Ruprecht heraus, dass Rangunterschiede durch formelhafte Kommunikation überbrückt worden seien. Kommunikation sei dann gescheitert, wenn diese formelhafte Kommunikation nicht eingehalten worden sei, wie es sich zwischen Libanius und Anatolius im Laufe der Korrespondenz gezeigt habe (S. 83). *Φιλία* sei daher eine Möglichkeit gewesen, die provinzialen und imperialen Eliten zu integrieren. Die hohe soziale Mobilität im Betrachtungszeitraum habe oftmals zu Wandlungen bestehender Freundschaftsverhältnisse geführt, nämlich dann, wenn sich der Rang der kommunizierenden Personen geändert habe (S. 83–85). Insgesamt waren *φιλικα*-Beziehungen damit soziales Kapital, das sich auf mehrere Ebenen bezog, wodurch Libanius zum einen Bittsteller, zum anderen selbst Gunstgewährer werden konnte (S. 85–88).

Hinsichtlich der Bedeutung von Religion in Freundschaftsverhältnissen (S. 88–97) arbeitet Ruprecht überzeugend heraus, dass Freundschaftsbeziehungen für viele Zeitgenossen des Libanius und für diesen selbst über religiösen Differenzen gestanden hätten (S. 97).

Ruprecht kommt danach zur „Kommunikation unter Anwesenden“ (S. 106–144). Sie blickt zunächst auf die *salutatio* (S. 111–120). Nach einführenden Erläuterungen zu diesem Phänomen in Republik und Prinzipat betrachtet sie es in der Spätantike (S. 112–116) und hält fest, dass es im privaten Bereich im oströmischen Reich wohl keine Rolle spielte und kaiserliche Beamte eine Art Monopol auf die Durchführung einer *salutatio* besaßen (S. 113). Sodann wendet sie sich der Frage nach der Performanz von Nähe und Distanz (S. 116–120) zu. Anhand des *ordo salutationis commodorumque* von Thamugadi – einer Regelung von Audienzen und Gebühren des Statthalters der nordafrikanischen Stadt aus der Zeit Kaiser Julians – kommt sie zu dem Schluss, dass ein hoher Grad der Formalisierung vorherrschte, der den einzelnen lokalen kaiserlichen Beamten weniger Spielräume zugestand als in den vorherigen Zeiten. Gleichwohl seien die Regelungen durch private Besuche umgangen worden (S. 120).

Nach den *salutationes* behandelt Ruprecht Besuche. Diese waren ein Zeichen der Nähe und, blieben sie aus, ein Zeichen der Distanz – Hinweise, die für andere Personen sichtbar waren, rasch registriert und entsprechend interpretiert wurden (S. 124). Einladungen durch hochrangige Personen galten als Privileg und brachten dem Eingeladenen wiederum Prestige ein (S. 129). Die Gastmähler selbst boten Gelegenheit zum Knüpfen und Ausbauen von

Kontakten (S. 131). Neben diesen Gastmählern stellte der gemeinsame Gang ins Bad die wichtigste Form der persönlichen Interaktion dar, auf die Ruprecht im Folgenden näher eingeht (S. 131–137). Zunächst weist sie auf die Anzahl der privaten und öffentlichen Badeanlagen in Konstantinopel (acht *thermae* und 153 *balnea privatae*) und Rom (elf *thermae* und 853 *balnea privatae*) hin und leitet daraus den Bestand in Antiochia ab, für den sie Zahlen annimmt, die zwischen denjenigen in den beiden Metropolen liegen (S. 132–133). Baden markierte laut Ruprecht einen gewissen Grad an Nähe zwischen Personen (S. 135). Zuletzt blickt sie noch auf Begrüßungen im alltäglichen Kontext abseits der ritualisierten *salutationes* (S. 137–142). Sie weist mehrmals auf die schwierige Quellenlage hin, die eine Rekonstruktion der geläufigen Begrüßungsmodalitäten unmöglich mache, da solche Alltagshandlungen keinen Niederschlag in den Quellen gefunden hätten, sondern, wenn überhaupt, dann das von diesen abweichende Verhalten (S. 137 und S. 139). Als Zwischenfazit hält sie fest, dass es im städtischen Raum unmöglich gewesen sei, nicht zu kommunizieren (S. 142–144).

Nach der Kommunikation unter Anwesenden wendet sich Ruprecht der „Kommunikation mit Abwesenden“ (S. 144–188) zu. Sie geht von der These aus, dass Briefe in der Spätantike als Medien dienten, mit deren Hilfe die Verbindung zwischen zwei Personen sichtbar gemacht werden konnte. Damit war es möglich, sie innerhalb sozialer Interaktionen strategisch zu nutzen, um In- und Exklusion herzustellen (S. 146). In drei Unterkapiteln entwickelt Ruprecht diese These und untermauert sie. Sie beginnt mit dem „Brief als multimediale[r] und multifunktionale[r] Kommunikationsform“ (S. 147–155). Hier geht sie detailliert auf die innere und äußere Gestaltung von Briefen ein und klärt etwa die Frage des Schriftträgers sowie der Verschriftlichung durch den Absender selbst oder beauftragte Sklaven. Zu Recht weist sie darauf hin, dass in Quellenausgaben und bedingt durch die Überlieferung zahlreiche materielle Aspekte heute verloren sind (S. 147–149). Gleiches gelte für Ergänzungen zum Briefinhalt, die durch den Boten, der den Brief überbrachte, mündlich übermittelt wurden (S. 150–151). Anlass für das Verfassen eines Briefs war auch nicht die bloße Information. Vielmehr erfüllten Briefe mehrere Funktionen zugleich, nämlich eine literarisch-rhetorische, eine informative und eine soziale (S. 152–154). Anschließend wendet sich Ruprecht der „Sichtbarkeit und Inszenierung brieflicher Beziehungen“ (S. 156–170) zu. Sie analysiert hier zunächst die Sichtbarkeit der Überbringung eines Briefs durch Boten. Briefe seien sowohl in Privat-

häusern als auch auf öffentlichen Plätzen wie der Agora übergeben worden, wobei die Ankunft von Briefen in Städten Ereignischarakter besessen habe (S. 156–157). Briefe wurden daher laut Ruprecht auch oftmals weitergereicht oder vorgelesen (S. 158–159). Diese Handlungen dienten als Mittel, um im aristokratischen Konkurrenzkampf Prestige zu erwerben (S. 160–163), und das Vorlesen selbst sei Teil eines Ringens um Aufmerksamkeit gewesen (S. 163–164). Durch Weiterreichen und Vorlesen wurde der Inhalt des Briefs vielen Personen zugänglich, und sein Verfasser konnte trotz Abwesenheit in eine soziale Interaktion integriert werden (S. 164–170). Zuletzt nimmt Ruprecht dann noch die „Performanz von Nähe und Distanz über das Medium des Briefs“ (S. 170–188) in den Blick. Das Ausbleiben von Briefen interpretiert Ruprecht anhand des Beispiels des Libanius als Zeichen von Distanz. Als dieser bei Kaiser Theodosius wegen Hochverrats im Verdacht gestanden habe, seien keine Briefe von Freunden des Libanius am Hof verfasst und ihm zugeschickt worden. Diese hätten damit ihre Distanz ausgedrückt und das Briefeschreiben erst wieder aufgenommen, als Libanius vom Vorwurf freigesprochen worden sei. Briefe konnten damit laut Ruprecht nur als Medium für Freundschaften dienen, nicht aber als Mittel zu ihrer Aufkündigung oder der Kommunikation mit Feinden, da sie als Gattung dafür schlicht nicht vorgesehen gewesen seien (S. 170–176). Eine Ausnahme von dieser Feststellung macht Ruprecht mit Blick auf den offenen Brief aus. Als eines der wenigen Beispiele für diese Briefform analysiert sie im Folgenden einen Brief Julians an den römischen Senator Nilus Dionysius. Julian habe zu diesem Mittel gegriffen, um den Brief als Freundschaftssymbol zwischen ihm und Nilus zu entwerten und das Nichtbestehen der Freundschaft in der Öffentlichkeit deutlich zu machen (S. 176–179). Schließlich befasst sich die Autorin mit der Bedeutung affektiver Sprache im Brief. Sie kommt zu dem Schluss, dass besonders affektive Sprache kein Zeichen einer tiefen Freundschaft sei, sondern als ein Mittel zur Etablierung bisher nicht bestehender *φιλία* diene (S. 179–186). Die Erkenntnisse bezüglich der Kommunikation mit Abwesenden fasst Ruprecht in einem kurzen Zwischenfazit zusammen (S. 186–188).

Im zweiten Großkapitel (S. 189–296) widmet sich Ruprecht mit den drei Kappadokiern Basilius von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz sowie Johannes Chrysostomus vier christlichen Autoren. Sie sieht alle vier als geeignete Vergleichsobjekte zu Libanius an, da sie aus Familien stammten, die zu den angesehensten provinziellen Eliten zählten, und sich

durch hohe rhetorische Fähigkeiten auszeichneten. Darüber hinaus seien sie exemplarisch für alternative Karrierewege in der kirchlichen Hierarchie und damit Beispiele für typische Konkurrenten von Sophisten in der Zeit des Libanius (S. 197).

Zunächst widmet sich Ruprecht dem Thema „Die Kappadokier und Johannes Chrysostomus als Vertreter der christlichen Eliten“ (S. 189–199). Wie im Falle des Libanius gibt die Autorin einen kurzen Überblick über die soziale Stellung der Kappadokier (S. 189–195) und des Chrysostomus (S. 195–197) und analysiert sodann kurz die Beziehungen der vier Personen zu anderen Akteuren (S. 197–199).

Dann geht sie auf *φιλία* und *ἀγάπη* bei den vier betrachteten Autoren ein (S. 199–235). Hinsichtlich der *φιλία* sieht sie „Kontinuitäten und christliche Umdeutungen“ des Begriffs (S. 202–214). So sei als Kontinuität zu beobachten, dass auch bei den christlichen Autoren die klassischen Verbindungen von Freundschaftsbeziehungen mit der Idee der *χάρις* gültig waren (S. 202–206). Zusammen mit christlichen Überzeugungsstrategien und Umdeutungen habe jedoch neben der zwischenmenschlichen Ebene auch ein Bezug auf Gott eine Rolle gespielt. Fortan sei immer auch das Verhältnis zu diesem thematisiert und mit Bedeutung aufgeladen worden (S. 207–211). Dazu war die Anwendung der *φιλία* eng mit der eigenen Autorität als Geistlichem verbunden. Zuletzt blickt Ruprecht noch auf „Konstituierende Elemente“ (S. 211–214) und arbeitet heraus, dass das Konzept der Freundschaft auch bei christlichen Autoren Bestand hatte und zur Interaktion mit anderen Elitenangehörigen diene.

Einen grundlegenden Unterschied macht sie dagegen im folgenden Kapitel „*Agape*: Eine alternative Strategie sozialer Inklusion“ (S. 214–236) aus. Nur Basilios von Caesarea unterscheide in seinen Briefen strikt zwischen *φιλία* und *ἀγάπη*, während bei den übrigen drei Autoren das klassische Konzept der Freundschaft zu finden sei, beide Begriffe seien parallel angewandt und teilweise gleichgesetzt worden (S. 233).

Anschließend analysiert Ruprecht wie auch bei Libanius die „Kommunikation unter Anwesenden“ (S. 236–270) und die „Kommunikation unter Abwesenden“ (S. 270–296). Hinsichtlich der ersten Form der Kommunikation arbeitet Ruprecht anhand des *Paidagogós* des Clemens von Alexandria das Spannungsverhältnis zwischen statusbetonenden sozialen Praktiken und christlicher Bescheidenheit heraus, merkt gleichwohl aber zu Recht an, dass



solche normativen Texte wie die des Clemens nicht Rückschlüsse auf das tatsächliche Verhalten der Zeitgenossen zulassen (S. 236–240).

Daraufhin befasst sie sich mit dem Gastmahl als einer konkreten Form sozialer Interaktion (S. 241–249). Am Beispiel des Chrysostomus arbeitet Ruprecht die bestehenden Spannungen zwischen den verschiedenen sozialen Erwartungen überzeugend heraus. Auf der Eichensynode sei Chrysostomus für sein Verhalten in vielerlei Hinsicht kritisiert worden, und zwar insbesondere, dass er sich nicht an den typischen Normen für einen Bischof orientiert habe, da er es vorgezogen habe, allein zu speisen (S. 241). Dies habe es seinen Gegnern ermöglicht, ihm sowohl Völlerei als auch mangelnde Gastfreundschaft vorzuwerfen, da er sich der sozialen Kontrolle entzogen habe (S. 241–242). Dass diese Vorhaltungen eine veritable Schwächung von Chrysostomus' Position darstellten, zeigt die ausführliche Replik des Palladius in seiner Vita des Johannes. Dieser habe Ruprecht zufolge argumentiert, dass die Teilnahme an aristokratischen Banketten den Bischof von seinen eigentlichen Aufgaben abgelenkt hätte (S. 242–245). Kritik an Gastmählern sei mit Hieronymus im lateinischen Westen auch von anderen Autoren erhoben worden. Greifbar sei in diesen Ausführungen die Widersprüchlichkeit hinsichtlich der sozialen Erwartungen an den Bischof. Einerseits solle er als Patron seiner Gemeinde agieren, andererseits sich nicht beeinflussen lassen (S. 245). Ruprecht resümiert, dass Johannes Chrysostomus während seines Episkopats letztlich auch dadurch gescheitert sei, dass er gegenüber einflussreichen Akteuren und seinem eigenen Klerus zu viel Distanz signalisiert und gelebt habe. Er habe damit das Dilemma zwischen christlicher Lebensweise und notwendiger sozialer Interaktion nicht in Einklang zu bringen vermocht (S. 249).

Ruprecht widmet sich im folgenden Kapitel der „Performanz von Nähe und Distanz“ (S. 249–270) und wirft hier einen Blick auf vier verschiedene Interaktionsformen. Den Auftakt macht die „Begrüßung“, deren Unterlassen oder nicht standesgemäße Durchführung (etwa durch ausbleibendes Aufstehen eines Rangniederen gegenüber einem Ranghöheren) einen Affront darstellte und die eine Botschaft hinsichtlich des bestehenden Verhältnisses zwischen den Beteiligten enthalte (253–255). Eine besondere Bedeutung innerhalb der Interaktion nahm dabei „Der Kuss“ (S. 255–261) ein. Zwischen paganen und christlichen Konventionen bestanden erhebliche Unterschiede. Während pagane Personen Küsse zur Verehrung von Götterstatuen oder wichtigen Patronen vollzogen, setzten Christen bereits auf gesellschaftlich

niedrigeren Ebenen damit an. Eine Ehrerbietung an statusniedrigere Personen, die bei Christen häufig vorkommen konnte, war für Pagane dagegen undenkbar. Dazu kam der Umstand, dass bei Christen sogar über Geschlechtergrenzen hinweg Küsse ausgetauscht wurden (S. 256). Des Weiteren wendet sich Ruprecht der „Gastfreundschaft“ (S. 261–265) zu. Sie arbeitet heraus, dass die Gastfreundschaft als eine zentrale christliche Tugend angesehen wurde, da sie eng mit der Nächstenliebe verbunden war (S. 261). Welchen Personen man Gastfreundschaft gewährte oder verweigerte, sei konstitutiv für die zwischen diesen Menschen bestehende Beziehung gewesen. Wer bestimmte Personen bei sich unterbrachte, schuf eine nicht nur räumliche Nähe zu diesen (S. 262–263). Diese Nähe war jedoch nicht absolut, sondern konnte in verschiedenen Graden ausgeprägt sein. So war es möglich, einem Gast ein besonders gutes oder ein weniger gutes Zimmer zu geben (S. 263). Auch konnte innerhalb des Hauses das Untergeschoss als für viele und das Obergeschoss als nur für wenige Personen zugänglicher Bereich fungieren und der Gast so seiner Bedeutung entsprechend eingestuft werden (S. 264). Schließlich betrachtet Ruprecht mit dem „Baden“ (S. 265–268) eine vierte Interaktionsform. Die gemeinsame Teilnahme an einem Bad diente als sozialer Inklusionsmechanismus, der Verzicht darauf im Umkehrschluss als Zeichen der Ab- beziehungsweise Ausgrenzung. Daneben wurde im Christentum im vierten Jahrhundert auch die Statthaftigkeit des Bades, besonders im Hinblick auf das gemeinsame Bad unterschiedlicher Geschlechter, thematisiert. Die Erkenntnisse hinsichtlich der vier in den Blick genommenen Interaktionsformen fasst Ruprecht im Anschluss kurz zusammen (S. 268–270).

Im folgenden Kapitel geht Ruprecht dann auf „Kommunikation mit Abwesenden“ (S. 270–296) ein. Dabei wendet sie sich zunächst der „Sichtbarkeit und Inszenierung brieflicher Beziehungen“ (S. 273–281) zu. Auch christliche Akteure, darunter vor allem Elitenangehörige wie Bischöfe, nutzten ausgiebig den Brief als Kommunikationsmedium. Wie Ruprecht zutreffend feststellt, zeigten Briefwechsel die Zugehörigkeit zu Netzwerken an (S. 273). Das Eintreffen von Boten sei oft beobachtet worden, und so habe bereits das Empfangen von Briefen das Bestehen einer Verbindung zwischen den korrespondierenden Personen angezeigt. Publik gemacht werden konnte die Verbindung zusätzlich durch Verlesen des Briefs oder dessen Publikation (S. 274). Interessant wäre es gewesen, im Zuge dieser Ausführungen auch

die vielleicht bewusst erfolgte Verschleierung von Korrespondenz(netzwerk)en ins Auge zu fassen.

Inwieweit Korrespondenzen zur Einbeziehung oder aber zur Ausgrenzung von Personen genutzt werden konnten, beleuchtet Ruprecht im Folgekapitel „Der Brief als Medium der In- und Exklusion“ (S. 281–296). Anhand des Beispiels des Chrysostomus (S. 281–283) arbeitet sie überzeugend heraus, wie die Beendigung eines Briefwechsels, also der Abbruch der Kommunikation, als Mittel sozialer Exklusion gedient habe. Nachdem Chrysostomus durch den Hof öffentlich zur unerwünschten Person erklärt worden war, mussten seine Freunde den Kontakt zu ihm abbrechen, um nicht selbst in der Gunst des Kaisers zu sinken.

In einem kurzen Fazit (S. 297–305) fasst Ruprecht die Ergebnisse ihrer Untersuchung zusammen. Sie hält fest, dass das vierte Jahrhundert durch zahlreiche Veränderungen sowie daraus resultierende hohe soziale Mobilität gekennzeichnet gewesen sei. Im Ergebnis hätten sich überregionale Netzwerke herausgebildet (S. 297). Sie trifft dann drei zentrale Feststellungen hinsichtlich ihres Untersuchungsgegenstandes. *Φιλία* sei erstens die zentrale Beziehungsform zwischen den Eliten gewesen, mit deren Hilfe sie ihren eigenen Einflussbereich ausweiten konnten. Der Freundschaftsbegriff sei dabei flexibel gewesen, horizontale und vertikale Beziehungen konnten gleichsam beschrieben, individuelle Nähe und Distanz markiert werden (S. 298–299). Freundschaften bestanden laut Ruprecht zweitens aber nicht wie Verwandtschaften einfach von allein, sondern bedurften der stetigen Aktualisierung durch performatives Handeln (S. 299–303). Drittens sei die Konstituierung von Freundschaft im christlichen Kontext um das Kriterium der dogmatischen Übereinstimmung ergänzt worden. Christliche Akteure hätten außerdem Lösungsmöglichkeiten finden müssen, um das Ideal der christlichen Askese mit aristokratischen Gepflogenheiten wie Gastmählern zu vereinbaren (S. 303–305). Abschließend bündelt sie ihre Untersuchung in einem Satz: „Freundschaften hielten das Römische Reich zusammen“ (S. 305).

Die Studie von Ruprecht zeichnet sich durch ein exzellentes Lektorat aus, typographische Fehler lassen sich kaum ausmachen. Abgerundet wird der Band durch Quellen-, Personen- und Orts- sowie einen Sachindex.

Ruprecht hat insgesamt eine äußerst überzeugende Studie vorgelegt, die durch eine genaue Betrachtung ausgewählter spätantiker Autoren zu neuen Erkenntnissen gelangt. Die wenigen angeführten Kritikpunkte zeigen, dass

das Werk nur in einigen Details Widerspruch erfahren dürfte. Einzig in methodischer Hinsicht können Bedenken an der Vorgehensweise der Autorin geäußert werden. Diese ist vorwiegend induktiv, indem sie aus wenigen Autoren Fragestellungen und darauf basierende Antworten und Erkenntnisse extrahiert. Durch Bezeichnung der ausgewählten Autoren als repräsentativ für die größeren Gruppen der spätantiken Sophisten, Bischöfe und Geistlichen sowie insgesamt für die sozialen und politischen Eliten werden auf Basis ihrer Texte gewonnene Erkenntnisse verallgemeinert und auf die eben benannten Gruppen bezogen. Ruprecht schreibt in ihrer Einleitung ausdrücklich, dass sie mit den genannten Autoren das Konzept der Freundschaft im vierten Jahrhundert insgesamt näher erfassen und die Formen der Kommunikation unter Freunden rekonstruieren möchte (S. 14). Sie nimmt dabei keine explizite Abgrenzung zwischen Osten und Westen vor. Diese erfolgt erst einige Seiten später, wenn sie darauf hinweist, dass die betrachteten Autoren „eine repräsentative Erforschung von Freundschaft im Osten des Imperium Romanum“ (S. 19) ermöglichen. Auch im Fazit wird zu Beginn der Fokus auf den Osten betont (etwa auf S. 297–298). Am Schluss steht aber dann ein umfassendes Gesamturteil: „Der kaiserliche Hof und Verwaltungsapparat sowie die kirchlichen Gemeinden waren zur Rekrutierung von geeigneten Kandidaten und zur Durchsetzung überregionaler Interessen auf individuelle Freundschaftsverbindungen angewiesen – und zwar sowohl im hier untersuchten Osten wie im Westen des Imperium Romanum. Freundschaften hielten das Römische Reich zusammen.“ (S. 305) Insgesamt scheint mir in Ruprechts Studie die Abgrenzung des Untersuchungsgegenstands nicht immer explizit genug zu erfolgen, wodurch manchmal unklar ist, inwieweit ihre Erkenntnisse auf den Osten beschränkt bleiben (interessant wäre in dieser Hinsicht auch eine Antwort auf die Frage gewesen, wie viele der Briefe der Autoren eventuell in den Westen gingen). Daher drängt sich die Frage auf, ob ein Ausonius oder ein Sidonius Apollinaris *φιλικά* genau so verstanden wie Libanius (dies gilt *mutatis mutandis* natürlich auch für die drei Kappadokier und Johannes Chrysostomus).<sup>2</sup> Eine Untersuchung dieser Frage würde aber sicherlich eine eigene Studie rechtfertigen. Auch die Unwucht des Quellenbestands im Vergleich zwischen Libanius und den

2 Sicherlich begrenzt Ruprecht ihre Studie mit der Auswahl der untersuchten Autoren bewusst auf den Osten, der Anspruch des Titels bezieht sich aber dezidiert auf die gesamte Spätantike, und dies scheint in räumlicher und zeitlicher Hinsicht gemeint zu sein.

christlichen Autoren sowie innerhalb dieser selbst mahnt zur Vorsicht. Ruprecht zufolge besitzen wir mehr als 1500 Briefe des Libanius und damit mehr als doppelt so viele wie von allen christlichen Autoren zusammen (S. 20). Hinzu kommt der Umstand, dass die betrachteten Autoren nur den Stand der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts unter Einschluss der Wende zum fünften Jahrhundert markieren. Es wäre spannend, danach zu fragen, wie sich die betrachteten Freundschaftskonzepte im fünften, sechsten und siebten Jahrhundert veränderten und inwieweit auch zwischen West und Ost Unterschiede sowie Gemeinsamkeiten festgemacht werden können. Um diese Überlegungen zu prüfen, bietet Ruprechts Werk aber einen exzellenten Ausgangspunkt. Ohne ihre Ausführungen wären die eben vorgebrachten Fragen auch gar nicht zu identifizieren gewesen. Ruprechts Buch sei damit jedem zur Lektüre empfohlen, der sich mit Freundschaft und sozialen Netzwerken in der Spätantike befasst.

---

Christian Michel, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
Professur für Alte Geschichte  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter  
C.Michel@hhu.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Seraina Ruprecht: Rezension zu: Unter Freunden. Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike. München: C. H. Beck 2021 (Vestigia 74). In: Plekos 27, 2025, S. 43–54 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ruprecht.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Miguel Ángel Cau Ontiveros (Hrsg.): Las islas Baleares durante la Antigüedad Tardía (siglos III–X). Historia y Arqueología. Oxford: Archaeopress 2024 (Limina / Limites. Archeologies, Histories, Islands and Borders in the Mediterranean 13). XXVIII, 548 S., 281 Abb., 7 Tabellen. £ 75.00. ISBN: 978-1-78969-236-5.

Die Balearen in der Spätantike als Thema eines gewichtigen, 548 Seiten umfassenden Sammelbandes – das dürfte viele Leser verwundern, die die Balearen für ein eher ephemeres Kapitel der Archäologie und Geschichtsforschung zu den spät- und nachrömischen Jahrhunderten halten. Die wenigen bekannten Erwähnungen der Balearen in den Schriftquellen geben ihnen scheinbar Recht. Die historischen Rahmendaten sind schnell aufgezählt: Seit 123 v. Chr. römisch, erlangten die Balearen in tetrarchischer Zeit den Status einer Provinz, nachdem sie zuvor Teil der *Tarraconensis* gewesen waren. Im Jahr 455 eroberten die Vandalen von Nordafrika aus die Inselgruppe. Achtzig Jahre später wurden die Balearen Teil des byzantinischen Imperiums, in dessen Herrschaftsverband sie auch nach Verlust der hispanischen (625) und nordafrikanischen Besitzungen (698) verblieben. Schon zu Beginn des achten Jahrhunderts überfielen Araber die Inseln, doch sollte es noch rund zweihundert Jahre dauern, bis die Balearen 902/903 dem Emirat von Córdoba einverleibt und Teil der islamischen Welt wurden. Im dreizehnten Jahrhundert erfolgte die Eroberung durch aragonesische Herrscher. Davon abgesehen sind nur vereinzelt Zeugnisse in den Quellen fassbar; ganze Jahrhunderte hindurch fehlen indes Nachrichten zu den Balearen, was in einem eigentümlichen Gegensatz zu der für Schiffsverkehr und Handel günstigen Lage im Westen des Mittelmeerraums steht – nämlich auf halbem Weg von Hispanien nach Nordafrika oder über Sardinien und Korsika nach Italien. Mehr noch: Die Balearen sind, das zeigen die verschiedenen Eroberungen, von geostrategischer Bedeutung, auf die in dem vorliegenden Band immer wieder hingewiesen wird. Wäre man alleine auf die historischen Quellen angewiesen, so läge die Spätantike auf den Balearen allerdings in ein Halbdunkel gehüllt, wie der Herausgeber Miguel Ángel Cau Ontiveros einleitend betont (S. V). Dem steht eine deutlich bessere archäologische Überlieferung gegenüber, die mit einer Vielzahl von bislang außerhalb Spaniens kaum bekannten Befunden und Funden aufwarten kann.

In seinem einführenden Beitrag skizziert Miguel Ángel Cau Ontiveros [„Las Baleares durante la Antigüedad Tardía (siglos III–IX d. C.): un volumen de síntesis“, S. V–XXVII] die forschungsgeschichtliche Situation, den geographischen und chronologischen Rahmen sowie den archäologischen Forschungsstand zur Spätantike auf den Balearen. Insbesondere auf Mallorca sowie nachgeordnet auf den anderen Baleareninseln kann die Archäologie mit Forschungen zu nahezu allen Kategorien von Ansiedlungen dieser Zeit, von den spätantiken Städten über *villae* und andere ländliche Siedlungsplätze bis hin zu Kirchen im ländlichen Raum und Höhengründungen aufwarten. Geländeprospektionen zur diachronen Besiedlung ergänzen die an einzelnen Fundplätzen erzielten Ergebnisse. Die in dem Band vorgelegten Beiträge bilden die unterschiedlichen Forschungen ganz gut ab, um die bislang erreichten Fortschritte aufzuzeigen (S. XIV). Nach Ansicht des Herausgebers haben die Balearen nach einer Phase der Vernachlässigung und Geringschätzung nunmehr ihren Platz in der Spätantike-Forschung verdient.

Der Band umfasst 21 größere Beiträge, davon acht historische (S. 3–132) und dreizehn archäologische (S. 135–406), sowie zwölf kürzere archäologische Berichte („Notas cortas“, S. 408–483), die nach den drei größten Inseln der Balearen – Mallorca, Menorca und Ibiza einschließlich Formentera – geordnet sind. Zwei Anhänge mit den Fundkatalogen des spätantiken Gürtelzubehörs auf den Balearen und der spätantiken Fingerringe von Menorca beschließen den Band. Ein Vorwort, das das Zustandekommen des Sammelwerkes oder die Auswahl der Beiträge näher erläutert, fehlt ebenso wie ein Resümee oder Schlusswort.

Die historischen Beiträge spannen einen Bogen von den Auswirkungen der Reichskrise des dritten Jahrhunderts auf den Balearen bis zur Kolonisierung durch arabische und berberische Gruppen zwischen dem zehnten und dreizehnten Jahrhundert.

Nach einführenden methodologischen Überlegungen, die nahezu die Hälfte des Beitrags ausmachen, kommt Ricardo González Villaescusa („El siglo III d. C. en las islas Baleares: síntomas de cambio social“, S. 3–17) auf das eigentliche Thema seines Beitrages, die (archäologisch) nachweisbaren Veränderungen des dritten Jahrhunderts, zu sprechen. Aus den Untersuchungen der letzten Jahrzehnte führt er Beispiele für die partielle Aufgabe von öffentlichem Raum oder städtischen Wohnquartieren und den Verfall von Infrastruktur an. In Pollentia und ansatzweise auch in Palma lassen sich Zerstörungshorizonte im späten dritten Jahrhundert nachweisen, die jedoch

nicht das Ende der städtischen Besiedlung bedeuten. In Pollentia wurde wohl noch im späten dritten Jahrhundert eine Stadtmauer errichtet, aus beiden Städten weisen Keramikfunde auf eine Besiedlung im vierten Jahrhundert hin. Untersuchungen zur Besiedlung auf dem Land liegen unter anderem aus dem Süden von Ibiza, von Formentera und aus dem Südosten von Mallorca vor. Trotz regionaler Unterschiede lässt sich für das dritte bis vierte Jahrhundert eine stark abnehmende Siedlungsintensität bis hin zur weitgehenden Aufgabe ganzer Landstriche feststellen, auf die erst im fünften oder sechsten Jahrhundert – auch dies regional unterschiedlich – eine Wiederbesiedlung erfolge. Als Ursache für den starken Rückgang der ländlichen Besiedlung im dritten Jahrhundert vermutet González Villaescusa geänderte wirtschaftliche Voraussetzungen, die mit der Konzentration von Eigentum in den Händen weniger Großgrundbesitzer zusammenhänge (S. 10). Doch könnten nach Meinung des Rezensenten erst weitere archäologische Untersuchungen unter anderem von entsprechenden Landsitzen eine tragfähige Grundlage für eine solche These bieten.

Gleich zwei Beiträge sind dem auf 418 datierten Brief des Bischofs Severus und der darin geschilderten Konvertierung menorquinischer Juden zum Christentum gewidmet. Die Authentizität des Briefes erscheint inzwischen gesichert. Josep Amengual i Batle [„The *Perfidia* of the Jewish Women of *Magona*, according to the Letter of Bishop *Severus* of Minorca (418). The example of 2 Mac. 7“, S. 18–36] geht zunächst den Zeugnissen jüdischer Präsenz auf den Balearen nach, bevor er minutiös die geschilderten Ereignisse auf Menorca rekonstruiert und Licht in das Beziehungsgeflecht der namentlich erwähnten Akteure bringt. Der mit der Absicht geschriebene Brief, die gleichsam als göttliches Wunder betrachtete, in Wahrheit durch psychischen Druck und Einschüchterung erreichte Konvertierung zu verbreiten, enthält wertvolle Angaben zur Struktur der jüdischen Gesellschaft, zu ihrer Integration im spätrömischen Reich, wie sich insbesondere an der Person des Vorstehers der Synagoge und ehemaligen *defensor civitatis* Theodorus zeigt (S. 27), und zum jüdisch-christlichen Zusammenleben, dessen Tiefpunkt das Niederbrennen der Synagoge darstellt. Besonders hebt Amengual i Batle die Rolle der jüdischen Frauen bei der Frage der Konvertierung hervor, die, anders als man meinen könnte, als selbstständige, allerdings nur in einem Fall auch namentlich benannte (S. 31: Artemisia) Individuen agieren. Sabine Panzram [„Las Baleares a la luz de la *epistula Severi* (418 d. C.): vida urbana entre Italia, *Hispania* y el norte de África“, S. 37–47] analysiert den Brief, der



„eine bunte Mischung aus biblischen Allegorien und Interpretationen [ist], die mit den Ereignissen vermischt werden“ (S. 37), auf die darin enthaltenen Angaben zum städtischen Leben der Juden in der Spätantike. Hierfür zieht sie auch Parallelen aus dem westlichen Mittelmeerraum, namentlich Venusia, Italien, heran. Lange Zeit war das jüdisch-christliche Verhältnis von friedlicher Koexistenz geprägt. Angehörige der Oberschicht jüdischen Glaubens konnten trotz gegenteiliger Gesetzeslage öffentliche Ämter einnehmen, in Magona/Mahón dominierten sie gar die städtische Gemeinschaft (S. 43).

Die Phase der vandalischen Herrschaft über die Balearen (455–533/534) ist in den Schriftquellen kaum greifbar. Es ist nicht einmal bekannt, ob sie von einem eigenen Statthalter verwaltet wurden. Dies zeigen die Ausführungen von Henry Gruber („The Vandal Balearics“, S. 48–59), der sich mangels konkreter Angaben damit behelfen muss, die möglichen Auswirkungen der vandalischen Präsenz vor dem Hintergrund zu erläutern, wer die Vandalen eigentlich waren und welche Bedeutung die Balearen für das nordafrikanische Vandalenreich hatten. Dabei fällt die mangelhafte Rezeption deutschsprachiger Arbeiten zu den Vandalen auf, die für die englischsprachige Forschung leider nicht untypisch ist. Gruber betont den dominierenden römischen Einfluss im Vandalenreich, der sich auch im Fortleben der bürokratischen und fiskalischen Strukturen zeige (S. 50). Zumindest Letzteres ist kritisch zu sehen, denn Geiserich ließ bewusst das Steuerkataster vernichten, um in die Eigentumsverhältnisse zu Gunsten der Neuankömmlinge eingreifen zu können. Bezüglich der vandalischen Präsenz auf den Balearen sind kaum Angaben möglich. Gruber verweist auf das Potenzial der Archäologie, gibt aber zugleich zu bedenken, dass die Probleme der ethnischen Deutung des archäologischen Fundmaterials den Nachweis vandalischer Präsenz auf den Inseln erschweren. Dass die Balearen für die Vandalen überhaupt von Bedeutung waren, resultiere nach Ansicht Grubers mehr aus ihrem Stellenwert als Warenumserschlagplatz und Zwischenstation für den Handel von Nordafrika nach Hispanien denn aus ihrer strategischen Bedeutung (S. 56).

Das änderte sich mit der byzantinischen Eroberung der Balearen. Für Kaiser Justinian waren die Balearen ein wichtiger Brückenkopf, der zur Kontrolle der Schifffahrts- und Handelsrouten im westlichen Mittelmeer beitrug, wie Christopher Lillington-Martin („The strategic and economic importance of western Mediterranean islands to Byzantium, from the 6th century: Belisarius’ strategy“, S. 60–69) ausführt. Vor allem waren die Inseln für die in Aussicht genommene Eroberung Hispaniens ein „key stepping-stone to

success“ (S. 61). Folglich ließ Belisar zunächst Sardinien, danach die übrigen Inseln besetzen und – so Prokop – mit Kastellen versehen. Auf die Balearen entsandte er mit Apollinarius einen ehemals in vandalischen Diensten stehenden Offizier, der dort, dem Statthalter von Sardinien im Range eines *dux* unterstellt, die Verwaltungsgeschäfte übernahm (S. 65). Ob freilich die spätantike Befestigung von Pollentia in dieser Zeit erfolgte und damit zu den von Justinian angeordneten Sicherungsmaßnahmen zählt, wie der Autor mutmaßt (S. 67), lässt sich archäologisch nicht mit der wünschenswerten Präzision bestätigen.

Auf die Eroberung des Vandalenreichs einschließlich der Balearen und die damit verbundenen Ziele der justinianischen Politik geht auch Margarita Vallejo Girvés („Las islas Baleares, territorio bizantino en los siglos VI y VII“, S. 70–87) noch einmal ein. Wie Lillington-Martin, so sieht auch sie ein besonderes Interesse Justinians an der strategisch wichtigen Inselgruppe, deren Inbesitznahme für seine außenpolitischen Pläne von großer Bedeutung war. Erhellend sind Vallejo Girvés’ Ausführungen zur Frage der byzantinischen Verwaltung der Balearen, über die kaum etwas bekannt ist. Auch sie geht von einer administrativen Zuordnung der Balearen zunächst zu Sardinien aus. Ähnlich wie Korsika könnten vor Ort ein oder zwei Beamte – dann wahrscheinlich auf Mallorca und Ibiza – im Range eines Tribunen die Amtsgeschäfte geführt haben (S. 73). Mit der Eroberung der Küstengebiete im Südosten Spaniens wurde die Verwaltungsstruktur noch einmal geändert: Vorübergehend, nämlich bis zum Verlust der spanischen Festlandgebiete im frühen siebten Jahrhundert, wurden die Balearen und ebenso Ceuta an die neue byzantinische Provinz *Spania* mit dem Zentrum Cartagena angebunden, damit dem spätrömischen Modell der hispanischen Diözese folgend (S. 76). Höchste Autorität war der Ende des sechsten Jahrhunderts inschriftlich bezeugte *magister militum Spaniae*. Nach der westgotischen Eroberung Cartagenas (625) gehörten die Balearen erneut zur sardischen Statthaltertschaft (S. 81–83). Darauf deuten auch Siegelfunde hoher byzantinischer Beamter hin, die (vermutlich) ihren Sitz auf Sardinien hatten.

Die Bedeutung der Siegel- und auch der Münzfunde für die byzantinische Geschichte der Balearen unterstreicht Juan Signes Codoñer, „Las islas Baleares y su relación con Bizancio en los siglos VIII y IX: una propuesta de periodización“ (S. 88–109). Für ihn sind die Siegel, darunter die von Werner Seibt in das späte siebte und die erste Hälfte des achten Jahrhunderts datierten Funde von der Höhenbefestigung Castell de Santueri bei Felanitx, Mal-

lorca, ein wichtiger Beleg dafür, dass die Balearen trotz anderslautender Nachrichten in früh-arabischen Quellen weiterhin zu Byzanz gehörten und noch nicht 707/708 von den Arabern erobert wurden (S. 89)<sup>1</sup>. Besonders bemerkenswert ist das Siegel des Archon Maiourikos Jordanes, das, auf die Mitte des achten Jahrhunderts datiert, in Ciutadella, Menorca, gefunden wurde. Es belegt das Amt eines byzantinischen Archon von Mallorca, zu dessen Amtsbereich offenbar auch Menorca zählte (S. 90). Für die zweite Jahrhunderthälfte fehlen dann jegliche Nachrichten und epigraphische Funde, was laut Signes Codoñer auf eine Bevölkerungsabnahme infolge zunehmender arabisch-berberischer Piraterie und den schwindenden byzantinischen Einfluss zurückzuführen ist (S. 92). Das Schweigen der Quellen ändert sich erst 798, als die Balearen aufgrund eines Angriffs von „Mauri“ und „Saraceni“ das karolingische Reich um Hilfe bitten und somit offenkundig wird, dass Byzanz seinen formalen Herrschaftsanspruch auf die Balearen nicht mehr aktiv durchsetzen konnte. Immerhin wurde auf diplomatischem Weg – durch Annäherung des Byzantinischen an das Karolingerreich und durch Verhandlungen mit den islamischen Herrschern in Nordafrika – die von al-Andalus ausgehende Piraterie vorübergehend in Schach gehalten (S. 96), dafür nahm der Druck seitens des Emirs von Córdoba auf die Balearen zu. Nur noch ganz vereinzelt weisen Funde des neunten Jahrhunderts auf Beziehungen zu Byzanz (S. 100). Möglicherweise standen damals – wenn überhaupt – nur noch einzelne befestigte Höhengründungen, wie etwa Alaró, unter byzantinischer Kontrolle. 902/903 gingen die Balearen dann endgültig in den Herrschaftsbereich von al-Andalus über.

In dem letzten historischen Beitrag des Sammelbandes beschäftigt sich Helena Kirchner, „The migration and colonisation of Berber and Arab clan groups in the Balearic Islands (10–13th century)“ (S. 110–132), mit der Ansiedlung von Berbern und Arabern auf den Balearen. Erstaunlicherweise wird in den Quellen nur Mallorca als Einwanderungsziel genannt, obwohl auch die übrigen Baleareninseln bald nach 902 besiedelt worden sein dürften. Die Kolonisierung war nicht von oben, das heißt von Córdoba aus, gesteuert worden, und dennoch entstanden schon sehr bald administrative Distrikte, Kirchner spricht von einer „organised rural colonisation“ (S. 111). Als vorteilhaft für die Ansiedlung wirkte sich der einheimische Bevölke-

1 W. Seibt: Byzantinische Bleisiegel. In: L. Ilisch/M. Matzke/W. Seibt: Die mittelalterlichen Fundmünzen, Siegel und Gewichte von Santueri, Mallorca. Tübingen 2005 (Arbeiten zur islamischen Numismatik 1), S. 27–31.

rungsschwund aus, sodass die Einwanderer viele Täler siedlungsleer vorfanden, während die im Land verbliebene einheimische Bevölkerung, insbesondere die Elite, nach Meinung von Kirchner Zuflucht in den Höhensiedlungen nahm (S. 111). Bemerkenswerte Funde liegen bislang aber nur von der Höhenbefestigung Santueri vor, die jedoch mehrheitlich in das siebte bis frühe achte Jahrhundert datieren<sup>2</sup>. Kirchner nimmt an, dass die Kolonisierung in einem relativ kurzen Zeitraum erfolgte und sich das Netzwerk der Siedlungen bereits um 950 konsolidierte (S. 113). Das Siedlungsland wurde unter den einzelnen Clangruppen aufgeteilt, wobei Lage und Ausdehnung durch die Größe der Gruppe, den Zeitpunkt ihrer Ankunft und ihr anfängliches Engagement beeinflusst wurden (S. 115). Die Toponyme weisen mehrheitlich auf Clans berberischer Herkunft hin. Die ‚alquerías‘ – damit sind hier Weiler aus mehreren Gehöften gemeint – liegen regelhaft im Bereich künstlich bewässerter landwirtschaftlicher Flächen. Je nach Lage und topographischen Gegebenheiten griff man für die Bewässerung auf das qanat-System oder Brunnen beziehungsweise natürliche Quellen zurück. Größe und Struktur der ‚alquerías‘ sind nach der aragonesischen Eroberung äußerst detailliert festgehalten worden. Sie umfassen oft nur wenige Häuser, einen Gemüsegarten sowie Weinberge und Olivenhaine auf einer Fläche von selten mehr als einem Hektar (S. 115). Was fehlt, sind ausgedehnte archäologische Ausgrabungen solcher ländlicher Siedlungen, die die aus Begehungen im Gelände und historischen Quellen gewonnenen Ergebnisse weiter präzisieren könnten. Deutlich wird aber, dass mit den Neuankömmlingen eine neue agrarische Landschaft entstanden ist, die bis in die Neuzeit die Balearen prägte. Im letzten Abschnitt ihres Beitrages beschäftigt sich Kirchner mit den Städten. Sie kommt dabei zu dem Ergebnis, dass derzeit keine Belege für eine ununterbrochene Besiedlung der Städte zwischen dem siebten und zehnten Jahrhundert beizubringen sind und es deshalb keine Kontinuität von den römischen zu den islamischen Städten gebe (S. 124).

Den Auftakt zu den archäologischen Beiträgen bilden die Ausführungen von Ricardo González Villaescusa und Pierre-Yves Larra zur Besiedlung Formenteras in der Antike („Ocupación y poblamiento de la isla de Formentera en la Antigüedad“, S. 135–147). Hierbei greifen die Autoren auf Ergebnisse inselweiter Prospektionen zurück, die bereits Ende der 1980er

2 Bislang wurden einzelne Objektgruppen vorgelegt, eine vollständige Publikation und zusammenfassende Bearbeitung stehen jedoch noch aus. Zur Vorlage der Münzen, Gewichte und Siegel siehe Ilisch/Matzke/Seibt 2005 (wie Anm. 1).

Jahre durchgeführt wurden. Anders als Strabon berichtet, wurde Formentera bereits in punischer Zeit, seit dem vierten/dritten Jahrhundert v. Chr., besiedelt. Mit 26 Fundplätzen ist der Höhepunkt der antiken Besiedlung in der frühen bis mittleren Kaiserzeit, vom ersten bis dritten Jahrhundert, erreicht. Kurz darauf, wohl im letzten Drittel des dritten und im ersten Drittel des vierten Jahrhunderts, ändert sich das Siedlungsbild dramatisch: Mehr als die Hälfte der Fundplätze werden aufgegeben. Die zwölf verbleibenden Plätze konzentrieren sich im Umfeld der beiden Naturhäfen bei Punta Pedrera und Es Carnatge. Erst im sechsten Jahrhundert – die Autoren setzen dies mit dem Beginn der byzantinischen Herrschaft gleich – ist ein spürbarer Anstieg der Fundplätze zu verzeichnen, die nun auch wieder in zuvor unbesiedelten Bereichen der Insel liegen (S. 141–142). Sicher datiertes Fundmaterial aus der Zeit nach dem siebten Jahrhundert fehlt, sodass ungeklärt ist, wie man sich die Besiedlung während des achten bis zehnten Jahrhunderts vorzustellen hat (starker Rückgang der Bevölkerung?). Die islamische Besiedlungsphase lässt sich anhand der Funde erst im elften und vornehmlich im zwölften Jahrhundert fassen.

Auf ein besonderes, für die Balearen nicht untypisches Phänomen machen Montserrat Menasanch, Paula Amengual, Lara Gelabert und Cristina Rihuete („El poblado tardoantiguo de Son Fornés, ss. V–VII d. n. e.“, S. 148–157) aufmerksam: die spätantike Wiederbesiedlung megalithischer prähistorischer Fundstätten. Das sind auf Mallorca die sogenannten Talayots, wie die hier im Mittelpunkt stehende Anlage von Son Fornés. Die zu Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr. entstandene Anlage bestand zunächst mit kurzer Unterbrechung von um 550 v. Chr. bis gegen 100 n. Chr. Aus den nachfolgenden Jahrhunderten liegt nur sehr wenig Fundkeramik vor, für das dritte und vierte Jahrhundert lassen sich kaum Siedlungsaktivitäten nachweisen. Dies änderte sich gegen Ende des vierten oder zu Beginn des fünften Jahrhunderts, als man begann, die alten Baustrukturen wieder zu benutzen und instand zu setzen. Leider fehlt ein Phasenplan der Anlage, der den beschreibenden Text verständlicher machen würde. Mit Terra Sigillata aus Nordafrika und Amphoren aus dem Osten sind für die spätantike Siedlungsphase in geringem Umfang Importkeramiken nachgewiesen, die auf die (mittelbare) Anbindung der Siedlung an das Fernhandelsnetz während des fünften und sechsten Jahrhunderts hinweisen. Hingegen fehlen mit Ausnahme eines Spatheions Belege für eine fortgesetzte Besiedlung im darauffolgenden Jahrhundert.

Mateu Riera Rullan, Miguel Ángel Cau Ontiveros und Magdalena Salas Burguera [„El Sector Sur de Son Peretó (Mallorca – islas Baleares). Ambientes de carácter funerario de entre los siglos V y VIII d. C.“, S. 158–193] berichten über die Ausgrabungen unmittelbar südlich der frühchristlichen Basilika von Son Peretó auf Mallorca. Es handelt sich um Nachgrabungen eines bereits in den 1980er Jahren untersuchten Bereichs, der an das am Westende der Basilika gelegene Baptisterium anschließt und aus drei durch Mauern umschlossenen Räume und einem offenen Bereich (ámbito D) besteht. Der Beitrag entpuppt sich als äußerst detaillierter Grabungsbericht und ist damit nach Ansicht des Rezensenten im Rahmen eines Sammelbandes einerseits viel zu ausführlich angelegt und andererseits zu sehr auf einen Teilbereich des Fundplatzes konzentriert. Wünschenswert wäre eine Synthese zur ganzen Anlage gewesen. Bei der neuerlichen Ausgrabung konnten bislang nicht freigelegte Gräber sowie ein Silo und eine Art Bassin untersucht werden. Dank stratigraphischer Beobachtungen und einiger <sup>14</sup>C-Daten ließ sich die Abfolge der einzelnen Befunde klären. Die ersten Gräber wurden noch vor Errichtung der Räume am Ende des vierten oder in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts angelegt. Allenfalls Raum B dürfte in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts als zunächst freistehendes Gebäude von vornherein zu Bestattungszwecken errichtet worden sein. Die Räume A und C wurden hingegen in Verbindung mit einer Erneuerung des Baptisteriums im sechsten Jahrhundert erbaut und hatten zunächst eine andere Funktion. Erst nach ihrem Verfall im siebten bis achten Jahrhundert wurden dort Gräber eingebracht. Bemerkenswert sind Hinweise auf Totenmahlzeiten, die im Südsektor wohl noch bis ins sechste Jahrhundert vorgenommen wurden.

Catalina Mas Florit, Patricia Murrieta, Miguel Ángel Cau Ontiveros und David Wheatley [„Communication routes and basilicas: shaping the Christian landscape in Late Antique Mallorca (Balearic Islands)“, S. 194–206] gehen der Frage nach, nach welchen Kriterien sich die Lage frühchristlicher Kirchen richtet und welchen Einfluss die Kirchen auf die Formung einer christlichen Landschaft hatten. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass die Kirchen eine wichtige Rolle in der Entwicklung einer christianisierten Landschaft spielten und deshalb in gut zugänglichen Gebieten lagen. Mithilfe einer computergesteuerten Analyse der Zugänglichkeit der Landschaft wurden insgesamt 1521 mögliche Wege auf Mallorca ermittelt (siehe Karte S. 199–200, Abb. 3–4), die sich in bestimmten Regionen res-

pektive Gemarkungen verdichten – und diese müssen demzufolge bevorzugte Transitzonen gewesen sein. Tatsächlich scheinen die Kirchen im Landesinnern in solchen Zonen zu liegen, und dort sind im näheren Umfeld auch jeweils mehrere Siedlungen zu lokalisieren. Doch ist auf die relativ kleine Zahl von vier (Mallorca) beziehungsweise drei Kirchen (Menorca) hinzuweisen, die an der Allgemeingültigkeit und Relevanz dieser Feststellung zweifeln lässt. Auch stellt sich die Frage, ob für diese Erkenntnis eine aufwendige Computersimulation notwendig war und nicht eine Erkundung der Landschaft vor Ort und mithilfe von Kartenmaterial ausgereicht hätte.

Der Beitrag von Silvia Alcaide González („El mobiliario arquitectónico de la Antigüedad Tardía en las islas Baleares“, S. 207–225) ist einer von vier Beiträgen des Bandes, die als Materialvorlage konzipiert sind. In diesem Fall geht es um die importierte Bauornamentik aus Marmor, die aus den menorquinischen Kirchengrabungen, insbesondere von der Illa del Rei und von Cap des Port, stammt. Aus Mallorca liegen hingegen nur wenige Stücke aus Sedimentgestein vermutlich lokaler Produktion vor. Zum Bestand zählen unterschiedliche Typen von *mensae*, in geringerem Umfang Pfeiler und Säulchen sowie Fragmente von Abschränkungen. Nur für eine kleinere Zahl an Fundstücken sind die Fundkontexte bekannt, sodass ein Rückschluss auf die ursprüngliche Funktion möglich ist. Die *mensae*-Fragmente und Säulchen aus der Kirche von Fornás de Torelló gelten als Bestandteile des Altars, weil sie aus dem zentralen Bereich des Presbyteriums und einem südlich anschließenden Nebenraum stammen (vgl. S. 215, Abb. 12). Chronologisch sind die vorgelegten Stücke in der Regel nicht näher einzugrenzen und laut der Autorin nur allgemein dem vierten bis siebten Jahrhundert zuzuweisen. Leider fehlen bislang Analysen zur Herkunft der Marmorsorten, die ein Schlaglicht auf die spätantiken Handelsverbindungen werfen könnten.

Zu den spannendsten Befunden, die im vorliegenden Sammelband veröffentlicht sind, gehört ohne Zweifel das Schiffswrack von Ses Fontanelles, das ein Autorenkollektiv um Carlos de Juan Fuertes [„Excavación subacuática del singular pecio tardorromano de Ses Fontanelles (Palma de Mallorca, islas Baleares)“, S. 226–260] vorstellt. Das nur 65 m vor dem Strand von Palma in zwei Metern Tiefe gelegene Wrack wurde 2019 den Behörden gemeldet und konnte zwischen 2019 und 2021 untersucht werden. Dank einer dicken Sandschicht war die Erhaltung der Ladung und der hölzernen Schiffskonstruktion phänomenal. Die Ladung bestand aus zwei Lagen Amphoren, die im Vorschiff nahezu unversehrt erhalten blieben, während im

zentralen Abschnitt und Heck nur die untere Lage durch eine Sandschicht geschützt blieb. Die sorgfältige Unterwasser-Grabung gestattete nicht nur Beobachtungen zur Verteilung der Ladung – schwere, voluminöse Amphoren waren im Mittelschiff, kleinere und leichtere dagegen an Bug und Heck aufgestellt –, sondern auch zur Umverpackung: Im unteren Bereich dienten Zweige von Weinreben zur Abfederung der Amphoren und zum Stopfen der Zwischenräume, während die Amphorenhälse mit Schilf umwickelt waren (S. 239; 248). Drei unterschiedliche keramische Behältertypen wurden festgestellt: Amphoren Almagro 51C, in denen man gewöhnlich Fischsaucen transportierte, Amphoren ähnlich Dressel 23, die hier als eigener Typ *Ses Fontanelles 1* bezeichnet werden, und Standamphoren ähnlich Matagallares I, die für Wein und Most verwendet wurden. Wenige Amphoren Keay 19 gehörten wahrscheinlich nicht zur Ladung, sondern waren zur Versorgung der Matrosen an Bord (S. 244). Bei der Untersuchung der hölzernen Reste des Schiffs wurde im Bereich des Hecks ein Schacht mit Resten der Lenzpumpe festgestellt. In der darüberliegenden Ebene befanden sich wohl ehemals die Aufbauten und Kajüten für die Matrosen, von denen aber nichts erhalten blieb. Das ursprüngliche Schiffsmaß wird auf 5,91 m x 14,78 m rekonstruiert, was 20 x 50 römischen Fuß entspräche (S. 250). Vermutlich war das Schiff von Cartagena mit einer Ladung von Fischsauce, Öl und Wein und vielleicht auch eingelegten Oliven ausgelaufen und aus noch nicht näher bekannten Gründen im vierten Jahrhundert – eine präzisere Datierung steht noch aus – vor der Küste Mallorcas gesunken. Offen ist auch, ob Mallorca Endziel oder nur Zwischenstation hätte sein sollen.

Auch im folgenden Beitrag geht es um Amphoren. Octavio Pons Machado [„*Ánforas bajoimperiales y de la Antigüedad Tardía halladas en las costas de Menorca (Baleares)*“, S. 261–277] gibt einen verdienstvollen Überblick über die rund um Menorca unter Wasser aufgefundenen spätantiken Amphoren, die von der Unterwasserarchäologie-Sektion der „*Amigos del Museo de Menorca*“ akribisch erfasst und kartiert wurden. Etliche Fundstellen liegen in der Hafenbucht von Mahón und ihrer näheren Umgebung, die übrigen Fundstellen verteilen sich rings um die Insel. Das Fundmaterial gestattet eine Aufteilung in zwei Zeithorizonte: Phase 1 umfasst Amphoren des dritten bis fünften Jahrhunderts, darunter Ölamphoren der spätesten Ausprägung der Typen Dressel 20 und Dressel 23, die vornehmlich Fischsaucen enthaltenden Amphoren Almagro 50, 51A–B, 51C, Beltrán 72 und nordafrikanische Amphoren, darunter Weinamphoren Keay 1 sowie die



Amphorentypen Africana IIA, IIC und IID. Der jüngeren Phase 2 (fünftes bis siebtes Jahrhundert) ordnet Pons Machado die großen zylindrischen Amphoren aus Nordafrika der Typen Keay 61 und 62 sowie die aus dem Osten stammenden Weinamphoren LRA 1, LRA 2 und LRA 3 zu. Die Tatsache, dass diese Typen auch von an Land gelegenen Fundplätzen auf Menorca stammen, zeigt, dass zumindest ein Teil der Schiffsladungen tatsächlich für Menorca bestimmt gewesen sein dürfte.

Mit der im Norden von Menorca gelegenen Hafenbucht von Sanisera/Sanitja rückt ein besonderer Fundort der menorquinischen Unterwasserarchäologie in den Vordergrund, den Fernando Contreras Rodrigo und Antonio Jesús Talavera Montes [„Navegación y comercio en la Antigüedad Tardía. La aportación del Puerto de Sanitja (Menorca) a través de la arqueología subacuática“, S. 278–293] vorstellen. Von 2007 bis 2019 wurden jährliche Unterwasserkampagnen durchgeführt, bei denen drei unterschiedliche Fundkonzentrationen von Amphoren festgestellt werden konnten, die mit spätkaiserzeitlichen Schiffswracks (Sanitja I, III und IV) zu verbinden sind. Die Schiffsladungen weisen Waren (Olivenöl, Fischsauce) aus den nordafrikanischen Provinzen Zeugitana und Byzacena, aber auch vom spanischen Festland (Olivenöl, Wein und Fischsauce aus der Baetica) auf. Bemerkenswert ist eine aus Kilikien oder Zypern stammende Amphore von der Fundstelle Sanitja III. Die keramischen Funde erlauben, den Zeitpunkt des Untergangs für Sanitja I und IV auf die Jahre um 300 n. Chr. und für Sanitja III auf die Zeitraum 250 bis 310 n. Chr. festzulegen. Die auffällige Dominanz nordafrikanischer Produkte bestätigt sich auch nach Durchsicht der Ladungen anderer Wracks dieser Zeit (nützliche Übersicht: S. 286, Tabelle 1). Hispanische Produkte sind demgegenüber in geringerer Menge transportiert worden, wobei auffällt, dass es sich um dieselben Produktarten handelt. Die Autoren führen dies auf Preis- und Qualitätsunterschiede zurück und halten die hispanischen Produkte für die teureren und qualitativ besseren. Bislang gibt es mit einer Ausnahme (S. 284) keine Hinweise auf später zu datierende Amphoren aus der Bucht, obwohl die Hafenstadt Sanisera nachweislich bis in das siebte Jahrhundert hinein Bestand hatte. Ob man deshalb mit den Autoren tatsächlich von einem Niedergang des Fernhandels in Sanisera nach dem frühen vierten Jahrhundert ausgehen muss, bleibt allerdings zweifelhaft. Die im vorangehenden Beitrag vorgestellten späten Amphoren des fünften bis siebten Jahrhunderts und die nachfolgenden Ergeb-

nisse zur Belegung der Nekropole von Sanisera deuten eher auf eine Zufälligkeit der Fundüberlieferung hin.

Über den Forschungsstand dieser spätantiken Nekropole informiert Llorenç Alapont Martín, „La basílica sepulcral de *Sanisera* (Menorca). Estudio antropológico y de los espacios y rituales funerarios“ (S. 294–306). Nördlich des Ausgrabungsgeländes von Sanisera wurden auf einer Anhöhe Reste eines Gebäudes mit Gräbern im Innern gefunden, das wohl zu Recht als Coemeterialbasilika interpretiert wird. Südlich und westlich der Kirche erstreckt sich ein ausgedehntes Gräberfeld, das nach Ansicht des Autors über die gesamte Breite des Cap de Cavalleria bis an das Westufer reicht, obwohl bislang nur drei kleinere Areale näher untersucht werden konnten, die 101 Gräber mit den sterblichen Überresten von mehr als 500 Individuen ergaben. In aller Regel wurde mehr als ein Individuum pro Grabstätte bestattet; doch stellt der Autor einzelne Gräber vor, in denen nacheinander ein Dutzend Personen ihre letzte Ruhe fanden. Die anthropologische Bestimmung ergab Männer, Frauen und Kinder, die genetischen Untersuchungen zufolge untereinander verwandt waren, man darf daher von Familiengrablegen ausgehen. Nahezu alle der hier in Auswahl vorgelegten Gräber waren gestört, Beigaben von persönlichem Zubehör fanden sich mit einer Ausnahme nicht mehr. Bemerkenswert ist ein Grab, in dem mehr als 1000 Schneckengehäuse über dem Skelett angetroffen wurden, die der Autor als Rest einer Totenmahlzeit deutet (S. 297; 303; 305, Abb. 9). Leider fehlen Pläne mit den nummerierten Gräbern, die zum Verständnis der Organisation des Gräberfeldes beigetragen hätten. Auch enthält sich Alapont Martín einer näheren chronologischen Einordnung der Basilika und der vorgestellten Gräber.

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrags von Miguel Ángel Cau Ontiveros, Leandro Fantuzzi, Evanthia Tsantini und Catalina Mas Florit („El estudio arqueométrico de las cerámicas comunes y ánforas de producción baleárica en la Antigüedad Tardía: un estado de la cuestión“, S. 307–336) steht die regionale Keramikproduktion der Balearen in der Spätantike. Schon seit längerem sind eine ebusitanische und menorquinische Produktion von Gebrauchskeramik bekannt, die leicht mit ähnlichen Warengruppen von der spanischen Levante verwechselt werden können. Mithilfe archäometrischer Untersuchungen (Röntgenfluoreszenz, Röntgendiffraktion, Polarisation mittels Mikroskop) ist es nunmehr gelungen, diese Waren besser zu definieren und voneinander abzugrenzen. Insgesamt konnten 26 verschiedene chemische Elemente oder Verbindungen in unterschiedlichen

Mengenanteilen festgestellt werden. Insbesondere die stark variablen Anteile an Magnesiumoxid und Calciumoxid ermöglichten mithilfe eines Dendrogramms (S. 313, Abb. 3) eine Einteilung in zwei hauptsächliche Warengruppen. Damit konnte die zuvor rein makroskopisch vorgenommene Trennung in eine menorquinische Gruppe A und eine ebusitanische Warengruppe B, die sich chemisch weiter untergliedern lassen (A1–5, B1–6), bestätigt werden. Für die praktische Anwendung dürften sich künftig die Typentafeln S. 323–330, Abb. 9–16, als nützlich erweisen.

Die ausführliche Studie zu den Gürtelschnallen von Joan Carles de Nicolás und Bartomeu Obrador Cursach [„Accesorios de indumentaria tardorromanos, germánicos y bizantinos en las islas Baleares (siglos IV–VIII)“, S. 337–383] stellt in Verbindung mit dem in Anhang 1 (S. 484–529) publizierten Fundkatalog einen Meilenstein in der Erforschung des spätantiken Kleidungszubehörs dar. Erstmals liegt für Menorca eine wohl weitestgehend vollständige Vorlage dieser Fundgruppe vor, die die Autoren in jahrelanger Arbeit zusammengetragen haben – darunter viele Funde aus Privatsammlungen. Ergänzt wird die Materialzusammenstellung um die publizierten Funde aus Mallorca und Ibiza. Wohl kaum jemand hätte sich vorstellen können, dass Menorca – bis dato nicht eben bekannt für einen ausgeprägten Reichtum an (spätantiken) Metallkleinfunden – 163 Bestandteile an Gürtelzubehör des vierten bis siebten/achten Jahrhunderts vorweisen kann. Damit rückt Menorca in die Nähe des großen, rund 200 Objekte umfassenden Fundbestandes aus Karthago, den der Rezensent bearbeitet hat. Die von de Nicolás und Obrador Cursach vorgestellten Funde machen zugleich deutlich, mit wie vielen, in verschiedensten Sammlungen verborgenen Funden auch auf Mallorca und Ibiza gerechnet werden muss, von denen bislang nur ein Bruchteil bekannt ist (aus Mallorca liegen derzeit 29, aus Ibiza acht publizierte Fundstücke vor). Zur insgesamt gelungenen formenkundlich-chronologischen Auswertung sei hier nur kritisch angemerkt, dass die Bezeichnung bestimmter Typen als „broches germánicos“ oder „broches visigodos“ irreführend ist, da es sich jeweils nicht um genuin germanische oder westgotische Schnallenformen handelt, sondern bestimmte Typen einen Verbreitungsschwerpunkt im merowingisch-fränkischen Raum haben, wie etwa die Schilddornschnallen, oder einfach nur westgotenzeitlich sind. Das breite Spektrum der byzantinischen Schnallen weist im Unterschied zu Nordafrika auch Formen auf, die wie der Typ Korinth erst spät im siebten Jahrhundert einsetzen und bis in das achte Jahrhundert hinein gebräuchlich waren. Damit

können die Schnallen einmal mehr die lange byzantinische Präsenz auf den Balearen bestätigen, die sich auch aus der historischen Analyse (siehe oben) ergeben hat.

In einem zweiten Beitrag hat das Autorenduo Joan Carles de Nicolás Mascaró und Bartomeu Obrador Cursach [„Anillos tardorromanos, germánicos y bizantinos de Menorca (s. V–VII) y su epigrafía“, S. 384–398] auf dieselbe Weise auch die spätantiken Fingerringe aus Menorca zusammengetragen. Der Fundkatalog findet sich wiederum im Anhang (S. 530–548) und weist stolze 108 Nummern auf. Zuvor waren lediglich vier spätantike Fingerringe von Menorca bekannt. Die Kartierung der Fundstellen weist eine große Dichte im Westen Menorcas auf, die aber auf Schwerpunkte der Privatsammlungen und Zufälligkeiten der Materialaufnahme zurückzuführen ist (S. 386, Abb. 1). Nur zum kleinen Teil stammen die Ringe gesichert aus Gräbern, viele wurden hingegen in Talayot-Siedlungen gefunden. Sie sind dort eines von mehreren Indizien für die Wiederbesiedlung solcher prähistorischer Anlagen in der Spätantike. Als gelegentlicher Träger von lateinischen und manchmal auch griechischen Inschriften (Monogrammen, Personennamen, christlichen Invokationen) gestatten die Fingerringe Einblicke in die Religiosität, Ethnizität und Sprache der Ringträger. Typologisch nehmen die Autoren eine Zweiteilung vor, nämlich in Ringe mit massivem Reif und angegossener oder angelöteter Zierplatte sowie in Ringe mit einem Reifen aus Blech. Bei den meisten Stücken ist der Fundkontext unbekannt, sodass eine Datierung mit Ausnahme der wenigen Exemplare aus bekanntem Fundzusammenhang nur über formenkundliche Vergleiche erfolgen kann.

Die letzte der vier in diesem Band aufgenommenen Materialvorlagen beschäftigt sich mit den frühislamischen Kupfer-Geprägen, den *fulús*. Félix Retamero und Bernat Moll („Nuevos hallazgos de *fulús* en Menorca y en las Pitiusas. Nuevos problemas“, S. 399–406) gehen einerseits der Bedeutung dieser Gepräge für die frühislamische Geschichte nach und stellen andererseits alle bislang bekannten 26 Exemplare von den Balearen vor. Die ursprüngliche Annahme, dass die Soldaten der frühislamischen Eroberungszüge in der Zeit um 700 mit *fulús* bezahlt wurden und so zu ihrer Verbreitung beitrugen, scheint sich mit Blick auf spätere Emissionen, die bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts reichen (S. 399), und Verbreitungsgebiete, die von der frühen Eroberung nicht betroffen waren, wie die Balearen, nicht zu bewahrheiten. Die Funde, darunter alleine 18 Exemplare aus Formentera, lassen sich nicht präzise datieren, gehören aber in den Zeitraum zwischen

dem Beginn des achten Jahrhunderts und der Mitte des neunten Jahrhunderts. Für den Fundniederschlag auf Mallorca und Menorca erwägen die Autoren einen zwischen der umayyadischen Verwaltung und den Inselbewohnern noch vor 848/849 geschlossenen Vertrag. Damit würde sich ein umayyadischer Einfluss auf den Balearen lange vor der formalen Annexion manifestieren, was aus historischer Sicht und auch in Hinblick auf die sehr geringe Zahl der bislang bekannten Gepräge nicht unproblematisch ist. Für wahrscheinlicher hält der Rezensent die Erklärung für das vergleichsweise hohe Fundaufkommen auf Formentera nämlich einen zeitweilig von islamischen Seeleuten (oder Piraten?) aufgesuchten Landeplatz.

An die größeren Beiträge des Bandes schließen kurze archäologische Fundberichte an, die hier nicht im Einzelnen besprochen werden. Fünf betreffen Mallorca (S. 408–436), zwei Menorca (S. 437–447), drei Ibiza (S. 448–474) und zwei Formentera (S. 475–483). Vorgestellt werden unter anderem die frühchristlichen Kirchen von Sa Carrotja, Mallorca, und Fornàs de Torelló, Menorca, die Villa von Son Sard, Mallorca, und mehrere ländliche Siedlungsplätze. Von besonderer Bedeutung ist das tetrarchenzeitliche Kastell von Can Blai auf Formentera (S. 475–480), das inzwischen aber monographisch vorgelegt wurde<sup>3</sup>.

Die Balearen, dem deutschsprachigen Publikum eher als Massentourismusziel geläufig, stellen sich nach Lektüre des Bandes als eine überaus reiche archäologische Fundlandschaft dar, die zweifelsohne, wie dies der Herausgeber einleitend fordert, ihren festen Platz in der Spätantikeforschung verdient. Mit insgesamt 33 längeren und kürzeren Beiträgen ist der Sammelband gleichsam ein Kaleidoskop der spätantiken Archäologie und Geschichte von Mallorca, Menorca, Ibiza und Formentera. Während allerdings die historischen Beiträge so konzipiert sind, dass sie eine gute Zusammenfassung und Übersicht über das gewählte Thema bilden, bieten die archäologischen Beiträge eine sehr heterogene ‚Kost‘, die neben zusammenfassenden Analysen auch (verdienstvolle) Materialvorlagen und mehr oder weniger ausführliche Vorberichte umfassen. Man hätte sich bei Letzteren eine stärkere Konzentration auf eine zusammenfassende Darstellung zu den Fundplätzen gewünscht. Dass die Spätantike längst nicht erschöpfend behandelt wurde und

3 J. H. Fernández Gómez/R. González Villaescusa: Can Blai. Una fortificació tardoantigua de Ebusus (Formentera, Balears). Ibiza 2023 (Monografies del Museu Arqueològic d'Eivissa i Formentera 2).

bestimmte Themen, wie etwa die spätantiken Phasen der Städte oder die frühchristlichen Kirchen, sowie auch wichtige Fundplätze, darunter die Höhensiedlung Castell de Santueri, allenfalls gestreift wurden, ist zwar bedauerlich, schmälert aber die Bedeutung dieses Sammelwerkes für die Erforschung des vierten bis zehnten Jahrhunderts auf den Balearen nur unwesentlich.

---

Christoph Eger, Freie Universität Berlin  
Apl. Professor am Institut für Prähistorische Archäologie  
und Leiter des LVR-RömerMuseums im LVR-Archäologischen Park Xanten  
[christoph.eger@lvr.de](mailto:christoph.eger@lvr.de)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Christoph Eger: Rezension zu: Miguel Ángel Cau Ontiveros (Hrsg.): Las islas Baleares durante la Antigüedad Tardía (siglos III–X). Historia y Arqueología. Oxford: Archaeopress 2024 (Limina/Límites. Archeologies, Histories, Islands and Borders in the Mediterranean 13). In: Plekos 27, 2025, S. 55–71 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-cau-ontiveros.pdf>).

---

Panegyrische Zeitgeschichte des 4. und 5. Jahrhunderts. Ediert, übersetzt und kommentiert von Bruno Bleckmann und Carlo Scardino. Mit einem Beitrag von Johannes Wienand. Paderborn: Brill Schöningh 2023 (Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike C 1–21). L, 444 p. € 129.00/\$ 134.00. ISBN: 978-3-506-79045-3.

Most students of ancient history and historiography are likely to have played some version of a rarefied parlour game in which they are invited to imagine, whether in the sands of the Fayyum or on a dusty shelf of an Athonite library, the miraculous rediscovery of the complete text of a hitherto fragmentary or lost history. If Tyche granted the opportunity to reverse the vagaries of textual transmission and retrieve one work from wreckage or oblivion, which would you pick? While this is doubtless a game scholars of any period can play, those specialising in Late Antiquity may feel they have more at stake, considering the significance of textual fragments in reconstructing even basic outlines of events, especially in darker decades of the third and fifth centuries, and given the development of a strand of scholarship devoted to editing, translating and studying late Roman fragmentary histories, independent of wider-ranging corpora.<sup>1</sup> Beyond personal caprice, answers to this question would partly depend on disciplinary priorities. The appeal of certain works primarily lies in factual content, all the more so if it enlightens momentous events: who would not relish the chance to read Olympiodoros' full account of 410, regardless of later criticism of his method and artistry? Literary-historiographic considerations, in contrast, could yield other choices: a complete Dexippos or Priskos, besides intrinsic value, might also illuminate the evolution and intertextuality of subsequent historical writing. In any case, the competition would naturally favour a handful of higher-profile histories in Greek that survive as collections of substantial fragments, princi-

1 By revitalising and refocusing older philological scholarship, R. C. Blockley: *The Fragmentary Classicising Historians of the Later Roman Empire*. 2 vols. Liverpool 1981–1983 (Arca 6/10), offered a new point of departure, at least in anglophone publishing, rather than a future standard in terms of classifying fragments or editorial technique (see, e.g., the superior edition of P. Carolla [ed.]: *Priscus Panita, Excerpta et fragmenta*. Berlin/New York 2008 [Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana 2000]). Four decades on, L. Van Hoof/P. Van Nuffelen (eds.): *The Fragmentary Latin Histories of Late Antiquity (AD 300–620). Edition, Translation and Commentary*. Cambridge 2020, manifests both greater methodological rigor and the transformed academic landscape of Late Antiquity.

pally via extant volumes of Constantine VII's *Excerpta*. Within each sample, however proportionally small or potentially unrepresentative, we can at least glimpse something of the extent, character and importance of what might have been.<sup>2</sup>

The book under review assembles a selection of fragmentary historical works that are unlikely to be anyone's singular choice for redemption. Most survive as much sparser textual debris. More than half are known only through testimonia, without a single word of the text, and are thus strictly 'lost'. Yet, a more varied and tantalising assortment of historiographic production in Late Antiquity would be hard to imagine, and this fascinating and well-designed contribution should pique the interest of all those engaged with late Roman history and historical literature. The volume is the latest addition to "Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike" (KFHist), the eleventh since its inaugural publication in 2015.<sup>3</sup> A twelfth, devoted to selected Latin secular historiography, appeared simultaneously.<sup>4</sup> This already well-established series, overseen by Bruno Bleckmann and Markus Stein, and based at the Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, thus seems to be well on its way to implementing an ambitious publishing schedule embracing nearly 90 Christian and pagan authors and anonymous works from the third to sixth centuries, classified in nine modules (A–I) according to period, genre and/or language. Each volume comprises a re-edited text(s), with facing German translation, and philological-historical commentary. If ostensibly Jacoby-esque in conception, KFHist differs in several important respects. By combining "minor" and "fragmentary" works, in both Greek and Latin, the series obviates some artificial boundaries erected by conventional generic

2 In this context, Pia Carolla's new edition of *Excerpta de legationibus Romanorum*, integrating a previously overlooked branch of the *stemma codicum*, will have philological implications for the study of Greek fragmentary historiography: P. Carolla (ed.): *Excerpta historica quae Constantini VII Porphyrogeniti dicuntur*. Vol. 1: *De legationibus Romanorum ad gentes*. Berlin forthcoming (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

3 See the KFHist project website at <https://kfhist.awk.nrw.de/>. See a full list of published volumes at <https://brill.com/display/serial/KHS>.

4 B. Bleckmann/B. Court/A. Knöpges (eds.): *Profane Zeitgeschichtsschreibung des ausgehenden 4. und frühen 5. Jahrhunderts*. Ediert, übersetzt und kommentiert. Paderborn 2023 (Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike D 1–5). Reviewed by M. Festy in: *Plekos* 26, 2024, pp. 493–498 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-profane\\_zeitgeschichtsschreibung.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-profane_zeitgeschichtsschreibung.pdf)).



and/or linguistic categorisations. The decision to include verse as well as prose compositions is unorthodox but, arguably, may accord with contemporary notions of writing and reading history.<sup>5</sup> Also in contrast to comparable projects, KFHist is not bound by Jacoby's self-denying ordinance to include only fragments explicitly attributed to nominally ascribed or otherwise attested works, but, under certain circumstances, admits anonymous "rekonstruierte bzw. durch quellenkritische Operationen ermittelte Historiker" (p. 12). In addition, owing to interdisciplinary collaborations, the commentaries, even on small textual specimens, can offer a finer balance of historical and philological insight. While the original publisher Schöningh Verlag has since become an imprint of Brill, the uniform format persists, with a choice of finely produced hardback or e-book.

This volume groups 21 works (KFHist C 1–21), one "minor", the others fragmentary/lost, by far the largest assemblage in the series so far.<sup>6</sup> The texts are edited by Carlo Scardino, translations and, typically, introductions are by Bleckmann, and the commentaries are a joint endeavour. The exception is C 1, Praxagoras, where Johannes Wienand is responsible for the introduction, translation and historical commentary. The foreword recognises that publication coincides with important activity in this field, noting that the project benefited from recent editions of several of these works, sometimes accompanied by commentaries and/or studies. Specific debts are acknowledged to relevant entries in Brill's New Jacoby (BNJ and BNJ<sup>3</sup>), in some cases newly published, though KFHist often supersedes that project in editorial acumen and detailed commentary. Credited also is the more expansive inventory of late antique historical writing in *Clavis Historicorum Antiquitatis Posterioris* (CHAP) (2020).<sup>7</sup> Paweł Janiszewski's monograph on third-

5 In this volume, e.g. Sokrates (hist. eccl. 6.6.36 = KFHist C 16, test. 1) advises readers of a church history who desire a more detailed account (φιλον ἀκριβῶς μαθεῖν) of Gainas' revolt (399–400) to read Eusebios Scholastikos' four-book hexametric poem. Van Hoof/Van Nuffelen (note 1), p. 3 expressly omit verse compositions on grounds of genre.

6 The closest parallel among prior volumes is B. Bleckmann/J. Groß (eds.): *Historiker der Reichskrise des 3. Jahrhunderts I*. Ediert, übersetzt und kommentiert. Paderborn 2016 (Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike A 1–4/6–8). Reviewed by P. Rance in: *BMCR* 2017.08.47 (URL: <https://bmcr.brynmawr.edu/2017/2017.08.47/>).

7 P. Van Nuffelen/L. Van Hoof (eds.): *Clavis Historicorum Antiquitatis Posterioris*. An Inventory of Late Antique Historiography (A. D. 300–800). Turnhout 2020

and fourth-century lost and fragmentary Greek secular historiography (2006) is a recurring point of reference, though a long-awaited second volume (2023) on Latin works had not yet appeared.<sup>8</sup>

A general introduction (pp. 1–12) explains the concept and selective criteria of KFHist module C: “panegyrische Zeitgeschichte” or “panegyric contemporary history”. Included are fourth- and fifth-century authors who wrote narrative accounts of recent or current events, either with a primary focus on the deeds of individual emperors or, in the absence of an active imperial protagonist, celebrating military successes of the Roman state, with the common purpose of extolling the incumbent ruler or dynasty. This classification of a *Zwischenform* of encomium and historiography appreciates that, despite ancient theoretical and practical distinctions, compositional and performative boundaries could substantially overlap. Although hardly exclusive to this era, a combination of rulers pursuing prestige and careerist writers seeking preferment fostered a type of ‘personenzentrierte Geschichtsschreibung’ (p. 1), distinct from ‘Biographie’, which requires careful evaluation of authorial motives, historical content and rhetorical packaging. If this taxonomy may seem overly capacious, and does in fact group works of very different form and nature, the basic traits of panegyric and history define most specimens, while the framework of the Constantinian and Valentinianic-Theodosian dynasties provides a cohesive historical-literary environment. At least twelve of the 21 works, including the better-attested texts, concern one of two individuals: Constantine or Julian. The latter represents something of a “Sonderfall” (p. 3, n. 3) in attracting such compositions after his death, though nonetheless written on the basis of autopsy and encomiastic in purpose, and variously responding to his extraordinary persona, contentious reign and sudden death, against the backdrop of his disastrous Persian expedition, which possibly inspired more first-hand accounts than any other event in Late Antiquity. These Julian-centred texts include his own ‘autobiographical’ (or ‘autopanegyric’) writings. It is perhaps because of their lim-

(Corpus Christianorum. Claves – Subsidia 5). Online version: <https://www.late-antique-historiography.ugent.be/database>.

- 8 P. Janiszewski: *The Missing Link. Greek Pagan Historiography in the Second Half of the Third Century and in the Fourth Century AD.* Warsaw 2006 (*Journal of Juristic Papyrology. Supplements* 6); and now Id.: *The Missing Link II. The Lost Latin Historiography of the Later Empire (3rd–5th Century).* Leuven 2023 (*Journal of Juristic Papyrology. Supplements* 44).

ited scope and intrinsically ‘contemporary’ function that works of “panegyrische Zeitgeschichte” often proved ephemeral, surviving only insofar as they were later incorporated into broader historical narratives, largely or wholly divorced from their original purpose. Previously Felix Jacoby categorised eight of the fourth-century authors under the rubric “II.B: Spezialgeschichten, Autobiographien und Memoiren” (FGrHist 219–223, 225–226, 238 = KFHist C 1–2, 6–11), and three others as “III.C: Autoren über einzelne Länder” (FGrHist 738, 749, 780 = KFHist C 4, 13, 20). In addition, KFHist C incorporates fragmentary/lost works (C 5, 12, 14–19, 21) that Jacoby excluded on account of language, genre, methodology and/or date. In contrast, others admitted by Jacoby are rejected on the grounds of doubtful authenticity (p. 4, n. 2).<sup>9</sup>

The constituent authors and texts can be briefly summarised (using nominal spellings preferred in KFHist). The once profuse panegyric literature devoted to Constantine is here represented by two lost historical works of Praxagoras (C 1, pp. 13–88) and Bemarchios (C 2, pp. 89–97), along with the extant *Origo Constantini* (Anonymus Valesianus pars prior) (C 3, pp. 99–188), which, though its compositional date and transmission remain unclear, evidently incorporates contemporary material. The deeds of Constantine’s sons were reportedly treated in two lost works: Eustochios (C 4, pp. 189–193) on Constans (some would emend to Constantine) and, if correctly construed, Proba (C 5, pp. 195–204) on Constantius II. Episodes of Julian’s life and reign are narrated in his own *biblidion* (C 6, pp. 205–227) and in writings by Kyllenios (C 7, pp. 229–237), Oreibasios (C 8, pp. 239–261), Kallistion/Kallistos (C 9, pp. 263–272), Magnos of Karrhai (C 10, pp. 273–319), Eutychi-anos (C 11, pp. 321–337), Philagrios (C12, pp. 339–350) and Seleukos (C 13, pp. 351–363). In this context also are detected fragments of two anonymous historical texts embedded in John of Antioch’s *Chronicle*, one concerning Julian (C 14, pp. 365–376), the other Jovian (C 15, pp. 377–392), the latter, in contrast to the rest of the volume, an example of “Invektivgeschichtsschreibung” (p. 11). For the following era, the merest traces of panegyric-historical production are discerned in reports of mostly verse compositions: two epic poems by Eusebios Scholastikos (C 16, pp. 393–414) and Ammonios (C 17, pp. 415–420) that commemorated the suppression of Gainas’ coup in 399–400; the Empress Eudokia’s hexametric *Persika* (C 18, pp. 421–426)

9 A few reported specimens from the Tetrarchic period (pp. 4–6) are excluded owing to their uncertain genre or historicity.

concerning brief Roman-Sasanian hostilities in 421–422; two *Isaurika*, one in verse by Christodoros of Koptos (C 19, pp. 427–432) during the reign of Anastasios, another in prose by Pamprepios of Panopolis (C 20, pp. 433–438) presumably under Zeno; and finally, extending into the sixth century, Kolluthos of Lykopolis’ epic-panegyric *Persika* (C 21, pp. 439–444) on renewed Roman-Sasanian conflict in 502–506. Bleckmann’s preliminary survey (pp. 8–11) of numerous lost historical works composed in verse during the Principate foregrounds presentation of these testimonia and reduces any temptation to assume that they reflect a peculiarly late antique taste. Unremarkably, almost all the testimonia and fragments are transmitted via indirect traditions. The edited texts thus depend on collation of the best modern editions of the source or ‘cover text’, though some innovation or greater precision is occasionally possible (notably C 10 Magnos). Only for the *Origo Constantini* was it necessary to consult a manuscript witness. The apparatus criticus is selective and sober.

In several cases, questions hang over the nature of a work or the identity of an author. This is especially a problem with texts documented solely in bibliographical entries in the *Suda*, typically using the compiler’s (or a prior editor-copyist’s) descriptive label rather than an authorial title. Reported or inferred lost writings of Julian Caesar can be variously envisaged as *commentarii*, official bulletins, letters and/or orations, or some generic hybrid. Likewise, the genre of Kyllenios’ composition – historiography, oratory or ‘pamphleteering’ – remains conjectural. Pamprepios’ *Isaurika* could be purely ethnographic, thus previously Jacoby (FGrHist 749), and as Bleckmann concedes: “die vielleicht gar keinen zeitgeschichtlichen Bezug hatten [...] ist dementsprechend ein Grenzfall” (pp. 434–435). The subject of Eustochios’ work has also been questioned. *Suda* ε 3755 uniquely records Εὐστόχιος· Καππαδόκης, σοφιστής. ἔγραψε τὰ κατὰ Κωνσταντὰ τὸν βασιλέα [...] Bleckmann/Scardino (p. 38, n. 6, p. 191, p. 192 app. crit.) note Janiszewski’s observation that one manuscript of the *Suda*, Laur. Plut. 55.1, alternatively reads Κωνσταντῖνον, prompting his inference that this lost text might have concerned not Constans but his father, arguably a more likely theme or era. Bleckmann adds “Dafür könnte sprechen, dass der aus dem Osten stammende Autor kaum Verbindungen zu Constans gehabt haben kann” (p. 191). Although Bleckmann/Scardino do not endorse Janiszewski’s proposal, some qualifying remarks are required. First, owing to the corrupted antigraph and stemmatic position of Laur. Plut. 55.1 (Adler’s F), it is exceptionally unlikely that variant

Κωνσταντῖνον represents a superior tradition against all other witnesses.<sup>10</sup> Second, Janiszewski himself saw nothing inherently incongruous in Eustochios writing about/for Constans, whose territory included Greece (337–350), a magnet for eastern sophists.<sup>11</sup> In addition, given that much of the historical tradition concerning Constans is overtly hostile, a positive portrayal of his reign need not be assumed.

Regarding C 9, Bleckmann (pp. 264–265) is rightly cautious about the identification of Kallistos, *protector domesticus* in Julian’s retinue in 363 (Sokr. hist. eccl. 3.21.13–15), with Kallistion, *assessor* to the Praetorian Prefect of Oriens in 364 (Lib. epist. 1233), despite coinciding dates and poetic interests.<sup>12</sup> Bleckmann observes (p. 264) that the distinct career paths of *protector* and *assessor* could be grounds for doubt. More fundamentally, however, one might question why Kallistion ever came to be classified as an *assessor*, although this inference, apparently originating in PLRE, is now widely stated as fact in scholarship, it is not at all clear from Libanios’ obscurely allusive letter that Kallistion had this title or role.<sup>13</sup> Similarly, in the case of C 13, Bleckmann acknowledges uncertainty as to whether the grammarian Seleukos of Emesa (= PLRE 1, Seleucus 3), of unspecified date, who composed a two-book *Parthika* according to *Suda* σ 201 (= C 13, test. 1), should be identified with the homonymous and well-documented friend of Julian and correspondent of Libanios (= PLRE 1, Seleucus 1), who had promised (ὑπέσχετο), at least, to write an account of Julian’s expedition: Lib. epist. 1508.6–7 (365) (= C 13, test. 2). In this context, Bleckmann remarks that “Seleukos bei Libanios aus Kilikien und nicht [...] aus Emesa stammt” (p. 353), though this Seleukos’ connection to Cilicia seems to be a rather flimsy inferential construct (Lib. epist. 770, 771), which, even if correct, would merely entail his appointment to a pagan priesthood or provincial governorship there in 362, requiring no previous or personal link to the region. Bleckmann (pp.

10 A. Adler (ed.): *Suidae Lexicon*. Vol. 1. Leipzig 1928, pp. IX, XIII–XIV. Janiszewski (note 8), pp. 380–381 seems not to appreciate the particular difficulties. J. Pàmias: Eustochios (738). In: BNJ<sup>2</sup>, 2018, does not register the variant.

11 Janiszewski (note 8), pp. 381–382. See also remarks in Pàmias (note 10).

12 F. Jacoby: Kallistion (223). In: FGrHist, 1929, identified a single author, thus also Janiszewski (note 8), pp. 390–393; A. Kaldellis: Kallistion (223). In: BNJ, 2009, and now F. Guidetti: Kallistion (223). In: BNJ<sup>2</sup>, 2024. In contrast, PLRE 1, 1971, p. 176 separately lists Callistio and Callistus 1.

13 See now Guidetti (note 12), Commentary.

196–197, 203–204) also notes specific interpretative difficulties in ascribing to Proba (C 5) a lost verse epic on the civil war between Constantius and Magnentius (350–353), presumably panegyrising the victor, with a view to exculpating her husband’s role in the usurper’s regime. The argument hinges on the first eight lines of Proba’s *Cento Vergilianus de laudibus Christi*, where she vaguely alludes to her prior writings on savage strife between kings. These remarks are ostensibly explained by a subscription appended to the *Cento* uniquely in the (recently rediscovered) eleventh-century codex Patavinus (olim Padolironensis) 527, f. 109v, which states that Proba wrote this Christian work after composing a historical epic: *cum Constanti{n}i imperatoris bellum adversus Magnentium conscripsisset* (= C 5, fr. 2).<sup>14</sup> While this reconstruction represents majority opinion, there is some dissent, most recently (uncited) Sigrid Schottenius Cullhed, who rejects a “biographical reading” of Proba’s initial lines and dismisses the subscription as “conjecture of a medieval scribe”. This view has received some endorsement.<sup>15</sup> Even if it amounts to little more than alternative conjecture, counterarguments may be warranted.

Two larger sections devoted to Praxagoras (C 1) and the *Origo Constantini* (C 3), together comprising around two-fifths of the volume, are substantial studies in their own right. Wienand provides an exhaustive and bibliographically rich introduction to Praxagoras and his writings (pp. 15–49), which should become a primary point of reference. His commentary locates Praxagoras as a witness to a rapidly changing world and elucidates the contexts

14 KFHist C 5, fr. 2 (p. 200) misplaces the subscription at f. 105v, which is the end of the preceding text. Until recently, the basis of all studies was a transcription by B. de Montfaucon: *Diarium Italicum*. Paris 1702, p. 36, who inspected the codex in the Abbey of S. Benedetto in Polirone, near Mantua. Thereafter this codex went astray for more than three centuries and was only lately recognised as Padua, Biblioteca del Seminario vescovile, 527: see A. Fassina/C. M. Lucarini (eds.): *Faltonia Betitia Proba, Cento Vergilianus*. Berlin/Boston 2015 (*Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana* 2017), pp. VII–VIII, XLVII–XLVIII (Pd). While Bleckmann/Scardino cite the current classmark at p. 200, at p. 196 the codex is described as “von Modena”, a residue of older scholarship that referenced a “Mutinensis”, though the manuscript appears never to have been in or connected with that city.

15 S. Schottenius Cullhed: *Proba the Prophet. The Christian Virgilian Cento of Faltonia Betitia Proba*. Leiden/Boston 2015 (*Mnemosyne. Supplements* 378), pp. 114–117, quoting p. 117, affirmed in Van Nuffelen/Van Hoof (note 7), s.v. Proba, “This is indeed likely”; again Van Hoof/Van Nuffelen (note 1), p. 3, n. 12, “in fact, most likely spurious”.

and implications of this elite pagan (if very young) author's encomiastic portrayal of Constantine. Notable is Wienand's sensitivity to reflections of Constantinian messaging, especially shifting modes of legitimation (dynastic, collegial, military, unificatory, restorative), while tracing the incorporation of narrative elements from a broader repertoire of Constantine's *'gesta'*. Integrated treatment of all three of Praxagoras' lost works illuminates his socio-cultural milieu and plausibly aligns his literary objectives with the efforts of the 'old' Greek aristocracy to respond to – and come to terms with – Constantine's regime, after he became master of Greece from 316/317, as well as the subsequent emergence of a new imperial centre at Constantinople. Some might question the editorial classification of source material: while FGrHist/BNJ 219 treat Photios' summary (Bibliotheca 62: 20b 29–21b 18) as a testimonium, KFHist classes the whole text as a fragment (C 1, fr. 1) and its concluding clauses (fr. 1.9–11) as simultaneously a testimonium (p. 50). In either case, Photios' review of Praxagoras' work is not in any sense an "Exzerpt" (p. 36 et passim). In addition, as the vocabulary and style of test. 1/fr. 1 are evidently those of Photios, notwithstanding an alleged syntactical echo of Praxagoras' wording at fr. 1.8 (p. 82), consultation of Photios' other writings, especially his *Lexicon*, might have furnished insights into his lexical usage: e.g. discussion of *καλοκαγαθία* as an imperial virtue (pp. 82–83); cf. Photios, Lex. x 126 (Theodoridis II 354), which draws from a prior lexicographical tradition the rather prosaic gloss *ἀγαθότης*.

The introduction to the *Origo Constantini* covers, succinctly and sensibly, historical and generic categorisation, date and textual evolution, scribal orthography, and principles of constituting the text, with an especially lucid exposition of the particular issue of interpolations from Oros. 7.28, as well as possible redactional omissions/lacunae/deletions in the received text. The edition and translation are well presented and the commentary insightful; one can envisage their utility in teaching (e.g. historiographische Lektüre). Although the *Origo Constantini* has been edited, analysed and commented upon often, the exposition is thorough and not without innovation. Scardino re-edits the text on the basis of the *codex unicus* (Berlin Ms. Phill. 1885) and judicious evaluation of the numerous emendations and conjectures of well over a dozen editors/commentators going back to Henri Valois' *editio princeps* (1636). Two alternative readings are proposed, plausibly in both cases: § 23 *sensu* Scardino: *sensus* B: *consensu* Mommsen et edd.: *exercitus* Valesius; § 34 *barbarico* B et edd.: corr. *barbarici* Scardino ex Oros. 7.28.29 – though anticipated

in e.g. Gardthausen (1875) p. 288.24 app. crit.; whence, presumably, Rolfe (1939) p. 528. Bleckmann's commentary offers some new interpretations, notably of military-geographical details: e.g. § 7 *Flaminiam*, understood as the late Roman *provincia* rather than the *via* (pp. 148–149); § 17 on whether *apud Philippas* should mean Philippi or Philippopolis, and thence the location of *campus Ardiensis* (pp. 162–163). Some potentially relevant bibliography appeared too late to be included.<sup>16</sup>

A trio of authors with more substantial remains forms the centrepiece of the volume: Julian, Oreibasios and Magnos. Investigation of evidence for Julian's *biblidion* (C 6) enhances the possibility that his historical reportage of recent events – distinct from orations and documentary bulletins – extended beyond a single monographic treatment of the battle of Argentoratum/Strasbourg in 357. Similarly written from the viewpoint of the emperor's inner circle, Oreibasios (C 8), as Julian's friend and personal physician, belongs to a tradition of imperial doctor-historians/memoirists. The loss of his account of the Persian expedition is especially regrettable. Bleckmann's introduction incorporates a broader discussion of the problems of differentiating a textual connection from mere circumstantial concurrence among separate witnesses to events, showing how hard it is to exclude a common source for Ammianus and Eunapius/Zosimos, especially when Ammianus combines *visa* and *lecta* (22.8.1). Given Eunapios' explicit use of Oreibasios, Ammianus' knowledge of this work is at least a plausible hypothesis, though many basic questions linger about Oreibasios' text, including its format, purpose, scope, milieu, circulation and reception, and what modern terminology (memoir, history, memoranda, diary) might best be applied. The cited testimonia include a concise report in Philostorgios 7.15.5 (= C 8, test. 9) that Oreibasios was with Julian (ἀντὶ συνῆν) in his final hours, and by implication tended to his wound, within a longer, uncited account of the emperor's death. John Lydus also indicates that Oreibasios treated Julian's wounded abdomen on his deathbed (mens. 4.118 = C 8, test. 10).<sup>17</sup> Accepting that, overall, the sources provide differing and incompatible accounts of Julian's injury, one might wonder whether more of Philostorgios 7.15 should have been included in this testimonium, beyond the mere mention of Oreibasios, or even

16 E.g. A. Omissi: Hamstrung Horses: Dating Constantine's Departure from the Court of Galerius. In: *Journal of Late Antiquity* 16, 2023, pp. 4–26.

17 Amm. 25.3.6–23 alludes to anonymous “medical treatment” (*medicinae ministeriis*). Eun. vit. soph. 498–499 is curiously silent.



categorised as a putative ‘fragment’, especially as Philostorgios uniquely records seemingly technical details about the wound, using medical vocabulary: 7.15.2: πλήττει μὲν αὐτὸν ἐν ἰσχρῷ κατὰ τὸ περιτόναιον, ἅμα δὲ τῇ αἰχμῇ ἐξέλκομένη καὶ κόπρος τις ἐπηκολούθησε συνεπισπωμένη τῷ αἵματι, “[the spear] struck him with force in the *peritoneum*, and when the blade was drawn out, an outflow of some faeces followed along with the blood”; this would occur with such a perforation. In any case, the renown of this medical writer and his imperial patient has prompted modern ‘*medici*’ to offer a surgical diagnosis of the procedures Oreibasios employed on Julian’s abdominal wound, itself perhaps another (this time medico-historical) parlour game.<sup>18</sup>

In some respects, Magnos (C 10) is the highlight of this section, perhaps not surprisingly, given Bleckmann’s prior comprehensive study.<sup>19</sup> The introduction offers an astute assessment of the frequently discussed material embedded in Malalas’ *Chronographia* 13: what can be inferred from its character, the difficulties of delimiting cited excerpts or recognising unsignalled excerpts, and the enduring debate about possible textual interaction with Ammianus and/or Eunapios/Zosimos, noting uncertainties inherent in all reconstructions. Bleckmann wisely prefers not to take a firm position on the disputed identification of the author Magnos of Karrhai and a *tribunus* named Magnos who distinguished himself at the siege of Maiozamalcha according to several external sources (Amm. 24.4.23–24; 25.8.18; Zos. 3.22.4; Suda α 2094). All previous editions consist of a single large fragment comprising Ioh. Mal. 13.21–23 (C 10, fr. 1), framed at either end by explicit citations of Magnos that appear to mark the termini of a modified extract. In addition, Bleckmann/Scardino include most of Ioh. Mal. 13.27 (C 10, fr. \*\*2), on the grounds that, although Malalas here does not specify a source, he probably drew other parts of his narrative of Julian’s expedition from Magnos, and 13.27 in particular shares traits with the preceding extract, notably precise geographical and prosopographical information. As the authors acknowl-

18 J. Lascaratos/D. Voros: Fatal Wounding of the Byzantine Emperor Julian the Apostate (361–363 A. D.): Approach to the Contribution of Ancient Surgery. In: *World Journal of Surgery* 24, 2000, pp. 615–619; with N. Papavramidou/H. Christopoulou-Aletra: The Ancient Technique of “Gastrorraphy”. In: *Journal of Gastrointestinal Surgery* 13, 2009, pp. 1345–1350.

19 B. Bleckmann: Magnus von Karrhai: Zur Bedeutung der Malalas-Chronik für die Rekonstruktion der Zeitgeschichte Julians. In: L. Carrara/M. Meier/C. Radtke-Jansen (eds.): *Die Weltchronik des Johannes Malalas. Quellenfragen*. Stuttgart 2017 (Malalas-Studien 2), pp. 99–133.

edge, the antecedents of this more impressionistic approach to Malalas' use of Magnos – and his compositional method in general – can be variously traced back to the late nineteenth century (sometimes with unfortunate results), but no editor has previously sought to implement the implications and justify those choices on internal grounds, rather than by drawing parallels or inferring connections with other extant accounts of the Persian campaign (detailed discussion at pp. 277–281).

Scardino's re-edition of Magnos benefits, albeit slightly, from enhanced understanding of the textual tradition of Malalas' *Chronographia* since Hans Thurn's edition (2000).<sup>20</sup> In fr. 1, multispectral imaging of the palimpsested "Fragmentum Tusculanum" (Tusc.), as part of the Tübingen-based "Projekt Malalas", permits occasional refinements to or confirmation of previously uncertain readings (see apparatus criticus), but nothing that alters the text or meaning.<sup>21</sup> In fr. \*\*2, through closer attentiveness to the indirect tradition of Malalas' text via the *Chronicon Paschale*, Scardino registers several incorrect/rejected variants that Thurn apparently chose to omit from his apparatus, again without consequence for the text.<sup>22</sup> Here a potential challenge is that the *Chronicon Paschale* appears to be based on the first redaction of Malalas' work, whereas the direct witnesses (Oxon. Barocc. 182 and Tusc.) transmit the second redaction. The commentary, both historical and philological, is well-balanced, informative and perceptive. Notable is the classification of C 10, test. \*\*2c (pp. 384–385) = *Suda* α 2094, a much-discussed historical fragment concerning the *tribunus* Magnos at the siege of Maiozamalcha, which several previous studies assigned to Eunapios, but which Roger

20 J. Thurn (ed.): Ioannis Malalae Chronographia. Berlin/New York 2000 (Corpus Fontium Historiae Byzantinae. Series Berolinensis 35).

21 Separate from this technological advance, the only substantial difference is Scardino's rejection of a lacuna that Thurn posited in C 10, fr. 1.8: καὶ ἐπικρατῆς γενόμενος (p. 288.40, with commentary at p. 309) = Ioh. Mal. 13.21 (Thurn p. 254.80–81): καὶ \*\*\* ἐπικρατῆς γενόμενος (καὶ O : καὶ \*\*\*κη Tusc.). In support of Scardino's view, one could also adduce identical wording at Ioh. Mal. 13.23 (Thurn p. 256.24): καὶ ἐπικρατῆς γενόμενος. See also R. Penella: Magnus Carrhaeus (225). In: BNJ, 2012, Commentary to fr. 1.8.

22 An exception occurs in C 10, fr. 2.7 (p. 294.36, with commentary at p. 319) = Ioh. Mal. 13.27 (Thurn p. 259.13): deletion of a καὶ that Thurn, certainly in error, placed at the end of a restoration from Chr. pasch. 554.16: <προεξέτευξεν [...] Ἀμίδης>.

Blockley rejected from his conspectus of Eunapiian fragments.<sup>23</sup> Bleckmann more sensitively conveys the interpretative difficulties: “Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die *Suda* (bzw. der Redakteur der konstantinischen Exzerpte) [...] Eunap falsch zitiert [...] durch unzulässige Kürzung und Auslassungen” (p. 297), an assessment that rightly relies more on the demonstrable compositional history and sources of the *Suda* than on hypothetical and conflicting inferences about the interrelationship (or not) of Ammianus, Eunapios/Zosimos and/or Magnos.<sup>24</sup> One reservation concerns Julian’s reported speech at Circesium just before crossing the border in fr. 1.5 = Ioh. Mal. 13.21 (Thurn p. 253.62–66): Bleckmann infers that “[d]ie von Julian gehaltene Rede wird bei Magnos von Karrhai nur summarisch wiedergegeben” (p. 303). Can we know this? Could not Malalas alternatively have abridged Magnos at this point, reducing a speech-episode to a terse narrative summary, a common procedure for epitomators?

Two other authors merit additional observations. First, regarding the testimonia to Eutychianos, the citation in Ioh. Mal. 23.13 = C 11, test. 1/fr. 1.1 (p. 326) is remarkable for its technical specificity: στρατιώτης ὢν καὶ βικάριος τοῦ ἰδίου ἀριθμοῦ τῶν Πριμοαρμενιακῶν, “soldier and currently *vicarius* of his own unit the *Primoarmeniaci*” (= *legio prima Armeniaca*). The German rendering “Soldat und Vicarius” (p. 327) misses the nuance. Analogous wording occurs in a sixth-century documentary papyrus P. Lond. 5 1724.83 (578–582), witnessed by a στρ(ατιώτης) λεγ[(εὐνος)] Σ[υ]γ[ν]η[ς] καὶ ἀπὸ βικαρ(ίων), “soldier of the *legio* of Syene and *ex vicariis*” (i.e. having formerly served as *vicarius*). Both formulae (ὢν καὶ and καὶ ἀπὸ) signify that *vicarius* in an army unit was not a permanent rank but a temporary deputising post, in effect ‘acting *tribunus*’, to which, whenever necessary, one of several senior regimental grades, typi-

23 Blockley (note 1), Vol. 1, p. 156, n. 3, following A. D. E. Cameron: An Alleged Fragment of Eunapius. In: CQ 13, 1963, pp. 232–236, though Cameron’s analysis was more sophisticated and arguably warranted categorisation of this fragment as ‘dubia’ rather than its deletion.

24 Bleckmann (p. 297) cites unpublished T. M. Banchich: The Historical Fragments of Eunapius of Sardis. Diss. Buffalo, NY 1985, pp. 53–54. Thomas Banchich gives a published demonstration of the same analytical principle in: An Identification in the *Suda*: Eunapius on the Huns. In: CPh 83, 1988, p. 53, regarding *Suda* α 1018 (cf. α 1019, 3279). This fragment is also overlooked by Blockley. Similar arguments might apply to *Suda* λ 490 = KFHist C 16, fr. \*\*2, text and translation at pp. 406–407, with commentary at pp. 413–414.

cally *primicerius*, was appointed.<sup>25</sup> Warren Treadgold contends that Eutychianos is a fictitious source that Malalas made up and inserted. Against this opinion, one might reasonably ask whether the accurate hierarchical and regimental nomenclature used by Malalas is something he (or a prior chronicler) would or could have invented.<sup>26</sup> Notable also is that Eutychianos, as *vicarius*/acting *tribunus*, would be comparable in seniority to Magnos, if one prefers to identify the homonymous *tribunus* as the historian. With respect to another proposed testimonium in *Patria Constantinopoleos* 1.58 = C 11, test. 2 (pp. 326–327), although this late tenth-century compilation is notoriously unreliable, it may be tempting to identify Eutychianos πρωτοακηκρήτης, ὁ γραμματικὸς here with ὁ χρονογράφος [...], στρατιώτης ὢν καὶ βικάριος cited by Malalas, principally on the grounds that both sources refer to a Eutychianos who participated in Julian’s Persian expedition (see commentary p. 332). If so, however, it must also be accepted that the *Patria* credits this Eutychianos (καθὼς ἔστοροῦσιν Εὐτυχιανὸς [...]) as a/the source for preceding details on Constantine’s twelve noble ‘helpers’ in the foundation of Constantinople. Accordingly, as this type of unhistorical fabrication would not be incongruous alongside tales of dreams or saintly interventions ascribed to Eutychianos in Ioh. Mal. 13.24 = C 11, fr. 1.2–3 (p. 328), one should perhaps avoid drawing a sharp dividing line when considering whether Eutychianos was a “Zeitzeuge” or “Legendenerzähler” (p. 336).

Second, in the case of Philagrios, a *notarius* in Julian’s entourage, Lib. epist. 1434.2 = C 12, test. 1 (p. 344) remarks on the detail and precision of his text: ἅτε τὸν πόλεμον ἐν γράμμασιν ἔχων [...] ἀκούω γὰρ σε τὸ ἀεὶ γινόμενον γραφόμενον σκέπτεσθαι χωρίων τε φύσεις καὶ μέτρα πόλεων καὶ ὕψος φρουρίων καὶ ποταμῶν πλάτος καὶ ὅσα δρᾶσαι τε καὶ παθεῖν συνέβη, “as you have the war written down [...] For I have heard that, in writing down what happened in each case, you examine

- 25 P. Rance: *Campidoctores Vicarii vel Tribuni*: The Senior Regimental Officers of the Late Roman Army and the Rise of the *Campidoctor*. In: A. S. Lewin/P. Pellegrini (eds.): *The Late Roman Army in the Near East from Diocletian to the Arab Conquest*. Proceedings of a Colloquium held at Potenza, Acerenza and Matera, Italy (May 2005). Oxford 2007 (BAR International Series 1717), pp. 395–409, at pp. 399–401.
- 26 W. Treadgold: *The Early Byzantine Historians*. Basingstoke/New York 2007, pp. 247–251, p. 314, n. 11; again Id.: *The Byzantine World Histories of John Malalas and Eustathius of Epiphania*. In: *The International History Review* 29, 2007, pp. 709–745, at p. 725, pp. 728–729. Treadgold himself elsewhere misconstrues *vicarius* as a permanent regimental rank: Id.: *Byzantium and Its Army, 284–1081*. Stanford 1995, p. 88, p. 95.

the nature of localities and dimensions of cities and the height of fortresses and width of rivers, and whatever happened to have been done and suffered”. In light of Philagrios’ position, Bleckmann follows some older studies in inferring a kind of journal: “Zu den Aufgaben, die Philagrios als *notarius* während des Perserfeldzugs Julians wahrzunehmen hatte, gehörte anscheinend, eine Art Kriegstagebuch zu führen” (p. 342).<sup>27</sup> Perhaps, but whether this was an official document, compiled as part of his notarial duties, or a private record (diary, *commentarii/hypomnemata*), is not indicated and must remain uncertain. Of relevance here is uncited epist. 1220.8, where Libanius more obliquely alludes to the many participants in Julian’s expedition who have written, drafted or planned accounts, potentially ranging across formal histories, private memoirs and official records. They include στρατιῶται δέ τινες [...] ἔδοσαν ἡμερῶν τέ τινων ἀριθμὸν καὶ ὁδοῦ μέτρα καὶ προσηγορίας τόπων, “certain soldiers [...] (who) provide the particular number of days and distances by road and approaches to locations”. Although a *notarius* is not strictly a “soldier” (though he likewise performs *militia*), this characterisation is broadly consistent with the description of Philagrios’ work in epist. 1434.2. Whether or not Philagrios is meant, Libanius implies that other such accounts of particular detail and specificity existed, and were not necessarily a consequence of the office of *notarius*.

Throughout the book, observed typos and slips are few and mostly minor.<sup>28</sup> Errors are rare and inconsequential.<sup>29</sup> The text and translation elicit a handful of quibbles:

- 27 See e.g. W. Enßlin: Philagrius (4). In: RE XIX.2, 1938, col. 2106–2107: “Kriegstagebuch” (col. 2106); G. Sabbah: La méthode d’Ammien Marcellin. Recherches sur la construction du discours historique dans les *Res Gestae*. Paris 1978 (Études anciennes): *commentarii* (p. 202).
- 28 P. 38, n. 6: Κώνσταντῖνον > Κωνσταντῖνον; p. 108: Φιλίππος > Φίλιππος; p. 156: ταῦτον > τοῦτον (Zos. 2.11.1); p. 172: “Rech” > ‘Reich’; p. 184: “Konstantinpel” > ‘Konstantinopel’; p. 196: “über Constantius” > ‘über Magnentius’; p. 231: “fr. 23,7 Blockley” > ‘fr. 23,2 Blockley’; p. 329: “Herr” > ‘Heer’; p. 353, n. 2: “PRLE” > ‘PLRE’. At p. 375: “Zum Terminus ‘Küste der Barbaren’ s. auch Zos. 3,10,3” – the phrase is not found. Cited items missing from the Bibliography: Green, Proba’s Introduction (cited p. 203); Banchich, Historical Fragments of Eunapius (p. 241, n. 5, p. 22, n. 1, p. 259, p. 297); Übersetzung von Thurn-Meier (p. 298, p. 314).
- 29 P. 307: the verbal root of *exculcator* (> \**sculcator*) and *proculcator* is not *collocare*/\**culcare* (thus originally C. Du Fresne Du Cange: Glossarium ad Scriptores Mediae et Infimae Latinitatis. Vol. 1. Paris 1678, col. 1062–1063; rev. ed. L. Favre. Vol. 2. Niort 1883–1887, pp. 410c–411a, s.v. *collocare*), but rather *ex/pro* + *calco* (> -*culco*): see

C 7, test. 1 (p. 234): the transmitted text reads ἔπαινον νεανικόν τινα καὶ λαμπρόν, rendered “etwas ungestüme und glänzende Lobrede” (p. 235), in reference to Julian’s auto-encomiastic writings. The apparatus, with further discussion in the commentary (p. 236), indicates previous editorial doubts about νεανικόν and records proposed emendations: “ἱστορικόν Blockley: ἀκριβῆ Müller”.<sup>30</sup> In fact, Blockley (Eun. fr. 23.2) accepted νεανικόν, which he translated “high-spirited” (p. 35). It was Barthold Niebuhr who posited ἱστορικόν, as reported in Blockley’s apparatus. In addition, the commentary can be supported by examples of the same adjectival/adverbial combination in other works, both ancient and canonical (e.g. Demosth. *In Midiam* 131; *In Cononem* 35) and contemporary (Lib. decl. 8.1.5; Greg. Nyss. *Contra Eunomium* 1.83).

C 10, test. 1 (p. 284): Ioh. Mal. 13.1 should read 13.21, likewise the facing translation (p. 285).

C 10, fr. 2.2 (p. 292, line 10): ἀφορίσας συγκλητικὸν αὐτοῦ τὸν πατρίκιον Ἀρίνθαιον translated “er (d. h. Jovian) bestimmte einen Senator, den *patricius* Arinthaioi” (p. 293). The commentary clarifies “Wenn Malalas ihn als Senator bezeichnet, ist dies auf jeden Fall irreführend” (p. 316). But Malalas errs only if one insists on translating συγκλητικός narrowly as “senator”. This is the case elsewhere, but does not seem necessary or justified when the term can designate even Persians (p. 292, lines 16–17): *Κουρραεινᾶ, συγκλητικοῦ καὶ πρεσβευτοῦ Περσῶν*, “Surrhaeinas, dem Senator und Abgesandten der Perser” (p. 293). The anomaly is resolved by non-specific “counsellor, adviser” (implicit in fr. 2.2 in possessive αὐτοῦ). Likewise, at C 11, fr. 1 (p. 328, line 8): μετὰ τῆς ἰδίας συγκλήτου translated “mit seinem Senat” (p. 329), where the commentary (p. 334, with variant lemma “mit seinem eigenen Senat”) explains “Gemeint sind hier die Würdenträger der unmittelbaren Umgebung Julians [...], nicht aber der Senat”. Why then translate “Senat”, when σύγκλητος commonly means generic “council, assembly”, and here evidently the emperor’s *concilium*?

P. Rance: *Sculca*, \**sculcator*, *exculcator* and *proculcator*: The Scouts of the Late Roman Army and a Disputed Etymology. In: *Latomus* 73, 2014, pp. 474–501, esp. pp. 495–501, with bibliography. P. 381: strictly speaking, codex Turonensis 980 is not an “ursprünglich aus Zypern stammende[...] Handschrift”; this tenth-/eleventh-century manuscript was undoubtedly produced in Constantinople and had simply ended up on Cyprus by 1627.

30 As the text edited in FGrHist/BNJ terminates before this clause, the issue does not arise. See most recently T. Banchich: Kyllenios (222). In: BNJ<sup>2</sup>, 2016, T1.

C 14, fr. 1.4, (p. 370, line 15): ὥς ἀνέλθοι translated “damit er verborgen blieb” (p. 371) (repeated as a lemma at p. 375). The optative expresses purpose or potential rather than outcome, thus preferably “[...] verborgen bliebe”.

C 16, test. 2 (p. 398): ἔγωγε ἐντυχὼν ἤεθην translated “habe ich vorgefunden und mich darüber gefreut” (p. 399). In this (late Byzantine) marginal annotation, ἐντυγχάνω means simply “read” rather than alternative “meet with, chance upon, encounter”, thus “habe ich gelesen”. The usage is formulaic in contemporary reader-notices (e.g. Vat. Pal. gr. 278, f. 174v: ἐνέτυχον δὲ αὐτὸς τοῦτο [scil. βιβλίον]; Marc. gr. Z. 398, f. 206v: ἐντυχῶν [sic] δὲ καὶ αὐτὸς τὸ τοιοῦτον [βιβλίον]). See also in this volume pp. 214–215: C 6, test. 2, line 5 (= Zos. 3.2.4): ἐντυγχάνοντι, “liest”; pp. 398–399: C 16, test. 1, line 2 (= Sokr. hist. eccl. 6.6.36): ἐντυγχάνέτω, “soll er [...] lesen”. In addition, the philological commentary to this reader’s note in tenth-century Laur. Plut. 70.7, f. 352r, is concerned about an apparent lack of grammatical sense and posits “dass es sich bei der Randnotiz nicht um das Original, sondern um eine Abschrift handelt” (p. 408). Unless I misunderstand, this proposition is clearly wrong. Inspection of the folio shows that the marginal text, written in different ink by a much later cursive hand, is evidently an original annotation.<sup>31</sup> Correspondingly, the proposed emendations (p. 398: test. 2, app. crit. and p. 408), though ingenious, editorially treat this note according to rules one would apply to a formal composition. More importantly, a short study by Günther Hansen (cited p. 398) identifies the annotator as one Germanos, a professed avid reader, who was also responsible for two other such annotations in the same codex (ff. 209r, 391v), and whose script seemingly dates to the fourteenth/fifteenth century. Surely the most remarkable point here is that a copy of Eusebios Scholastikos’ now-lost *Gainias* could still be found at that date, even if its stated location, ἐν τῇ μονῇ τῶν ἁγίων ἀποστόλων ἐν τῷ καλῇ στενωῷ, remains a mystery.<sup>32</sup>

This is a most rewarding volume to read. Bleckmann and Scardino, with Wienand, have ably presented and explained little-known and poorly under-

31 See <https://tecabml.contentdm.oclc.org/digital/collection/plutei/id/1360526>.

32 G. C. Hansen: Germanos, der findige Leser. In: ByzZ 84/85, 1991/1992, pp. 24–25. The annotation at f. 391v, naming Germanos, was previously published in A. M. Bandini: Catalogus codicum graecorum bibliothecae Laurentianae. Vol. 2. Florence 1768, col. 668.

stood texts, which hint at the variety and vitality of historical writing in the fourth and fifth centuries.

---

Philip Rance, Freie Universität Berlin  
Friedrich-Meinecke-Institut  
Gastwissenschaftler  
[rance@zedat.fu-berlin.de](mailto:rance@zedat.fu-berlin.de)/[philip.r.rance@gmail.com](mailto:philip.r.rance@gmail.com)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Philip Rance: Rezension zu: Panegyrische Zeitgeschichte des 4. und 5. Jahrhunderts. Ediert, übersetzt und kommentiert von Bruno Bleckmann und Carlo Scardino. Mit einem Beitrag von Johannes Wienand. Paderborn: Brill Schöningh 2023 (Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike C 1–21). In: Plekos 27, 2025, S. 73–90 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-panegyrische\\_zeitgeschichte.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-panegyrische_zeitgeschichte.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Rita Lizzi Testa: *Un Occidente rivolto a Est (455–554 d. C.)*. Roma/Bristol, CT: L'Erma di Bretschneider 2024 (Saggi di storia antica 46). 297 pp., 6 ill. € 110.00. ISBN: 978-88-913-3177-9.

Il volume, che nasce dalla collaborazione dell'autrice con un progetto di ricerca finanziato dalla Scuola Normale Superiore e dalla sua partecipazione al convegno su "L'eredità di Giustiniano. L'ultima guerra dell'Italia romana" (Pisa, 23–24 ottobre 2019), affronta il tema delle relazioni tra la penisola italiana e Costantinopoli dal quinto secolo fino alla Guerra Gotica e alla riconquista giustiniana, soffermandosi in particolar modo sull'aristocrazia senatoria e sui pontefici.

La trattazione prende avvio con un capitolo dedicato al senato romano nella seconda metà del quinto secolo ["Il senato romano e la fine (o quasi) della dinastia teodosiana", pp. 11–38], che mette in luce come la Curia, specialmente all'indomani della tragica morte di Valentiniano III, fosse ormai svincolata da qualsiasi legame di sudditanza nei confronti dei membri superstiti della dinastia teodosiana e degli ultimi imperatori d'Occidente. Questi, infatti, incontravano serie difficoltà nel consolidare e mantenere il loro potere se veniva meno il supporto del senato, una situazione che indica come i rapporti di forza tra i *patres* e la corte imperiale fossero mutati rispetto a pochi decenni prima. Grazie a frequenti contatti con generali quali Ricimero e Gundobado, con la corte costantinopolitana e con i sovrani dei nascenti regni romano-germanici, l'aristocrazia senatoria riuscì in alcuni casi a esercitare un'influenza determinante sulle scelte politiche degli Augusti occidentali, mentre la sua capacità di controllare le più importanti cariche amministrative aumentava in modo proporzionale alla riduzione dei territori ancora sotto l'effettivo controllo di Ravenna, presto limitati alla penisola italiana e a qualche lembo della Gallia. Con l'ingresso in scena di Odoacre e, poco più di un decennio dopo, di Teoderico il senato riuscì a mantenere la sua influenza grazie alla necessità, da parte dei neo-proclamati *reges*, di avvalersi dei membri dell'illustre assemblea come amministratori provinciali, alti funzionari palatini e legati.

Il capitolo secondo ("Un nuovo re, nuovi accordi", pp. 39–66) esamina il ruolo delle gerarchie episcopali italiane nel plasmare le relazioni tra Ravenna e Costantinopoli a partire dallo Scisma Acaciano. Forse Odoacre fece pressioni sul papa perché l'*Henotikon* emanato da Zenone non fosse pubblicamente respinto, anche al fine di evitare uno scontro aperto con l'impero

d'Oriente, e il risentimento causato da questa indebita intromissione nel dibattito dottrinale con Costantinopoli facilitò la successiva intesa tra la Chiesa italiana e Teoderico. Fin dal suo ingresso nella penisola italiana il sovrano amalo inviò a più riprese legati di rango senatorio in Oriente per ottenere il riconoscimento imperiale e questi spesso si fecero portavoce anche delle posizioni dottrinali del pontefice, che contribuì a facilitare il riavvicinamento tra Teoderico e Anastasio.

Nel capitolo terzo ("Da Cartagine alle rive del Bosforo: il Mediterraneo, un mare di potenze", pp. 67–117) l'attenzione si sposta su Costantinopoli e il suo entroterra. Forse Teoderico non fu del tutto estraneo alla crescente opposizione al governo di Anastasio, che si manifestò tanto a Bisanzio quanto nella regione balcanica a partire dal 511, ed è probabile che agisse di concerto con Anicia Giuliana, una delle ultime eredi della dinastia teodosiana, o quantomeno che perseguisse i suoi medesimi obiettivi, che annoveravano la detronizzazione di Anastasio e la sua sostituzione con un imperatore filo-calcedoniano. Anicia Giuliana non solo disponeva di un ingente patrimonio personale, ma si rese anche promotrice della costruzione di diversi edifici di culto mediante iniziative evergetiche che fecero ulteriormente aumentare il suo prestigio agli occhi della popolazione costantinopolitana.

Il capitolo quarto ("Più corone in bilico", pp. 119–157) prosegue la disamina delle forti tensioni politiche e religiose che funestarono gli ultimi anni di regno di Anastasio, concentrandosi in particolar modo sulla ribellione di Vitaliano, che si colloca in un periodo caratterizzato da intensi contatti tra l'imperatore e papa Ormisda, le cui iniziative diplomatiche erano spesso concordate con Teoderico. Anastasio dovette affrontare un altro nodo assai delicato in quegli stessi anni, concernente la sua successione. L'imperatore, quasi novagenario, aveva tre nipoti che potevano ambire alla porpora e rimase incerto fino all'ultimo su chi designare come suo erede, probabilmente perché la questione era connessa con i tentativi di ripristinare l'unità della Chiesa e la concordia con Ravenna. La successiva elezione di Giustino rappresentò il frutto di una collaborazione tra le élite costantinopolitane filo-calcedoniane, alcuni elementi dell'esercito, il papa, il senato e Teoderico, che in cambio ottenne la nomina a console del suo erede designato, Eutarico, il quale ebbe come collega lo stesso neo-imperatore.

Il capitolo quinto ("Occidente e Oriente: riconciliazione dottrinale e sudditanza politica", pp. 159–186) si occupa del periodo compreso tra la fine del regno di Teoderico e lo scoppio della Guerra Gotica, segnato da un generale

peggioramento dei rapporti tra Ravenna e Costantinopoli. Anche il re amalo, all'indomani della fine dello Scisma Acaciano, dovette affrontare il tema della successione, reso scottante dalla prematura morte di Eutarico, che indusse diversi membri del senato a mettersi in contatto con l'imperatore per discutere del loro futuro sovrano. Nonostante la violenta reazione di Teoderico quando queste trame vennero alla luce, egli si avvalse ancora una volta del senato, del pontefice e dei suoi legami con la corte imperiale per garantire un pacifico trasferimento della corona al nipote Atalarico, anche se la giovane età di quest'ultimo fece sì che le redini del regno fossero prese dalla madre Amalasunta. Finché Atalarico rimase in vita, la figlia di Teoderico riuscì a governare l'Italia senza incontrare ostacoli insormontabili, ma la sua morte per mano del cugino Teodato fornì a Giustiniano il pretesto per invadere l'Italia, una mossa accuratamente preparata dalla diplomazia imperiale mediante ripetuti contatti con i più illustri membri del senato e della Chiesa di Roma, verso i quali l'imperatore mostrò in più occasioni grande deferenza.

Il capitolo sesto ("Papa Vigilio, Cassiodoro e la *Pragmatica Sanctio*", pp. 187–227) affronta la tormentata riconquista dell'Italia da parte di Giustiniano, che non comportò soltanto una lunga serie di campagne militari, ma anche una continua interlocuzione con il vescovo di Roma e alcuni membri dell'aristocrazia senatoria, culminata nella promulgazione della *Pragmatica Sanctio*. Questo documento, redatto sulla base di precise indicazioni formulate dal pontefice e dai membri del suo seguito (che comprendevano lo stesso Cassiodoro), segnò una piena integrazione politica dei vescovi nel governo dell'Italia giustiniana.

Il volume giunge al termine con quindici pagine di puntuali conclusioni (pp. 229–244), che riassumono le principali novità interpretative proposte nel corso dei capitoli precedenti, seguite dalla bibliografia (pp. 247–281) e dall'indice dei nomi (pp. 283–297).

"Un Occidente rivolto a Est" offre un quadro dettagliato, esaustivo e minuziosamente documentato delle caleidoscopiche relazioni tra l'aristocrazia senatoria, la Chiesa di Roma, i sovrani ostrogoti e l'Impero nel quinto e sesto secolo. Grazie a un'impostazione di fondo che trascende i consueti confini disciplinari tra storia romana, medievistica e bizantinistica, Rita Lizzi Testa è riuscita a valorizzare tutte quelle convergenze di interessi che determinarono inattese alleanze, fugaci intese e fattive collaborazioni tra alcuni esponenti delle élite occidentali e la corte imperiale. Dedicando un'attenzione particolare al dato religioso e alla *Collectio Avellana*, ma senza trascurare il versante

secolare delle coeve relazioni tra Occidente e Oriente, il libro dimostra in modo persuasivo come un'attenta disamina delle controversie dottrinali tardoantiche, tanto a livello generale quanto su scala locale, sia un punto di partenza imprescindibile per indagare la storia politico-istituzionale di entrambe le *partes imperii*.

Tra i tanti spunti innovativi che si incontrano leggendo il volume occorre ricordare almeno l'interpretazione del ventennio 455–474 come “un laboratorio di sperimentazioni” per l'aristocrazia senatoria (pp. 30 e 230), una tesi che ribalta la tradizionale interpretazione degli ultimi decenni dell'impero d'Occidente, considerati come un caotico declino che coinvolse senza eccezioni autorità imperiale, senato ed esercito. Lizzi Testa mostra invece che la Curia dopo la morte di Valentiniano III accrebbe considerevolmente la propria influenza, riuscendo ad avere voce in capitolo sia nella nomina degli ultimi Augusti sia – successivamente – nell'ascesa al trono di Odoacre e Teoderico.

Un'altra proposta che non mancherà di stimolare un vivace dibattito riguarda il ruolo che i sovrani ostrogoti (prima Teoderico e poi sua figlia Amalasunta) potrebbero aver giocato nella politica interna dell'impero d'Oriente, soprattutto per quanto concerne la ribellione di Vitaliano e l'elezione di Giustino, anche se – com'è naturale – riesce difficile quantificare con precisione la portata e l'efficacia degli interventi occidentali in circostanze così delicate. Non è affatto da escludere che “Anastasio rimanesse incerto su chi designare come proprio successore, essendo la questione connessa con i tentativi di ricreare la concordia tra le due *res publicae* e l'unità della Chiesa” (p. 143) e che tali incertezze si sommassero alla tradizionale esitazione da parte di un Augusto regnante a scegliere in modo inequivocabile il suo successore in assenza di gravi problemi di salute o di un preciso disegno dinastico, esitazione che rappresenta una costante della storia del quinto e sesto secolo, come mostrano – a titolo di esempio – l'inattesa ascesa al trono di Anastasio (efficacemente definito un “interim appointment” da Anthony Kaldellis), la riluttanza di Giustiniano nell'indicare a chi dovesse essere lasciato il supremo potere, le misure emergenziali prese in seguito alla pazzia di Giustino II e la doppia nomina a Cesare di un certo Germano, forse imparentato con la famiglia di Giustiniano, e di Maurizio nel 582, il quale poi divenne unico Augu-

sto in seguito alla rinuncia del collega a qualsiasi pretesa sulla corona<sup>1</sup>. Spesso l'ascesa al trono era legata a circostanze contingenti come la presenza in quel momento di uno dei pretendenti a Costantinopoli, la disponibilità di cospicue somme di denaro da distribuire alle truppe o l'appoggio dell'imperatrice vedova, ma senza dubbio Teoderico auspicava l'elevazione alla porpora di un uomo come Giustino, in età avanzata, filo-calcedoniano e privo di legami con la nobiltà costantinopolitana, il quale difficilmente sarebbe stato incline all'avventurismo in politica estera. Ora gli studiosi potranno proseguire sulla strada tracciata da Lizzi Testa e condurre ulteriori ricerche per valutare quali attori potrebbero aver avuto l'intenzione, la possibilità e le risorse per giocare un ruolo attivo nelle relazioni tra Roma e Costantinopoli negli ultimi anni del regno di Anastasio e nel periodo immediatamente successivo.

Merita ulteriori riflessioni anche la tesi secondo cui "Giustiniano e Teodora [...] valutarono seriamente il rischio che la *longa manus* dell'Occidente desse fiato a un'opposizione su più fronti e fosse responsabile della situazione d'instabilità in cui versò la capitale anche dopo la rivolta della Nika" (p. 242, riassumendo concetti espressi a p. 176), in quanto risulta plausibile che i sovrani occidentali – tanto ostrogoti quanto vandali – intendessero trarre vantaggio dalle difficoltà interne di Giustiniano. Per sviluppare pienamente le potenzialità insite in questa prospettiva di ricerca, nei prossimi anni occorrerà soffermarsi sulle differenze tra iniziative essenzialmente propagandistiche (come la successiva decisione di Baduila di coniare moneta aurea a nome di Anastasio invece che di Giustiniano), temporanei allineamenti su posizioni religiose comuni e disegni attivamente volti a destabilizzare l'impero d'Oriente, che potrebbero implicare un'efficace collaborazione con esponenti di spicco della nobiltà orientale e che forse hanno lasciato qualche traccia nei coevi resoconti delle congiure ordite ai danni di Giustiniano.

1 Cfr. rispettivamente A. Kaldellis: *The New Roman Empire. A History of Byzantium*. Oxford/New York 2024, p. 222; S. Lin: *Justin under Justinian. The Rise of Emperor Justin II Revisited*. In: *DOP* 75, 2021, pp. 121–142; V. Puech: *Les élites de cour de Constantinople (450–610). Une approche prosopographique des relations de pouvoir*. Bordeaux 2022 (*Scripta antiqua* 155), pp. 203–214; Mi. Whitby: *The Emperor Maurice and His Historian: Theophylact Simocatta on Persian and Balkan Warfare*. Oxford/New York 1988 (*Oxford Historical Monographs*), pp. 3–9, che ritiene Germano il figlio di Matasunta e Germano senior, mentre J. R. Martindale: *The Prosopography of the Later Roman Empire*. Vol. 3: A. D. 527–641. Cambridge 1992, p. 529 (*Germanus* 5), propende per un nipote del medesimo.

Passando a questioni più puntuali, alcune delle pagine più dense e ricche del volume sono dedicate alla ribellione di Vitaliano, che si colloca al crocevia di tensioni di natura militare, religiosa e politica, poiché uno dei pretesti addotti dal *comes* per giustificare la sua insurrezione fu la difesa dei dogmi calcedoniani, minacciati dal filo-monofisismo di Anastasio (“Teoderico, papa Ormisda e Vitaliano”, pp. 127–144). Lizzi Testa ritiene che la sconfitta subita da Vitaliano nel 515 non avrebbe rafforzato la posizione negoziale di Anastasio, il quale stava trattando con papa Ormisda al fine di risolvere le divergenze che avevano condotto allo Scisma Acaciano (p. 138), in quanto Giordane riferisce che la guerra contro il ribelle durò sei anni e dunque proseguì anche dopo il 515<sup>2</sup>. Ciò è indubbiamente vero, ma trattare sotto la minaccia di un assalto diretto a Costantinopoli era assai diverso dall’intavolare un negoziato dopo una vittoria che aveva visto la flotta del ribelle uscire sconfitta da una battaglia combattuta nel Bosforo, alla quale molti abitanti di Costantinopoli poterono assistere come spettatori. Sembra difficile che il prestigio di Anastasio non fosse stato rafforzato da questo scontro, in seguito al quale Vitaliano – se si presta fede a Giovanni Malala – fuggì talmente in fretta da coprire ben 60 miglia in una singola notte e infine si ritirò ad Anchialo, 200 km a nord-ovest di Bisanzio, non ponendo più alcuna minaccia a Costantinopoli e al suo entroterra<sup>3</sup>. Certamente, il papa non ammorbidì le sue richieste nei mesi successivi, forse perché contava su una recrudescenza del conflitto o semplicemente perché – d’accordo con Teoderico – non era disposto a fare alcuna concessione significativa a prescindere dall’andamento delle ostilità contro Vitaliano, e nel 517 si giunse a una rottura delle trattative, il cui epitaffio fu dettato dallo stesso imperatore allorché scrisse al pontefice: *iniuriari enim et adnullari sustinere possumus, iuberi non possumus*<sup>4</sup>. Simili parole difficilmente sarebbero state pronunciate nei primi mesi del 515, quando sulla capitale imperiale incombeva la minaccia di Vitaliano. Pertanto è plausibile postulare un rafforzamento dell’autorevolezza di Anastasio e della sua posizione nego-

2 Iord. Rom. 357 (*per sex annos civile bellum extraxit*), che tuttavia non fa alcun riferimento a battaglie o campagne militari successive al fallito assalto a Costantinopoli del 515.

3 Ioh. Mal. 16.16, il cui resoconto è completato da Ioh. Ant. Hist. frg. 311 Roberto. Cfr. H. Elton: *Fighting for Chalcedon: Vitalian’s Rebellion against Anastasius*. In: J. H. F. Dijkstra/C. R. Raschle (eds.): *Religious Violence in the Ancient World. From Classical Athens to Late Antiquity*. Cambridge/New York 2020, pp. 367–388, spec. pp. 385–386.

4 Avell. 138.5. Cfr. Lib. pontif. 54.4: *nos iubere volumus, non nobis iuberi*.

ziale dopo la vittoria navale sul ribelle, senza che questo debba necessariamente comportare un simmetrico ammorbidente delle posizioni del papa.

La politica esterna di Teoderico, tuttavia, non era rivolta solo a Oriente, in quanto uguale importanza avevano i rapporti con le *gentes* occidentali, in special modo Franchi, Burgundi, Visigoti e Vandali. A questi ultimi Teoderico si era legato nel 500 mediante un'alleanza matrimoniale conclusa grazie alle nozze di sua sorella Amalafrida con re Trasamondo, che garantì due decenni di relativa pace tra l'Italia e l'Africa. Questa intesa venne meno in seguito alla successione di Ilderico, che accusò Amalafrida di complottare ai suoi danni e la fece arrestare. Lizzi Testa si sofferma sul fato della sposa di Trasamondo, una questione che è stata oggetto di un lungo dibattito storiografico. L'autrice propende per la ricostruzione formulata da Franca Ela Consolino nel suo commento a Cassiod. var. 9.1 (una lettera di protesta inviata da Atalarico a Ilderico per chiedere conto della morte della zia), ipotizzando che Amalafrida "fu eliminata dopo la morte di Teoderico (settembre 526) e non, come generalmente sostenuto tra il 523 e il 525" (p. 163)<sup>5</sup>. La fonte più dettagliata, il *Chronicon* di Vittore di Tunnuna, è ambiguo, in quanto riferisce che *Trasamundus Wandalorum rex Carthagine moritur. Cuius uxor Amalafrida fugiens ad barbaros congressione facta Capse iuxta beremum capitur et custodia privata moritur* (chron. 106). Amalafrida dunque tentò di fuggire presso i Mauri (qui definiti come barbari), ma fu catturata e in seguito morì. Il resoconto di Vittore si presta a una duplice interpretazione, poiché è possibile che Amalafrida avesse trovato la morte subito dopo essere stata privata del suo seguito (*custodiā privata*) oppure mentre era sottoposta a un regime carcerario consono al suo rango, che prevedeva la custodia presso una dimora appartenente alla regina (*custodiā privata*). Procopio sembra corroborare la seconda ricostruzione, in quanto riferisce che Amalafrida fu messa in prigione, anche se tace sulla sua morte (Vand. 1.9.4: τήν τε γὰρ Ἀμαλαφρίδαν ἐν φυλακῇ ἔσχον), mentre Atalarico si sofferma soltanto sul decesso della regina, che non fu dovuto a cause naturali (Cassiod. var. 9.1.1: *Quis enim nesciat divae recordationis Amalafridam, generis nostri decus egregium, violentum apud vos reperisse lucis occasum?*). Il confronto con un passo del *Chronicon* di poco successivo, nel quale si riferisce dell'arresto di Ilderico da parte di Gelimero dopo la sua deposizione nel 530 (Vict. Tonn. chron. 115: *Geilimer apud Affricam regnum cum tyrannide sumit, et Cartaginem ingres-*

5 Cfr. il commento di F. E. Consolino in Cassiodoro: *Varie*. Vol. 4: Libri VIII, IX, X. A cura di A. Giardina, G. A. Cecconi, I. Tantillo con la collaborazione di F. Oppe-disano. Roma 2016, pp. 285–286.

*sus Hildericum regno privat et cum filiis custodie mancipat*), puntualmente confermato da Procopio (Vand. 1.9.9: Γελίμερ τῆς ἡγεμονίας ἐπιλαβόμενος Ἰλδέριχόν τε [...] καὶ Ὁάμερα καὶ τὸν ἀδελφὸν Εὐαγέην ἐν φυλακῇ ἔσχευ), permette di escludere che Amalafrida fosse stata uccisa a Capsa, poiché in contesti come quelli appena menzionati Vittore usa *custodia* per riferirsi a un regime carcerario. Pertanto è verosimile che Amalafrida nel 523 fosse stata lasciata in vita, anche per disporre di un ostaggio che mettesse Cartagine al riparo dalla vendetta di Teoderico. Quest'ultimo diede ordine solo nel 525/526 di costruire una flotta da guerra, che secondo una coeva lettera cassiodorea (var. 5.17.3) era destinata a proteggere la penisola italiana dalle minacce dell'impero e dagli insulti dei Vandali (*non habet quod nobis Graecus imputet aut Afer insultet*). L'espressione criptica scelta da Cassiodoro e gli anni trascorsi dall'arresto di Amalafrida inducono giustamente sia Konrad Vössing sia Lizzi Testa (pp. 163–164) a non legare troppo strettamente il fato della regina ai preparativi bellici intrapresi dal fratello<sup>6</sup>. Potrebbe essersi trattato, come sostiene l'autrice, di una strategia improntata alla deterrenza, forse motivata dall'aver appreso che l'incolumità della sorella era a rischio. D'altra parte Atalarico descrive la morte della zia come un fatto universalmente noto, il che induce a riconsiderare la cronologia degli eventi, in quanto Teoderico morì a Ravenna il 30 agosto 526 e Atalarico gli successe immediatamente. Perché questi eventi fossero noti a Cartagine, Ilderico decidesse di uccidere Amalafrida e la notizia di quanto accaduto giungesse in Italia furono necessari diversi mesi, anche alla luce del fatto che il 15 settembre iniziava un periodo ritenuto incerto per la navigazione, mentre dall'11 novembre al 10 marzo essa era di fatto preclusa, specialmente lontano dalla costa (Veg. mil. 4.39). Dunque Cassiodoro difficilmente avrebbe potuto redigere var. 9.1 prima della tarda primavera o dell'estate del 527, se effettivamente Amalafrida fu uccisa dopo la morte di Teoderico. Ciò induce a riconsiderare la datazione tradizionale di questa epistola (Theodor Mommsen, Åke Fridh e la recente edizione italiana delle *Variae* ipotizzano in modo unanime il 526) oppure a invertire il rapporto causa-effetto tra la morte dell'ex-regina vandala e la costruzione della flotta ostrogota spesso postulato dalla storiografia. Infatti non va escluso che le intenzioni di Teoderico fossero state male interpretate alla corte asdinga, come sovente accade in momenti di forti tensioni internazionali, e che Ilde-

6 Cfr. K. Vössing: Das Vandalenreich unter Hilderich und Gelimer (523–534 n. Chr.). Neubeginn und Untergang. Paderborn 2019 (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste. Geisteswissenschaften: Vorträge 456), pp. 17–18.



rico avesse fatto giustiziare la vedova di Trasamondo per sventare un possibile complotto ai suoi danni supportato da un attacco navale ostrogoto e volto a mettere sul trono la stessa Amalafrida o – più verosimilmente – un nobile vandalo di sua fiducia. Pochi anni dopo, alla notizia che le truppe imperiali erano sbarcate in Africa, Gelimero diede ordine di uccidere immediatamente Ilderico, in modo da privare l'impero di una quinta colonna a Cartagine (Proc. Vand. 1.17.11); non c'è ragione di credere che Ilderico si sarebbe comportato diversamente in circostanze analoghe.

Un altro momento di forte tensione, questa volta tra il regno ostrogoto e l'impero, coincise con l'ambasceria di papa Agapito, inviato in Oriente da re Teodato per porre fine alla Guerra Gotica. Il *Breviarium* di Liberato indica che il pontefice fu costretto a farsi carico della legazione dal sovrano, il quale minacciò di giustiziare i senatori e le loro famiglie se Agapito e gli altri ambasciatori non fossero riusciti a persuadere Giustiniano a fermare le ostilità<sup>7</sup>. Lizzi Testa osserva che il papa portò avanti anche negoziati di natura ecclesiastica per risolvere i conflitti giurisdizionali causati dalla creazione della sede arcivescovile di Iustiniana Prima, nonché per discutere della nomina di Antimo a patriarca di Costantinopoli, contraria al diritto canonico, e pertanto ipotizza che Agapito non fosse stato costretto al viaggio dalla volontà tirannica del re (pp. 182–183). Sicuramente il resoconto di Liberato risente della comunicazione politica della corte orientale, volta a delegittimare Teodato presentandolo come un sovrano dispotico, ma Cassiodoro (var. 12.20) riferisce che il denaro necessario per l'ambasceria era stato anticipato dal re, il quale aveva però preteso come garanzia alcuni vasi sacri (*sanctorum vasa*). Negli ultimi mesi del 535 Teodato disponeva di un ingente patrimonio personale e il regno ostrogoto aveva ancora cospicue riserve auree, come si evince dalla proposta del sovrano di stipulare un accordo di pace con Costantinopoli in cambio del versamento annuale di trecento libbre d'oro, pari a 21.600 solidi (Proc. Goth. 1.6.2), una piccola frazione di quanto contenuto nei forzieri di Ravenna, se è vero che Amalasunta poteva disporre di 40.000 libbre d'oro, pari a quasi tre milioni di solidi (Proc. Goth. 1.2.26). Agapito si accingeva a guidare un'ambasceria cruciale, dalla quale sarebbero dipese le sorti del regno ostrogoto e – come era già facile intuire – dello stesso Teodato,

7 Liberat. 21: *Quo tempore* [elezione di Agapito, maggio 535] *Theodatus rex Gothorum scribens ipsi papae et senatui Romano interminatur non solum senatores, sed et uxores et filios filiasque eorum gladio se interempturum, nisi egissent apud imperatorem ut destinatum exercitum suum de Italia summovertet.*

perciò concedere al pontefice un contributo a fondo perduto di qualche centinaio di solidi non avrebbe rappresentato un investimento azzardato, considerando che in quegli stessi mesi il palazzo ravennate erogava somme di uno o due ordini di grandezza maggiori per le operazioni belliche. Il fatto che Agapito fu costretto a offrire in pegno degli oggetti liturgici di grande pregio sembra suggerire che il sovrano non nutrisse piena fiducia nel papa e dunque avesse richiesto una garanzia tangibile, che avrebbe dovuto scongiurare il ripetersi di quanto accaduto pochi mesi prima, allorché il senatore Liberio, inviato in Oriente come ambasciatore di Teodato, aveva tradito quest'ultimo rivelando all'imperatore che Amalasunta era stata deposta illegittimamente (Proc. Goth. 1.4.23–24). In sé queste circostanze non dimostrano in modo incontrovertibile che Agapito fosse stato costretto a partire per Bisanzio contro la sua volontà, ma gettano un'ombra inquietante sulla legazione guidata dal pontefice, che lasciò Roma in un clima caratterizzato da una scarsa fiducia reciproca. A ciò si aggiungono altri elementi di non poco conto: i viaggi in Oriente erano notoriamente rischiosi, il pontefice era anziano e forse malato (morì a Bisanzio nell'aprile 536) e la legazione di Giovanni I nel 525/526 si era conclusa con l'arresto del papa, deceduto poco tempo dopo. Perciò è verosimile che Agapito non si sarebbe recato di persona a Costantinopoli in assenza di forti pressioni da parte del sovrano, in quanto le questioni di natura ecclesiastica che doveva affrontare, sebbene urgenti, potevano essere discusse da legati di rango episcopale, come era sempre accaduto fino a quel momento<sup>8</sup>.

Il volume dedica particolare attenzione anche alla *Pragmatica sanctio* del 554, un documento cruciale non solo per indagare i profondi cambiamenti politici, sociali ed economici verificatisi in Italia durante la Guerra Gotica, ma anche per comprendere come Giustiniano fosse disposto a considerare i singoli sovrani ostrogoti una volta che il loro regno giunse al termine (pp. 201–202). Il primo paragrafo del documento indica con chiarezza che le disposizioni prese da Atalarico, Amalasunta e Teodato erano da ritenersi valide, confermando così retrospettivamente il loro status di sovrani legittimi. Totila, il cui vero nome era Baduila, è sempre chiamato *tyrannus*, un termine impiegato per riferirsi a usurpatori e ribelli, mentre non vi è alcuna menzione esplicita di Vitige e Teia. Quest'ultimo con tutta probabilità rientra nel plu-

8 Per una disamina più approfondita di questa ambasceria, mi sia consentito rinviare a M. Cristini: *La politica esterna dei successori di Teoderico*. Roma/Bristol, CT 2023 (Saggi di storia antica 44), pp. 192–195.

rale *tyranni* usato in alcuni paragrafi, mentre non è chiaro se Vitige avesse mai goduto, agli occhi di Bisanzio, dello status di re legittimo, anche alla luce del fatto che la *continuatio* del *Chronicon* di Marcellino Comes, scritta a Costantinopoli a ridosso della promulgazione della *Pragmatica Sanctio*, prima riporta che Vitige fu elevato al regno (s.a. 536.4: *Gothorum exercitus Theodahadum regem habens suspectum Vitigem in regnum asciscit*), poi lo definisce *tyrannus* (s.a. 537.1) e infine *rex* (s.a. 540)<sup>9</sup>. Probabilmente queste incertezze terminologiche derivano dalla posizione tutt'altro che coerente adottata dalla corte imperiale tra il 537 e il 540, allorché da un lato fu necessario presentare Vitige come un usurpatore per giustificare il proseguimento delle operazioni militari in Italia anche dopo la morte di Teodato, mentre dall'altro divenne ineludibile accettarlo come sovrano legittimo quando Giustiniano intavolò con lui dei negoziati che nel 540 erano in procinto di condurre a un accordo di pace. Questa situazione oggettivamente ambigua ha lasciato traccia anche nella *Pragmatica Sanctio*, il cui estensore avrebbe potuto includere Vitige nella lista di sovrani ostrogoti con la quale si apre il documento. La scelta di omettere il suo nome lasciava un ampio margine di manovra a tutti coloro che avrebbero dovuto occuparsi dei provvedimenti presi dalla corte ravennate nel 537–540, consentendo di annullare quelli più strettamente legati alle ostilità (condanne, espropri, confische ecc.) e di convalidare quelli relativi a misure di ordinaria amministrazione.

In conclusione, il libro di Lizzi Testa offre agli studiosi uno strumento di sicura utilità per indagare la storia tanto dell'impero d'Oriente quanto della penisola italiana tra quinto e sesto secolo. Grazie alla minuziosa attenzione al dato prosopografico, all'acribia delle note e alla sapiente integrazione delle controversie ecclesiastiche con la coeva diplomazia, "Un Occidente rivolto a Est" armonizza una ricca messe di informazioni in una narrazione scorrevole e ricca di spunti di riflessione, che getta nuova luce su uno dei periodi più complessi della storia italiana, posto al crocevia tra l'età classica e il millennio medievale.

9 Sul continuatore di Marcellino, cfr. B. Croke: *Count Marcellinus and His Chronicle*. Oxford 2001, pp. 216–236.

---

Marco Cristini, Università degli Studi Firenze  
Dipartimento di Storia, Archeologia, Geografia, Arte e Spettacolo  
Storia medievale  
Ricercatore  
marco.cristini@unifi.it

**[www.plekos.de](https://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Marco Cristini: Rezension zu: Rita Lizzi Testa: *Un Occidente rivolto a Est* (455–554 d. C.). Roma/Bristol, CT: L’Erma di Bretschneider 2024 (Saggi di storia antica 46). In: *Plekos* 27, 2025, S. 91–102 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-lizzi-testa.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Panayiotis Panayides/Ine Jacobs (eds.): *Cyprus in the Long Late Antiquity. History and Archaeology Between the Sixth and the Eighth Centuries*. Oxford/Philadelphia, PA: Oxbow Books 2023. VI, 272 p., 157 ill. £ 50.00/\$ 80.00. ISBN: 978-1-78925-874-5.

The book begins with two overviews: the first is provided by Panayiotis Panayides and Ine Jacobs and describes the evolution of “Cyprus Between the Sixth to Eighth Centuries” (pp. 1–12); the second is made by Marcus Rautman, who outlines the increase of interest in Late Antiquity and the key role played by archeology and material culture (“Archaeology and the Making of a Cypriot Late Antiquity”, pp. 13–26).

The first section entitled “Cyprus in Between Empires” (pp. 27–96) consists of five contributions that focus on the non-archeological sources in the Long Late Antiquity.

Young Richard Kim studies hagiography (“Cypriot Hagiography and the Long Late Antiquity”, pp. 27–34). He juxtaposes the lives of the most famous Cypriot bishop saints, Epiphanius (fourth century) and John the Almsgiver (seventh century). According to the author, in the *Vita* of Epiphanius, it is shown that Cyprus was interconnected with the mediterranean world and therefore crossing ‘the border’ between the Romans and the Persians was made easily. In the *Vita* of John the Almsgiver, although structures of Empire are still intact, Cyprus had become a refuge, a borderland.

Evangelos Chrysos explores the impact of the Arab invasion on Cyprus in the middle of the seventh century (“The Arab Invasions of Cyprus in the Middle of the Seventh Century: The Chronographical and Epigraphic Evidence Revisited”, pp. 35–46). Precisely, he revisits the chronological as well as the Greek and Oriental historical evidence relating to the arrival and first decades of Arab presence. He considers the ninth century Arab sources as not much reliable and outlines the validity of the inscription of the basilica at Soloi. On the basis of the epigraphic evidence Chrysos situates the second invasion in the year 650 rather than in 653, as indicated in literary sources.

Georgios Deligiannakis revisits the position of Cyprus in the Levant in Late Antiquity (“Contextualising the Tax Tribute Paid by Cypriots During the Treaty Centuries”, pp. 47–54). He gives a brief account of the island’s prosperity connected to its position on international trade and exchanges

routes. He demonstrates that the new taxation system, similar to that of the Roman Empire, strained the economic vitality of the Cypriots.

Olga Karagiorgou investigates episcopal seals, which enables her to discuss happenings following the first Arab assaults (“The Prosopography of the Cypriot Archbishops During the Long Late Antiquity: A Reappraisal of the Evidence Presented in ‘Byzantine Lead Seals from Cyprus’”, pp. 55–80). After an accurate re-examination of the corpus of seals gathered by David M. Metcalf in 2004 and 2014, she sheds light on the reasons for the transfer of archbishop Ioannes and his flock from Salamis to Cyzicus (seventh century) as well as on those of their return seven years later. On the basis of the total 84 seals struck by at least 34 boulloteria, she remarks on the direction and, to a certain extent, the volume of their correspondence. The article ends with an updated chronological sequence of the archbishops of the island in the Long Late Antiquity.

Luca Zavagno reviews archaeological and scillographic evidence from Cyprus, Sardinia, Sicily, and Crete in order to reassess the role played by some of the larger islands at the end of the Long Late Antiquity [“Cyprus and Its Sisters: Reassessing the Role of Large Islands at the End of the Long Late Antiquity (ca. 600–ca. 800)”, pp. 81–96]. In the light of this documentation, he points out that there is continued connectivity, with islands and harbors remaining essential for the Byzantine navy as well as commercial enterprises and interactions.

The second section of the book is constituted of contributions dealing with “Urban and Rural Perspectives” (pp. 97–176). By taking into consideration archeological evidence, i.e. secular and ecclesiastical buildings, public and private, Panayiotis Panayides explores the built environment of Salamis/Constantia, Nea Paphos, Amathus, and Kourion changed in the seventh and eighth centuries (“Cypriot Cities at the End of Antiquity”, pp. 97–120). The examination of the fate of these constructions leads him to conclude that the mid-seventh century assaults caused disruption, but swift signs of recovery made disappear the factoid of an Arab holocaust. Despite of monuments destruction, the cities retained their essential administrative, economic, and religious functions. The cities still provided the necessary needs of daily life, but, once new features had been adapted to the urban life, the concept of planning became increasingly lax. According to Panayides, these interventions were, except for churches, not made on artistic purposes.

Pamela Armstrong and Guy Sanders examine the published table wares, namely African Red Slip forms and Egyptian Red Slip, from the excavations of the episcopal complex at Kourion (“Kourion in the Long Late Antiquity: A Reassessment”, pp. 121–136). In the light of the coin evidence from the Athenian Agora, Emporio on Chios, and Antioch, they review the methodology associated with coin chronologies and its concomitant effect on associated ceramics. They highlight the importance of use-wear analysis in the circulation of coins and their dating.

Richard Maguire studies “Cypriot Church Architecture of the Long Late Antiquity” (pp. 137–150). He shows that the Annona ceased and the Proconnesian quarries closed before the Arab conquests. He also demonstrates that the gypsum provided a more economical and versatile alternative and that the first post-invasion pier basilicas returned to the use of timber roofs. Finally, he reveals that piers were not the obligatory adjuncts of vaults and domes because, as supports, columns, and piers were interchangeable.

William Caraher and R. Scott Moore consider evidence from two areas in the polis Chrysochou, which provided an example of the Long Late Antiquity (“Long Late Antiquity in the Chrysochou Valley”, pp. 151–160). They inquire into the development of the area known as EF2 in the Princeton Grid and examine how it developed from the second century through the construction and modification of the South Basilica. A comparative analysis of the areas of EF2 and EF1 enables them to show that changes in the area EF2 took place in the century after a possible second-century earthquake and, subsequently, predate the traditional beginning of Late Antiquity. Also, the comparison of various ceramic assemblages explains how fuzzy the boundaries of Late Antiquity remain, which represents a key element to our concept of Long Late Antiquity.

Athanasios K. Vionis examines the transition from Antiquity to the Byzantine empire in the Xeros River Valley on the southern coast of Cyprus (“A Boom-Bust Cycle in Cyprus at the End of Antiquity: Landscape Perspectives for Settlement Transformation”, pp. 161–176). A comparative approach to the expansion of settlements from coastal valleys to inland plains and hills in Late Antiquity enables him to evaluate settlement transformation. Moreover, he puts the stress on the crystallization of this settlement pattern into the Byzantine early Middle Ages as well as the continuous presence of the Church and its role in settlement formation.

The third section is devoted to “Production and Objects in Use” (pp. 177–264) in Long Late Antiquity. Doria Nicolaou focuses on a “Local Sculptural Production in Cyprus at the End of Antiquity: a Challenging Dating?”, pp. 177–188). By using new evidence provided by a re-examination of the sculptural material, she re-dates a group of limestone furnishings mainly connected with ecclesiastical contexts and dated of the fifth or sixth centuries, to the seventh or eighth centuries.

Through the analysis of variant objects inscribed with texts illustrating the fears, hopes, and expectations of people, Paweł Nowakowski studies the activities of these people in late antique and Byzantine Cyprus (“Fighting the Demons and Invoking the Saints: Prolegomenon to a Study of Christian Ritual Texts in Late Antique Cyprus”, pp. 189–210). The Polish historian and epigraphist presents the evidence of important finds of these ritual objects called ‘phylacteries’ and found in Trikorno, Lythrodontas, Paphos, Salamis, and Amathus. He then examines problems of establishing reliable dates of these finds. He discusses the tendency of archaeologists to date Cypriot material culture to the mid-seventh century at the latest. He finally explores the purchasers and makers of those objects, that can be placed in a wider context of Late antique and Byzantine religious practice.

Vasiliki Kassianidou provides the first synthesis of copper production in Cyprus between the fourth and the eight centuries (“Mining and Smelting Copper in Cyprus in Late Antiquity”, pp. 211–226). She argues that the increase of economic wealth in Late Antiquity was due to the extensive exploitation of the rich copper ore deposits of the Troodos foothills. She also discusses evidence, which shows that copper extraction survived the Arab raids and even continued into the eight century in northwest Cyprus.

Eftychia Zachariou-Kaila provides a comprehensive view of metal everyday objects, i.e. table wares, lightning devices, weighing equipment, and weights, items of personal adornment, ritual utensils, and church implements, used in the Late Long Antiquity on the island and currently conserved in the collection of the Department of Antiquities (“The Material Culture of Daily Living in Late Antique Cyprus: a View From the Metal Collections of the Department of Antiquities”, pp. 227–242).

Jody Michael Gordon presents a summary chapter (“The ‘Fuzzy’ World of Cypriot Long Late Antiquity: Continuity and Disruption Betwixt the Global and Local”, pp. 243–264) in which he sheds new light on the Long



Late Antiquity “by muddying water” (p. 245). By studying the binary forces that formed Cypriot society in the Long Late Antiquity from a “fuzzy” logic perspective and by analyzing how long-term, permanent features of Cypriot history continued to form society, he shows in what extent Cypriots were actively engaged in (re)forming their cities, landscapes, and identities in the face of wide-spread geopolitical change and societal uncertainty.

The present volume is the positive and valuable outcome achieved through hard work of historians and archaeologists working in diverse aspects of Cyprus between the sixth and eighth centuries. They shed light and bring new ideas on various topics of Cypriot society in the Long Late Antiquity, such as rural prosperity, urban endurance, artisanal production, maritime connection and activities, civic and private religion. The book presents a very useful tool for those scholars who are interested in the way and quality of life in Cyprus as well as in its connection with the broader eastern Mediterranean in the Long Late Antiquity.

---

Hélène Perdicoyianni-Paléologou, University of Johannesburg  
Department of Languages, Cultural Studies and Applied Linguistics  
Senior Research Associate  
hperdicpal@gmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Hélène Perdicoyianni-Paléologou: Rezension zu: Panayiotis Panayides/Ine Jacobs (eds.): Cyprus in the Long Late Antiquity. History and Archaeology Between the Sixth and the Eighth Centuries. Oxford/Philadelphia, PA: Oxbow Books 2023. In: Plekos 27, 2025, S. 103–107 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-panayides\\_jacobs.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-panayides_jacobs.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Giorgio Ravegnani: *Civiltà bizantina. Una storia millenaria*. Roma: Carocci Editore 2023 (Quality Paperbacks 667). 218 p., 5 ill. € 18.00. ISBN: 978-88-290-1996-0.

Nel panorama della letteratura storico-scientifica dedicata alla millenaria storia di Bisanzio, si colloca questo libretto di Giorgio Ravegnani, sorprendente sotto molti punti di vista. Da un lato, infatti, già la dimensione materiale dell'opera stupisce e conforta il lettore per la propria esile versatilità, che prelude all'affacciarsi ad una lettura e ad uno strumento, di sicura rapidità informativa e di esplicita volontà divulgativa.

«Civiltà bizantina» di Giorgio Ravegnani, infatti, si propone uno scopo molto ambizioso: ripercorrere e condensare in uno strumento duttile e agevole la storia millenaria della vicenda imperiale bizantina, a partire dalle primissime origini, così come l'autore stesso dichiara nell'«Introduzione» (pp. 9–18), fino al definitivo tramonto dell'impero, nel tristemente famoso 1453. Già l'introduzione offre al lettore una panoramica essenziale e mirata dei contenuti del libro che l'Autore decide di organizzare per grandi ambiti tematici di taglio precipuamente istituzionale, non trascurando però i contenuti più spiccatamente socio-culturali e ideologici che hanno caratterizzato la civiltà bizantina.

Il libro è suddiviso in cinque capitoli che toccano tutti i punti cardine della civiltà e della cultura bizantina approfondendone soprattutto la portata ideologico-culturale e sociale prima che quella squisitamente militare.

Il primo capitolo intitolato «L'imperatore e la sua corte» (pp. 19–76) è dedicato al vero cuore simbolico della civiltà bizantina, appunto, la figura dell'imperatore e la corte raccolta attorno ad esso. È qui che si giocano di secolo in secolo le sorti di un'intera civiltà. Il capitolo, corredato peraltro di un essenziale ma didatticamente utile apparato iconografico, si articola in quattro sotto-capitoli: «Eletto da Dio» (pp. 19–25); «Cariche e gradi di nobiltà» (pp. 26–30); «Donne di corte» (pp. 31–51) e «Il cerimoniale di corte» (pp. 52–76). Ciascuna di queste sezioni affronta in maniera generale ma non superficiale gli aspetti relativi all'imperatore e alla corte imperiale. «Eletto da Dio» (pp. 19–25) tratta le caratteristiche istituzionali, ma anche religioso-ideologico-rituali della figura dell'imperatore, nonché descrive e spiega il contenuto profondo della titolatura imperiale. «Cariche e gradi di nobiltà» (pp. 26–30) è invece dedicato alla rassegna delle varie cariche e funzioni ricoperte dai per-

sonaggi di corte e offre qualche affondo anche sul significato storico-politico che talune cariche e personaggi maggiori hanno avuto ricoprendo un determinato ruolo. «Donne di corte» (pp. 31–51), offrendo uno scorcio aggiornato e in linea con i filoni di studio più recenti, propone un approfondimento del ruolo delle donne a corte, a partire dall'imperatrice consorte, fino alle dame di minor rilevanza politico-simbolica, che pure avevano una funzione chiave nello svolgersi delle trame imperiali. «Il cerimoniale di corte» (pp. 52–76), infine, affronta e descrive i passaggi e i significati delle varie cerimonie che si tenevano alla corte imperiale. Tutti i riti salienti e in particolare quello dell'incoronazione dell'imperatore sono approfonditi attraverso la citazione di fonti di prima mano, in particolare dai libri *De Cerimoniis* di Costantino VII Porfirogenito. La rassegna di questi cerimoniali permette all'Autore di gestire il dipanarsi delle vicende prettamente storiche, che di volta in volta vengono addotte ad esempio paradigmatico delle definizioni offerte nel capitolo.

Il secondo capitolo, invece, amplia lo sguardo su «Costantinopoli, la città imperiale» (pp. 77–112). Il focus di questo capitolo è la città di Costantinopoli letta e descritta dal punto di vista delle maggiori istituzioni cittadine e del significato ancora una volta ideologico e simbolico che esse hanno rappresentato nello svolgersi della millenaria storia bizantina. Costantinopoli non è solamente una città costituita dei suoi dati più materiali, ma diventa un vero e proprio simbolo identitario e ideologico non solo per gli alti strati della società, ma anche per il popolo – qui latamente inteso – e per i popoli e le organizzazioni politiche e culturali circumvicine. Il capitolo è anche in questo caso articolato in tre sezioni maggiori: «La 'Nuova Roma'» (pp. 77–85); «Il mondo dell'ippodromo» (pp. 86–96); «I crociati a Costantinopoli» (pp. 97–112). La prima sezione è dedicata alla ricostruzione della vicenda storico-ideologica della città dalla sua fondazione in avanti. Nata nelle intenzioni di Costantino come una sede cui legare la propria dinastia, ma senza interrompere la continuità con la primazia di Roma – l'atto fondativo della città è del 330 d.C., dato che colloca la nascita di Costantinopoli sull'antica Bisanzio nel cuore della tarda antichità, in termini cronologici – divenne man mano percepita come la vera capitale dell'impero. Questo fenomeno è legato al carattere di grande instabilità e mutevolezza politica che caratterizzò tanto il tardo impero quanto la tarda antichità. Per questo, era uso riconoscere come capitale dell'impero il luogo di residenza dell'imperatore più che la città che rivestiva la maggiore portata simbolica del tempo. Comunque avesse stabilito Costantino, quindi, Costantinopoli fu presto percepita come effettiva

capitale imperiale. L'Autore ripercorre le tappe fondamentali della vita della città soffermandosi e sui suoi aspetti topografico-architettonici e sulle componenti più squisitamente istituzionali. L'articolarsi del ragionamento relativo a questi aspetti consente all'Autore di arricchire la trattazione aggiungendo esempi dalle vicende storiche vere e proprie e dai suoi personaggi, sempre a partire da una solida base di fonti primarie. È proprio il soffermarsi sui tratti tipici delle istituzioni della città che permette di approfondire uno degli organi fondamentali di Costantinopoli: l'ippodromo. La sezione «Il mondo dell'ippodromo» (pp. 86–96) definisce e ripercorre non solo gli aspetti generali dell'ippodromo come luogo aggregativo, ma dà l'occasione di riattraversare alcuni degli eventi nevralgici della storia della città di Costantinopoli connessi al ruolo giocato dalle fazioni che competevano per primeggiare alle corse dei carri nell'ippodromo. Le fazioni principali erano quattro: Azzurri, Verdi, Bianchi e Rossi. Preminenti, tra questi, i Verdi e gli Azzurri, che assunsero di volta in volta sempre maggiore potere, estendendo le loro competenze dall'ambito sportivo a quello politico-militare. Rivolte e sedizioni di queste fazioni furono una piaga importante per la città, che fu sanata solo nel sesto secolo con l'intervento risoluto di Giustiniano. La terza sezione del capitolo («I crociati a Costantinopoli», pp. 97–112), infine, è dedicata allo studio di un'altra tappa fondamentale nella vita e nella storia della città di Costantinopoli: la quarta crociata. In questa sezione si ripercorrono le vicende salienti relative alla presa di Costantinopoli da parte dei Crociati nel 1204, a partire dall'inizio delle Crociate stesse, indette da Urbano II fino alla presa effettiva della città da parte degli Occidentali. Il testimone che viene privilegiato per la ricostruzione degli eventi del 1204 è Niceta Coniata, che rende conto minutamente delle vicende svoltesi durante la presa della città e che permette all'Autore di concludere che questo episodio costituisce nella storia «un atto di banditismo internazionale che nessuna ragione al mondo poteva giustificare, se non l'avidità di conquista» (p. 110).

Il terzo capitolo, intitolato: «La Chiesa» (pp. 113–152) coincide anche, indicativamente, con la metà del volume, e a buon diritto, costituisce il contraltare del primo, affrontando la strutturazione e il significato che la Chiesa come istituzione cristiana ha avuto all'interno della vicenda storica di Bisanzio. Il capitolo è strutturato in tre parti principali: «L'organizzazione» (pp. 113–120); «La dissidenza» (pp. 121–129) e «Religione e politica» (pp. 130–152). Ancora una volta, si analizzano le componenti chiave della cultura e della civiltà bizantina prima da un punto di vista istituzionale generale («L'or-

ganizzazione», pp. 113–120), discutendone la strutturazione e le varie tipologie di ruoli, quindi arricchendo la trattazione con l'inserzione delle vicende storiche, delle personalità e degli episodi all'interno dell'argomentazione. La sezione intitolata «La dissidenza» (pp. 121–129) tratta invece del rapporto che si sviluppò nella romanità d'Oriente fra culto pagano e culto cristiano e spiega, attraverso la relazione dei passaggi fondamentali della vicenda, dell'affermazione progressiva del cristianesimo sul paganesimo fino al suo definitivo trionfo e all'ingresso della religione cristiana nel tessuto socio-culturale e ideologico dell'impero. L'ultima sezione del capitolo («Religione e politica», pp. 130–152) analizza invece la portata storico-politica e culturale che cristianesimo e chiesa ebbero durante il millennio bizantino. Questa parte ripercorre le tappe principali della vicenda cristiana a Costantinopoli, principalmente focalizzandosi sulle eresie maggiori (per esempio arianesimo e nestorianesimo), fino alla definitiva caduta dell'impero.

Organicamente alla trattazione della Chiesa come fondamentale pilastro della cultura e della civiltà bizantina si sviluppa e articola il quarto capitolo della trattazione di Ravegnani: «Il monachesimo» (pp. 153–174). Capitolo dalla struttura bipartita («La vicenda», pp. 153–164 e «Stravaganze ascetiche», pp. 165–174) affronta il monachesimo come fenomeno caratterizzante l'esperienza storica del millennio bizantino. La sezione introduttiva intitolata «La vicenda» (pp. 153–164) ancora una volta presenta il tema del monachesimo per sommi capi, distinguendone le tipologie principali e riattraversandone le vicende salienti, con particolare attenzione prima allo sviluppo del cenobitismo, quindi, alle crisi successive attraversate dal monachesimo, per esempio la gravissima crisi iconoclasta. La seconda parte del capitolo («Stravaganze ascetiche», pp. 165–174), invece, è dedicata all'approfondimento della corrente ascetica del monachesimo e delle sue varie manifestazioni, con particolare attenzione alla corrente stilita. Questa parte coglie i suoi esempi dalla letteratura agiografica, tipico genere della letteratura bizantina, e riporta le vicende dei principali esponenti dello stilitismo.

Infine, l'ultimo capitolo del libro di Ravegnani è dedicato a «Istruzione e cultura» (pp. 175–194). Anche quest'ultima parte della trattazione è suddivisa in due sezioni principali: «La scuola» (pp. 175–185) e «L'eredità culturale» (pp. 186–194). Avendo discusso tutti i costituenti fondamentali e fondanti della civiltà bizantina, il capitolo dedicato alla scuola e quindi alla formazione, diffusione e consolidamento di un certo modello culturale è, a tutti gli effetti, inaggirabile. Non solo: attraverso la trattazione del sistema scolastico, si di-

scute sia la sua articolazione (tre erano le principali tipologie scolastiche in epoca bizantina: patriarcale, monastica e laica), sia si approfondisce il *cursus honorum* di una delle figure cardine del periodo bizantino: il burocrate. Attraverso la testimonianza di numerose fonti primarie, Ravegnani ripercorre in maniera sommaria e asciutta i caratteri fondamentali dei vari tipi di scuola e ripropone attraverso alcuni episodi maggiori della storia bizantina legata alla scuola le vicende che danno conto del ruolo che questa istituzione giocò nel millennio dell'impero. L'ultima sezione, infine, «L'eredità culturale» (pp. 186–194), offre all'Autore la possibilità di ripercorrere brevemente la storia degli studi bizantini, a partire dal Seicento fino all'Ottocento, per arrivare ad oggi con gli studi più specialistici radicati nel tema. Aggiunge un elenco che ambisce a toccare tutti i punti principali della produzione storico-letteraria della civiltà e della cultura bizantina, e conclude con un bilancio generale sulla portata di questa particolare, e cronologicamente immensa, esperienza storica sulla contemporaneità.

In coda al volume si trova l'apparato essenzialissimo di note, così come l'essenziale bibliografia che fanno di questo libretto un versatile assaggio di storia e cultura bizantina utile sì ad un pubblico specialistico, ma anche accessibile a una più vasta sezione di lettori non specializzati.

---

Eva Tivelli, Université de Strasbourg  
Faculté de théologie catholique  
eva.tivelli@gmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Eva Tivelli: Rezension zu: Giorgio Ravegnani: *Civiltà bizantina. Una storia millenaria*. Roma: Carocci Editore 2023 (Quality Paperbacks 667). In: Plekos 27, 2025, S. 109–113 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ravegnani.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Moritz Kuhn: *Philologischer Kommentar zur Vita Augustini des Possidius von Calama*. Münster: Aschendorff 2023 (Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsbände. Kleine Reihe 17). VI, 372 pp. € 62.00. ISBN: 978-3-402-10929-8.

Moritz Kuhn's monograph, "Philologischer Kommentar zur Vita Augustini des Possidius von Calama", is a revised and expanded version of a doctoral dissertation, defended early in 2020. The subject of this monograph is the hagiography *Vita Augustini* ("The Life of Augustine"), written by Augustine's younger friend Possidius of Calama. The aim and the structure of the monograph is clearly laid out: Kuhn provides a philological commentary on the *Vita Augustini*, and the structure of the monograph, in five sections, supports his approach. The *Vita* itself is given in Latin and with a facing German translation on pp. 27–99 (Section II: "Text und Übersetzung der *Vita Augustini*"), whereas the commentary proper comprises pp. 101–337 (Section III: "Kommentar zur *Vita Augustini*"). An introductory chapter (Section I: "Einleitung", pp. 1–25) gives a brief overview of the historical context of the *Vita*, and of major topics in scholarship on the *Vita*. It should be emphasized here that Kuhn is concerned specifically with the *Vita Augustini* of Possidius, and not with the life (or study thereof) of Possidius in general. Thus, scholarship on Possidius that does not deal with the *Vita* lies outside the scope of this monograph. The commentary is followed by several thematic expositions (Section IV: "Exkurse", pp. 338–352), and a discussion of further research avenues and the way in which the monograph is imbedded in its scholarly context (Section V: "Ausblick", pp. 353–356). An "English Summary" (pp. 357–358), an overview of abbreviations and literature (pp. 359–370), and a brief index (ancient names, places, and key topics, pp. 371–372) conclude the monograph.

Throughout the monograph, Kuhn discusses the *Vita Augustini* on its own merits and as a literary product with its own aims. As Kuhn describes in his introduction, many of the earliest scholars on the *Vita* read the work through the lens of classical Latin literature. These scholars would then judge the *Vita* as a work of inferior and inept Latin at worst, and derivative of Augustine at best. More recent scholarship, and Kuhn clearly follows this approach, argues that the *Vita* should be read within its literary context as a hagiographical text. Possidius follows hagiographical conventions in his own

*Vita Augustini*, and his idiom is that of fifth-century late Latin, influenced by biblical language and patristic predecessors, most notably Augustine himself.

The title of the book promises a philological commentary on the *Vita*, and so it may be useful to check which philological topics Kuhn explores, and which philological methods he applies to the *Vita*. I will first discuss the edition itself. The monograph does not contain a new critical edition of the *Vita*. For the edition as well as the discussion of manuscript witnesses of the *Vita*, Kuhn refers to previous editors, in particular the 1989 edition by Antoon A. R. Bastiaensen.<sup>1</sup> His text and critical apparatus are identical to those of Bastiaensen. In a few instances, Kuhn deviates from Bastiaensen's readings (overview on p. 27). The critical apparatus has been carefully adjusted in these instances. In the commentary, Kuhn explains these decisions further. The edition is, in sum, for the most part a meticulous reprint of Bastiaensen.

Many lemmata in Kuhn's commentary deal with word meaning and the origins of certain expressions. Kuhn compares evidence from the *Vita* with broader ancient literature. Most often, Possidius is compared to other hagiographies or parallels in Augustine, but Kuhn also pays attention to broader patristic literature, to biblical language and imagery (in *Vulgate* and *Vetus Latina* recensions) and to non-Christian literature. Most discussed parallels hail from the Latin world, but often Kuhn refers to Greek expressions and sources, and on a few occasions, to biblical Hebrew. Other lemmata explain the theological relevance of Possidius' selection and presentation of themes, for example within the context of the Pelagian controversy. In this regard, his "Exkurse", mostly dealing with the theological adversaries of Augustine, introduce the reader to the various controversies Augustine was involved with throughout his life. Other matters discussed in the commentary are the syntax and grammar of Possidius' *Vita*. An example of such a syntactical/grammatical matter is the conjugation of *esse* in conjunction with the perfect participle (pp. 105–106). From time to time, Kuhn addresses matters of composition (such as the use of *catholicus* to form a contrast with *haereticus*, p. 103) and style (for example, whether a reading in *Vita*, praef. 1 is corrupt or perhaps a conscious use of anacoluthon). Nevertheless, such matters are perhaps not as prevalent throughout the commentary as the introduction

1 Vita di Cipriano, Vita di Ambrogio, Vita di Agostino. Testo critico e commento a cura di A. A. R. Bastiaensen. 3rd ed. Milan 1989 (Vite dei santi 3).



may have suggested. There, Kuhn had addressed the issue of *Africitas*, namely, the “Africanness” or “African style” of authors like Augustine and Possidius. Overall, the philological commentary and the “Exkurse” seem to aim primarily to elucidate word meaning in the literary and theological context of the *Vita*. On the whole, Kuhn’s work is analytical rather than synthesizing.

Kuhn’s edition of the *Vita* is paired with a facing German translation. As far as I am able to judge, the translation is clear and elegant, rendering the Latin expression in a way that is both transparent towards the Latin and pleasant to read. The clarity of the translation can point to what the monograph accomplishes as a whole: it successfully bridges the fields of classical studies, more specifically the study of ancient Latin literature, with that of patristic studies. It accomplishes this on the basis of a case study of Possidius’ *Vita Augustini*. Kuhn’s work would be an excellent starting point for a scholar (or student) of classical studies with an interest in late Latin literature; likewise, a scholar or student of early Christian theology or the history of early Christianity will find an analysis of the work founded on an excellent grasp of Possidius’ Latin expression and his broader literary context. Readers already familiar with both domains may find that the added value of Kuhn’s monograph lies mostly in his detailed, engaging and analytical commentary.

---

Aäron Vanspauwen, Katholieke Universiteit Leuven  
 Faculty of Theology and Religious Studies  
 Research Unit History of Church and Theology  
 Research Associate  
[aaron.vanspauwen@kuleuven.be](mailto:aaron.vanspauwen@kuleuven.be)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Aäron Vanspauwen: Rezension zu: Moritz Kuhn: Philologischer Kommentar zur Vita Augustini des Possidius von Calama. Münster: Aschendorff 2023 (Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsbände. Kleine Reihe 17). In: Plekos 27, 2025, S. 115–117 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-kuhn.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Catherine T. Keane: *More than a Church. Late Antique Ecclesiastical Complexes in Cyprus*. Leiden/Boston: Brill 2024 (Late Antique Archaeology. Supplementary Series 8). XV, 338 pp., 175 ill., 6 tables, 9 maps. € 199.02/\$ 223.00. ISBN: 978-90-04-69787-4.

The book reviewed here is based on the recent doctoral dissertation by Catherine T. Keane, undertaken under the guidance of Franz Alto Bauer and Albrecht Berger at the University of Munich. As the title implies, it investigates the role of ecclesiastical complexes on Cyprus beyond their primary function as places of worship. Most aptly, it is published in the series of supplements to the “Late Antique Archaeology” volumes edited over the last twenty years by Luke Lavan and published by Brill.<sup>1</sup> Lavan’s long-term enterprise has revolutionized the study of late antique archaeology through its focus on various aspects of society, of the economy and of daily life, as well as of their physical context (urban and rural settlements, public and domestic structures, religious and funerary buildings), beyond what was until recently the most intensively studied aspect of this period’s archaeology, namely ecclesiastical structures. Keane’s volume, however, breaks the mould and for good reason, for hers is not yet another study of early Christian basilicas and their architecture and decoration. Its originality stems from the approach the author adopts and the questions she asks of the archaeological evidence, earning it a place in this prestigious series. Within the latter it is also the first to focus on a specific geographical area, and a fairly small one at that. At the same time it follows the steady stream over the last decade of publications in which aspects of the history, culture and archaeology of Cyprus in the centuries from the late Roman to the early medieval period are investigated.<sup>2</sup> These, just like the volume reviewed here, provide a wealth of new interpretations and insights.

1 <http://www.brill.com/LAA> and <http://www.brill.com/LAAX>.

2 Among the most important: P. Panayides/I. Jacobs (eds.): *Cyprus in the Long Late Antiquity. History and Archaeology between the Sixth and the Eighth Centuries*. Oxford/Philadelphia, PA 2023. G. Deligiannakis: *A Cultural History of Late Roman Cyprus*. Nicosia 2022 (Texts and Studies in the History of Cyprus 90). L. Nasrallah/Ch. Bakirtzis/A. Luijendijk (eds.): *From Roman to Early Christian Cyprus. Studies in Religion and Archaeology*. Tübingen 2020 (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 437). M. Horster/D. Nicolaou/S. Rogge (eds.): *Church Building in Cyprus (Fourth to Seventh Centuries). A Mirror of Intercultural Contacts in the Eastern Mediterranean*. Münster/New York 2018 (Schriften des Instituts

The handsome volume comprises nine chapters in three sections. Three short chapters set the scene, followed by four substantial chapters that constitute the bulk of the discussion. Two short concluding chapters precede an extensive bibliography (pp. 255–281), a gazetteer and useful indices of places (pp. 332–334), people (p. 335) and themes (pp. 336–338). Keane’s stated aim is to map through the archaeological record the economic activities linked to ecclesiastical buildings and institutions from the fourth to the ninth/tenth century. Cyprus with its numerous excavated sites that yield relevant material offers an excellent testing ground for such an investigation. The aforementioned gazetteer at the end of the volume illustrates well the abundance of evidence and forms the notional backbone for the discussion in the four principal chapters. All this is clearly set out in the introduction (pp. 1–14), where the limitations of the evidence are also discussed. They include the usual focus of excavators on the monumental structure of the church itself and its original building phase at the expense of later developments and adjacent buildings on each site, the unavoidable problems of dating and interpretation, and the incomplete publication of several key sites. The two short chapters that follow the introduction provide the historical and institutional background respectively (“The Byzantine Empire and Cyprus in Late Antiquity”, pp. 15–19; “New Roles of the Church in Late Antiquity”, pp. 20–25), noting that although the wealth, properties and economic activities of the Church are documented in written sources, they are much less visible in the archaeological record, the very problem that this study resolves to tackle.

The discussion begins in earnest with chapter 4 and the first case of economic activity, namely the production of olive oil (“Olive Oil Presses: Beyond Local Sustenance”, pp. 26–87). Three basilica sites (none fully published) are investigated in detail while other examples are brought into the discussion where necessary. The three case studies were selected because they deviate from the norm in that their production was apparently not destined only for local consumption. At the small and relatively isolated but rather opulent town of Agios Georgios near Pegeia on the west coast of

für Interdisziplinäre Zypern-Studien 12). L. Zavagno: *Cyprus Between Late Antiquity and the Early Middle Ages (ca. 600–800). An Island in Transition*. London/New York 2017 (Birmingham Byzantine and Ottoman Studies). In this context one should also mention R. Maguire’s doctoral dissertation: *Late Antique Basilicas on Cyprus. Sources, Contexts, Histories*. 3 vols. Diss. University of East Anglia (Norwich) 2012.

Cyprus (ancient name unknown) an olive press was laid out in the sixth century within the northern annex (that included shops) of Basilica C at the same time as its construction. At the much better connected, larger and important city of Amathous on the south coast the olive press within the eastern necropolis seems to predate the small adjacent basilica and was in use from the sixth century (?) until the site changed function after the mid-seventh century (water storage, bread oven), although the ceramic evidence suggests occupation into the tenth century. The operation of a monastery on the grounds, assumed since its excavation in the 1970s, is discussed and questioned. The site of the Panagia Chrysopolitissa at Nea Paphos illustrates yet another scenario, with the press installed in the atrium of the vast episcopal basilica after the latter had been damaged during the mid-seventh century Arab attack and occupation of the city. Through these case studies Keane demonstrates the close association between churches and olive presses that may imply the direct engagement of ecclesiastical authorities in agricultural production, although the latter's scale and therefore the wider implications remain difficult to gauge.

Chapter 5 turns to flour and bread, mainly through the evidence for threshing floors, storage facilities, flour mills and ovens from a variety of sites across the island ("The Flour and Bread Industry: Post-Destruction Activity?", pp. 88–128). The bulk of the material discussed, however, is provided by the sixth-century episcopal basilica of Amathous. Lying along the shoreline, what surviving remains were not lost to the waves over the centuries were excavated in the 1990s but not fully published. Following a trajectory not dissimilar to that of the Paphos episcopal compound, the church shows signs of damage in the mid-seventh century (burnt chancel screens); an oven was installed in its atrium with industrial facilities along its north flank. Their use is dated to the seventh and eighth century through ceramic and numismatic evidence, when the basilica itself perhaps continued operating as a place of worship at least for a while, despite the earlier damage. Special note should be made here of the revealing table that Keane provides, listing in great detail the coin finds with their precise findspots around the compound (p. 105). The author concludes that this site illustrates the drive towards closer supervision by the episcopate of economic activity, especially food processing, at a time when prelates were the most prominent figures in cities. She also stresses the case for continuity after the mid-seventh century and a certain degree of vitality, evidenced also through other sites within Ama-

thous that confirm recent assessments pointing in the same direction and against earlier views of total destruction and abandonment in the coastal areas and lowlands of Cyprus.

Ceramic production is the focus of chapter 6, also centred on one particular site (“Ceramic Kilns: Reinterpreting a Lime Kiln at a Coastal Basilica”; pp. 129–178). Kourion lies on high ground overlooking the homonymous bay west of Amathous, on the way to Paphos. At the foot of the cliff on which the city stands and by the presumed location of its port a fairly small basilica was excavated near the seashore. It dates to the late fifth/sixth century but mosaic fragments suggest that it was erected over an earlier, late fourth or early fifth-century building. A distinctive structure attached to the north of its atrium was initially identified as a lime kiln but Keane proves convincingly that it must have functioned rather as a ceramic kiln, at least in its early phase. She also demonstrates that this kiln probably predates the basilica and its atrium but remained in use after their construction, functioning simultaneously until the destruction of the complex in the eighth century. Here too there is some evidence of damage in the mid-seventh century but also of repairs, alterations (subdivision of western portico, second kiln – for lime – installed in the atrium’s north portico, changes in the upper floor of the south annex) and continued occupation. The chapter concludes with an account of the city and wider region of Kourion and its resources, and an overview of ceramic production in this period and in particular of the evidence for LR1 amphorae manufacture across Cyprus.

Chapter 7 delves into the commodity for which Cyprus was best known in antiquity, namely copper, and for which the evidence from the post-classical centuries is far less forthcoming (“The Troodos and Copper: Christianising the Landscape”, pp. 179–240). Unlike the previous chapters, in this case the material considered is of a different nature: not excavated late antique church sites with clear evidence of metallurgical activity within their precinct (although evidence of those is also cited) but rather large areas where copper extraction is attested primarily through slag heaps (the outcome of the smelting process) with mostly later church buildings in their vicinity. Several examples are investigated along the foothills around the Troodos Mountains, making excellent use of the results of well published archaeological surveys,

most notably TAESP and SCSP.<sup>3</sup> At Skouriotissa, one of the largest if not the largest site of copper extraction on the island since antiquity, a late medieval church incorporating spolia that may originate from a late antique structure on the site is noted. Similarly, at Mitsero the ruinous twelfth-century Lambadiotissa church is also linked to mining in the wider area, and other examples are brought into the discussion (including Mathiatis and Kalavastos). For the larger mining sites such as Skouriotissa the author sensibly assumes state control, as was the case in earlier centuries, while for smaller sites she proposes private initiative and perhaps control from some distance, further away from the mining area. Among all aspects of economic activity examined in the book, this is the most difficult to connect clearly and unambiguously to ecclesiastical authority and buildings. Keane wisely refrains from pushing the argument too far, merely noting that the clergy may have assumed a supervisory role in some instances and that mining as part of the wider economy aided the construction of some of the most ostentatious urban basilicas. In the absence of textual corroboration this is certainly as far as one can go. As in the case of the previous chapter, a useful overview of metalworking evidence from the island helps to contextualize mining activity even if it includes objects whose place of manufacture cannot be ascertained yet.

The four main chapters of the book summarized above examine some of the key ingredients of the island's economy and diet that can be traced in the archaeological record in relation to ecclesiastical buildings (olive oil, bread, ceramics, copper). As the author explains, the obvious addition to these, namely wine, does not feature in the discussion, since the evidence for viticulture remains paltry. It could certainly become the focus of a future investigation. The short chapter that follows concentrates on an issue that pervades all previous chapters and sites investigated, and indeed one that has been brought to the fore by much recent scholarship: the impact of the mid-seventh century Arab raids and their aftermath ("The Church and Economy beyond Late Antiquity", pp. 241–247). As already noted above, Keane's re-

3 M. Given/A. B. Knapp/J. Noller/L. Sollars/V. Kassianidou (eds.): *Landscape and Interaction. The Troodos Archaeological and Environmental Survey Project*, Cyprus. 2 vols. Oxford/Oakville, CT 2013 (Levant Supplementary Series 14–15). M. Given/A. B. Knapp (eds.): *The Sydney Cyprus Survey Project. Social Approaches to Regional Archaeological Survey*. Los Angeles 2003 (Monumenta Archaeologica 21).

search corroborates the prevailing current opinion that favours continuity and slow adaptation instead of rupture and collapse. She notes particularly the vitality of coastal sites, assumed in older scholarship to have been abandoned in favour of better protected inland locations, and the continuity of ceramic production. The brief conclusion (pp. 248–253) to the entire volume sums up the evidence from each site and the main points of the investigation.

Before commenting further on the merits of this book it is worth noting that, as in any wide ranging endeavour of this nature, there are bound to be omissions and oversights. Among the former, a small number will be highlighted here. The most regrettable concerns the fifty-page long gazetteer (pp. 282–331) added in an appendix that does not do justice to the rich material it contains. It presents 45 sites with archaeological evidence for church buildings associated with economic activity, accompanied by full bibliographical references, plans and photographs (many appearing for the second time, having been included already within the text). The purpose and content of the gazetteer are nowhere explained. The entries are not numbered but arranged in an inconsistent alphabetical order of place names, making it difficult to locate individual sites.<sup>4</sup> More surprisingly, the gazetteer entries are not referred to anywhere in the main text, suggesting that this appendix was an afterthought and that time constraints presumably prevented cross-referencing in the discussion. A lesser omission concerns the chronological limits of the investigation, which are not clearly delineated, especially as far as the cut-off date is concerned. At times the ninth century is mentioned, but elsewhere it seems to be the tenth century that marks the end of coverage in what is clearly a much extended Late Antiquity, even though most of the material discussed does not stretch beyond the eighth century. The later cut-off point (tenth century) would of course make sense since it was in 965 that Cyprus was brought back into the fold of the empire (as Keane notes on pp. 8 and 18), that year providing a convenient if all too artificial end point.

Oversights include the frequent omission of page numbers for specific passages in footnote references, the omission from the bibliography of publications cited in the footnotes (e.g. Perdikis and Xydias 2013 on p. 212, n. 210 and n. 213; Deligiannakis 2023 on p. 117, n. 166) and the inconsistency in

4 For example, the four sites within Nea Paphos are listed under Fabrika Hill, Panagia Chrysopolitissa, Panagia Limeniotissa and Saranda Kolones. Those in Amathous appear under Acropolis Basilica, Agia Varvara, Amathous Southwest Basilica and Episcopal Basilica.

references (e.g. Pralong 2013 instead of Pralong 2013a or 2013b, or Lewitt 2020 instead of 2020a or 2020b). Some excerpts in Greek contain numerous typos (e.g. p. 175, n. 214) and the transliteration of Greek names is inconsistent (Athanasius, Demetrius, Sergius and Nicephorus but Epifanios and Arcadios), while a small number of toponyms and technical terms are misspelt (“Vravona” for Vravrona on p. 175; “Asvetoton” for Asvestoton on pp. 47, 109, 127, 145; “Panagia tis Kyris” for Kyras on p. 316; “Hieron” for Hiereon on pp. 239, 251; “boulloteria” for boulloteria on pp. 224, 243; “palatini” for palatinus on p. 197). At times the use of vocabulary is rather idiosyncratic, possibly the result of automated find/replace processes that were not diligently checked during the proof reading stage. For example “numismatics” is used when coins are clearly meant (e.g. pp. 86, 105, 120, 158, 230, n. 314), “melting” for marble turned to lime (e.g. pp. 115, 136, 144, 166), or “militaristic” for military (p. 243) and “petroglyphic” for petrographic (pp. 171, 245, n. 50).

All of the above are of course trivial minor slips whose impact is confined to the presentation of what is in all other respects a very carefully crafted book. It is also an exceptionally well illustrated book, with no fewer than 180 figures excluding those of the gazetteer. They include good quality photographs (the vast majority in colour), excellent colour maps, eminently legible plans (not always the case in many publications) and helpful tables. In terms of visual documentation this monograph sets the bar very high for all such endeavours.

Listing all its merits, some of which have been already highlighted, would be tedious. I will concentrate on those I consider most significant and novel and offer some additional comment. At the level of the evidence, Keane brings together and considers recent material that has not been fully published yet, including that from ongoing excavations such as the grand ecclesiastical complex at Katalymmata ton Plakoton in the Akrotiri peninsula near Kourion (ancient name unknown). For important older excavations that remain inadequately documented in brief reports and may never be fully published (e.g. Chrysopolitissa at Paphos, port basilica at Kourion, Agia Varvara and episcopal basilica at Amathous) she clearly left no stone unturned in her effort to put together as full a picture as possible, contacting excavators whenever possible and consulting archives and reports. The result is nothing short of admirable, providing a reliable guide, assessment and interpretation of key sites that will prove invaluable to the scholarly community. At the



same time all this brings to the fore the issue of excavation techniques and intentions, including what was removed while uncovering the primary construction phase of structures, what was left behind that represents subsequent uses and alterations, or even moved around by the archaeologists. Keane shows an acute awareness of these complications and deals with them as best as the evidence she has gathered allows. Her meticulous discussion of the problematic evidence for dating (including sieving through ceramic finds in museum stores), for construction phases and for successive uses in order to disentangle the relationship between church buildings and their adjacent structures, commonly neglected and insufficiently studied, is equally commendable. Since the premise of the entire investigation is that the proximity of these church buildings to food processing and manufacture installations as well as mining sites must indicate control by or at least some involvement of ecclesiastical authorities in their operation (and therefore according a significant role to the Church in economic life), the reader would nevertheless expect some comment on the social and economic landscape that prompted or facilitated this, even if corroborating textual evidence for the specific sites examined is lacking. There are scattered relevant references throughout the text but a more comprehensive discussion, including comparative material from elsewhere, would have been most welcome. Finally, the focus on the fate of sites after the mid-seventh century, often treated summarily in excavation reports or interpreted hastily therein, is among the most obvious merits of the book, as noted above. Here the author provides tangible evidence of some degree of continuity. This could have been contextualized further with reference to the known evidence for contacts with the outside world and by making better use of Luca Zavagno's study<sup>5</sup> and his comparative if at times overly optimistic approach, as well as Georgios Deligiannakis' recent article (perhaps published too late to be taken into account) that touches upon the same issues but outlines a far less positive picture.<sup>6</sup>

There is no doubt that Keane's monograph covers a lot of ground, treading new paths and providing much food for thought. Her meticulous engage-

5 Zavagno (note 2).

6 G. Deligiannakis: Contextualising the Tax Tribute Paid by Cypriots during the Treaty Centuries. In: Panayides/Jacobs (note 2), pp. 47–54 (Keane refers to this publication briefly on p. 117). For some thoughts on Zavagno's monograph and approach, see my review in EHR 133, 2018, pp. 1573–1575.

ment with difficult archaeological evidence combined with her indefatigable efforts to delve into the slightest detail that might shed some light on the issues she is concerned with, constitute a lesson worth learning. This book is also a stepping stone for further research regarding social and economic changes on Cyprus itself but also in other regions of the Mediterranean. Any new excavation of a site that includes a place of worship and evidence of economic activity cannot afford to ignore its conclusions. Similarly, anyone engaged with the ongoing reassessment of the post-seventh century period on Cyprus but also the impact of the Arab expansion in the eastern Mediterranean must take notice.

---

Tassos Papacostas, King's College London  
Department of Classics/Centre for Hellenic Studies  
Reader in Byzantine and Medieval Culture  
tassos.papacostas@kcl.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Tassos Papacostas: Rezension zu: Catherine T. Keane: *More than a Church. Late Antique Ecclesiastical Complexes in Cyprus*. Leiden/Boston: Brill 2024 (Late Antique Archaeology. Supplementary Series 8). In: Plekos 27, 2025, S. 119–127 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-keane.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Graham Barker/Sam Moorhead: *The Rebel Emperors of Britannia, Carausius and Allectus*. London: Spink Books 2023. VII, 233 p., 169 ill. £ 30.00. ISBN 978-1-912667-91-8.

Carausius (286–293) and Allectus (293–296) were usurping emperors in Britain and north-western Gaul at the close of the third century. They can be seen as a late example of the long sequence of usurpers that had plagued the middle and later decades of the third century, weakening the political and military coherence of the Roman empire. Equally they can be regarded as the first of a series of usurpers proclaimed in Britain through the fourth century and into the early fifth. The next one was Constantine I in 306, but his treason prospered, so none dared call it that. Carausius’ and Allectus’ treason prospered only briefly until the forces of the Tetrarchy under Maximian’s Caesar Constantius I (‘Chlorus’) invaded Britain, defeated and killed Allectus, and brought back the eternal light, to quote the Beaurains medallion commemorating the campaign. Because of this Carausius and Allectus remain classed as ‘usurpers’, and, as the authors of this study rightly state, sources for their reigns are few and problematical. There are texts, namely brief mentions in the later historians Eutropius and Aurelius Victor along with highly partisan denigrations of the rebels in some of the Panegyrics addressed to members of the Tetrarchy: their history was certainly written by the victors. There are also the coin issues of the two emperors, which afford valuable insights into their views of themselves as expressed in the range of obverse titles and propagandistic reverses. The distribution of these issues, as site and isolated finds and their inclusion in hoards, gives an impression of where their writ ran and of some of the events of their reigns. In addition there is the evidence of archaeology: can sites or groups of sites be reliably dated to these ten years and linked to the decisions of the rulers of this ‘first British empire’, seen even as the ‘first Brexiteers’ by the deluded?

These evidence types are reflected in the two authors. Sam Moorhead is a highly experienced and respected numismatist, who is preparing the revised “Roman Imperial Coinage” Vol. V.5, covering this period. Graham Barker is described as an “independent researcher” (back cover). Though nowhere are their respective contributions stated, it seems likely that Barker is responsible for the non-numismatic content, though there was probably some overlap between the two authors. This book is an extended treatment of the evidence for the period designed for a general rather than a specifically aca-

demic readership. Its structure is chronological, starting with an otiose chapter on the first two centuries of Roman rule in Britain (“*Britannia* – the Barbaric Land at the Edge of the World”, pp. 4–14), then a chapter sketching in the ‘third century crisis’ (“The Turbulent Third Century – ‘Uneasy Lies the Head that Wears the Crown’”, pp. 15–23), and one acting as a brief introduction to Diocletian and the Tetrarchy (“Diocletian and His Co-Emperor Maximian – Jupiter and Hercules”, pp. 24–35). The core of the book consists of the next six chapters, which look at the usurpation (“Carausius – the Long-Awaited Emperor of *Britannia*”, pp. 36–64) and then reign of Carausius (“The Golden Age of Carausius – *Roma in Britannia*”, pp. 65–107), defensive works against invasion (“Fortress Britain”, pp. 108–124), and the initial imperial response (“‘Bad Weather in the Channel’”, pp. 125–130), then two chapters on Allectus’ murderous replacement of Carausius (“Allectus the Henchman Becomes Emperor – Constantius Recaptures Boulogne, and the Mysterious Death of Carausius”, pp. 131–143) and the former’s downfall at the hands of Constantius (“Re-Invasion – Restoring the Eternal Light of Rome”, pp. 144–178). The book concludes with a chapter on the ‘afterlife’ of Carausius and Allectus down to the present day (“Carausius and Allectus through the Mists of Time”, pp. 179–202). This chronological approach conditions the way in which much of the material is presented, as does an emphasis on the political and military aspects of the period. The work is largely in the ‘emperors and battles’ tradition. It should be noted that, in addition to the province of Britannia, Carausius and Allectus ruled an area of north-western Gaul with a major base at Boulogne and hoards and individual finds of their coins are well represented in that region. That being so, the bibliography (pp. 205–217) displays an aggressively insular approach; of the 200 or so entries fewer than ten are in languages other than English. Even the many publications on their base at Boulogne might as well not exist, likewise publications on their coinages in Gaul. The bibliography is missing items one might have expected, e.g. the final excavation report on the fort at Pevensey by Michael Fulford and Stephen Rippon,<sup>1</sup> and not all the references footnoted make it into the bibliography. Rather than going through chapter by chapter, this review will look at how the main classes of evidence have been treated to gain an impression of the reliability of this work and its arguments.

1 M. Fulford/S. Rippon: Pevensey Castle, Sussex. Excavations in the Roman Fort and Medieval Keep, 1993–95. Salisbury 2011 (Wessex Archaeology Report 26).

To take the coins first, since individually and collectively they can be described and discussed objectively, though of course on that foundation can be erected great edifices of interpretation. Moorhead provides well-informed and illuminating discussion of the coinages, including some truly recondite individual pieces and also up-to-date new finds from hoards, and, for Britain, individual items reported to the Portable Antiquities Scheme.<sup>2</sup> These are supported by a range of excellent images. Because of the overall chronological structure of the book the consideration of the coinages conforms to this pattern. The early emissions of Carausius are presented, such as the unexpected range of legionary issues. Chapter 5 on “The Golden Age of Carausius” makes extensive and informative use of the legends and imagery on the issues of Carausius to assess his political and religious self-representation, taking up Guy de la Bédoyère’s proposals for the Vergilian expansions of some of the initials on the coinage (e.g. INPCDA expanded as *Iam Nova Progenies Caelo Demittitur Alto*, Vergil, *Eclogue* 4,7). Here and in Chapter 7 Carausius’ trimetallic coinage comes over as complex and subtle with a range of meaningful messages, at least for the literate and educated. How much was this Carausius’ personal doing? By contrast in Chapter 8 the coinage of Allectus, largely copper alloy, comes over as restricted and rather monotone. Clearly the two rulers had divergent ideas on the uses and users of their coins, perhaps also their metal resources had changed, topics that it would have been good to see developed. The structure of the book means that other fruitful lines of numismatic enquiry are simply closed off. There is little about the circumstances of discovery of the coins, particularly the hoard evidence: the schematic Fig. 6.6 (p. 116), which shows the find-spots of Carausian and Allectan hoards in Britain (but not Gaul, *quelle surprise*), is no substitute. Nor is there any real analysis of the coinages as evidence for economic activity. Historicism triumphs over numismatics. Occasionally the treatment of coins veers into the wayward. On p. 45 we are informed that when Carausius retreated to Britain he clearly sailed up the west coast, this on the basis of three gold coins of early types from Wroxeter, Chester and Derbyshire, the last being ‘surmised’ to show a move towards York. Did Moorhead really sign off on this methodological claptrap?

By process of elimination, it seems likely that Barker was the lead author for the sections based on the textual and archaeological evidence (again with

2 <https://finds.org.uk>.

copious, good-quality images). The textual evidence comprises brief mentions in Eutropius and Aurelius Victor along with other brief allusions in the *Panegyrics* (here unnecessarily and misleadingly renamed “Imperial Court Speeches”, p. 1) and an extended treatment of Constantius’ recovery of the island in *Panegyric* 8. These texts have long been wrangled over as sources for the usurpations of Carausius and Allectus, given the brevity of the historical passages and the extreme bias and rhetorical format of the *Panegyrics*; how reliable is what is vouchsafed and how are internal contradictions, ellipses and silences to be assessed? This is particularly the case for the extended treatment of the reconquest of Britain in *Panegyric* 8, delivered in the presence of Constantius himself. For this the *communis opinio* seems to be that the basic sequence of events, the splitting of Constantius’ forces in two, the landing in the region of the Isle of Wight, the defeat and death of Allectus in battle, Constantius’ arrival at London (figuring also on the reverse of the Beaurains medallion) are plausible, other elements being laudatory rhetoric. The consideration of these sources here follows in this general tradition and is no less or more convincing than other attempts. But there are features of the consideration that occasion considerable disquiet, for instance in the description of Constantius’ invasion. On p. 149 the first two sentences begin “It can be imagined that [...]”, “It may also be assumed that [...]”. Later on the same page the reader is informed that “All the coastal forts on the south coast would have been fortified and detachments of soldiers would probably have been stationed at key cities and towns.” The common features here are that they go way beyond the available evidence and no reference to published sources is given to support these propositions. This is not an isolated instance; rather this sort of treatment is a recurring feature of the book, especially in the historical and textual sections, and shows a shameful disregard for the rules of evidence and argument, undermining credence in the enterprise as a whole.

The archaeological record for the later third century in Britain (and northern Gaul) is very rich. Can any of this plausibly be linked to Carausius and Allectus as is attempted, especially in Chapter 5? Crucial here is how precisely sites and events can be dated, given that the whole episode of usurpation lasted only ten years; in fact to attribute something to this narrow date bracket is pushing the capabilities of the dating evidence up to and beyond their limits. The principal dating medium is inevitably numismatic, but of course a coin ‘date’ is the date of the minting of a coin, not of its deposition:

thus the ‘date’ is a *terminus post quem*, the deposit in which the coin lies cannot be earlier than the minting of the coin, but how much later than the minting is usually unknowable. This is never really spelled out and its conclusions drawn, instead coins are used to date deposits or structures closely. Occasionally, as at Portchester and Pevensey, the absence of the plentiful coinages of earlier emperors alongside the issues of Carausius and Allectus comforts a date in the period of the usurpation, but that date remains a *terminus post quem*; it could be later. Another dating medium that has a bearing on this question is dendrochronology. On pp. 140 and 141 it is noted that a major riverside monument in London has a dendrochronological date of 294 (“This puts the construction of the buildings squarely into the reign of Allectus”); and that at the shore fort at Pevensey (“The tree ring dating shows that construction began in AD 293.”). This is to misunderstand a dendrochronological date. It is a felling date for the tree, often approximate due to the loss of sapwood: when the timber was used could be later. So like the coins this affords a *terminus post quem*, not an absolute date. In addition, was the felled timber seasoned for an unknown time, and how long did such structures take to construct, especially a major undertaking such as Pevensey? The London waterfront buildings here seen as a statement by Allectus could on the evidence equally well be a victory commemoration by Constantius. The coastal forts such as Pevensey and Portchester along with Burgh Castle, Lympne and Richborough are argued to be Carausian/Allectan defence against invasion. If so, they were spectacularly ill-conceived since in 296 Asclepiodotus landed near the Isle of Wight, in the region of Portchester, and Constantius on his way to London could well have sailed up the Wantsum Channel under the gaze of Richborough. Chapter 5 also bundles together a number of Romano-British sites that happen to have been active at the close of the third century, “a selection of civilian sites” (p. 94), mostly major cities such as Cirencester, London, and Silchester, as well as the important temples at Bath and (especially) Lydney, though the reasons why they are selected are not given. There is also a selection of third-century inscriptions. All this is very well but adds little to our knowledge of the usurping decade, since vanishingly few buildings or inscriptions can be dated to that narrow time bracket.

Carausius had an after-life, even down to modern times (though less so Allectus). At the end of Chapter 9 the intriguing, if scarce, coins struck in the name of Carausius but in the middle of the fourth century are reviewed.

There are too few to draw any firm conclusions, but what does this tell us about the reputation of a usurper from half a century earlier? There is also the sixth-century tombstone from Penmachno (Gwynedd) in north-west Wales bearing the name Carausius. Chapter 10 opens with mediaeval texts mentioning Carausius, namely Nennius, Geoffrey of Monmouth, John of Fordun, Hector Boethius. The discussion admits that these are essentially fabrications based on unknown (if any) sources, but then does the annoying trick of saying that there must be “grains of truth” (p. 184) in amongst it all without offering any objective means of winnowing out grains from chaff. In this case, because Hector Boethius says Carausius sailed up the west coast of Britain to Westmoreland so that this chimes with the untenable proposition based on three coins noted above, this is presumably a ‘grain’. Much more interesting is the revival of interest in Carausius and Allectus when antiquarians and numismatists came across coins of Carausius and Allectus, whose reigns became proxies in historical debates about Britain and empire at the time in the eighteenth and nineteenth centuries. The usurpers are still evoked in more recent literature, usually historical novels; those of us of a certain generation might have appreciated more on Rosemary Sutcliffe’s “The Silver Branch” (1957) where so many first encountered Carausius and Allectus.

It should be clear that in this reviewer’s opinion this is a deeply, deeply flawed book and does the general reader no favours. The numismatic material is fascinating and if only Moorhead could be persuaded to write a monographic treatment of the coinage of Carausius and Allectus (one fears the Introduction to “Roman Imperial Coinage” V.5 will not allow the space) that would be a huge boon to numismatists, students of imperial self-representation and historians and archaeologists of Britain in the Roman period. As for the rest, this reviewer will not be paying it a return visit any time soon.



---

Simon Esmonde Cleary, University of Birmingham  
Department of Classics, Ancient History and Archaeology  
Emeritus Professor of Roman Archaeology  
a.s.esmonde\_cleary@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Simon Esmonde Cleary: Rezension zu: Graham Barker/Sam Moorhead: The Rebel Emperors of Britannia, Carausius and Allectus. London: Spink Books 2023. In: Plekos 27, 2025, S. 129–135 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-barker\\_moorhead.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-barker_moorhead.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Paula Tutty: *The Monks of the Nag Hammadi Codices. Contextualising a Fourth-Century Monastic Community*. Leiden/Boston: Brill 2025 (*Nag Hammadi and Manichaean Studies* 107). XII, 328 S., 10 Abb., 2 Karten, 1 Tabelle. € 139.10/\$ 141.00. ISBN: 978-90-04-69574-0.

Die hier zu besprechende Publikation ging aus der Dissertation der Autorin hervor. Im Vordergrund steht das spätantike ägyptische Mönchtum und dessen Verhältnis zu den Kodizes aus der koptisch-gnostischen Bibliothek von Nag Hammadi. Die Briefe aus den Einbänden der Kodizes spielen eine besonders wichtige Rolle. Diese Briefe wurden zur physischen Verstärkung in die Einbände eingearbeitet. Die Nag-Hammadi-Kodizes selbst wurden 1945 von Fellachen in Oberägypten gefunden und enthalten frühchristliche Schriften aus dem ersten bis vierten Jahrhundert n. Chr. Das Buch hat folgenden Inhalt:

Im Prolog geht es um Grundsätzliches („Prologue: Searching for the Footprints“, S. 1–21). Die Quellen des Buches bilden Briefe aus den Einbänden der Nag-Hammadi-Kodizes VII, VIII und XI (S. 1). Die Briefe sind bis auf fünf oder sechs koptische Ausnahmen in Griechisch verfasst (ebd.). Die koptischen Briefe gehören zu den frühesten erhaltenen Beispielen in dieser Sprache (S. 3).

In Kapitel 1 wird der Hintergrund der Briefe durchleuchtet („Background to the Letters“, S. 22–40). Die Papyri aus den Einbänden der Kodizes setzen sich unter anderem aus Rechnungen, Geschäftsverträgen und Namenslisten zusammen (S. 28). Die Abfassung der Briefe und Wiederbenutzung der Papyri konnten damals durch einen längeren Zeitraum voneinander getrennt sein (S. 31). Die Briefe gelangten nach dem Jahr 348 n. Chr. in die Einbände, aus dem das früheste Beispiel stammt (S. 33). Das exakte Datum lässt die Autorin mangels näherer Informationen bewusst offen, wogegen prinzipiell nichts einzuwenden ist. Der grobe Richtwert dient auch sonst der Forschung als Orientierung. Die These vom Gebrauch der Papyri infolge eines durchorganisierten Altpapierhandels lehnt sie mit guten Gründen ab (S. 34). Die größte Zahl der Briefe aus dem Nag-Hammadi-Kodex VII hat einen monastischen Hintergrund (S. 38).

In Kapitel 2 wird das Mönchtum des vierten Jahrhunderts erörtert („Fourth-Century Monasticism“, S. 41–72). Das Mönchtum des vierten Jahrhunderts

erklärt sich nicht als Einzelbewegung, sondern amorphes Konglomerat aus verschiedenen Richtungen (S. 42). Der früheste Beleg für „Mönch“ (S. 44) mit gesichertem Datum kommt in P. Coll. Youttie 2 77 aus dem Jahr 324 n. Chr. vor. In den Nag-Hammadi-Briefen taucht der Begriff „Mönch“ (S. 45) zweimal als Bezeichnung für Mitglieder der Gemeinschaft auf. Der heterodoxe Charakter des pachomianischen Mönchtums, der sich unter anderem in der Lehre zu den Träumen und Geheimbuchstaben zeigt, wird zu Recht hervorgehoben (S. 50). Die Erklärung befindet sich im Einklang mit der heutigen *opinio communis*, wonach die Gemeinschaft auf halbem Wege zwischen Rechtgläubigkeit und Häresie stehen geblieben war. Der Besitz von persönlichem Eigentum der Mönche (S. 52) lohnt sich besonders zu erwähnen. Der Name Sansnos, der unter den Briefpartnern vorkommt, wurde wohl von ein und derselben Person getragen (S. 64).

In Kapitel 3 wird die monastische Landschaft betrachtet („The Monastic Landscape“, S. 73–106). Die Mönche der Nag-Hammadi-Kodizes waren gut in die lokale Infrastruktur aus Häfen, Verkehrswegen und Städten eingebettet (S. 78). Das Kartonagematerial der Kodizes, das aus den zur Verstärkung eingearbeiteten Briefen besteht, stammt aus der Nähe von Chenoboskion und damit aus der gleichen Gegend wie die Kodizes (S. 83).

In Kapitel 4 wird die Wirtschaft des frühen Mönchtums untersucht („The Early Monastic Economy“, S. 107–134). Die Mönche heuerten als Erntehelfer in den benachbarten Dörfern und Städten an (S. 112). Die viel beschworene Trennung von der Welt war damit in kein allzu enges Regelkorsett gezwängt. In der Vergangenheit waren die Meinungen über diese Frage in der Forschung gespalten. Die Waagschale neigt sich nun immer mehr zugunsten des Kontaktes mit der Außenwelt. Die Textilindustrie bildete ein weiteres wichtiges Standbein (S. 112). Die einzelnen Mönche verfügten mitunter über Agrarland (S. 114). Die Einkünfte aus dessen Vermietung flossen in die Kassen der Klöster. Das Phänomen ist besonders für die spätere mittelbyzantinische Zeit typisch. Die Mönche boten für illiterate Kunden Schreibdienste an (S. 122). Die Mönche der Nag-Hammadi-Kodizes hielten Schafe und Ziegen (S. 128). Die Klöster mussten öffentliche Steuern zahlen (S. 131).

In Kapitel 5 wird der soziale Kontext des ägyptischen Mönchtums eruiert („Egyptian Monasticism and Its Social Context“, S. 135–164). Die Oberschicht des vierten Jahrhunderts zeichnete sich durch einen griechisch-ägyptischen Synkretismus aus (S. 140). Die griechisch-ägyptische Kultur reicht weit in die Vergangenheit zurück. Die ersten griechischen Einflüsse zeigten

sich ab der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. Im P. Erl. Diosp. 1a aus dem Jahr 313/314 n. Chr. findet sich der früheste datierbare ägyptische Beleg für einen Bischof und einen Presbyter (S. 150). Die Mönche konnten frei mit Frauen korrespondieren (S. 154). In sonstigen Teilen der spätantiken Mönchswelt existierte eine fast schon misogynie Haltung. Die Umwelt der Mönche der Nag-Hammadi-Kodizes war noch stark heidnisch geprägt (S. 157). Die Mönche konnten zu Priestern geweiht werden (S. 160). Die ambivalente Haltung gegenüber der Ordination bei Teilen des Mönchtums wie zum Beispiel gerade bei Pachom von Tabennesi, hätte kurz erwähnt werden können. Der vom Ende des dritten bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts lebende Pachom von Tabennesi ist der Gründer des nach ihm benannten könobitischen Mönchtums und ging als Verfasser der ersten Klosterregel in die Geschichte ein. Die Vita berichtet davon, wie er sich aus Bescheidenheit gegen die Priesterweihe sträubte.

In Kapitel 6 wird auf die Reiseaktivitäten der Mönche Bezug genommen („Monastic Travels“, S. 165–185). Die Mönche legten längere Reisen auf Segelschiffen zurück (S. 170). Die pachomianischen Mönche begaben sich nicht selten auf Reisen, um private oder klösterliche Angelegenheiten zu regeln. Die Landroute von Qena zum Hafen von Myos Hormos wurde mit dessen Stilllegung im dritten Jahrhundert n. Chr. eingestellt (ebd.). Das pachomianische Mönchtum verhielt sich viel expansionistischer als das Mönchtum des Shenute (S. 173). Die Gründung von Filiationen zeigt sich nur im ersten Fall. Das schenutianische Mönchtum verhielt sich in dieser Hinsicht sehr viel restriktiver. Die Reise auf einer Wolke bei der Heimkehr des Shenute vom Konzil in Ephesus (S. 182) kehrt in der koptischen Literatur auch sonst als beliebter Topos wieder. Das gleiche Phänomen begegnet zum Beispiel in der sahidischen Eudoxia-Erzählung für Konstantin den Großen.

In Kapitel 7 wird in die monastische Manuskriptkultur eingeführt („A Monastic Manuscript Culture“, S. 186–225). Das Mönchtum des vierten und fünften Jahrhunderts bedurfte der Lesefähigkeit als Zugang zur Heiligen Schrift (S. 191). In einigen Klöstern wurden klassische Texte wie Menander und Vergil gelesen, wie aus dem Fund von Originalhandschriften hervorgeht (S. 196–197). Die Mönche der Pachomklöster stellten die Bücher wohl selbst her (S. 211). Das Fragment C 3 aus dem Nag-Hammadi-Kodex VII ist als einziges genuines koptisches Schreiben aus dem vierten Jahrhundert an eine Gruppe von ägyptischen Mönchen gerichtet (S. 212). Das sahidische Frag-

ment C 16 aus dem Nag-Hammadi-Kodex VIII kann als bestes Beispiel für eine saubere Orthographie gelten (S. 221). Die Schreiber von Kartonagematerial und der Nag-Hammadi-Kodizes hingen eng miteinander zusammen (S. 224). Die Möglichkeit wird *mutatis mutandis* auch sonst erwogen, so dass sich diesbezüglich eine gewisse Konsensfähigkeit abzeichnet. In Zukunft führt wohl kein Weg an dieser Erklärung vorbei.

Im Epilog („Epilogue: Footprints Uncovered“, S. 226–233) werden Schlussbemerkungen formuliert. Der monastische Ursprung der Nag-Hammadi-Kodizes konnte überzeugend nachgewiesen werden (S. 226). Der Vorrang wurde den primär dokumentarischen gegenüber literarisch hagiographischen Quellen eingeräumt (S. 227). Die Nag-Hammadi-Mönche lebten nicht als isolierte Eremiten, sondern als Teil einer festgefügtten Gemeinschaft (S. 229).

Der Appendix 1 nimmt die Übersetzung von monastischen und christlichen Briefen aus dem Kartonagematerial auf („Translations of Monastic and Christian Letters from the Cartonnage Material“, S. 235–278). Die Texte werden auch mit Photographien der Originale reproduziert.

Bibliographie (S. 279–319) und Indices („Index of Authors“, S. 320–324; „Index of Subjects“, S. 325–328) bilden das Ende des Buches.

Die abschließende Bewertung des Rezensenten bewegt sich in überaus positivem Rahmen. Das Buch lässt so gut wie keine Wünsche offen. In dieser Vollständigkeit wird das monastische Material aus den Einbänden hier zum ersten Mal ausgebreitet. Die einzelnen Themen werden auf dem aktuellen Forschungsstand behandelt. Die einzelnen Meinungen, zum Beispiel zu den Besitzern der Nag-Hammadi-Kodizes, sind nicht immer neu und wurden von der Wissenschaft zum Teil schon vorher vertreten. Der Arbeit von Tutty kommt das unbestreitbare Verdienst zu, sie auf eine solidere Grundlage gestellt zu haben. Die Autorin kennt sich sicher mit der Sekundärliteratur aus. Die Übersetzungen aus dem Griechischen und Koptischen sind korrekt. Der flüssige Stil des Buches kommt der Lesbarkeit sehr zugute. Der Inhalt erfüllt die Informationsbedürfnisse von Fachleuten und Nichtfachleuten gleichermaßen. Die Lektüre sei daher jedermann empfohlen.

---

Stefan Bojowald, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn  
Institut für Archäologie und Kulturanthropologie  
Abteilung für Ägyptologie  
Lehrbeauftragter  
stefan.bojowald@t-online.de

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Stefan Bojowald: Rezension zu: Paula Tutty: The Monks of the Nag Hammadi Codices. Contextualising a Fourth-Century Monastic Community. Leiden / Boston: Brill 2025 (Nag Hammadi and Manichaean Studies 107). In: Plekos 27, 2025, S. 137–141 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-tutty.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Mark D. Ellison: *The Visual Rhetoric of the Married Laity in Late Antiquity. Iconography, the Christianization of Marriage, and Alternatives to the Ascetic Ideal*. London/New York: Routledge 2024 (Routledge Studies in the Early Christian World). XVI, 334 pp., 100 ill., 2 tables. £ 145.00. ISBN: 978-1-032-54648-3.

Rather off-puttingly, the first thing one reads in this book is a page of glowing recommendations by several experts. One is used to such quotes on the back covers and in the pages of mass-produced popular books, but to be confronted with them in this way in a scholarly work seems something new, though this is not the fault of the author of course. I moved on, determined to make up my own mind, but wishing also that Routledge returned to covers with images related to the contents of books rather than random patterned coloured covers. One would think an attractive and individual cover image would also have a part to play in selling a book. In the case of this book an appropriate visual image on the cover would seem even more desirable as it is concerned with late antique images relating to the married Christian laity (published as part of the series “Routledge Studies in the Early Christian World”). Mark D. Ellison has set himself a very worthy and interesting goal, to attempt to identify the views of Christian married laity about marriage in relation to their identity as Christians. As he discusses clearly, evidence relating to early Christianity is largely concerned with asceticism, as a practice and as an ideal. The married laity can be seen as second-class Christians, and their voices are rarely heard; they form a silent majority. Ellison seeks to access this voice through examination of the visual evidence. Focusing primarily on Rome itself and its environs, and on the third and fourth centuries AD, he sets out his analysis in a very clear and methodical way.

There are seven chapters, which include an Introduction and Conclusion, each followed by the Notes. There is also, however, a short Prologue, titled “The Monk and the *Matrona*” (pp. 1–4). Through case studies (Jerome on marriage, and a marble sarcophagus for Flavius Julius Catervius, husband of Septimia Severina), the Prologue sets out very quickly and effectively the quest of the book, namely to foreground and explore “two dissonant strands of early Christian tradition – a holiness based on ascetic practice and a more moderate and socially engaged piety” (p. 3). Having whetted our appetite, Ellison moves on to the Introduction proper, titled “Recovering the Voices

of ‘the Silent Majority’” (pp. 5–33). He emphasises the importance of the visual evidence for accessing these voices, and declares that his book is “the first attempt at a sustained, systematic examination of the corpus of Roman Christian marital iconography, with an eye particularly on its rhetorical engagement with early Christian discourses and practices related to marriage and celibacy” (p. 8). He provides an overview of the types of material evidence that form the corpus: sarcophagi, catacomb paintings, gold glass and other glass vessels, small personal objects (jewelry, gems, seals), and silver luxury items. He discusses approaching artifacts as visual rhetoric, and poses the intriguing question of whether the evidence testifies to “resistance to the ascetic ideal or a relatively calm, confident assertion of alternatives” (p. 14). He reflects on the intentions of patrons and the responses of viewers. He raises the issue of whether portraits of married Christians were just cast in traditional Roman ways, “a valid question” he accepts (p. 17), and one his analysis of the material will answer. Having addressed limitations and clarifications of his study (time and geography; proportion of the population; male bias and female voices; laity, *saeculares*, clergy and ascetics; ideals, paradigms and realities) he then provides an overview of what the other chapters will cover.

Chapter 2, “Competing Visions: Early Christian Thought on Marriage and Celibacy” (pp. 34–55), provides the vital context for the discussion of the visual evidence that follows in the subsequent chapters. He surveys (and he does love a survey) the development of views about marriage and celibacy from the Bible to the later Roman empire, and shows that opinions could be divided, some more favourable to marriage (e.g. Clement of Alexandria) than others (e.g. Tertullian). He notes testimony of opposition to extreme ascetic attitudes (e.g. the Synod of Gangra that opposed the teachings of Eustathius of Sebaste). He remarks on the rise of nuptial blessings, which could be seen to “stand in opposition to the denigrations of ascetic rhetoric” (p. 46). He finishes by addressing the writings of Augustine on marriage and virginity, noting that he marks “a middle ground [between Jovinian and Jerome] that became normative” (p. 47). As noted, Ellison is especially concerned with the West, and the location of Rome in particular, and he does acknowledge that the “[a]scetic anxieties about marriage and sexuality and the sharp disputes over the religious merits of marriage that played out in the West stand in contrast to the somewhat more positive view of marriage and family life seen in the homilies of John Chrysostom in the East” (p. 48).



In the long Chapter 3, “Centering Christ: Adaptations of *Dextrarum iunctio*, *Concordia Pronuba*, and *Coronae impositio* in Spousal Portraits” (pp. 56–113), Ellison moves on to the visual evidence. He examines how Christians adapted Roman portraiture: the joining of right hands, a figure or symbol between the couple, and the placing of crowns on their heads. He also covers subsequent developments in iconography on Byzantine jewelry, namely rings and marriage belts in the sixth and seventh centuries (he does have a tendency to go beyond his chronological and geographical parameters to include Byzantine material, e.g. later on considering images of the *anastasis* in relation to the subject of Adam and Eve), observing that these “speak to the symbolic values Byzantine Christians perceived in those earlier forms, on which they elaborated” (p. 83). Having described the material Ellison then provides an interpretation of it, suggesting that there is seen “the emergence of distinctively Christian notions about marriage and the efforts of married Christians to use visual art to assert their religious merits” (p. 85). He argues “Christians were seeking visual ways to express the concept that their marriages were ‘in Christ’” (pp. 100–101).

Chapter 4, “Learned, Encircled, Worshipping: Other Forms of Double-Portraits and Self-Representation” (pp. 114–171), moves on to consider other iconography: learned figures, double-portraits in circular frames (*clipei*), and Christian spouses worshipping at Christ’s feet, the last constituting “the innovation of a distinctively Christian image”. The intellectual-type spousal portraits raise gender issues again, an integral topic for the book, and Ellison remarks on the “early Christian valorization of the learned woman” (p. 120). He wonders if images of “learned spouses in family groups may even represent a form of visual rhetoric *against* ascetic extremes” (p. 135). On the double-portraits of spouses in circular frames he observes that these are “the most frequently attested form of spousal representation in early Christian art” but that “they have often been passed over in sarcophagus scholarship” (pp. 139–140). On the third type he considers he asserts “[t]he figures of worshipping spouses antedate the convention of donor portraits in medieval art, which similarly place small-scale adoring figures at Jesus’s feet” (p. 147). He sees in these images “a self-concept of married Christians’ devotion not defined or devalued on the basis of ascetic criteria”, a claim to have a “place close to Christ” (p. 156). He concludes that “[t]he variety of iconographic styles surveyed in this chapter indicates a range of strategies married Christians employed for representing their own pursuit of holiness” (p. 157).

Chapter 5, “In the Beginning: Married Christians Putting Adam and Eve to Work” (pp. 172–217), focuses on iconography related to this famous and fundamental biblical couple. As Ellison makes clear, it was not just as sinners that Adam and Eve had meaning. The allocation of labours scene is particularly resonant with regard to married couples, raising again the issue of gender and gender roles. He observes that there was a “conscious sense that married Christians were in certain ways successors of the biblical first parents” (p. 186). Once again, Ellison’s prioritisation of Rome is clear but can be disconcerting: discussing the fourth-century Velletri Plaque he comments that the scene of the fall of man “had already developed and proliferated (as far away as Dura-Europos in Syria)” (p. 187), which suggests some alien rather than deeply-interconnected world. It is in relation to Adam and Eve’s association with salvation that he returns to Byzantium again, considering images of the *anastasis*, with Fig. 5.12 being a fourteenth century example (p. 196). He emphasises that Adam and Eve can have “positive symbolic value” (p. 195), and can “cooperate with deity in the work of creation” like “their fourth-century successors” (p. 204).

Chapter 6, “After the End: Marriage, Death, and the Afterlife” (pp. 218–277), is the final main chapter and appropriately focuses on funerary evidence, though as Ellison notes much of the corpus is funerary anyway. Foregrounded are issues of devotion after death and hopes for the afterlife. Before examining the visual material, he surveys notions of the afterlife and how these could conflict. He opines that “Christian notions regarding familial relationships in the hereafter, though nuanced, were more affirming of postmortem reunions and enduring bonds than has often been supposed” (p. 221). In this chapter in particular there is the sense that Ellison’s analysis builds across the whole book, and returning to iconographic types and even specific works of art solidifies and coalesces his views and arguments. He discusses how Christian sarcophagi, “often commissioned by a surviving spouse”, could feature “biblical vignettes alluding to Christian concepts of salvation and afterlife” (p. 237). Slightly oddly, in this chapter Ellison turns to a consideration of Christian literary sources on marriage after death after having reviewed the visual evidence. Some eastern material is included, Chrysostom surfacing again, though the characterisation of him as being concerned about being perceived as a “cranky old fellow” (p. 260) is rather out of keeping with Ellison’s usual smooth and measured style. Especially arresting is Jerome’s description of “the heavenly reunion of married couples

as nonsexual and therefore more glorious than mortal marriage” (p. 261), and Ambrose’s anticipation of Theodosius I reuniting with family members in the afterlife. In the conclusion to the chapter Ellison sketches out the general views that marriage was an earthly institution, not one for the afterlife, and also that sexuality was incompatible with heaven, but he then raises the possibility that there was a “potential disconnect between the finer points of church doctrine and people’s intuitive expectations”. His final observation is that “[t]he ideal of permanent marriage drew strength by being grafted onto the Christian afterlife” (p. 264).

Chapter 7 constitutes the overall Conclusion, and is subtitled “Image and Word in the Conversations of the Christian Past” (pp. 278–284). This is a comparatively short conclusion to such a weighty book, and provides a summary of its whole. As such Ellison provides a very useful review of his own book. He reiterates his main point, that analysing the visual evidence is a way of attempting to recover the perspectives of the married Christian laity. He notes again the tension that could exist between literary and visual evidence, and the “moderating of extreme positions over time”. His final sentence sets out the core of his mission: “Taking up material and visual evidence, and integrating it with literary evidence, enables the cultural historian to see people who might otherwise be invisible and hear voices that might otherwise be silent” (p. 284).

Overall, this is a very rich and rewarding book, and one that can be hard to do justice to even in a longer than normal review. It takes a central aspect of Christian life in Late Antiquity and seeks to illuminate it through analysis of visual evidence. It focuses on a wealth of diverse evidence, some familiar some not so familiar, and provides some detailed analysis of case studies. While some of the debates and evidence are familiar, the overall goal of the book is larger and more significant. It is assured, informed and convincing. While one might wish it took a broader perspective in terms of location and time the core is well-defined, and perhaps Ellison will expand the scope in future. Indeed, it is to be very much hoped that he will: this is one of the most enjoyable and useful academic books I have read in a long time. The praise by the experts at the start of the book was thoroughly deserved. More than this though, given the significance of its subject matter and its engaging style this book deserves to reach a mass audience.

---

Shaun Tougher, Cardiff University  
Professor of Late Roman and Byzantine History  
TougherSF@cardiff.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Shaun Tougher: Rezension zu: Mark D. Ellison: *The Visual Rhetoric of the Married Laity in Late Antiquity. Iconography, the Christianization of Marriage, and Alternatives to the Ascetic Ideal*. London/New York: Routledge 2024 (Routledge Studies in the Early Christian World). In: Plekos 27, 2025, S. 143–148 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ellison.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Corpus Iuris Civilis. Text und Übersetzung auf der Grundlage der von Theodor Mommsen und Paul Krüger besorgten Textausgaben. Bd. 6: Digesten 35–39. Gemeinschaftlich übersetzt und herausgegeben von Rolf Knütel, Berthold Kupisch, Sebastian Lohsse, Thomas Rüfner. Mit Beiträgen von Thomas Finkenauer, Klaus Luig, Johannes Michael Rainer. Heidelberg: C. F. Müller 2024. XVII, 640 S. € 240.00. ISBN: 978-3-8114-6664-7.

Seit 1990 ist die deutsche Übersetzung des *Corpus Iuris Civilis* im Erscheinen begriffen. Fertiggestellt sind die Institutionen (sogar in zweiter Auflage von 1997)<sup>1</sup> sowie die Digesten,<sup>2</sup> nunmehr bis Buch 39 einschließlich. Das Herausgeberteam ist ein rein juristisches, und die Reihe wendet sich an einen juristischen Rezipientenkreis. Das erklärt Besonderheiten dieses Projekts, über die sich der Benutzer im Klaren sein muss.

Die Bände sind zweisprachig gestaltet. Der lateinische Text basiert auf Theodor Mommsens *Editio maior* mit manchen (nicht gekennzeichneten) Verbesserungen aus der *Editio minor* von Mommsen und Paul Krüger<sup>3</sup> (das wird zwar für diesen Band nicht mehr explizit angegeben, dies war aber die Textgrundlage der vorherigen Publikationen). Hinzu kommen seltene eigene Emendationen, die in meinen Augen allesamt überzeugend sind. Aber: Zwar wird der emendierte Text übersetzt, er findet sich jedoch links, in der Ausgabe, nur als Fußnote zur unemendierten Version (die im Haupttext geboten wird), sodass Ausgabe und Übersetzung auf den ersten Blick nicht deckungs-

- 1 Corpus Iuris Civilis. Text und Übersetzung auf der Grundlage der von Theodor Mommsen und Paul Krüger besorgten Textausgaben. Bd. 1: Institutionen. 2. verbesserte und erweiterte Aufl. Hrsg. von O. Behrends, R. Knütel, B. Kupisch, H. H. Seiler. Heidelberg 1997.
- 2 Corpus Iuris Civilis. Text und Übersetzung auf der Grundlage der von Theodor Mommsen und Paul Krüger besorgten Textausgaben. Bd. 2–4: Digesten 1–10/11–20/21–27. Gemeinschaftlich übersetzt und hrsg. von O. Behrends, R. Knütel, B. Kupisch, H. H. Seiler. Heidelberg 1995–2005; Corpus Iuris Civilis. Text und Übersetzung auf der Grundlage der von Theodor Mommsen und Paul Krüger besorgten Textausgaben. Bd. 5: Digesten 28–34. Gemeinschaftlich übersetzt und hrsg. von R. Knütel, B. Kupisch, Th. Rüfner, H. H. Seiler. Heidelberg 2012.
- 3 Digesta Iustiniani Augusti. 2 Bde. Recognovit adsumpto in operis societatem P. Kruegero Th. Mommsen. Berlin 1868–1870; Corpus Iuris Civilis. Editio stereotypa. Bd. 1: Institutiones, Recognovit P. Krueger. Digesta. Recognovit Th. Mommsen. Berlin 1872.

gleich sind. Einen Vorteil dieses eigenwilligen Verfahrens sehe ich nicht: Der abgedruckte Text ist ja nicht völlig identisch mit entweder Mommsen oder Mommsen/Krüger und damit bereits ohnehin Ergebnis einer intellektuellen Leistung der Herausgeber. In anderen Worten: von Mommsen und/oder von Mommsen/Krüger anerkannte Textänderungen finden unmarkiert Eingang in den Haupttext, die hervorragenden Vorschläge der Herausgeber hingegen nicht.

Die Übersetzung ist zielsprachlich optimiert, was unbedingt Beifall verdient. Sie wendet sich an den Juristen und versucht, im Original oft obskure Stellen in klarer Weise und mit modernem juristischem Jargon zu präsentieren. Das ist legitim und angesichts des gewählten Rezipientenkreises fraglos die beste Lösung. Die Übersetzungen sind nicht kommentiert. Damit bleibt das Unternehmen zwar im Bereich des Machbaren und bewahrt seine Zugänglichkeit für einen großen Leserkreis mit womöglich limitierten Lateinkenntnissen. Aber der Nachteil ist, dass man als Benutzer, der vielleicht tiefer schürfen möchte, nicht immer ganz sicher sein kann, ob bestimmte Übersetzungsideen auf weiterer Evidenz basieren oder eher intuitiv entstanden sind. Das will ich mit wenigen Beispielen illustrieren.

Dig. 39.2.4 pr. *Dies cautioni praestitutus si finietur, praetoris vel praesidis officium erit ex causa vel reum notare vel protelare eum et, si hoc localem exigit inquisitionem, ad magistratus municipales hoc remittere.*

„Ist die für die Sicherheitsleistung gesetzte Frist abgelaufen, so ist es Amtspflicht des Prätors oder Statthalters, je nach Sachlage entweder dem Gegner eine Rüge zu erteilen oder eine Verlängerung zu gewähren, und, wenn die Sache einen Ortstermin erfordert, sie an die Magistrate der Stadtgemeinden zu verweisen.“

Während „Ortstermin“ ein wohletablierter Begriff ist, handelt es sich bei *localis inquisitio* um eine Ad-hoc-Bildung; während „Ortstermin“ zumindest suggeriert, dass die Verantwortlichen höchstpersönlich das fragliche Gebäude an einem bestimmten Termin in Augenschein nehmen, bleibt bei der ‚Untersuchung vor Ort‘ ganz offen, ob nicht einfach die Magistrate zum Beispiel ein paar Sachverständige beauftragen, das Gebäude über einen längeren Zeitraum genau zu untersuchen.

Problematisch ist *notare*; das Standardwörterbuch für juristisches Latein, Heumann/Seckel, verzeichnet zwar die Bedeutung „rügen, tadeln“,<sup>4</sup> aber die

4 H. Heumann/E. Seckel: Handlexikon zu den Quellen des römischen Rechts. 9. Aufl. Jena 1907, s.v. 3.

dort gegebenen Belege betreffen ausschließlich Wertungen, die bestimmte Juristen über die Meinungen anderer Juristen vornehmen; in anderen Worten: Das Äquivalent in aktuellem Deutsch wäre „kritisieren“ (Beispiel: Dig. 5.1.16, *quae sententia vera non est et a multis notata est*, „diese Ansicht ist unrichtig und wurde von vielen kritisiert“). Ließe sich kein Beleg beibringen, wonach *notare* „eine Rüge erteilen“ im hier geforderten Sinn bedeuten kann, bliebe nur Heumann/Seckel, „mit der Infamie belegen“.<sup>5</sup> Dies ist einer der Fälle, in denen man als Leser wirklich gern wüsste, ob die Herausgeber zusätzliche Kenntnisse haben, sprich: gesicherte Belege für *notare* im Sinne von „Rüge erteilen“, gesagt vom Gerichtsherrn. Hinzu kommt, dass es zumindest mir rechtlich unklar ist, was damit konkret gemeint sein könnte.

Ferner ist bei *vel reum notare vel protelare eum* das *protelare eum* derart merkwürdig, dass es im *Thesaurus Linguae Latinae* (Sp. 2262, Z. 72–75) in seltener Ausführlichkeit besprochen und die Passage als möglicherweise korrupt gekennzeichnet wird. Zögernd bezieht man im ThLL letztlich das *eum* auf das viel weiter vorne stehende *dies*.

Dig. 36.1.26.2 *Si quis filium suum ex asse heredem instituit et codicillis, quos post mortem filii aperiri iussit, fidei eius commisit, ut, si sine liberis decesserit, hereditatem suam sorori suae restitueret, et filius cum sciret, quod in codicillis scriptum esset, Stichum servum hereditarium testamento suo liberum esse iussit: heredes filii pretium eius servi sorori defuncti praestare debent libertate favore sui servata. hoc amplius et si ignorasset filius codicillos a patre factos, nihilo minus heredes eius pretium praestare debebunt, ne factum cuiusquam alteri damnum adferat.*

„Jemand setzte seinen Sohn als Alleinerben ein und beschwerte ihn in einem Kodizill, zu dem er anordnete, es solle nach dem Tod des Sohnes geöffnet werden, mit dem Fideikommiß, seine Erbschaft, falls der Sohn kinderlos versterben sollte, an dessen Schwester herauszugeben. Obwohl der Sohn wußte, was im Kodizill geschrieben stand, ordnete er in seinem Testament an, daß der zur Erbschaft [des Vaters] gehörende Sklave Stichus frei sein solle. Die Erben des Sohnes müssen der Schwester des Verstorbenen den Wert des Sklaven ersetzen, und die Freiheit bleibt wegen der ihr gebührenden Begünstigung bestehen. Und noch darüber hinaus müssen seine Erben auch dann, wenn der Sohn das von seinem Vater errichtete Kodizill nicht kannte, nichtsdestoweniger den Wert des Sklaven ersetzen, damit niemand mit seiner Handlung einem anderen Schaden zufügt.“

Wir haben A und seinen Sohn B, der korrekt im ersten Satz (in dem A Subjekt ist) als *filius suus* bezeichnet wird. Folgerichtig wird mit *fides eius* dessen Treue (das heißt, die des Sohnes) gemeint. Problematisch ist aber *hereditatem*

5 Ebd., s. v. 4.

*suam sorori suae restitueret*, denn in diesem ut-Satz ist nun der Sohn das Subjekt. Mit *hereditas sua* muss die Erbschaft des A (nicht des B) gemeint sein (wegen *restituere* und überhaupt aus inhaltlichen Gründen). Daher sollte *soror sua* die Schwester des A (nicht des B) sein, was vielleicht inhaltlich nicht die nächstliegende Idee ist, denn es ist eher glaublich, dass beim Ableben des B seine Schwester noch am Leben ist als seine Tante. Andererseits ist das aber auch nicht ausgeschlossen. Dem ganzen dürfte ein realer Fall zugrunde liegen, und vielleicht war ja A ganz erheblich älter als seine Schwester. In dem Satz *heredes filii pretium eius servi sorori defuncti praestare debent* wird B als *filius* apostrophiert, zugleich erscheint die Schwester als *soror defuncti* – würde man nicht eher *eius* oder gar kein Genetivattribut erwarten, wenn es erneut um B ginge? Aber das ist nur ein Indiz (gewiss kein Beweis). Jedenfalls sträubt es sich vieles dagegen, bei *hereditatem suam sorori suae restitueret* die beiden reflexiven Possessivpronomina auf unterschiedliche Personen zu beziehen. Entscheidend scheint § 3, *aestimationem heredes fratris sorori eius praestare debent*, was sich nur so deuten lässt, dass es sich um die Schwester des B handelt. Damit bleibt aber die Aporie bei *hereditatem suam sorori suae restitueret* im lateinischen Original ungelöst.

Noch einmal macht *suus* Schwierigkeiten in diesem Absatz, nämlich in *libertate favore sui servata*, „die Freiheit bleibt wegen der ihr gebührenden Begünstigung bestehen“. Bei *sui* handelt es sich (wie im feststehenden Ausdruck *favor libertatis*) um einen objektiven Genetiv. Offensichtlich kann *suus* nicht auf das Subjekt *heredes* bezogen werden, und innerhalb der Partizipialkonstruktion *libertate [...] servata* haben wird ohnehin ein alternatives Subjekt (deswegen *sui* und nicht *eius*). Man könnte argumentieren, dass diese eigentlich klare Konstruktion durch den Zusatz „gebührend“ eher verkompliziert wird (leichter verständlich wäre womöglich: „die Freiheit bleibt angesichts des *favor libertatis* bestehen“).

Der letzte Nebensatz *ne factum cuiusquam alteri damnum adferat* wird generell übersetzt: „damit niemand mit seiner Handlung einem anderen Schaden zufügt“, aber das Indefinitpronomen ist nicht das Subjekt, und es gibt keinen sachlichen Grund, die doch wohl konkrete Erwägung zu verallgemeinern. Besser also: „damit sein Handeln niemand anderem Schaden zufügt“.

Wie alle vorherigen Bände dieser Reihe setzt auch der vorliegende Maßstäbe; zu Recht wird er die Übersetzung sein, die von nun an in römischrechtlichen Seminaren zum Einsatz kommt. Das sollte aber niemand davon abhalten,



auch und bevorzugt ins lateinische Original zu schauen und selbst zu prüfen, ob die vorgeschlagenen Übersetzungen alternativlos sind.

---

Peter Riedlberger, Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
Professur für Geschichte und Kultur der Spätantike  
peter.riedlberger@uni-bamberg.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Peter Riedlberger: Rezension zu: Corpus Iuris Civilis. Text und Übersetzung auf der Grundlage der von Theodor Mommsen und Paul Krüger besorgten Textausgaben. Bd. 6: Digesten 35–39. Gemeinschaftlich übersetzt und herausgegeben von Rolf Knütel, Berthold Kupisch, Sebastian Lohsse, Thomas Rüfner. Mit Beiträgen von Thomas Finkenauer, Klaus Luig, Johannes Michael Rainer. Heidelberg: C. F. Müller 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 149–153 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-digesten35-39.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Mark Roosien: *Ritual and Earthquakes in Constantinople. Liturgy, Ecology, and Empire*. Cambridge: Cambridge University Press 2024. XI, 204 S., 1 ill., 1 map, 8 tables. £ 85.00/\$ 110.00. ISBN 978-1-009-42728-9.

The core of this publication of a Notre Dame doctoral thesis is an investigation of the evolution of liturgical responses in Constantinople to earthquakes between the beginning of the fifth century and the tenth century, charting how these changed from demonstrations of mass repentance for the sins that had occasioned the disaster to intercessions for the support of heavenly intermediaries in securing God's mercy. There is also comment on how liturgy can illuminate aspects of contemporary attitudes to the natural world and more substantial consideration of how religious responses to disasters relate to conceptions of the Roman empire and its place in the natural world.

The book opens with an Introduction (pp. 1–20) that frames subsequent discussions within the triangular relationship at Constantinople between the human, the divine, and the environment. Unlike 'old' Rome, Constantinople the New Rome had the misfortune to be located on a geological fault and so was prone to devastating earthquakes. As a result, since it was a predominantly Christian city from the early fifth century, ways had to be found to explain these destructive incidents in terms of God's activity in the world, and if possible contain them. The evidence for these responses is found in a range of sources, especially liturgical calendars, but also homilies, hymns, saints' lives, and secular texts; in particular the elements of commemorations recorded in the calendars identify the theological focus of a ritual event, and it is possible to chart how these changed over the centuries as new commemorations were constructed.

The first chapter ("Earthquakes and Liturgy: Rituals of Sin, Repentance, and Restoration", pp. 21–51) sets out to identify the earliest form of the liturgical rite for commemorating earthquakes, one that was instituted in the wake of the quake of 25th September 438. The rite followed the evacuation route recently taken by the city's inhabitants, who had fled to the open parade ground at the Hebdomon in a penitential procession that demonstrated collective repentance in order to restore stability to the earth. The theology of natural disasters as manifestations of divine wrath is set out ("Theologies of Natural Disaster in Late Antique Christianity", pp. 37–44), with one tradi-

tion, which can be traced back to the book of Amos (8.4), identifying the rich and powerful as being especially to blame, though the biblical reprieve for the people of Nineveh as the result of Jonah's warning demonstrated that repentance would restore the natural order. Antecedents to the 438 rite are identified in three undateable homilies of John Chrysostom relating to an earthquake, probably but not certainly that of 400; John blamed social inequalities for the misfortune, while a temporary abolition of these distinctions led to its cessation ("Earthquakes, Ritual, and Society in John Chrysostom's Constantinople", pp. 44–50).

In chapter two ("Earthquakes and Emperors: Humility and Power", pp. 52–74) the focus is on two earthquakes in 396 and 447 after each of which the emperor, Arcadius and Theodosius II respectively, led the populace in a display of repentance and humility that is at odds with the normal contemporary elevation of the imperial person. On each occasion the emperor seems to have benefited from his unusual action, a response that may have been facilitated by the fact that at some point earth tremors were bound to stop and so could be attributed to the emperor's intervention on behalf of this people. The earliest evidence for the first quake and Arcadius' response to it comes in a homily *On the Incarnation* delivered by Severianus of Gabala in 401, in which the emperor's penitent display is highlighted ("Severian of Gabala on Arcadius and the Earthquake", pp. 61–66); granted the date, it would have been interesting to consider to what extent Severianus was reacting to John Chrysostom's rather different response to a contemporary quake. The earthquake of 26th January 447 is better attested, with Theodosius' barefoot procession to the Hebdomon being recorded in Malalas 14.22, though whether he would have had bleeding feet and a "forehead glistening with sweat" (p. 67) on a January day, as Mark Roosien cites from an impressionistic but possibly fanciful reconstruction by Christopher Kelly (pp. 67–68), is another matter. It might have been noted that Malalas wrongly refers to this quake as the first time the capital had been struck, and that the misfortune was said to have been predicted by Saint Domnica (*Life of Domnica* 11.3–4) and probably Hypatius (*Life of Hypatius* 52.3). Also of interest is the report that ten years later Emperor Marcian died one day after the ceremony from gangrene in his feet, possibly initiated by injuries suffered during his participation in the annual commemoration (Theodore Lector 367, p. 103.16–20; Theophanes 109.27–30); this report notes that the patriarch was normally carried in a litter during the ceremony, a useful reminder

that rites may not always have been performed exactly as they are recorded in liturgical calendars. A question that is not explored, perhaps because the quakes are not treated in chronological order, is why Theodosius seems to have acted differently in 447 as opposed to 438, even though a particular rite had been introduced, with apparent success, on the earlier occasion; one explanation might be that the recurrence of an earthquake, and a particularly devastating one at that, might have suggested that an even more powerful response was now needed.

Chapter 3 (“Beyond Divine Chastisement: Constantinople as a Site of Blessing”, pp. 75–107) claims that an alternative to the nexus of sin and punishment was devised for the quakes of 438 and 557 to demonstrate that the events were in fact occasions of divine blessing. In 438 this was achieved through the story of the miraculous introduction of the Trisagion chant: during penitential rituals at the Hebdomon a young boy was supposedly transported to heaven, where he heard this new chant, and after his return to earth it was adopted to ward off further misfortunes. The gift of the chant to Constantinople was used to prove the orthodoxy of the capital during disputes about the legitimacy of the Council of Chalcedon. With regard to the quake of 557, which led to the collapse of the first dome of Hagia Sophia, Justinian’s energetic reconstruction of the church and elaborate inauguration ceremony were intended to overshadow the negative connotations of the initial destruction. Roosien’s assertion, however, that “the theology of divine chastisement was eschewed altogether” (p. 79), goes too far: as he in fact notes, the homily of Leontius, which was preached two days after the earthquake in December 557, presented events in terms of punishment, in particular for those in power (pp. 93–94), and Justinian’s subsequent actions were designed to counteract this negative interpretation, to “bury pangs of gloom in streams of Lethe” as Paul the Silentiary wrote (*Ephrasis* 181).<sup>1</sup>

Chapter 4 (“Earthquakes and the Saints: Heavenly Intercessors for Earthly Problems”, pp. 108–134) advances to the seventh and eighth centuries, in particular the quakes of 740 and another at an unknown date between 780 and 797, but first considers at some length the *Life* of Symeon Stylites the Younger (“Earthquakes and the *Life* of St. Symeon Stylites the Younger”,

1 P. Friedländer (ed.): Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius. Kunstbeschreibungen justinianischer Zeit. Leipzig/Berlin 1912 (Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern 8).

pp. 110–118). This *Life*, which was composed in about 600, devotes five of its 259 chapters (*Life* 78; 104–107), admittedly quite long chapters, to discussing Symeon's actions in connection with the quakes at Antioch of 551 and 557:<sup>2</sup> in the first Antioch was said to have been spared the destruction that hit many cities in Phoenicia because Symeon had predicted that the people would be saved if they fasted and prayed; in 557 Symeon is miraculously transported to the north of Constantinople six days before the quake, and sorrowfully predicts its destruction. The liturgical commemoration of the eighth-century quakes differs from those for events in the fifth and sixth centuries, since it promotes the role of the Theotokos as intercessor for the city. This development is rightly connected with the presentation of the Theotokos in accounts of the Avar threats to the capital in 623 and the siege of 626 and the Arab siege of 717–718 (pp. 121–130).

It is a pity that Roosien was not able to consult Lucy Parker's excellent study of Symeon the Younger,<sup>3</sup> which contains a relevant discussion of "Theodicy and the Problem of Intercession" (pp. 151–162). It is also regrettable that he did not consider responses to other natural disasters such as fires, famine, droughts, and extreme weather. This would have permitted a more serious investigation of Byzantine attitudes to the environment, in line with the volume's claim to look at ecological issues, and might also have altered his belief that it was only in the seventh and eighth centuries that the status of saints and the Theotokos increased (p. 108). Consideration of hagiographies composed in the late fifth and throughout the sixth century would have revealed that saints were expected to be able to influence natural events. Daniel the Stylite is said to have predicted the great fire of September 465 six months in advance, but his warning to Patriarch Gennadius and Emperor Leo was ignored because they were focused on Easter celebrations; after it broke out fugitives begged the saint to intercede to end the disaster, but he pointed out that his warning that should have alerted the inhabitants to propitiate God, like the people of Nineveh had been ignored and so just predicted that the

2 It is something of an exaggeration to state that the *Life* is "[r]iddled with accounts of earthquakes" (p. 19).

3 L. Parker: Symeon Stylites the Younger and Late Antique Antioch. From Hagiography to History. Oxford/New York 2022 (Oxford Studies in Byzantium); even though this was published two years before Roosien's book, it would have come at a very late stage in composition.

fire would burn for seven days.<sup>4</sup> Cyril of Scythopolis records that both Euthymius and Sabas responded to requests to intercede to bring droughts to an end.<sup>5</sup> Symeon the Younger's contemporary Theodore of Sykeon was regularly asked to intervene to resolve the challenges of nature; unlike Symeon, Theodore visited Constantinople on three occasions between the late 590s and 612, each time meeting the current emperor and patriarch, in 609 he was kept in the city since Patriarch Thomas wanted him to intercede to avert the various disasters that Theodore had predicted.<sup>6</sup> Emperor Heraclius was so convinced about his intercessory power that he appropriated his corpse, removing the relic from the monasteries at Sykeon and having it carted to Constantinople in order to safeguard the city from the Persians.<sup>7</sup> The 620s are certainly important in consolidating the reputation of the Theotokos as the special protector of the capital, but this was after a much longer and more gradual evolution in the concept of intercessors.

The last chapter ("Beyond Commemoration: New Approaches to Earthquakes in the Middle Ages", pp. 135–161) reviews changes in liturgical commemoration and the composition of hymns relating to earthquakes between the eighth and tenth centuries; these resulted in the quake of 26th October 740 being elevated into the main annual act of remembrance while the quakes of 438 and 447 were fused into a single event. There is particular attention to the ninth-century compositions of Joseph the Hymnographer (pp. 139–148), and to the special prayer to be recited in the event of a quake, known as the Prayer of Manasses after the repentant biblical king, that was created in the eighth century ("The Occasional Prayer for Earthquakes in Byzantine *Euchologia*", pp. 155–160).

- 4 *Life of Daniel* 41, 45–46; H. Delehaye (ed.): *Les saints stylites*. Brussels/Paris 1923 (Subsidia hagiographica 14). Marcellus the Sleepless also predicted the extent of the fire, *Life of Marcellus* 31; G. Dagron (ed.): *La Vie ancienne de saint Marcel l'Acémète*. In: *AB* 86, 1968, pp. 271–321.
- 5 Cyril of Scythopolis, *Life of Euthymius* 25; *Life of Sabas* 67; E. Schwartz (ed.): *Kyrrillos von Skythopolis*. Leipzig 1939 (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 49/2).
- 6 *Life of Theodore of Sykeon* 135; A.-J. Festugière (ed.): *Vie de Théodore de Sykéon*. 2 vols. Brussels 1970 (Subsidia hagiographica 48).
- 7 Nicephorus Sacellarius, *Encomium on Theodore of Sykeon* 44–45; translated in Michael Whitby with R. Price: *Theodore of Sykeon: The Life by George and the Encomium by Nicephorus*. Liverpool 2024 (Translated Texts for Historians 87).

Finally, after a brief Conclusion (pp. 162–169) there are two appendices, Appendix A (“Earthquake Commemorations from the Prophetologion and the Typikon of the Great Church”, pp. 170–175) that sets out the process for reconstructing the fifth-century version of the earthquake rite, as well as the case for dating its creation to the immediate aftermath of the quake of 25th September 438, and Appendix B (“The Authenticity of the Homily De Terrae Motu Ascribed to John Chrysostom”, pp. 176–177). These are followed by a Bibliography (pp. 178–200) and an Index (pp. 201–204). In the Bibliography several of the ancient sources are presented as editions and translations when they are in fact only translations.<sup>8</sup> The edition and translation of Gregory of Nazianzus’ *Oration* 39 is omitted;<sup>9</sup> Cassian and Chrysostom are included among the ‘Js’ but both lack the initial ‘John’, which is confusing; Socrates is credited with a French translation, but Sozomen is not.<sup>10</sup> No edi-

- 8 This applies to the entries for *Chronicon Paschale*, 284–628 AD. Translated with Introduction and Notes by Michael Whitby and Mary Whitby. Liverpool 1989 (Translated Texts for Historians 7); *The Lives of Simeon Stylites*. Translated by R. Doran. Kalamazoo, MI 1992 (Cistercian Studies Series 112); *The Novels of Justinian. A Complete Annotated English Translation*. Edited and Translated by D. J. D. Miller and P. Sarris. 2 vols. Cambridge 2018; *Between City and School. Selected Orations of Libanius*. Edited and Translated by R. Cribiore. Liverpool 2015 (Translated Texts for Historians 65); J. Matthews: *The Notitia Urbis Constantinopolitanae*. In: L. Grig/G. Kelly (eds.): *Two Romes. Rome and Constantinople in Late Antiquity*. Oxford/New York 2012 (Oxford Studies in Late Antiquity), pp. 81–115; *The Acts of the Council of Chalcedon*. 3 vols. Translated with Introduction and Notes by R. Price and M. Gaddis. Liverpool 2005 (Translated Texts for Historians 45); Prokopios: *The Secret History, with Related Texts*. Edited and Translated, with an Introduction, by A. Kaldellis. Indianapolis, IN/Cambridge 2010.
- 9 Grégoire de Nazianze: *Discours* 38–41. Introduction, texte critique et notes par C. Moreschini. Traduction par P. Galloway. Paris 1990 (Sources chrétiennes 358).
- 10 Sozomène: *Histoire ecclésiastique*. Vol. 1: Livres I–II. Introduction par G. Sabbah et B. Grillet. Traduction par A.-J. Festugière. Paris 1983 (Sources chrétiennes 306); Sozomène: *Histoire ecclésiastique*. Vol. 2: Livres III–IV. Introduction et annotation par G. Sabbah. Traduction par A.-J. Festugière, revue par B. Grillet. Paris 1996 (Sources chrétiennes 418); Sozomène: *Histoire ecclésiastique*. Vol. 3: Livres V–VI. Introduction et annotation par G. Sabbah. Traduction par A.-J. Festugière et B. Grillet. Paris 2005 (Sources chrétiennes 495); Sozomène: *Histoire ecclésiastique*. Vol. 4: Livres VII–IX. Introduction par G. Sabbah. Annotation par L. Angliviel de la Beaumelle et G. Sabbah. Traduction par A.-J. Festugière et B. Grillet. Paris 2008 (Sources chrétiennes 516).

tion is provided for the homilies of Theodore Syncellus.<sup>11</sup> A copy editor might have been expected to pick up such things.

The signal strength of this book is the elucidation of the changes in liturgical response to the succession of earthquakes that struck the capital, but it is not without weaknesses, some of which arise from a failure to consult ancient sources, or even to check that they say what is asserted in the secondary literature, from which they are often cited:

The map (pp. 26–27) portrays the city's defences after they were expanded in 627 to include the suburb of Blachernae, whereas in 623 the church to the Virgin is rightly said to be unwalled (p. 122); this apparent contradiction should have been clarified.

John of Nikiu (p. 53) does not give a year for an earthquake that struck Egypt, but it was not that of 554 which affected Constantinople; from the comments of Agathias, *Histories* 2.15.5–7, it can in fact be identified as the massive quake that struck the south-east Mediterranean in 551 (cf. Malalas 18.112; Theophanes 227.21–228.4).

In 396 the fact that the Theodosian Walls had not yet been built might well have meant that the populace did not have to flee as far as Hebdomon (p. 57).

No source is cited for the account of Marcian's actions in 457 (p. 72), so the interesting fact is missed that, as mentioned above, the patriarch was currently accustomed to being carried in a litter when taking part in the procession (Theophanes 109.27–30).

It might have been noted (pp. 67–68) that the earthquake of 26th January 447 was predicted by Domnica.

11 Theodore, *On the Robe*. F. Combefis (ed.): *Historia Haeresis Monothelitarum sanctaeque in eam sextae synodi actorum, vindiciae. Diversorum item antiqua, ac medii aevi, tum historiae sacrae, tum dogmatica, Graeca opuscula*. Paris 1648 (*Bibliothecae Patrum Novum Auctuarium* 2); the partial and inferior edition of C. Loparev is included under secondary sources: *Staroe Svidetel'stvo o Poloznenii rizy Bogorodicy vo Vlachernach v novom istolkovanii primenitel'no k nasestviju Russkich na Vizantiju v 860 godu*. In: *Vizantijskij Vremennik* 2, 1895, pp. 581–628. Theodore Syncellus, *On the Siege*. L. Sternbach (ed.): *Analecta Avarica*. Cracow 1900 (*Rozprawy Akademii Umiejętności, Wydział Filologiczny Ser. 2, 15, 4*); reprinted with French translation in F. Makk: *Traduction et commentaire de l'homélie écrite probablement par Théodore de Syncelle sur le siège de Constantinople en 626. Avec une préface de S. Szádeczky-Kardoss*. Szeged 1975 (*Acta Universitatis de Attila József Nominatae. Acta Antiqua et Archaeologica* 19). The annotated English translation of both homilies by Whitby (note 7) is naturally too recent to be included.



The Hebdomon was not the regular location for imperial coronations in the fifth and sixth centuries as is implied (p. 78), since that of Leo I in 457, which was held there, was the exception and all others occurred in the centre of the city.

The terminology “Greek and Latin churches” as opposed to “Syrian and Egyptian churches” (p. 79) is inappropriate. There was no monoglot Greek church since leading Miaphysites such as Severus of Antioch were Greek speakers by birth and education, while in Syria the province of Syria Secunda was primarily Chalcedonian in contrast to the Miaphysites in other areas.

Justinian did not go into seclusion as a result of the 557 quake’s damage (pp. 96–97); rather the rumour that he had died sprang up on 9th September 560, after he had returned from several months in Thrace supervising repairs to the Long Walls (Malalas 18.131; Theophanes 234.20–22).

It is wrong to describe the replacement for Hagia Sophia’s dome after the 557 quake as “more resplendent” (p. 98) than its predecessor, since Agathias observed, “As a result, it naturally became straighter, beautifully curved, and from all sides symmetrical in outline, but it is narrower, sharply-edged, and not so capable of astounding viewers as before, though still much more safely positioned” (*Histories* 5.9.5). Also, the claim that the first dome did not have windows around its base flies in the face of the considerable debate about the differences between the first and second domes: one of the points of agreement in this discussion is that the famed luminosity of the first dome was achieved through the windows which pierced its lower courses, whether or not these were located in a formal drum.

Symeon Stylites did not actually see the destruction of Constantinople in 557 (p. 115), since his miraculous visit occurred six days before the quake (*Life of Symeon* 106).

It is not recognised that the text discussed in connection with the Avar surprise (pp. 122–123) was a homily by Theodore Syncellus, the same person as responsible for the homily on the 626 siege introduced immediately afterwards, or that this earlier homily, *On the Robe*, was delivered at a commemoration for the restoration of the relic to Blachernae.

The Avars certainly did not enter Constantinople in 623 (p. 122), when their extensive ravaging was confined to the suburbs.

George of Pisidia is described as a homilist rather than a panegyric poet (p. 125).

Theodore Syncellus' metaphorical comparison of the Avar khagan to a destructive locust is transformed into an actual plague of the insects that affects the city in the same year as the Avar ravaging (p. 123, n. 68).

Heraclius is said to return the relic of the cross to Jerusalem in 634 rather than 630 (p. 129, n. 87).

These slips, though irritating, are minor and do not relate to the liturgical evidence to which Roosien has importantly drawn attention or affect his central thesis about the evolution of liturgical commemoration. His analysis would have been enriched if he had considered whether there was a single understanding of earthquakes or a single response to imperial actions. Although "history gives us only rare glimpses of alternative views" (p. 74) there is sufficient information about contemporary explanations for earthquakes (e.g. Agathias, *Histories* 2.15.9–13; 5.6–8) to indicate that some participants in the intercessory liturgies during the fifth and sixth centuries may have held conflicting views about the basis for, and efficacy of, their prayers. Such consideration could have expanded the relatively brief treatment of Byzantine views of the environment ("Natural Disasters, Liturgy, and Byzantine Views on the Environment", pp. 11–17), especially if combined with a review of responses to other forms of natural disaster, as suggested above. A list of earthquakes at Constantinople with the relevant evidence would also have been helpful, since Emanuela Guidoboni's 1994 "Catalogue" is not the most accessible of works.<sup>12</sup>

To end on a positive note. Roosien's expertise lies in liturgy and his presentation of the evidence of the *Typicon* of Hagia Sophia has drawn the attention of outsiders to its importance and will contribute to ensuring that its information will inform future discussion of disasters and other events that merited commemoration. I for one would have benefited from reading his analysis of the liturgical rites for events of the 620s when working on Theodore Syncellus.

12 E. Guidoboni: Catalogue of Ancient Earthquakes in the Mediterranean Area up to the 10th Century. With the Collaboration of A. Comastri and G. Traina. Rome/Bologna 1994. Within the United Kingdom, copies are available in the Earth Sciences Library in Cambridge and the Institute of Classical Studies in London; the catalogue of Oxford libraries does list a copy in the Archaeology and Ancient World library, but, unfortunately, the entry is incorrect.

---

Michael Whitby, University of Birmingham  
Professor emeritus  
m.whitby@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Michael Whitby: Rezension zu: Mark Roosien: Ritual and Earthquakes in Constantinople. Liturgy, Ecology, and Empire. Cambridge: Cambridge University Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 155–164 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-roosien.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Scott DiGiulio: *Reading Miscellany in the Roman Empire. Aulus Gellius and the Imperial Prose Collection*. New York: Oxford University Press 2024. XIII, 340 p. £ 78.00/\$ 120.00. ISBN: 978-0-19-768826-7.

I do not always understand the language in which this book is written: such sentences as (p. 15), “[Gellius] subsumption of texts from different genres, each with their [*sic*] own presuppositions about the reading process, into a single work encourages his readers to investigate their interactions”, or (p. 68) “His reworking of [Plin.] *Ep.* 1.20 serves as a form of one-upmanship, recasting Pliny’s own refashioning of Quintilian’s works into a meta-commentary on miscellanism and its aesthetic value,” convey very little to me. Again (p. 187), “At the conclusion of Book 2, Gellius creates an inter-related network of citations to challenge his reader to reflect upon the different valences of each in their singular context”; I do not know what “valences” are outside chemistry and linguistics.

Yet perhaps it is more important that the reader who simply takes each chapter as it comes may well not even notice the challenge, let alone pick up the glove. DiGiulio has a thesis, that Gellius aims above all at inculcating a reading practice, so that (for example) the survey of sumptuary laws in *Noctes Atticae* 2.24, with poetic illustrations, principally affords a lesson in “how to read and apply knowledge” (p. 182), the content of that knowledge being secondary; I have no idea who might have been in need of such a lesson, whereas even to an educated Roman reader some at least of the facts stated in the survey might well have been unfamiliar.

DiGiulio reads with an inventive imagination that we may applaud, but however valid and even valuable his reactions to the text may be, they are his reactions and should be ascribed to him and not to Gellius.

In his preface, Gellius, having assigned the *Noctes Atticae* work to a broad category of useful works, defends the difficult matter he has included as being no more abstruse than an educated person ought to understand, but rather such as to stimulate the intellect and encourage further research, which may entail comparing his own information with that found elsewhere; naturally he would hope to be vindicated, but he cannot guarantee the outcome in advance. Such a reader will look outwards; but DiGiulio seems to construct the *Noctes Atticae* as a world unto itself, beyond whose walls there

is no gazing, and reading as an end in itself, without regard to the content of what is read.

On p. 12, DiGiulio asserts, “As a miscellany, the *NA* is a labyrinthine work, through which a reader may follow any number of diverging paths”. Whereas in visual art, the Cretan Labyrinth is for the most part drawn unicursally, with only one path to take, literature presents the multicursal maze in which Theseus requires Ariadne’s thread to save him from dead ends. Yet although one may happily lose oneself in such a maze as that at Hampton Court, following dead ends with pleasure, there is a correct path to the centre (or in other mazes to the exit), whereas in a miscellany there need be none; the reader is free to read and even reflect chapter by chapter, reacting to it according to individual predilection, without seeking out a whole in which every part should fit at however long a distance with every other part. Of course connections can be found, but so they can even be between texts chosen at random by different people; finding, or rather inventing, connections is the art practised by countless preachers in want of a theme for their weekly sermons.

On the same page, DiGiulio pronounces from on high that the *Noctes Atticae*’s “lack of unity is jarring”, as if the Horatian *simplex dumtaxat et unum* had been binding on Gellius, or the modern reader were not free to judge his work (to quote a later critic) “With the same Spirit as its Author writ”. Are we still in the days when critics worried whether a play whose main character dies halfway through could be called a unity, or readers expected grand narratives? Apparently so, for DiGiulio can ask (still on p. 12), “Is there a narrative in the *NA*?”, without explaining why there should be one; but narratives he will have, even though not “in a traditional sense” (p. 13); instead he speaks of “cognitive narratives” spread throughout the work, whereby we may “follow the development of different concepts, methods, citations, and the like” as new items are introduced for comparison to earlier material. These narratives appear to be relations between chapters, both connected and remote chapters, as when the topic of ἀντιστρέφοντα is explained in 5.10–11 and revisited in 9.16, where it is attached to a problematic *controuersia* of a different kind (wrongly called insoluble) in the preceding chapter; but there is no need for every chapter to be linked to every other.

An individual’s reading may be either absorptive, taking in whatever is verbally present in the text but adding nothing else, or reflective, subjecting it to his or her own thoughts and considerations whether or not they might or

even could have occurred to the author; if we adopt the second method, ought we then to credit him with our own ideas, as if we were Socrates playing midwife? Moreover, since in the ancient world much reading was not individual but collective, a text being read aloud (perhaps by a professional *lector*, whose function was to put it into play) and then discussed in company, interpretation escaped from either the author's or any one reader's control. We may observe that process in *Noctes Atticae* 3.1, where the discussion of a Sallustian passage (one of eight texts in Gellius' work introduced by the passive *legebatur*) remains inconclusive just like the debate in early Platonic dialogues.

Besides these modes of reading, there is another that consists of taking pleasure in style and language, enjoying, like Augustine and others since, Gellius' blend of the archaic and the new, its easy flow, and its abundant synonymy, even as he himself relishes earlier writers' language in several places, for example 9.13.4, 13.27.3, 15.7.3; there is scant sign of relish in DiGiulio, for whom Gellius might as well be writing in English.

This is a book for aficionados of literary theory, who can understand such sentences as (p. 18) "Meaning(s) emerge out of reading between the various points of tension that are produced when *commentarii* are placed into dialogue; those tensions should be understood as inherent parts of the *NA*'s composition, rather than by-products of the random compilation." It is hardly news that the random compilation is fictitious, but that does not require us to posit an overarching plan into which every last detail must fit. Still on p. 18, we are promised chronotopical readings *à la* Mikhail Bakhtin, because Gellius' title refers to time and place; for example, on pp. 86–88 DiGiulio considers the consecutive chapters 17.19–21, in which Gellius reports respectively a lecture by Favorinus on the teachings of Epictetus, a translation from Plato by his younger self, and his own chronological researches. What does the concept of chronotopy add?

This discussion is followed by a disquisition on tables of contents (pp. 88–108), in which discrepancies between Gellius' list of chapter-summaries and the actual contents are put down not as elsewhere to a careless reliance on memory but to a plan of forcing the reader to reconcile the two; in DiGiulio's world there must be Providence in the fall of every sparrow.

Turning from theory to practice, I do not agree that Gellius regards his translation from the *Symposium* as a youthful folly; why then does he quote it? For

all the apparatus of false modesty, he is manifestly proud of it; and much as it seemed to confirm Taurus' opinion of him as a mere *rhetoriscus*, other chapters show him as one of the philosopher's intimates despite his superficial understanding of the discipline (one would not have learnt from Gellius that his preceptor had written an extensive commentary on the *Timaeus*).

A serious point of method arises on p. 36. In *Noctes Atticae* 10.12 assertions taken by Pliny from a purported work of Democritus are reported without belief concerning the chamaeleon, whose ability to camouflage itself is taken to evoke Gellius' own authorial practice (p. 36), even though not a word is said in the whole chapter about that behaviour. To be sure other writers relate it; but does importing their information into Gellius count as reading him or as overreading him? Must any mention of Cicero or Vergil carry with it everything said by anyone about him? Must every use of a word recall (or even anticipate) every other use of it?

Furthermore, DiGiulio takes a strange view of literary history. Reviewing on p. 1 the authors whom Gellius deems worth of mention, he makes no distinction between authors cited for their use of Latin, who are indeed no later than the Augustan era, and those cited only for content, who may be recent. In the latter class Gellius is far more conscientious than many others in mentioning his sources; in the former, like Greeks making use of Latin writers, he might have forborne to name them in a culture that had turned against Silver and neo-classical authors, but DiGiulio's attempt to demonstrate use of the neo-classicists Quintilian, the younger Pliny, and the Tacitus of the *Dialogus* fails to convince, nor does he seem aware of the revolution in taste that had dethroned them in favour of pre-Ciceronian authors (not merely added the latter to the canon). To be sure Gellius shares Quintilian's distaste for Seneca, but neither a neo-classicist nor an archaizer could admire him. DiGiulio's notion that Gellius follows on from the younger Pliny despite never mentioning him seems to be taken for granted when in fact it is need of detailed proof. What is there in Gellius that would not be there if he had never read a word of him?

More to the point, had Gellius known his expatiations on dolphins in love with boys at *Epistulae* 9.33, he could hardly have ignored them in compiling his own treatment of the topic in *Noctes Atticae* 6.8, albeit DiGiulio makes only a glancing reference to it (p. 34), seeing instead in Gellius' narrative a riposte to the elder Pliny's recounting of such tales at *Naturalis Historia* 9.25–28, which after devoting no little space to such an instance at Puteoli under

Augustus, and recording various others, briefly notes that Theophrastus had recorded such a case at Naupactus. Gellius, having ascribed the first story to Apion and adduced Theophrastus for the second, reverts to Apion's narrative, which he cites at length and partly in Greek; but for DiGiulio "the underlying target is almost certainly Pliny" (p. 33), who breathes not a word of Apion despite translating the odd phrase from him. Gellius' citation of Apion is said to correct Pliny's narrative, which cites different sources, yet such use is called ironic; the head spins, all the more so when the citation "suggests Pliny's own irresponsibility in including this narrative".

DiGiulio will have it that Gellius is challenging Pliny's addiction to the fuller style, even though he himself is rather expansive (p. 51); this indeed he is in comparison to Fronto and Apuleius, who are surely more relevant for his practice than the Trajanic orator. It is an accident of transmission that has given us Pliny's bloated *Panegyricus* and his correspondence to judge, but only scraps of Fronto's speeches and letters, even though he, not Pliny, would be reputed the second Cicero. To be sure, Fronto and Gellius are not interchangeable, either in style, for Fronto is an orator and Gellius is not, or in taste; Fronto's disregard of Vergil is not shared by Gellius, who admires Cicero's speeches without Fronto's reservations but pays almost no attention to the letters that Fronto prefers to them. But such differences, like those within a political party, are no more than may be expected within a literary movement.

DiGiulio's Gellius is always writing to go one up, always problematizing everybody else, always calling into question other writers' authority. At times this seems to mean no more than disagreeing with a particular statement, at others not even that: in 19.13 Gellius is said to problematize Fronto's authority, simply because he represents him as less than omniscient; this accords with his no longer being at home, as he is in previous chapters, but he is not omniscient even in 19.8. How indeed could he be expected to know for sure that no pre-Augustan writer had ever used *quadriga* in the singular without our electronic texts and search-engines?

Varro fares little better: (p. 234) "At 3.10, Gellius presents Varro's investigations into the powers of the number seven in the *Hebdomades*, chiefly to criticize his proclivity for reading too much significance into numbers." This is grossly unfair: only in the sixteenth of Paul Daniel Longolius' seventeen sections does Gellius turn to finding fault, when Varro lists hebdomads not built into the structure of the universe, details he considers *frigidiuscula*; even



if the epithet extends to the purely personal facts that conclude the chapter, nothing said in §§ 16–17 undermines Varro’s authority on the length of human gestation, and only a malevolent nitpicker would assert that the exceptional cases discussed in the chapter did so.

If we turn from literary to social history, Gellius, as DiGiulio observes, did not pursue a political career; this is not purely a matter of personal choice, since especially in view of his modest wealth he would have needed a powerful patron, but his talents might no doubt have found him one had he searched hard enough. To be sure he enjoyed a certain respect as a man of letters, but knew his place none the less; though suffered to be in the company of great men, he did not speak (and is not spoken to) in their presence. Even in 19.10, when Fronto, *uir consularis*, humiliates a grammarian who disparaged the correctness of the word *praeterpropter*, the crucial proof-text is adduced not by Gellius but by Julius Celsinus, who though his social superior is not too grand to discuss the poet Laevius with him when they are *à deux*. By contrast, Fronto takes no individual notice of Gellius whatsoever; his appearance in three chapters of book 19 is an attempt by Gellius to make the relation seem closer than it was. Yet Fronto himself, despite his appointment as imperial tutor, his suffect consulate under Pius, and his close personal friendship with Marcus, was a marginal figure in public life, never offering or indeed being asked for advice on state affairs. What did he ever amount to compared with Q. Junius Rusticus or Lollianus Avitus?

Some points of detail:

p. 69. “Gellius reveals his anxieties by ensuring that the only named figures with whom he is connected are people of significant standing”. If these anxieties, as may well be supposed, concern his place in Roman society, why should anyone, however secure in his status, have named nobodies of whom his readers had never heard? Even if any of the unnamed friends and others who appear in the *Noctes Atticae* should happen to be real persons, nothing was to be gained by naming them. One may presume that *Macedo philosophus, uir bonus, amicus meus* (13.8.4), had some standing, even if not very much exalted, simply by virtue of being a philosopher; but since we have no other notice even of his existence, it is hard to see what else can be said without circular reasoning.

p. 120. “words out of common parlance” mistranslates *obsoleta*, which is not ‘obsolete’ but ‘trite’.

p. 154. One might suppose *id quoque* at 2.1.1 to be purely prospective, καὶ τὸδε, but for DiGiulio we are meant to recall Socrates’ resilience under Xanthippe’s

insults in 1.17.1; this is not implausible, especially given the verbal echoes he notes, unlike the association on the next page between 10.8.1 on a military punishment, where again *id quoque* introduces one example amongst others not stated, and the civil punishment of Appius Claudius' daughter in 10.6, where no form or derivative of *animaduertere* is used.

p. 225 n. 6. The allegation that Favorinus was avaricious seems to be derived from one word in his enemy's account, as preserved in Arabic translation, namely an adjective that, like English 'greedy', may mean 'covetous' but is likelier to mean 'gluttonous', particularly when paired with 'dissolute', which he was certainly said to be. Admittedly Polemo also makes him a dealer in deadly poisons, but that seems to be mere calumny, for none of his brushes with the law involved that crime.

p. 229. It is not Probus' authority that is questioned in 3.1, but that of the person who attributed an absurd opinion to him; one may well ask what criterion of authenticity, other than compatibility with other reports, could be applied to one who wrote so little, but we are in no position to challenge Gellius' judgement. (That the real Favorinus would not have missed the Xenophontic source that passed Gellius by is a reminder that his reports of teachers may be fictitious.)

p. 241. "Menander omits every potential month for birth": only two of them, including the less often considered eleventh.

p. 242. Why is it any more naïve to cite a Menippean satire on a par with an erudite work for a matter of scientific fact than to adduce a Greek comedy?

p. 246: "details that Gellius deems patently ridiculous": indeed there is much in Pliny that Gellius regards as patently ridiculous, but where is the evidence that this is true of the assertions that yawning in childbirth is fatal and sneezing after intercourse causes miscarriage, which follow a serious report from a well-regarded jurist? That we cannot read them with a straight face proves nothing; more generally modern authors all too often take as ironic statements that they themselves could not have meant seriously without bothering to establish that the ancient writers did not do so. Renaissance doctors wrote arrant rubbish about the eating of vegetables, and their Victorian successors erred as much on female sexuality.

p. 249 n. 48. The two Scipios are conflated: it was the younger who shaved, the elder who was lampooned by Naevius.

Since it will have become clear that I have some difficulty in reading Gellius through DiGiulio's eyes, I am very happy to applaud his final chapter, demonstrating Gellian influence on later writers from Michel de Montaigne to Jorge Luis Borges; it is by no means unusual that literary critics should be

more convincing in respect of those who come after them rather than of those who come before.

---

Leofranc Holford-Strevens, Oxford  
aulus@gellius.co.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Leofranc Holford-Strevens: Rezension zu: Scott DiGiulio: Reading Miscellany in the Roman Empire. Aulus Gellius and the Imperial Prose Collection. New York: Oxford University Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 165–172 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-digiulio.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Berenice Verhelst (ed.): *Nonnus of Panopolis in Context IV. Poetry at the Crossroads*. Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2022 (*Orientalia Lovaniensia Analecta* 314 = *Bibliothèque de Byzantion* 29). XVI, 589 pp., 11 ill. € 195.00. ISBN: 978-90-429-4516-6.

The fourth volume of the series “Nonnus of Panopolis in Context”, edited by Berenice Verhelst, stems from a conference which took place in 2018 in Ghent, the fourth out of a series of five conferences (the latest was held in Madrid in 2023, the first inaugurated in Rethymnon in 2011), all of which have resulted (or will result) in published proceedings. The obligatory opening gambit in any review on a book about late antique Greek poetry, namely about the now burgeoning and diverse range of scholarship on Nonnus of recent years, is never not worth repeating, especially so given the next few years promise further monographs, commentaries and translations (one looks forward, especially, to the impact that the forthcoming translation by Tim Whitmarsh et al. of the *Dionysiaca* will have on an even wider readership).

As the editor clarifies in the book’s preamble (pp. IX–XII), the subtitle “Poetry at the Crossroads” reflects the diverse range of contributions, which cover Nonnus’ place within the cultural-religious context of Panopolis and of the late antique world more generally, Nonnus’ *Nachleben* as well as studies of Nonnus’ use of tradition. What is most apparent (and admirable), and reflective of more recent trends on both the *Dionysiaca* and the *Paraphrase*, is that the majority of the volume’s writers discuss both of Nonnus’ poems as carefully interlinked, interactive literary outputs. There are seven sections in total, covering 506 pages, an extensive bibliography (pp. 511–556) as well as general index (pp. 557–568) and *index locorum* (pp. 569–576). The chapters by Hélène Frangoulis, Halima Benchikh-Lehocine/Christophe Cusset and Thomas Gärtner are not in English (previous “Nonnus in Context” volumes have been multi-lingual, too, and one hopes this practice will long continue). Abstracts, all in English, of each chapter can be found at the very end of the volume (pp. 577–590).

Described by Verhelst in the introduction as the “Nestor at the Ghent conference” (p. X), Gennaro D’Ippolito, one of the true pioneers of modern Nonnian studies, opens Part 1 (“Roadmarks and Directions. Nonnian Authorship and Poetics”, pp. 3–73) with a chapter on the thematic and poetological unity of the two Nonnian poems (“Nonnus’ Poetic Activity as an Ex-

pression of a Unitary Ideological and Artistic Programme”, pp. 3–22). This is a good starting-point for those wishing to read an overview of the scholarly debates, to date, on the authorship of both poems, on their unifying principles and structures and the fundamental idea (now current in scholarship) that both poems were composed simultaneously. D’Ippolito is unhesitating in identifying our poet as the Bishop of Edessa, and also ascribes the famous epigram Anth. Gr. 9.198 (Νόννος ἐγὼ [...]) to Nonnian authorship. The latter assertion is based on metrical and verbal parallels in the *Dionysiaca* in particular, but such evidence can also point to an expert imitator; the former claim is unlikely to convince all, but reflects the emphasis in the chapter on uncovering “characteristics of the author’s personality” (p. 12). Discussion of Anth. Gr. 9.198 continues in Simon Zuenelli’s meticulous study, which analyses that epigram against the received principles of composition underlying the genre of funerary epigrams and book epigrams [“Nonnus, a Classic in the Making: The Book Epigram on the *Dionysiaca* (A.P. 9.198)”, pp. 23–42]. Zuenelli demonstrates that the epigram plays with the πεπαιδευμένος-reader’s generic expectations in that it is a hybrid of features of an epitaph and a substantiation of an authorial portrait, both of which modes serve to underscore the status of the *Dionysiaca* as a ‘literary classic’. Zuenelli is surely correct to stop short of definitively identifying the *ego* of the text as Nonnus himself; but on the subject of the leading appellation in the epigram, he persuasively explores the possibility that the text (given the deictic nature of the initial *ego*) was accompanied by an image of the author as a frontispiece of a luxury edition, and so served as a literary representation of the author, cleverly allusive of certain key literary strategies of the epic.

After an interesting, short piece by Michael Paschalis on parallels between Hesiod’s self-representation in the *Theogony* and the depiction of John the Baptist in the *Paraphrase* (“The Lure of Paganism: Nonnus’ *Paraphrasis of the Gospel of John* and Hesiod’s *Theogony*”, pp. 43–52), Emma Greensmith offers one of the volume’s most ambitious interpretations (“The Miracle Baby. Zagreus and the Poetics of Mutation”, pp. 53–74). Greensmith sees in the figure of Zagreus not, *pace* Robert Shorrock,<sup>1</sup> an isolated site of Nonnus’ failed poetic experimentation, that is, in the symbol of a first-try Dionysus which fades into the background once the proper Dionysus is born, we can read Nonnus’ first attempts in his poetic enterprise fizzle out;

1 R. Shorrock: *The Challenge of Epic. Allusive Engagement in the *Dionysiaca* of Nonnus*. Leiden/Boston/Cologne 2001 (Mnemosyne. Supplements 210).

rather, she sees in the early version of the epic's divine hero a "guide for how to read the multiplex poetics" (p. 63) of the poem as a whole, given the swirling echoes in the Zagreus passage of the Protean fabric of the poem, as seen especially the proem, and of the νόθον εἶδος Zagreus sees imaged back to him as he inspects his mirrored self. Greensmith's argument is more than convincing, given the complex play with the poem's poetic programme in the episode which she evinces. The focus of the chapter, however, is on one line (6.175), and the παλινάγρετον beginning of Dionysus which Zagreus' τέρμα βίου marks. The resurrection, Greensmith argues, is an earlier and equally important configuration of Nonnus' play with Christian motifs of the Lazarus-like revivifications of Ampelus and Tylus, resurrections which pointedly echo the narrative of Lazarus in *Paraphrase* 11. Against the otherwise piquant textual analysis and conclusions made in the chapter – Greensmith has surely established a key role for the Zagreus episode in our understanding of Nonnus' literary patterning of generational poetics – Shorrock's thesis can still stand, given that Zagreus represents an earlier, but failed, attempt at poetic enterprise, as Zagreus does die in that form, as a facet of Dionysian identities, just as Ampelus has a fatal accident and is reborn in *another* form.

Parts two ("Off the Beaten Track", pp. 77–130) and three ("Roads under Construction", pp. 133–192), on Nonnus' "Creative Use of Models" and "Nonnian Innovations and Their Precedents", may be discussed together. Nicole Kröll uses as a test case the goddess Athena to ascertain the extent to which Nonnus carries over the traditional Homeric construction of divine characteristics ("Shape-Shifting Athena: On the Transformation of Homeric Characters in Nonnus' *Dionysiaca*", pp. 77–102). Kröll, through a series of cases studies on the typical traits associated with the goddess, from weaving to self-transformation and martial prowess among others, proves that Nonnus, rather, adapts the goddess's traditional modes to something more suitable for the Dionysian spirit of his own poem. Athena is assimilated closely to Dionysus' own traits, a connection enhanced programmatically in the proem itself, where the two unconventional births are set side by side (1.8–10). Hélène Frangoulis presents a detailed analysis of Artemis-Aura scene in *Dionysiaca* 48 ("Nonnos et Callimaque: Une scène de bain dans les *Dionysiaques*", pp. 103–118), by comparing it closely not only with its counterpart scene of Actaeon's tragic viewing in Book 5, but also with its careful intertextual grounding in Callimachean texts, especially the *Bath of Pallas*

(*Hymn* 5). The analysis is detailed and cogent, and the resulting interconnections between Artemis and Athena and Aura and Chariclo underscored.

Nonnus' penchant for astrological description is pervasive in the *Dionysiaca*. Arianna Magnolo analyses Aratean intertextuality in the *Dionysiaca* ("How Nonnus Employs Aratus' *Astronomy* in the *Dionysiaca*: A Case Study", pp. 119–130). After a theoretical framework (one might question the focus on "intentionality" [p. 120] given its essential un-recoverability), the author uses a passage from the Typhonomachy (1.448–467) as a case study to illustrate examples of Nonnus' embedding of allusions to Aratus. A different intertextual path is explored by Katerina Carvounis and Sophia Papaioannou, who of late have been leading the recent scholarly trend of arguing for Latin intertexts in Nonnus ("Nonnus' *Dionysiaca* and the Written Word", pp. 133–150). In their contribution on the *Dionysiaca* and "the written word", the authors have produced a characteristically excellent critical overview of the nature and function of writing, catalogues and inscriptions in the poem. The section on funerary epigrams is especially instructive. It is not entirely implausible to suppose that Nonnus took his cue from Ovid in his representation of the written word within his epic, and shaped it to fit the characteristics of his own poetic identity, but, for example, the parallel the contributors point to, to cement a parallel between the stories of Orontes and Phaethon, namely ἐνθάδε καῖται (37.101) and *hic situs est* (met. 327), is unlikely to have occurred to Nonnus' own readership.

Formulae and compound adjectives are the focus of the remaining two chapters of the section. Alexandra Madela examines the formulaic diction of the *Orphic Argonautica* ("The Formulaic Diction of the *Orphic Argonautica* in Context: A Comparison with Nonnus' *Dionysiaca*", pp. 151–168), and illustrates the late-antique innovations in formulae-composition, that is, formulae which are non-Homeric, which are such a feature of Nonnus' practice, are already present, but to a lesser extent, in the *Orphic Argonautica*, even if that latter poem exhibits a more Quintus-like tendency for archaic borrowings, too. The author makes a strong grounding for the possibility of influence of late-antique formulae in the *Orphic Argonautica* on the *Dionysiaca*, to a greater extent than has been previously recognised. Tim Whitmarsh introduces the subject of "Big Data and Dionysiac Poetics" (pp. 169–192). He provides data on πολυ- and ἄτο- compound adjectives to read the text: through analysis of the instances of such adjectives, he approaches the text in a non-linear way, by means of what he calls "oblique slicing" (p. 170). The

results (there are many pages of tables) are very interesting indeed. The high incidence of *πολυ-* compounds for curving, whirling and arching are striking (something not characteristic of the *Paraphrase*); Whitmarsh is right to relate this to the “thematic centrality” (p. 179) of snakes, and the corresponding serpentine quality of Nonnian poetics; but of course one could more readily relate such adjectives to the vine and to ivy, and the privileging of plant-based metaphors for the poem’s intoxicating poetics. Even more fascinating is the data for *αὐτο-* compounds: the preponderance of occurrences is very much an imperial Greek, and especially Nonnian, peculiarity. Whitmarsh is surely right to see, in the prevalence of self-originating adjectives, something “significantly more conceptually adventurous” (p. 189), in that they are indicative of Nonnus’ thematics on divinity transcending humanity and mortality.

Parts four and five are comprised of two different “Road Junctions”, to repeat the editor’s unifying metaphor. The “Dionysiac Road to India” (pp. 195–242) features three chapters on Nonnus’ representation of the Indians. The first two, by Luise Marion Frenkel (“Spicing Nonnus up: Commercial and Religious Crossroads and Nonnus’ Representation of the East”, pp. 195–212) and Richard Stoneman (“Nymphs and Elephants. Nonnus’ Depiction of India”, pp. 213–226), come to similar conclusions on the early antecedents for Nonnus’ representation of Indians, and the prioritising of mythographic traditions over contemporary, actual knowledge. Frenkel does show, however, in an insightful and thorough examination of the trade routes with India in Nonnus’ time, that Nonnus, “an epic historiographer”, provides a range of rich material for his contemporary learned audience even if his representation of India “does not represent accurately how it mattered for the people of the Roman Empire” (p. 196). Stoneman, in a beautifully illustrated and persuasive piece, proves that Nonnus relies on (post-Megasthenes) literary descriptions of elephants over actual observation. Fotini Hadjittofi’s study is an extremely rich one (“Nonnus’ Indians between Conversion and Acculturation”, pp. 227–242): its concluding focus is on the ‘main event’ of the poem, namely Dionysus’ defeat of the Indians, and on the nature of conversion in Late Antiquity, and the lack of true conversions in the Augustinian sense in the *Dionysiaca*. Part of the author’s examination of Nonnus’ representation of Dionysus’ enemies in the first half of the chapter focusses on the fact that the Indians are so often compared with the Achaeans who fought at Troy; they may be, on the one hand, the dehuman-



ised “black manifestations of impiety” (p. 231), but Nonnus paints within this broader canvass such seemingly positive intertextual archetypes. Hadjitofi’s cogent analysis could be expanded to consider the broader battle Nonnus wages with Homer in the poem’s second half above all, which might be encoded too in Homeric guises of the Indians.

Chapters 14–17 (“Epic and Christian Imagery in the *Paraphrase*”, pp. 245–320) are, for the most part, concerned with the *Paraphrase*. Emilie van Opstall studies metaphors in both of Nonnus’ poems, with a concentration of the analysis on the *Paraphrase* (“At a Long Leafy Table. Metaphors in Nonnus’ *Paraphrase of the Gospel of John*”, pp. 245–262). This detailed and useful examination does not conclude with any surprises, given the constraints of the *Paraphrase*’s nature in comparison with the free rein given to Nonnus in the (as van Opstall describes it) baroque *Dionysiaca*. Laura Franco also analyses metaphors, this time specifically metaphors of silence in the *Paraphrase* which are adumbrated by corresponding images in the *Dionysiaca* (“The Sound of Silence. Metaphors of Silent Eloquence in Nonnus’ Poetry”, pp. 263–280). The analysis of the passages from both texts builds on a number of existing studies, but adds a number of original observations, especially on the exegetical function of these metaphors in the *Paraphrase*. Halima Benchikh-Lehocine and Christophe Cusset focus on the metaphor of the road/journey in the *Paraphrase* [“Je suis la vie, la vérité et le droit chemin” (*Par.* 14.20): Routes et chemins dans la *Paraphrase de Saint Jean* de Nonnos de Panopolis”, pp. 281–294], not only on the variety of embodiments of this metaphor and those who are journeying, but of course in the poem’s ultimate symbol of the “way”, Jesus himself. This is a rich study, and one which illustrates the multi-layered exegetical possibilities in the symbol(s). The final chapter of the section is by Anna Lefteratou, on the Samaritan Woman in Eudocia and Nonnus, whose recent monograph on Homeric centos was especially welcome (“The Woman at the Well: Epic Variations of the Samaritan Woman in Eudocia’s *Homeric Centos* and in Nonnus’ *Paraphrasis of St. John’s Gospel*”, pp. 295–320). This (longish) contribution on the Samaritan Woman is a similarly detailed and acute analysis of the primary texts, which highlights the Alexandrian roots of Nonnus’ representation in the *Paraphrase*, one which is both allegorical in nature but also Platonic in its staging of a Socratic Jesus, whereas the *Homeric Cento* engages in a more typical *ethopoeia*.

The setting of Nonnus’ poems within the philosophical and religious milieu of Late Antiquity forms the essence of Part Six (“Multiple Crossings. Non-

nian Poetry and the World of Late Antiquity”, pp. 323–397). Between two city-focused studies, Cristiano Minuto’s measured and conclusive discussion of the influence of ‘second sophistic’ encomiastic practice on Nonnus’ encomium of Berytus in *Dionysiaca* 41 [“Nonnus of Panopolis between Poetry and Rhetoric: The Encomium of Berytus (*Dion.* 41.14–154)”, pp. 323–334], and Nestan Egetashvili’s insightful analysis of the representation of Thebes in the *Dionysiaca* (“The City of Thebes in the *Dionysiaca* by Nonnus”, pp. 383–398), are two contributions on contemporary influences in Nonnus. David Hernández de la Fuente unravels the influence of Neoplatonic Gnoseology, in particular through the lens of *φαντασία*, in the *Dionysiaca* (“A Dionysian *φαντασία*? Echoes of Neoplatonic Gnoseology in Nonnus”, pp. 335–354). Zagreus forms part of the focus of this chapter (and thus this study overlaps with Greensmith’s) as does Narcissus in Book 48. The author makes a compelling case for a careful calibration by Nonnus on the Neoplatonic debates on the mirror as a reflection (pun intended) on the relation of the soul with the intelligible world. In a very original contribution, Flor Herrero Valdés gathers together possible allusions to the Greek *Magical Papyri* in both of Nonnus’ works (“Nonnus and Graeco-Egyptian Magic: Crossroads, Poetic Confluences and Fringe States”, pp. 355–382). This study may not convince in every parallel adduced, but the cultural and textual confluences discussed offer important insights into the knowledge Nonnus had of the corpus.

The collection’s four final chapters range from Nonnus’ more immediate reception to Nonnian scholarship of the twentieth century. Arianna Gullo has recently published important studies on the *Palatine Anthology*, and she continues her work on epigrams here with a bold, but nevertheless convincing and important, piece [“Nonnian Poets (?): The Case of Julian the Egyptian”, pp. 401–420] which argues that to label Julian solely as a “Nonnian poet” is unhelpful and outmoded. Gullo proves that Julian’s debt to Nonnus is not as overwhelming as scholars have previously claimed. Julian often challenges Nonnus, Gullo also shows, by preferring Homer over the *Dionysiaca*. The editor Berenice Verhelst examines the work of Franciscus Nansius, a Flemish scholar of the sixteenth century (“Nonnus in the Low Countries. Book Epigrams and Occasional Poetry of and for Franciscus Nansius”, pp. 421–430), one of the earliest editors of the *Paraphrase* and certainly the first to produce a (scholarly) commentary on the text. The fascinating *curae secundae* of Nansius form the focus of the study: Verhelst analyses

the verses about Nonnus, as well as the verses which exhibit Nonnian linguistic and other influences. A similarly engaging study of Humanist scholarship is offered by Thomas Gärtner (“Nonnos von Panopolis im protestantischen Philhellenismus des 16./17. Jahrhunderts. Zur Nonnos-Rezeption bei Lorenz Rhodoman und Matthaeus Gothus”, pp. 431–476), whose focus is on two German (protestant) scholars, Rhodoman and Gothus, the latter of whom embodied, as Rhodoman put it, the very spirit of Nonnus. Gärtner usefully adjoins the key texts of Rhodoman and Gothus to the end of his study which form the basis of his acute textual analyses, and provides for Nonnian scholars a useful treasury of the works of these important, scholarly figures. Domenico Accorinti has the volume’s final word (“Paul Friedländer and Nonnus’ Poetry”, pp. 477–510), and fittingly so, given the important place he has occupied in the revitalisation of Nonnian scholarship. Accorinti has a strong interest in the history of scholarship, and in this contribution introduces (at least for this reviewer) the place Paul Friedländer, otherwise so well known for his work on ecphrastic theory, has in Nonnian studies. This informative and well-illustrated bringing-to-the-light of Friedländer as a scholar of Nonnus rightly includes the note that Friedländer’s framing of the nature of Nonnus’ poetry “might be considered the forerunner of the conferences on *Nonnus of Panopolis in Context*” (p. 484).

For this reviewer, this is the best volume yet in the “Nonnus in Context” series. There are some groundbreaking studies here. The editor deserves special praise for the careful ordering of the contributions. The sections work well and often one article provides a segue for the next. On the whole the editing is of a high standard, but this reviewer did find typographical errors throughout (too many to list, but for a volume of this size, perhaps not unsurprising).

The series provides a good opportunity for young scholars to make their mark on Nonnus, and the conferences which precede the publications provide excellent contexts for them to meet the larger community of Nonnian and late antique scholars. Long may it continue! A final point: one does wonder if, in future, these conferences and proceedings might focus more closely on a single theme, or parts of the poems, to better cohere the purpose and unity of the contributions.

---

Calum Maciver, University of Edinburgh  
Department of Classics  
Senior Lecturer in Classics  
Calum.Maciver@ed.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Calum Maciver: Rezension zu: Berenice Verhelst (ed.): Nonnus of Panopolis in Context IV. Poetry at the Crossroads. Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2022 (Orientalia Lovanensia Analecta 314/Bibliothèque de Byzantion 29). In: Plekos 27, 2025, S. 173–181 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-verhelst.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Jakob Riemenschneider: *Prokop und der soziale Kosmos der Historiographie. Exkurse, Diskurse und die römische Gesellschaft der Spätantike*. Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Millennium-Studien 108). X, 261 pp., 1 table. € 109.95/£ 100.00/\$ 120.99. ISBN: 978-3-11-154686-5.

Two books on Procopius' digressions in one year is a treat, and two very different books at that. Albrecht Ziebuhr provided a meticulous study in which he carefully defined what constituted a digression in terms of classical theory, identified the formal markers in Procopius that marked the start and end of many digressions, and then listed what he accepted as digressions for each book of the *Wars*;<sup>1</sup> Ziebuhr traced their origins back to Herodotus, and defined them as ranging from decorative to vehicles for important messages, for example Procopius' views on major events or the Christian context of his narrative. In contrast, Jakob Riemenschneider's publication of his Innsbruck dissertation foregrounds theory, which is as important as the text of the *Wars*: indeed Procopius is the main focus for only two out of the five main chapters, just half of the book in terms of length, 114 pages out of 226, if one assigns to Procopius the Appendix that lists what Riemenschneider identifies as excursuses. His canvas is much broader than Ziebuhr's, namely the social world of historiography in the sixth century, and he aims to illuminate this context through analysis of some of Procopius' digressions.

The Introduction (pp. 1–39) is sub-divided into five parts. The first ("Prokop, zeitgenössische Diskurse und soziale Milieus in den Exkursen", pp. 1–4) presents Procopius' text as the product of an interaction between the centuries-old literary tradition of historiography with its particular language and textual references on the one hand, and on the other the political, social, and cultural discourses relevant at the time of writing. This is hardly surprising, though Riemenschneider's objective is to read a series of digressions in a way that contextualises them discursively and then interprets them socially to reveal complex interrelationships that go beyond simplistic binary considerations such as whether Procopius was pagan or Christian, for or against

1 A. Ziebuhr: *Die Exkurse im Geschichtswerk des Prokopios von Kaisareia. Literarische Tradition und spätantike Gegenwart in klassizistischer Historiographie*. Stuttgart 2024 (Hermes-Einzelschriften 126); see the review by Mi. Whitby: *The Varied Roles of Procopian Digressions*. In: Plekos 26, 2024, pp. 631–635 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-ziebuhr.pdf>).

the regime of Justinian. The second part (“Prokop in der rezenten Forschung”, pp. 5–8) surveys recent bibliography, but inevitably cannot take account of Ziebuhr’s work. Riemenschneider offers a brief overview of trends in Procopian scholarship, noting that Procopius’ digressions are rarely treated as a whole collection and that they are generally perceived as less significant for assessing him as a writer than those of his successor Agathias. Riemenschneider’s hope is that his study will contribute to questions such as how far we can trust Procopius as a historian and what intentional distortions may have affected his narrative. The third part (“Exkurse, Milieus, Kommunikation und *interpretive communities*”, pp. 8–25) introduces the key concepts that Riemenschneider uses to handle the diversity of digressions; these need to be treated individually, before a gathering of some digressions can allow more general conclusions to be drawn about their political implications and Procopius’ underlying beliefs. He first offers a definition of what constitutes a digression (pp. 9–12), urging that these should not be restricted to those passages which Procopius explicitly signals as a departure from the main narrative, since there are places where he offers geographical information or personal commentary without flagging the passage as a formal digression. Consideration of the Appendix on digressions, however, reveals that Riemenschneider blurs the distinction between main narrative and digression, as will be discussed below. He then presents “Milieus” (pp. 13–15), which he regards as fluid constellations of people rather than static groups, “Communication” (“Kommunikation – Schreiben und Lesen im systemischen Kontext”, pp. 15–18), and “Interpretive Communities” (“*Interpretive communities* – Widersprüche bei Prokop lesen”, pp. 18–25), the last of which is also treated in the fourth section (“Anatomie der Untersuchung: *interpretive communities* als Türöffner zu den Milieus der klassizistischen Geschichtsschreibung im sechsten Jahrhundert”, pp. 25–30); here it is presented as the key to understanding the complexities and contradictions of the *Wars*, of which one example is the prominence of omens and oracles in a work that is otherwise rationalist.

The concept of ‘Interpretative Communities’ is borrowed from the theoretical articulation of reader-response criticism by Stanley Fish.<sup>2</sup> Fish argued that, although an author may have particular views that they present in a work, the meanings of that work are determined by the interpretative ap-

2 S. Fish: *Is There a Text in this Class? The Authority of Interpretive Communities*. Cambridge, MA/London 1980.

proaches of its readers; these readers constitute communities which are accidentally-combined groups of individuals (Riemenschneider's "Milieus") linked by particular views that determine how a text is read; readers of a text will belong to a range of such communities, with the result that a text will have different meanings for members of these different groups. The application of this approach to Procopius entails that, in the first instance, the *Wars* must be read as literature rather than a historical source, since only this permits an understanding of the diversity of the work's social implications. By treating Procopius as a man of his times, writing for comparable people, rather than as an isolated thinker, Riemenschneider aims to shift analysis from the question of 'What did Procopius mean' to that of 'Who could understand the *Wars*' or 'How might the work be received and understood'.

The Introduction closes with a fifth part ("Euphrat und Tigris: ein klassischer klassizistischer Exkurs?", pp. 30–39), where the theoretical approach is put to the test through an analysis of the digression on Mesopotamia and the rivers Euphrates and Tigris (*Wars* 1.17.3–24), which contains a subsidiary digression on Orestes and Iphigenia among the Taurians (*Wars* 1.17.12–20);<sup>3</sup> the starts of both the main and subsidiary digressions are clearly signalled, as is the conclusion to the subsidiary one, though the end to the main geographical one is not marked.<sup>4</sup> Riemenschneider concludes that the passage offers Procopius an opportunity to display the excellence of his traditional *paideia* through his confidence and flexibility in handling both classical geographical texts, in particular Strabo, and poetic mythology in order to discuss the geography of contemporary frontiers, which is the point of departure for the digression. If the value of Riemenschneider's theoretical approach lies in the distinctiveness of its insights, the results suggest the benefits are limited: he unsurprisingly identifies education, *paideia*, and classicism as the primary manifestations of the milieus from which the 'Interpretive Communities' of Procopius' readers are drawn. In short, Procopius aspires to be a classical historian and uses the digression to demonstrate how well he can do this.

3 It might be noted that in the Appendix (p. 221) the references to these two units are incorrect ("1,17,3–25" and, incomprehensibly, "1,17,13.22"), an example of the numerous incorrect references in that list.

4 This explains why Ziebuhr (note 1) does not treat the account of the rivers as a digression.

Chapter 2 (“Literarische Techniken und Diskurse des sechsten Jahrhunderts über Genres und Milieugrenzen hinweg”, pp. 40–75) surveys the literary landscape of sixth-century Constantinople, its trends and political discourses, with a review of a wide range of texts that are roughly contemporary with the *Wars*. The first of three subsections (“Spätantike Panegyrik zwischen Genres und gesellschaftlichen Gruppierungen”, pp. 42–50) considers panegyric through the preface to the *Cycle* of Agathias (though most accept that this was addressed to Justin II) and Agapetus’ *Advice to the Emperor Justinian*, with brief comments on Procopius’ *Buildings* and Paul the Silentiary’s *Ekephrasis of Hagia Sophia*. The second looks at “Traditional Authors” (pp. 50–61), namely the anonymous *Dialogue on Political Science*, John Lydus, and the fragments of John of Antioch, who are presented as examples of writers with an interest in Roman, and especially Republican, history. The fragmentary state of John of Antioch and uncertainties about the stages of the composition of his chronicle are acknowledged as problems, though these might have been elucidated by contrasting what is known about him with the *Chronicle* of John Malalas: Malalas’ account of the years 527 to 532 and then the continuation of the *Chronicle* to 565, whether by Malalas or a different author is unclear, were certainly composed in the capital during Justinian’s reign. The third section on “Peripheral Perspectives” (pp. 61–71) embraces a number of authors from outside the capital, with John Philoponus as a representative of philosophy and theology, Cyril of Scythopolis for hagiography, and Pseudo-Zachariah of Mytilene as an author who combined historiography and antiquarian interests. A fourth, concluding, section (“Fazit: Autorschaft und Literaturen in Konstantinopel”, pp. 71–75) introduces both Jordanes and Romanus, authors whom it would have been difficult to fit into the previous sections.

The range of contemporary authors naturally has some overlaps with those discussed by Averil Cameron in her discussion of “The Crisis of Sixth-Century Literature”<sup>5</sup> and Claudia Rapp in her chapter on “Literary Culture under Justinian”:<sup>6</sup> John Lydus, Agathias, Paul the Silentiary, and Romanus are common to all; Cameron and Rapp both comment as well on Cosmas Indicopleustes, whose *Christian Topography* would have been relevant to consid-

5 Av. Cameron: *Procopius and the Sixth Century*. London 1985 (Classical Life and Letters), ch. 2, esp. pp. 19–23.

6 C. Rapp: *Literary Culture Under Justinian*. In: M. Maas (ed.): *The Cambridge Companion to the Age of Justinian*. Cambridge/New York 2005, pp. 376–397.



eration of Procopius' geographical digressions, but overall Riemenschneider's discussion ranges more widely than these predecessors. That said, it could have been extended to incorporate two voluminous categories of contemporary writing, namely legal texts, especially the prologues to Justinianic legislation, which contain antiquarian touches, and documents relating to doctrinal disputes that grapple with theological issues. The choice of Cyril of Scythopolis, who wrote in the first instance for an audience in Palestine, to represent the interests of monastic communities might be questioned, since, even if we do not know the names of their authors, several monastic hagiographies had been composed in or around Constantinople in the previous generation: the *Life of Daniel the Stylite* in its earliest form dates to the 490s, the *Life of Auxentius* probably to the first two decades of the century, the *Life of Marcellus the Sleepless* to the 530s, while the reworking of Callinicus' *Life of Hypatius* may also be a sixth-century text, as too might Mark the Deacon's *Life of Porphyry of Gaza*.<sup>7</sup> These texts are likely to have been more familiar in the capital during Procopius' lifetime than Cyril's works.

Riemenschneider demonstrates that particular themes, literary techniques, and incisive political discourse are evident in different genres and broad milieus, so that the contemporary literary scene was a complex landscape; its commonalities may not always be appreciated by modern readers because of incorrect assumptions and perceptions of disciplinary boundaries. Thus a writer might belong to a milieu, for example bureaucratic-secular in the case of John Lydus or monastic-religious for Cyril of Scythopolis, but this was often a consequence of their choice of genre and did not impose a corresponding restriction on the author's intellectual or literary horizons. As an example, Procopius, while writing a secular history, had no qualms about including miracles that would not be out of place in a hagiography, while in their hagiographies Mark the Deacon and Cyril of Scythopolis displayed close knowledge of the workings of the imperial court in ways that would do credit to John Lydus. Contemporary audiences valued not only the traditions of a particular register or genre but also departures from these.

7 T. D. Barnes: *Early Christian Hagiography and Roman History*. Tübingen 2010 (Tria corda 5), ch. 6, pp. 235–283. For the *Life of Porphyry* as a text that originated outside Gaza, quite possibly in Constantinople, see Mi. Whitby in: *Mark the Deacon: The Life of Porphyry of Gaza*. Translated with Introduction and Notes, with a Translation of the Georgian Life, by J. Childers, C. Rapp, and Mi. Whitby. Liverpool 2025 (Translated Texts for Historians 88), pp. 43–44, 47.

Chapter 3 (“Milieus und Messaging: ‘fremde’ Welten und ‘heimische’ Milieus”, pp. 76–114) returns to the *Wars* to analyse two extended geographical digressions about places on the outer edges of the Roman world, namely Brittia or the British Isles (*Wars* 8.20)<sup>8</sup> and the Red Sea (*Wars* 1.19).<sup>9</sup> The western digression opens with a long account of a conflict between the Angles of Britain and the Varni (8.20.11–41) that is introduced with a discussion of the geography of Britain (8.20.1–10); the dispute had apparently arisen from a broken marriage agreement, and neither this nor the resulting fighting has any direct connection with the events being narrated in adjacent chapters. It does, however, serve to introduce the presentation of Brittia as a paradoxographical place that is divided into contrasting east and west parts by a long wall, with the latter section receiving the souls of the dead in a process that Procopius introduces as virtual myth, λόγου μυθολογία ἐμφερεστάτου (8.20.47). The only link to the events of the *Wars* is that a Frankish king had included some Angles, inhabitants of Brittia, in an embassy to Justinian to suggest that he controlled the place, but this is extremely tangential.

The eastern digression is totally different. The Red Sea was known as a place of political and diplomatic importance, for example through the reports of the embassies of Nonnosus, as well as of religious conflict, and so for Riemenschneider the digression is designed to interest a different interpretative community, one that would be interested in Justinian’s diplomatic strategy in a peripheral area. The digression is introduced with the remark that Justinian hoped to recruit the local nations to assist in his struggle against the Persians (*Wars* 1.19.1), and is followed by a summary of efforts by the Ethiopian king, Ella Asbeha, to control the region of Himyar in the Arabian peninsula, and then by Justinian’s unsuccessful attempt to use this king to break Persian control of the Indian silk trade (*Wars* 1.20). The two digressions are opposites, a Herodotean account of distant wonders and an analysis of contemporary geopolitics. Riemenschneider’s discussion is intended

8 Ziebuhr (note 1) only treats the geographical-ethnographical section on Brittia (*Wars* 8.20.42–58) as a digression, with the preceding narrative of military events involving the Franks and Varni as part of the main narrative. This has some justification, since this section on Brittia is clearly marked off from what precedes and follows, though the chapter does open with a discussion of the geography of Brittia that links to the subsequent expansion (*Wars* 8.20.1–10).

9 In his Appendix (p. 221), Riemenschneider divides this into two digressions, on Axum and Himyar (*Wars* 1.19.1–26) and on the Blemmyes and Nobatae of southern Egypt (1.19.26–36), though in formal terms they are a single unit.

to show how different milieus are reflected in the text, while recognising that the boundaries of these milieus are not sharp, and what communication between Procopius and his public might look like (p. 28). Another way of framing these conclusions would be to say that, with his extensive knowledge and diverse interests, Procopius varied his narrative with different sorts of material, stories of marvels in the distant west just as Herodotus included more fantastic material for remoter regions such as central Asia, and insights into imperial strategy when closer to home. A point that might have been made, though admittedly Riemenschneider is not concerned with Procopius' intentions, is that the digressions have very different contexts and purposes. The treatment of the Red Sea immediately follows the embarrassing defeat of Belisarius at Callinicum (*Wars* 1.18), and may well have been intended to divert attention from this by introducing an exotic location;<sup>10</sup> by contrast the discussion of Brittia separates the narrative of Roman struggles to maintain control in the Balkans (*Wars* 8.18) from an account of the difficulty of organising effective reinforcements for campaigns in Italy (*Wars* 8.21), with the latter account soon to be interrupted by the presentation of another marvel, the ship of Aeneas (8.22.7–16).

Chapter 4 (“Milieuübergreifende interpersonale Netzwerke und das mögliche Publikum”, pp. 115–151) represents another departure from Procopius to investigate interpersonal networks that cut across milieus and possible audiences. It focuses on networks primarily through two case studies, the contacts of Severus of Antioch and the environs of Gaza, but first glances at what can be gleaned about the contacts of Agathias through the poetic friends who contributed to his *Cycle*, his comments about the audience of Uranus (*Histories* 2.29.1–5; 32.2–5), and the digression about the friends of Anthemius' neighbour, the courtier Zeno (*Histories* 5.7.2, 5). Other glimpses into networks could have been offered by John Lydus and his fellow provincial Zoticus, who set him on the path to a successful bureaucratic career (*de Magistratibus* 3.26), or by the guardsman, *scholarius*, Auxentius who belonged to a group of *spoudaioi*, committed Christians, which met regularly in the church to St Irene, a group that included a palace official and Marcian, who was soon to become *oeconomus* of Hagia Sophia (*Life of Auxentius* 2).

10 G. Greatrex: Procopius of Caesarea, *The Persian Wars*. A Historical Commentary. Cambridge 2022, p. 208, summarises the suggestions. Riemenschneider (p. 90) treats it as marking the change in Persian leadership from Kavadh to Khusro rather than a diversion from Belisarius.

Riemenschneider first reviews the networks that emerge from the fifth-century correspondence of Synesius of Cyrene and Theodoret of Cyrhus, whose collections of letters continue the epistolary tradition of Libanius in the fourth century. The chapter advances to the sixth century by means of Severus, the Miaphysite patriarch of Antioch in the latter part of Anastasius' reign and a leader in doctrinal discussions with Justinian in the 530s. We are well-informed about Severus' time as a student through the biography by Zachariah of Mytilene. In his twenties Severus travelled from his home town of Sozopolis in Pisidia to Alexandria to study philosophy, grammar, and rhetoric, before moving to Beirut for law; Zachariah was a fellow student in both places, and they belonged to a group of Christian enthusiasts who took action against closet pagans. Severus' later networks are illustrated by his extensive correspondence as patriarch. The intellectual capital of Gaza offers another opportunity to investigate networks through the speeches and letters of some of the members of the Gaza School, in particular Aeneas and Choricus, as well as, from a very different angle, the correspondence of two local holy men, Barsanuphius and John. In each case there is ample evidence for interaction between clerics and lay people, officials, soldiers, and civilians. Granted Riemenschneider's interest in theory, it is perhaps surprising that he does not apply Social Network Analysis to this material, or refer to Giovanni Ruffini's work that applied it to late antique Egypt with interesting results.<sup>11</sup>

The connections to Procopius of this interesting discussion are not really spelled out, but can be inferred. Although we do not have the sort of information about the educational career of Procopius that we have for Severus, since his only reference to a childhood friend is the merchant he happened to encounter at Syracuse in 533 (*Wars* 3.14.7), it is reasonable to infer that he was educated in a cohort of friends in Caesarea and possibly Gaza and/or Alexandria, while his position in Belisarius' service entailed that he was in regular contact and correspondence with a very wide range of people, both military and civilian. After he withdrew from service in 540 or 541 and took up residence in Constantinople, he will have maintained some of these con-

11 G. R. Ruffini: *Social Networks in Byzantine Egypt*. Cambridge 2008. Although the bibliography does include R. Dekker: *Episcopal Networks and Authority in Late Antique Egypt. Bishops of the Theban Region at Work*. Leuven/Paris/Bristol, CT 2018 (*Orientalia Lovaniensia Analecta* 264), the approach or conclusions of this book are not exploited.

tacts, if only as a way of securing information on events that he no longer witnessed in person. The traditional educational background with its focus on the pagan classics was one firm determinant of his interests and conceptual approach to information and events, but his practical experience of different parts of the empire, which was probably more extensive than most of his civilian contemporaries, intersected with and enriched these. His decision to write contemporary history for readers who are unlikely to have understood the geography of events, and quite possibly not their historical context, meant that he had to provide guidance if his work was to be appreciated.

Chapter 5 (“Milieuübergreifende Exkurse und Diskurse”, pp. 152–212) might have been expected to apply the previous investigation of provincial communication networks to Procopius, but instead offers four specific digressions as a practical test for the general hypotheses and observations that have been advanced. The first two parts (“Christliche Spiritualität und die Macht der Perser I: Der Eremit Iakobos”, pp. 153–160; “Christliche Spiritualität und die Macht der Perser II: Die Abgar-Legende”, pp. 161–174) present the incident of the hermit Jacob at the time of the Persian siege of Amida in 502 (*Wars* 1.7.5–11) and the Abgar legend about the inviolability of Edessa in the context of Khusro’s desire to capture the city in 540 (*Wars* 2.12.7–30). These two digressions align Christianity with Roman military action against Persia and demonstrate that Procopius was conversant with the discourse of Christian miracles. The conclusion is that, despite Procopius’ classical up-bringing and generic limitations on Christian elements in traditional historiography, the *Wars* is a work that is firmly rooted in contemporary Christian religious discourse. The third part (“Fränkische Geschichte und die Dynamik des Barbarendiskurses”, pp. 175–194) considers the digression on Franks (*Wars* 5.11.29–13.14), where Procopius reviews how the failure of western emperors in the fifth century and the more successful diplomacy of Theoderic had contributed to the creation of a powerful new nation in Gaul. In contrast to the other major western digression on Brittia, which was examined in chapter 3 and represents a paradoxographical diversion for the main narrative, the Frankish digression focuses on military and political information that is relevant to contemporary imperial strategy in Italy: in each case the digression is aligned with the needs of the adjacent narrative. It does also continue the religious theme from the eastern digres-

sions by noting that there was a doctrinal element to conflicts involving the Franks (5.13.10), so that even in the non-Roman West Christianity was an essential element for understanding events. The fourth section (“Die Genealogie der Mauren und jüdische Antiquaria”, pp. 194–212) considers the digression on the Moors as an Old Testament people (*Wars* 4.10.12–29), where the classical tradition of Herodotus is combined with Judaeo-Christian stories in an example of how different milieus are skilfully combined by Procopius. Riemenschneider notes that this serves as a structural break between the two main parts of the *Vandal Wars*, and also identifies it as a signpost to the complex literary world of the sixth century and how different influences overlap within Procopius’ narrative.

Thereafter a “Conclusion” (pp. 213–220) first summarises the results of each chapter and then draws out some general points in a couple of pages (pp. 218–220). The first is that, despite the clear evidence for the relevance of Christianity as a historical factor, it would be wrong to assume that Procopius was committed to Christianity since contradictory passages could be adduced; such an assumption is seen by Riemenschneider as an instance of the methodical flaw of attempting to make inferences about an author and his beliefs from a text. It is unfortunate that these contradictory passages are not presented and analysed in the same depth as the Christian ones, but one might guess that Riemenschneider has in mind the basis for the argument of Anthony Kaldellis that Procopius was a closet pagan;<sup>12</sup> indeed a rehabilitation of Kaldellis’ pagan thesis is one obvious product of an interpretive-community approach to the analysis of the *Wars*, since that can place all possible interpretations on an equal footing. It is, however, worth emphasising that reader-response theory does not exclude the validity of investigating authorial intent, and that one interpretation of a body of text may have stronger validity than another. For example, in an analysis of responses to climate change Shirley J. Fiske employed interpretive communities to explain why some people responded sceptically to evidence whose conclusions others

12 A. Kaldellis: *Procopius of Caesarea: Tyranny, History, and Philosophy at the End of Antiquity*. Philadelphia 2004. Riemenschneider does briefly refer to Kaldellis at p. 116.

regarded as manifestly obvious:<sup>13</sup> the theoretical analysis explains these different responses, but does not place them on an equal level of plausibility.

A second conclusion is to point to the diversity of themes and interests evident in the digressions which indicate the range of interpretive communities with which Procopius was engaging; these communities, though different, were quite capable of comprehending the primary interests and preferences of each other, so that Procopius, though a committed traditionalist in terms of style, was naturally fully conversant with the Christian discourse whose aggressive milieu dominated contemporary society. In spite of differences between such communities, and plentiful evidence for religious disagreements, as well as for particular regional identities, economic divergences, and military pressures, sixth-century society still needs to be seen as a united whole that was connected by the sorts of links illustrated in chapter 4, as well as by the common classical education that united the literary elite. The *Wars* is a demonstration that the capacity for integrative communication across the diversity of milieus still existed in the mid-sixth century.

The volume concludes with an Appendix (pp. 221–226) that lists 159 excursuses, each with a one-line description and text reference; a bibliography (pp. 227–254) that is extensive, especially for modern scholarship;<sup>14</sup> there is a helpful list of the main passages discussed (pp. 255–258), and finally brief indices of people and topics (pp. 259–260; p. 261).

The Appendix is more important than it might appear at first sight, since Riemenschneider presents it (p. VIII) as a resource that contains more passages than could be discussed in the main text, and suggests that these might form the basis for further reflection about the digressions, both individually and collectively. Riemenschneider's list identifies far more digressions than the 49 included in the tables in Ziebuhr.<sup>15</sup> In part this is because he splits some excursuses into multiple units: for example what in formal terms is the

13 S. J. Fiske: "Climate Skepticism" Inside the Beltway and Across the Bay. In: S. A. Crate/M. Nuttall (eds.): *Anthropology and Climate Change. From Actions to Transformations*. 2nd ed. New York/London 2016, pp. 319–325. This salutary warning about using reader-response theory is not in Riemenschneider's bibliography.

14 Timo Stickler's recent chapter, cited at p. 218, n. 10, is omitted: T. Stickler: *Procopius and Christian Historical Thought*. In: M. Meier/F. Montinaro (eds.): *A Companion to Procopius of Caesarea*. Leiden/Boston 2022 (Brill's Companions to the Byzantine World 11), pp. 212–230.

15 Ziebuhr (note 1), pp. 69–76.

very long digression about the reasons for Persian interest in Lazica, with which Book 8 opens (*Wars* 8.1.7–5.33), is divided into eleven separate entries. Another factor is that he includes passages of narrative that do not directly relate to the wars of Justinian's reign but are in formal terms part of the main narrative, for example the background sequences that open the three main divisions of the *Wars*,<sup>16</sup> information on Persian internal affairs,<sup>17</sup> the account of a failed usurpation at Dara,<sup>18</sup> or a famine at Rome.<sup>19</sup> Such background narrative could be presented as a formal digression in which the narrative is interrupted by a return to earlier events, as Thucydides chose to do in his account of the Pentecontaetia (*History* 1.89–117), or, to jump to the opposite end of the spectrum of classical historiography, Theophylact Simocatta did in recording the outbreak and first decade of the Persian war (*History* 3.9.1–18.4). In contrast, Procopius adopted a more Herodotean approach in which the main narrative gradually emerges from its preliminaries.

Riemenschneider also includes a number of geographical passages that, though they are not formally signposted, can arguably be classified as digressions,<sup>20</sup> as well as accounts of events that are not strictly military, for example the Nika Riot or an attempted coup at Dara (*Wars* 1.24; 26) that should be treated as part of the main narrative. Other indeterminate passages listed by Riemenschneider concern oracles, omens, and marvels,<sup>21</sup> siege equipment,<sup>22</sup> and authorial reflections;<sup>23</sup> I had expected Riemenschneider to pay specific attention to this last category as possible examples of direct communication between Procopius and his audience, for example in response to questions

16 A single entry for *Wars* 1.1.2–12 – although this entry might appear to point to subsections of the first chapter, it in fact relates to the first twelve chapters, as Riemenschneider's brief description, "Persian history; Persian-Roman contacts before Justinian" indicates; nine entries for the first nine chapters of *Wars* 3; five entries for the first four chapters of *Wars* 5.

17 *Wars* 1.21.16–23; 1.23.

18 *Wars* 1.26.

19 *Wars* 7.17.9–25.

20 E.g. *Wars* 2.29.14–22 (the river Boas or Phasis); 4.19.11–14 (the river Abigas); 5.26.4–13 (Portus and Ostia); these and similar passages are not included in Ziebuhr's lists.

21 E.g. *Wars* 5.7.6–8; 6.7.1–11; 7.35.4–8.

22 *Wars* 5.21.3–12; 7.24.17–18.

23 *Wars* 2.9.11.14 (in particular 2.9.13); 7.24.28–30; 8.16.33.



which he might have fielded at one of the readings of his draft work that he almost certainly delivered. A number of the references in the list are incorrect, which might suggest a lack of attention to detail.<sup>24</sup> It so happens that Riemenschneider's specific analyses all relate to passages listed as digressions by Ziebuhr, so that uncertainties about definition do not affect his discussion. I do not believe that the Appendix really offers the basis for a wider study of digressions and interpretive communities.

As noted above, Riemenschneider asked that his analysis should be judged on the basis of the insights that it offered into Procopius as a writer. Here I must confess to being underwhelmed. The different and sometimes contradictory aspects of Procopius have been well analysed, for example by Averil Cameron, or more recently, the various contributions to the Mischa Meier and Federico Montinaro collection.<sup>25</sup> Whether these aspects are convincingly explained by the application of reader-response theory will be a matter of opinion. A valid question might be whether Procopius decided what to include, especially in his digressions, on the basis of a diversity of expected readerships, or on the basis of what he knew from his wide-ranging travels and reading and thought would help readers to understand as well as enjoy his narrative? It is well-known that different sections of the *Wars* have different flavours, with the account of Belisarius' triumph over the Vandals being presented in almost miraculous terms, complete with fulfilled omens and other wonders, or the Ostrogothic siege of Roman having an Iliadic tone, for example with accounts of gory wounds.<sup>26</sup> To my mind, these different emphases reflect how Procopius chose to interpret the events he was narrating and demonstrate the importance of treating his texts as a whole rather than by isolating particular elements. Undoubtedly he expected his audiences and readers to notice different emphases between narratives, but his authorial decision was the crucial one for pointing readers in the right direction.

24 E.g. *Wars* 1.17.12–20 (not “1,17,13.22”); 3.11.25–31 (not “3,11,35–40”); 4.13.42–45 (not “4,13,33–6”); 8.32.23–26 (not “8,34,23–6”); there are numerous more minor errors.

25 Cameron (note 5); Meier/Montinaro (note 13).

26 The practice can be traced back to Thucydides with the overtones of tragedy in the account of the Syracusan expedition in books 6–7.

Procopius was, like Herodotus, a person with an unusual store of information and extensive interests, and these determined how he composed the *Wars*. The importance of attending to the literary aspects of the *Wars*, as urged by Riemenschneider, is hardly novel: it is unlikely that anyone would ignore the literary aspects of Herodotus or Thucydides, Tacitus or Ammianus, and the same surely applies to Procopius as well, especially in the light of Averil Cameron's work. That said, recognising that the *Wars* is a work of literature does not reduce its importance as a source for the history of the sixth century, nor the relevance of attempting to establish what Procopius' intentions might have been. To my mind, the most interesting parts of the volume are the more general chapters, on the highly-varied literary culture of the sixth century (chapter 2) and the type of networks that existed (chapter 4). These might have been tied more directly to Procopius to ensure that the volume cohered and became greater than the sum of its parts.

Overall, I found the more traditional approach of Ziebuhr to digressions more convincing and rewarding than Riemenschneider's, though those with a greater penchant for theoretical approaches to historiography may well decide the opposite. In any case, even if my assessment of this volume is less than enthusiastic, this does not mean that the volume is not of significance and interest. Riemenschneider's discussions made me think hard and will certainly need to be taken into serious consideration by those working on Procopius in the future.

---

Michael Whitby, University of Birmingham  
 Professor emeritus  
 m.whitby@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Michael Whitby: Rezension zu: Jakob Riemenschneider: Prokop und der soziale Kosmos der Historiographie. Exkurse, Diskurse und die römische Gesellschaft der Spätantike. Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Millennium-Studien 108). In: Plekos 27, 2025, S. 183–196 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-riemenschneider.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Jesse W. Torgerson: *The Chronographia of George the Synkellos and Theophanes. The Ends of Time in Ninth-Century Constantinople*. Leiden/Boston: Brill 2022 (Brill's Series on the Early Middle Ages 28). XVII, 458 p., 20 ill., 13 tables. € 142.00/\$ 170.00. ISBN: 978-90-04-50169-0.

The title of Jesse W. Torgerson's "*The Chronographia of George the Synkellos and Theophanes*" draws attention to its major point, that what are traditionally seen as two distinct chronicles need to be studied as a single work which Torgerson calls *Chronographia*, with its initial part by George and its continuation written by Theophanes very much under George's influence. Torgerson uses a sensible set of terminologies for distinguishing the different parts, but in this review I will for clarity continue to refer to the separate sections as being by George and by Theophanes while accepting that the total is in effect a single work. Torgerson's study is densely written with admirable passion and conviction that in places gets in the way of clarity. More perceptive readers may manage better than I have, but I do acknowledge from the outset that, despite my occasional difficulties with comprehension, I found it to be an excellent study. My main concern arises from what I see as a tendency to overstate or exaggerate, which leads to my rejection of some of his overall conclusions while still being willing to accept a modified version of them.

It is much more about George than it is about Theophanes, but it concentrates on exploiting the text attributed to Theophanes to discover and explain George as the force behind Theophanes. That explanation will probably surprise: "[T]he *Chronographia* cannot be understood if it is thought of as a way of telling history, for it is a way of telling time" (p. 410). Rather the *Chronographia* by George the *Synkellos* and Theophanes, covering Creation to 813 CE in about a thousand pages, was originally written as a call to rebellion against the ninth-century Byzantine emperor, Nikephoros I, with later alterations to meet changing circumstances after Nikephoros' death. Neither George nor Theophanes ever said that this was their purpose, and this highly unusual notion of a chronicle being written as a call to rebellion rather than being a history relies entirely on attentive Byzantine readers being able to pick up George's supposedly deliberate clues, which now need pointing out to a modern audience. I remained unaware of this hypothesis until well into the book, but eventually found the suggestion of a political purpose with regard to George's intentions unexpectedly persuasive, though decidedly

overstated if crystallised as a call to rebellion, and I remain less confident about his readers' reactions and understanding.

The subtitle, "The Ends of Time in Ninth-Century Constantinople," is also highly relevant although this too remained a puzzle, at least to me, until near the end of the book. Torgerson draws attention to George's apparent invention of a holy First-Created Day on Sunday 25 March (and 1 Nisan and 29 Phamenoth), on which occurred Creation, Noah's descent from the Ark, the Incarnation and the Resurrection both consecutively and simultaneously,<sup>1</sup> marking periods of time. A fifth and final First-Created Day would be marked by the presence of the Antichrist, with the First-Created-Day thesis enabling perceptive readers to recognise from the start Nikephoros' portrayal "as both the fulfillment of Pharaoh's type and as the image of the Antichrist" (p. 310). I lacked that degree of perception. There is, however, illuminating discussion of the significance of Theophanes' portrayal of earlier emperors' links to their sons and to their empresses and other women, though to my mind this is again rather overstated. Torgerson also notes importantly that *synkellos* is George's title rather than his name, its use indicating that he should be trusted as someone who writes with authority and from a position of authority. But for me Torgerson's most important point related to the manuscript tradition, that the earliest manuscripts separated the last part of George's chronicle and joined it instead to Theophanes' chronicle, in effect making that combination a new chronicle, something that neither critical editions nor translations have dealt with adequately. So a challenging book in which there is much to take in.

The clearest way of commenting on these somewhat unexpected but generally persuasive conclusions is to describe the contents. In the standard critical editions of their respective *Chronographiae* George covers Creation to 283 CE and Theophanes 284 to 813 CE as a deliberate continuation. Of the 478

1 It does need noting that George does not precisely state that the first created day is the same as the day of Noah's disembarkation, Christ's Conception, and his Resurrection, but rather that it is *συστοιχόν* (389.21) with them. The Adler/Tuffin translation is "corresponds with" which has strong lexical support (The Chronography of George Synkellos. A Byzantine Chronicle of Universal History from the Creation. Translated with Introduction and Notes by W. Adler and P. Tuffin. Oxford/New York 2002, pp. 463–464). "Corresponding with" does not mean the same as identical. That considerably weakens Torgerson's whole understanding and representation of the first-created-day thesis.

pages of George in Alden A. Mosshammer's fine 1984 critical edition,<sup>2</sup> 398 deal with the period prior to the Resurrection, with only a further 80 pages covering the next 250 years. So it is scarcely surprising that previous scholarship's appreciation of George's erudition and wealth of material (as distinct from Theophanes') has concentrated on the early material. Not nearly so much attention has been given to his chronicle of events after the Resurrection, for which better more reliable accounts exist elsewhere. Torgerson's book reverses this, drawing attention particularly to George's continuation by Theophanes, written in Torgerson's view very much under George's impetus, a key word for Torgerson, occurring an excessive 44 times,<sup>3</sup> a rather dubious way of enhancing his argument. Torgerson's aim is to reveal George's outstanding achievement: "to allow [...] the work's genius to be understood on its own terms" with the hope by Torgerson that his "unveiling the creativity and intelligence invested in this indelibly Byzantine work might finally permit the *Chronographia* to stand in its rightful place as one of the most complex and carefully constructed [...] works of the Middle Ages" (p. 412). That is a very different judgement from that of earlier scholarship (though both the Mosshammer edition and the William Adler/Paul Tuffin translation are properly appreciative), but it is based on examining the complete work including, in fact emphasising, its continuation by Theophanes rather than just the early section. I think Torgerson succeeds, but this revelation of the aim of his book only comes at page 412. To me Torgerson's complex argument was not really clear until near the end of book when he helpfully repeats much of it in his concluding chapter. Other more careful readers may not have my problem of not having spotted hints in the earlier part of the book and my only having appreciated bits at a second and further reading, after struggling with various earlier arguments without recognizing their significance for the total work.

George the *Synkellos* planned ambitiously to replace Eusebius' chronicle by compiling within a year a version "from the first-created day up to AM [*anno mundi*] 6300"<sup>4</sup> (p. 99), i.e. from Creation to 807/808 CE, presumably the

2 Georgii Syncelli Ecloga Chronographica. Ed. A. A. Mosshammer. Leipzig 1984 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

3 "Impetus" occurs on pp. 36, 39, 40, 136, 150 x 3, 151, 153, 154 x 3, 160, 165 x 2, 171, 174, 228 x 2, 230, 258, 265, 284, 303, 310, 312 x 2, 313 x 3, 317 x 4, 331, 333 x 2, 350, 356, 357, 363, 372, 389, 396.

4 Mosshammer (note 2), p. 2; Adler/Tuffin (note 1), p. 3.

current year in which he commenced work. Later by implication he extended this by a couple of years to AM 6302 (809/810 CE),<sup>5</sup> probably because he was, unsurprisingly, still writing two years after he began. He still intended the chronicle to reach his own age and the current year and perhaps just forgot to revise his earlier introductory date, as Torgerson suggests. (The material of AM 6302 is, however, essential for Torgerson's interpretation to be convincing). By then (809/810) he had, however, only reached AM 5777 (283 CE) and realised that imminent death would prevent him from completing his task. That led to his asking his friend Theophanes to complete the chronicle for him to which Theophanes agreed reluctantly, aware of his own "lack of learning and [...] limited culture" (Theophanes' preface). Along the way George had, however, also decided to make an extra new beginning to his chronicle, with a new heading and title,<sup>6</sup> from the supposed reign of Julius Caesar or more precisely from Pompey's conquest of Jerusalem in 63 BCE (AM 5434), effectively both continuing the original chronicle in combination with simultaneously beginning a brand new one (arguably planned from the outset for the First-Created-Day theory to work).

The seemingly odd choice of Pompey's capture of Jerusalem as a starting-point is explained and justified through the appointment of Herod, a non-Jew, as ruler of the Jews which appeared to fulfil the patriarch Jacob's prediction about that situation marking a new Age beginning with the Incarnation (*Genesis* 49.10)<sup>7</sup> occurring under Roman rule. In both forms this later version only extended to (but did not include) the first year of Diocletian in 284 CE (AM 5777), the point to which George had apparently reached by 809/810 CE. According to Torgerson that date (284 CE, AM 5777) was not to mark the end of the chronicle, despite George's new preface stating specifically that it did. George still had in mind its reaching AM 6302 (809/810 CE) as originally planned, whoever the author, in the reign of Nikephoros I (emperor 802–811 CE), but would need Theophanes to write this for him. What George offered Theophanes in the way of help for this task depends on the meaning of *ἀφορμὰ* in Theophanes' preface which is still in dispute, with 'materials' and 'starting-point' being two main contenders but for which Torgerson suggests *impetus*, which then becomes a key word for his narrative,

5 See Mosshammer (note 2), p. 244; Adler/Tuffin (note 1), p. 301.

6 Mosshammer (note 2), p. 360; Adler/Tuffin (note 1), p. 431.

7 Mosshammer (note 2), p. 362; Adler/Tuffin (note 1), p. 362.

as mentioned above,<sup>8</sup> to imply that George pressured Theophanes to write what he did in the way that he did. Nikephoros' death creating a new situation then led to someone, most probably Theophanes himself, adding a further three years of narrative to take the chronicle to AM 6305 (812–813 CE) into the reign of Michael, as noted by Theophanes in his own preface, with further posthumous alterations in the 840s to meet further changing circumstances.

Much of the above has long been widely accepted. Torgerson's main innovations are (i) to take note of the original AM 6300 date (based on George's early statement at p. 2 of the edition); (ii) to note the revised end at AM 6302 (based on George's statement that this was the current year<sup>9</sup> and the way AM 6302 is narrated), which leads to (iii) Torgerson's argument that the narrative of AM 6303 to 6305 is a deliberate extension to meet a new political situation, and likewise the further modifications to the text in the 840s. I find all three arguments convincing. All three are, however, relatively insignificant for the book as a whole.

Torgerson's starting point for the book is to consider the implications of the dates and contents of Theophanes' manuscripts based on studies that are more recent than those used for Carl de Boor's critical edition of Theophanes and the Cyril Mango/Roger Scott translation.<sup>10</sup> The two main points are (i) that the chronological rubrics that are such a distinguishing feature of Theophanes are absent from the earliest manuscripts and so were not part of Theophanes' original text, with Theophanes' basic structural unit being the reign of an emperor rather than the narrative of individual years; and (ii) that manuscripts of Theophanes always also contain George's new chronicle that began with Pompey's capture of Jerusalem. So 63 BCE would have been the starting point for Byzantine readers of the chronicle rather than where Theophanes began his chronicle with Diocletian in 284 CE. From this Torg-

8 To my mind the plural *ἀπορροαί* must surely represent examples of something concrete to justify the plural and certainly not an abstract noun in the singular but I accept that views differ.

9 Mosshammer (note 2), p. 244; Adler/Tuffin (note 1), p. 301.

10 Theophanis Chronographia. Vol. 1: Textum graecum continens. Ed. C. de Boor. Leipzig 1883; The Chronicle of Theophanes Confessor. Byzantine and Near Eastern History, AD 284–813. Translated with Introduction and Commentary by C. Mango and R. Scott. With the Assistance of G. Greatrex. Oxford/New York 1997.

erson stresses that de Boor's critical edition of Theophanes and its translation by Mango/Scott both deny the modern reader what would have been a Byzantine reader's experience of reading the text and so the modern reader is given a misleading impression of what they are reading. (The Mango/Scott translation is said to be particularly misleading through a "major intervention" [p. 67] in providing the modern reader accurately with names where the manuscripts only provide numerals, instead of requiring readers to remember from earlier entries and identify all the names to which the stream of numerals apply).

Although Theophanes does set out at the beginning of his preface exactly where his chronicle begins, a Byzantine reader of Theophanes would have begun at least 118 pages earlier than this at Mosshammer p. 360 (in terms of the modern critical edition), with George's text extending to p. 478 in Mosshammer's edition, and Byzantine readers would only have begun there if they also skipped George's first 360 pages, admittedly in a different manuscript. To my mind Torgerson makes a completely convincing case in terms of George's intention and understanding of his chronicle and of the content of the manuscripts, though I am far less confident about what would have been the reading practice of his Byzantine audience or the practicalities of any new edition of Theophanes that adds at least the extra 118 pages of George's new chronicle, if not the complete 478 pages of the original, to de Boor's edition of Theophanes which already contains 503 pages of Greek. That amounts to a lot extra to read or to put into an already large book. In self-defence I also suspect that most readers are grateful that the Mango/Scott translation demands less than Torgerson requires of them by accurately linking names to the stream of otherwise unidentified numerals, misleading and a "major intervention" though this may be.

The earlier part of the book draws attention to various other features, most notably the implications of George being a *synkellos* (chapter 2, "Author: The *Synkellos* and His Imperial Critique," pp. 78–113), demonstrating that he wrote from a position of authority; and especially the significance of George's innovative and creative use of the holy First-Created Day, with George putting forward a new more biblical understanding of time by harmonising philosophical belief and historical measuring of time with the practice of chronography, thus linking the idea of time with astronomy – the measuring of time (chapter 3, "Thesis: The First-Created Day," pp. 114–148). I did have difficulty in following Torgerson's analysis here and may not



have done justice to it. The early discussion of these aspects makes good sense in terms of the structure of the book. I would, however, have found it helpful if Torgerson had also provided in the early part of the book a clear summary of his later claims and particularly of the First-Created Day. For a term that Torgerson sees as essential for understanding the complete chronicle it does need noting that it does not occur anywhere in the 503 pages of the Theophanes section, which is where its application is important. Perhaps George's impetus failed to work.

As it stands Torgerson's understanding of George's purpose in writing his chronicle only becomes clear near the end of the book. Torgerson makes a strong case for the entire chronicle being polemical. "Historical polemic was the *Chronicle's* entire rhetorical goal," (p. 311) but it takes over 300 pages before we learn this. For George it is supposedly all aimed at demonstrating to his readers from the start that their current emperor at the time he was writing, Nikephoros I (emperor 802–811), is the worst of all emperors, in fact the Antichrist, with George preparing his readers for this through the way he presents earlier rulers and with readers understanding his typology. This might be more convincing if George had given Nikephoros even a single mention somewhere in his chronicle, but he didn't. Nikephoros has to wait until Theophanes page 476 (de Boor) to score his first mention, and there is no reason why he should appear any earlier. So it is demanding a lot from Byzantine readers to state they would have been aware of their being groomed to meet Nikephoros as they read the previous almost 600 pages (the final 118 of George, plus 476 of Theophanes) without his being mentioned. Certainly Nikephoros' evil is immediately made clear once his rebellion is introduced, with authorial doubts about God's judgement in permitting its success, and his evil is stressed for the rest of his life across the next twenty or so pages. But it is also worth noting that at no point is Nikephoros precisely called "Antichrist," the closest being a reference to Constantine V as "the precursor of the Antichrist"<sup>11</sup> at his birth and Leo III being implied to be "the precursor of the Antichrist"<sup>12</sup>. Neither of course was Nikephoros' immediate *precursor* as emperor.<sup>13</sup>

11 De Boor (note 10), p. 400; Mango/Scott (note 10), p. 551.

12 De Boor (note 10), p. 407; Mango/Scott (note 10), p. 564.

13 Theophanes' other two references to the Antichrist are also both to precursors: Timothy the Cat back in the mid fifth century (de Boor [note 10], p. 111; Mango/Scott

Given my difficulties in interpreting the First-Created Day thesis it may be helpful to provide Torgerson's account in his own words.

The *Chronographia*'s First-Created Day thesis – and its defining the present age from AM 5434 (63 BC) through the fulfillment of a prophecy – would indicate to a Byzantine Roman to read the *Chronographia* in a typological-prophetic mode. This mode would mean that the past had meaning for the present through 'types and shadows': the past is lesser, the shadow of its future (p. 145).

That much is fine, though I remain hesitant about accepting that a Byzantine Roman would "read the *Chronographia* in a typological-prophetic mode" rather than as straight history. What immediately follows is important to Torgerson's overall interpretation and may well be a valuable insight. I again remain uncertain about both its interpretation and its significance but leave it to readers to decide.

But this did not mean that the idea of time in the *Chronographia* was backwards-looking. In fact, just the opposite. The Incarnation is not celebrated as a "type" of the Creation; the Resurrection is not celebrated as a "type" of the opening of the Ark. The earlier "types" of the First-Created Day (Creation and Exit from the Ark) do not dominate the latter ones (Incarnation and Resurrection). Instead, the latter dominate the former; typological thought holds the end of the past to be the future present (ibid.).

In his First-Created Day thesis George the Synkellos combined the idea that Christians experienced God's eternity in liturgical worship with a linear historical chronology. As such it was unprecedented in chronography. Not only did the First-Created Day redefine the first day of calculable time, but it also proposed a new way of thinking about the relationship between eternal divinity and human history. No previous chronographer had asserted that the way to make sense of divine occurrences in the human past at the Incarnation and Resurrection was to understand them as the same day, as multiple instances of a day on and in which temporally disparate historical events were gathered together as though the linear thread of time was a drawstring cinching together the fabric of time itself. And yet, that is exactly what the First-Created Day thesis asserted (ibid.).

This all makes understanding the chronicle far more complex than I understood.

[note 10], p. 170), and Mahommed (de Boor [note 10], p. 417; Mango/Scott [note 10], p. 577).

Torgerson's interpretation of George is centred on the presentation of Nikephoros in Theophanes, but with an assumption that George's readers were already aware of this as they read George's own section. "The original impetus of the project was to level an invective against Nikephoros I, to sweep the blinders from the eyes of the elite of Constantinople and show them what a monster their emperor was" (p. 313), culminating in implying he was the Antichrist at the end of time. That in turn justified rebellion against him, with the chronicle itself being a call to that rebellion. Hence "historical polemic was the *Chronicle's* entire rhetorical goal" (p. 311). The invective against Nikephoros is presented in various ways. The emphasis is on his greed. He is the all-devourer (παμφάγος, *pamphagos*), described in some detail before and during his reign and summed up in his final full year by his ten vexations (a collection of Nikephoros' evil actions at AM 6302) that arouses much commentary, which is followed immediately with the final story of his greed in the meeting with the candlemaker (κερουλλάριος, *keroullarios*). That made a fitting climax to the chronicle. Or it should have done and would have been the original plan, but was rendered void by Nikephoros' death. "The lesson from his reign could no longer be a warning that doom was impending" (p. 313). "[...] God had destroyed the evil Nikephoros. An impending Antichrist is cause for worry; a present Antichrist is cause for revolt; but a dead Antichrist is no Antichrist at all. The first end of the *Chronographia* had vanished. The final First-Created Day was yet to come" (p. 332). So that resulted in the additional three years of narrative being added to provide a new conclusion that fitted the new circumstances.

For Torgerson those circumstances involved Leo V becoming emperor in 813 through the support of those involved in opposition to Nikephoros, particularly those who took part in the revolt of 808 and most notably the *quaestor* Arsaber and also a *synkellos*, who is arguably George. "Arsaber, had been punished, beaten, and banished in AD 808. However, in AD 813 this same Arsaber would find himself the father-in-law to the new emperor, Leo V" (p. 313). Torgerson sees this group as not only iconophile and supporters of Irene but as closely linked to the chronicle and its political aim. As Theophanes refers to Leo as "pious" in AM 6305 (812–813 CE), it is usually argued that the chronicle must have been completed before 814 when Leo revealed his support for iconoclasm. Torgerson instead sees the reference to "pious" as being written after Leo revealed his iconoclasm by

someone from Arsaber's group, probably by Theophanes himself, in an attempt to get Leo to change his mind. So the new ending would have been written after 814, probably in 815. Torgerson states he "read[s] the new second ending as a means whereby the group which brought Leo to power – Irenic in their political commitments – then attempted to use the *Chronographia* to bring him back to their way of thinking" (p. 360). It is an intriguing theory and may well be correct (and is more complex than my presentation of it). Although I accept that the changed circumstances lay behind the revised ending and that it had a political purpose, I am yet to be convinced that the group went so far as to use the chronicle as a weapon that they expected Leo to read and then change his views as a result, just as I cannot accept that the earlier purpose of the chronicle was to incite revolt.

Torgerson then exploits the known instability of Theophanes' text in the ninth century, pointing to differences that "tell us that the surviving Greek recensions preserve a version of the *Chronographia* edited during the mid-ninth-century" (p. 366), especially Paris gr. 1710 (the earliest surviving manuscript), from which he "articulate[s] a possible third end for the *Chronographia* by reading PG 1710 as a source on its own moment of creation" (p. 363). As the key example of this instability he uses the story of Pope Stephen's journey which proves to be "the more egregious chronological errors [*sic*]" (p. 369). It occurs at various places in the manuscripts but is placed at AM 6216 (723/724 CE) in both de Boor and consequently in Mango/Scott, whereas it actually occurred in 753/754 with both edition and translation pointing out the preserved text's error. Torgerson's subsequent discussion concentrates not on a new end but on "what end this new placement *does* serve, hypothesizing the reasoning behind the new placement" (p. 369). His eventual conclusion is that the version in the Latin translation by the ninth-century Vatican librarian Anastasius is probably the closest to being accurate in its placement, but that the movement of the story was probably linked to the empress Theodora's attempt to shift the blame for iconoclasm from her late husband, the emperor Theophilus, to those in the West. This is argued at considerable length and detail and is beyond what can sensibly or usefully be discussed in this review, but overall I concur with the judgement of Marek Jankowiak and Federico Montinaro: "We cannot follow the recent attempt at reevaluating the place of Paris gr. 1710 in the

transmission by Torgerson, The *Chronographia*, passim, without a thorough philological analysis.”<sup>14</sup> Torgerson also acknowledges that he may not be right and that further discussion may well lead to different answers. What he regards as more important is that the evidence of continuing interference with the text does underline its continuing significance.

The *Chronographia* continued to be read, altered, and recopied because it continued to be seen as relevant to the politics of the Roman empire [...]. This point stands regardless of whether or not my exact hypothesis for who re-edited the *Chronographia* in 843–847 proves reliable through the tests of time, criticism, and further reflection. What we can already know without a doubt is that the *Chronographia* project continued to matter to groups of the powerful (whether in the middle of the ninth century, the end of the ninth century, or the eleventh from whence our other manuscripts survive) and that these groups gained insight into their present by reading and editing the *Chronographia*. Changes to the text are evidence for how the *Chronographia* continued to matter to and for the powerful elite of the Roman Empire (p. 364).

That the text went through alterations in recopying and editing across the ninth to eleventh centuries is strong enough evidence to support Torgerson’s claim for its continuing importance. The groups who read the chronicle may well also have been powerful and an elite, although I suspect they may have been more concerned about manipulating the way their present was depicted rather than gaining an insight into it. Torgerson does make a strong case for George’s wanting to establish his chronicle as the authoritative work on the past and for his success in doing so lasting for several centuries. He particularly notes that the *Chronographia* was

an incredibly ambitious project. It was explicitly written to supplant the *Chronicle* of Eusebius of Caesarea. Eusebius’ *Chronicle* had served as the definitive reference work on historical time for nearly half a millennium [...]. But in the final decades of the eighth century, Eusebius’ oeuvre had been charged with iconoclast sympathies. This was the opportunity for the *Chronographia*’s revisionism, the opportunity to supplant an ancient, internationally acclaimed record of human time with both a new conception of time and a new definition of the present (p. 396).

14 M. Jankowiak/F. Montinaro: The *Chronicle* of Theophanes. In: R. Tocci (ed.): A Companion to Byzantine Chronicles. Leiden/Boston 2025 (Brill’s Companions to the Byzantine World 14), pp. 325–346, p. 337, n. 46.

Torgerson's account of George's success, and especially in replacing Eusebius for several centuries, is probably best confirmed by what appears to have been an eventual successful attempt at challenging the George/Theophanes interpretation of Byzantine universal history by replacing it. The *Chronicle* of Kedrenos of the late eleventh or early twelfth century did set about restoring Eusebius as an authority and providing a deliberately slightly different account of the past, its deliberateness showing that it was very much aware of the general acceptance of the George/Theophanes version. Kedrenos' preference for Eusebius over George and Theophanes is revealed on several occasions, most clearly on Origen where George is particularly severe in his criticism of Eusebius' praise of Origen,<sup>15</sup> whereas Kedrenos offers surprising praise (ed. Tartaglia §270:1), but also on numerous other occasions.<sup>16</sup> Kedrenos seems to be totally unaware of the First-Created Day theory and any new concept of time, which is presumably because he rejected them for whatever reason rather than because of ignorance. Although Kedrenos follows the Theophanes account of most reigns to the degree of apparent plagiarism, far more important and revealing are his accounts of reigns where he differs which is limited to just seven reigns across four dynasties.<sup>17</sup> But they are highly significant dynasties, those of Constantine the Great, Theodosios the Great, Justinian the Great, and that of Herakleios, which Kedrenos makes clear he regards as responsible for Byzantium's greatest disaster with the rise of Islam and the loss of Jerusalem and the Holy Land. (The other emperors where Kedrenos differs from Theophanes are Constantius, Justin II and Constans).

Like Theophanes Kedrenos does draw attention to the significance of women, but it is to different women from those in Theophanes and the treatment is different, most notably of Constantius' Eusebia and Theodosios I's Flaccilla who scarcely score more than a mention in Theophanes. Of all emperors Kedrenos makes Theodosios I the role model, who first discovers by trial and error (largely error) the obligations of a Christian emperor, again a

15 See Mosshammer (note 2), pp. 445–446; Adler/Tuffin (note 1), p. 525.

16 The Adler/Tuffin (note 1) index p. 621 under "Eusebius, errors of" has 32 entries, some covering several pages.

17 For a more detailed treatment see R. Scott/J. Burke/P. Tuffin: Kedrenos' Substitution for Theophanes' Chronicle. In: L. James/O. Nicholson/R. Scott (eds.): *After the Text. Byzantine Enquiries in Honour of Margaret Mullett*. London/New York 2022 (Birmingham Byzantine and Ottoman Studies 32), pp. 95–114.

treatment very different from that in Theophanes. Each of these differences individually may not amount to much but taken cumulatively they surely mark a deliberate rejection of the George/Theophanes account. Whether contemporary Byzantine politics played any role in that rejection is not known. For near contemporary events Kedrenos had simply copied Skylitzes. But whereas Skylitzes, whose chronicle continues Theophanes from 811 to 1057, had in effect told his readers to turn to George and Theophanes for the only reliable version of earlier history, so that to read all history required tackling three separate volumes by three different authors, Kedrenos appears to have aimed at making all history available in a single, if enormous, volume, by a single author, while using the opportunity to provide his own revision of earlier history. That he felt the need to do so does underline the lasting strength and importance of “The *Chronographia* of George the Synkellos and Theophanes”, as Torgerson has argued and brought vigorously to Byzantinists’ attention with this book. The publisher, Brill, should certainly be thanked for making an e-version available free.<sup>18</sup>

18 <https://brill.com/display/title/58361?language=en>.

---

Roger Scott, University of Melbourne  
 School of Historical and Philosophical Studies  
 Associate Professor and Principal Fellow  
[r.scott@unimelb.edu.au](mailto:r.scott@unimelb.edu.au)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Roger Scott: Rezension zu: Jesse W. Torgerson: The *Chronographia* of George the Synkellos and Theophanes. The Ends of Time in Ninth-Century Constantinople. Leiden/Boston: Brill 2022 (Brill’s Series on the Early Middle Ages 28). In: Plekos 27, 2025, S. 197–209 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-torgerson.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Damián Fernández/Molly Lester/Jamie Wood (eds.): *Rome and Byzantium in the Visigothic Kingdom. Beyond Imitatio Imperii*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2023 (Late Antique and Early Medieval Iberia 12). 374 p., 16 ill., 1 map, 1 table. € 141.00/£ 128.00/\$ 156.00. ISBN: 978-94-6372-641-2.

The modern scholarly term *imitatio imperii* is a problematic phrase due to its origins in the mid-twentieth century with the German academics Percy Ernst Schramm and Karl Hauck.<sup>1</sup> Its link to the imitation and emulation of elements of imperial rule by the Barbarian rulers of the fifth to the eighth centuries has become widely accepted by the academic community, despite its complicated roots. Nevertheless, what should be uncontroversial is that we find elements of imperial rule in the Visigothic Kingdom. The more interesting question, however, is how far these elements of the Roman and Byzantine legacy found in Visigothic customs and institutions were simply imitations, or whether they were something beyond facsimilia and instead unique interpretations of a shared cultural and historical model. In this regard, the editors Damián Fernández, Molly Lester, and Jamie Wood have compiled a particularly illuminating work to help guide studies of the Visigothic Kingdom away from a model of ‘acculturation’ and toward a unique interpretation of the common elements that formed the legacy of Rome. The editors themselves come from a varied research background including studies of social and economic history, orthodoxy and heresy, as well as hagiography and the role of bishops in social functions.<sup>2</sup> The individual chapters combine a variety of approaches focused on different types of evidence, ranging from numismatics and archaeology to new analyses of hagiography to champion

1 P. E. Schramm: *Sacerdotium und Regnum im Austausch ihrer Vorrechte. Eine Skizze der Entwicklung zur Beleuchtung des “Dictatus papae”*. In: *Studi gregoriani per la storia di Gregorio VII e della riforma gregoriana* 2, 1947, pp. 403–457; K. Hauck: *Von einer spätantiken Randkultur zum karolingischen Europa*. In: *FMS* 1, 1967, pp. 3–93.

2 For a select bibliography see D. Fernández: *Aristocrats and Statehood in Western Iberia, c. 300–600 C.E.* Philadelphia 2017 (Empire and After); M. Lester: *The Ties that Bind: Diagnosing Social Crisis in Julian of Toledo’s Historia Wambae*. In G. Heydemann/H. Reimitz (eds.): *Historiography and Identity II. Post-Roman Multiplicity and New Political Identities*. Turnhout 2020 (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages 27), pp. 269–296; J. Wood: *The Politics of Identity in Visigothic Spain. Religion and Power in the Histories of Isidore of Seville*. Leiden/Boston 2012 (Brill’s Series on the Early Middle Ages 21).



a convincing argument that the idea of *imitatio imperii* needs to be reconsidered in light of the historical circumstances in which we situate the evidence.

Opening with an introduction (pp. 17–28) that delves into the concepts and differences emerging between ‘Romanness’ and ‘Gothicness’ in the West following the collapse of imperial authority in Italy, the situation in Iberia is contextualised to show that the influences the empire had on the Visigothic Kingdoms of Toulouse and Toledo are not as clear cut as generally thought. As well as reopening the problems surrounding scholarship on this topic emerging from the post-Franco era, the editors highlight how the idea of *imitatio imperii* needs to change to fully visualise the Visigothic monarchy during and even after its collapse in 711. Céline Martin’s first chapter on “Visigothic Spain and Byzantium” (pp. 29–51) quite aptly commences the volume with discussion of “The Story of a Special (Historiographical) Relationship”. Her treatment of ‘Byzantinism’ and engagement with pivotal twentieth century scholarship highlights the difficulties in navigating the post war dynamics of scholarship in Spain and Europe as a whole. The summary of arguments that Spain had a distinctly unique experience to that of the rest of post-Roman Europe helps to situate the rest of the chapters of this volume in the scholarship of a politically fragmented academic tradition, reinforcing the need for a fresh look at such topics. While her analysis of these scholars and their works is particularly beneficial, the extension of her study to publications produced at the turn of the millennium could have provided more refinement of a breakdown of the especially troublesome discourse surrounding it.

The next five chapters focus on the Visigothic Kingdom in Toulouse, with Ian Wood (“The Development of the Visigothic Court in the Hagiography of the Fifth and Sixth Centuries”, pp. 53–72) beginning these connected sections of the volume. Wood’s investigation concerns the development of the Visigothic court through the lens of both hagiography and archaeology, while also underlining the difficulty with the primary sources we have for the period in question. Despite this, he manages to articulate very well the uses of previously underused texts to support his argument (pp. 54–55). Nevertheless, some evidence comes across as wanting. A lack of certainty about his inference that a Gothic king resided in something as explicitly named as a *triclinium*, based on said king hosting mimes as entertainment, means that more explanation is needed (p. 56). Yet, even with some evidence needing more corroboration, Wood makes an interesting point about the

Burgundian *magister militum* Chilperic possibly being Nicene as opposed to Arian (pp. 59–60) – something that warrants more discussion in future research. Considering this, the chapter ends with some valid and good discussion of the importance of barbarian banquets or *convivium*, before presenting a short but prudent conclusion suggesting the use of non-traditional *imitatio* in the fifth to sixth centuries.

Merle Eisenberg’s chapter concerns “Experiments in Visigothic Rulership” and in particular “Minting and Monetary Reforms under Alaric II” (pp. 73–95). His study is primarily a numismatic one with a clinical breakdown of the legal aspects of coinage and this article should be regarded as an integral part of discourse into *imitatio imperii* as well as the Visigothic Kingdom itself. Eisenberg begins by shedding new light on the study of Visigothic coinage by challenging the implication that simply because a coin is stylistically worse it is therefore Visigothic (pp. 77–79). This is a view of note and should be considered more widely by numismatists analysing Visigothic coinage. Continuing in this combative vein, his refutation of traditional scholarly interpretations offers well needed refreshment of relatively old numismatic studies (pp. 79–82).<sup>3</sup> While moving through a detailed account of monetary elements found within the *Breviary of Alaric*, Eisenberg eventually finishes by visiting an interesting concept whereby the Visigoths seemingly legally viewed themselves as Romans, indicating perhaps a wider trend that ought to be reviewed further (p. 88).

Next, Margarita Vallejo Girvés’ chapter (“A Comparison of Roman and Visigothic Approaches towards Exile”, pp. 97–122) investigates the penalty of exile by examining legal texts, hagiography, and other contemporary literature. Beginning with an outline of the use of exile in Roman law (“Exile in the Late Roman and Early Byzantine World”, pp. 98–100), she challenges Álvaro D’Ors’ interpretation as to how exile seemingly ‘disappeared’ from the legal tradition, and provides a convincing alternative theory

3 See chiefly W. Reinhart: Die Münzen des tolosanischen Reiches der Westgoten. In: Deutsches Jahrbuch für Numismatik 1, 1938, pp. 107–135; Additionally see X. Barral i Altet: La circulation des monnaies suèves et visigotiques. Contribution à l’histoire économique du royaume visigot. Zurich/Munich 1976 (Beihefte der Francia 4); L. Mordechai/A. M. Stahl: Late Antique and Early Medieval Imitations and the FLAME Database. In: Nordisk Numismatik Årsskrift N. S. 2, 2021, pp. 103–132.

(pp. 100–101).<sup>4</sup> However, there is some dissonance in the organisation of the chapter, as after moving on with consideration of the legal and hagiographical evidence, only mid-way through does discussion of the definitions of terms like *exilium*, *relegatus* and *deportatus* in Isidore of Seville's *Etymologies* come in where logically one would expect it at the beginning (pp. 104–105).<sup>5</sup> Moreover, one particular argument that exile was the most common punishment for treason does not hold up (pp. 106–108). While exile clearly was passed as a judgment for a range of crimes, *decalvatio*, amputation of the hand and ultimately execution appear more common.<sup>6</sup> Unfortunately, this seems to link to other arguments in this chapter, suggesting there is some element of confirmation bias in the way primary sources, such as Isidore of Seville, the *Lives of the Fathers of Mérida* (henceforth VSPE) and John of Biclaro, are used as evidence for some of her claims. Nevertheless, the chapter finishes on a high by importantly highlighting that the influence of Justinianic Law on the Visigothic legal system was not as considerable as traditionally thought, despite the Byzantine conquest of the southern coast (pp. 108–115).<sup>7</sup>

4 See Á. D'Ors: *El Código de Eurico*. Edición, Palingenesia, Indices. 2nd ed. Madrid 2014 (Leyes Históricas de España).

5 Isid. *etymologiae* v. orig. 5.28–31.

6 On punishment for treason see P. D. King: *Law and Society in the Visigothic Kingdom*. Cambridge/New York 1972 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Third Series 5), pp. 40–44, 151–152; On *decalvatio* see E. A. Thompson: *The Goths in Spain*. Oxford 1969, p. 104 (= 1985, p. 123); King (note 6 above), pp. 46, n. 6, pp. 89–90, 130–147; S. Teillet: *Des Goths à la nation gothique. Les origines de l'idée de nation en Occident du Ve au VIIe siècle*. Paris 1984 (Collection d'études anciennes), pp. 100, 445, 595; R. Barroso Cabrera/J. Morín de Pablos/I. M. Sánchez Ramos: *Gallaecia Gothica*. From the Conspiracy of Dux Argimundus (AD 589/590) to Integration in the Visigothic Kingdom of Toledo. Translated by R. López Fernebrand. Oxford 2023, pp. 5–6; On amputation see: King (note 6 above), pp. 90–91, 111, 135, 186, 194; J. Arce: *Esperando a los árabes. Los visigodos en Hispania (507–711)*. Madrid 2011 (Estudios), pp. 154–157.

7 For traditional viewpoint see A. M. Jiménez Garnica: *El origen de la legislación civil visigoda sobre la prohibición de matrimonios entre romanos y godos: un problema de fundamento religioso*. In: *AHDE* 55, 1985, pp. 735–747; E. Osaba García: *Reflexiones en torno a las leyes visigodas*. In: *Monteagudo* 8, 2003, pp. 51–72; A. Dubreucq: *Le mariage dans la loi des Wisigoths*. In: M. Aurell/T. Deswarte (eds.): *Famille, violence et christianisation au Moyen Âge. Mélanges offerts à Michel Rouche*. Paris 2005 (Cultures et civilisations médiévales 31), pp. 29–56; J. Alvarado Planas: A

Cecily Hilsdale's essay ("The Roman Jewel in the Visigothic Crown. A Reassessment of the Royal Votive Crowns of the Guarrazar Treasure", pp. 123–149) brings a fascinating and unique interpretation into the study of the Visigothic Royal Votive Crowns with which scholars of Late Antiquity would do well to familiarise themselves. Beginning with a solid contextualisation of the crowns found in the Guarrazar Treasure (pp. 123–126) – particularly useful for those who may not be well versed in their history – Hilsdale underscores an often-overlooked point: that the modern term 'Byzantine' simply meant 'Roman' in this period (pp. 129–130). Her intricate detailing of both the imperial and religious reasons as to why the gemstones inlaid on items such as the crowns are important is crucial context for what comes next. Though admitting herself that the claim has "no definitive proof" (p. 133), her hypothesis that the largest crown in the hoard, adorned with the sapphire and pearl cross, may have originally belonged to Galla Placidia is an extremely tantalising proposal (pp. 132–135). This is important as it opens several discourses regarding *translatio imperii* and Byzantine influence. Finally, Hilsdale's argument behind the votive crown's construction is an intriguing and refreshing line of analysis that outlines the crown's place as an example of a uniquely Visigothic phenomenon beyond that simply of Byzantine *imitatio*.

The sixth chapter and the final part of this themed section is by Damián Fernández ("Capitalhood in the Visigothic Kingdom", pp. 151–177). Fernández's discussion of Toledo's rise as an important city in the Visigothic Kingdom leads to his highlighting that it had an "imagined" (p. 157) past rather than simply having been chosen as a royal city. His idea that the presence of a city, and as such its use, in literature does not mean evidence for its function as an *urbs regia* (pp. 157–159) is useful not only for the study of Visigothic *imitatio* but also for the smaller barbarian kingdom in Spain – the Suevi – where the use of Mérida and Braga as *sedes regiae* has had considerable discussion in recent years.<sup>8</sup> Moreover, some healthy scepticism on the use of

modo de conclusiones: el *Liber Iudicum* y la aplicación del Derecho en los siglos VI a XI. In: MCV 41, 2011, pp. 109–127.

- 8 For Mérida as capital of the Suevic Kingdom see J. Arce: Mérida Tardorromana, 300–580 d.C. Mérida 2002 (Cuadernos emeritenses 22), pp. 185–187; Id.: The Enigmatic Fifth Century in Hispania: Some Historical Problems. In: H.-W. Goetz/J. Jarnut/W. Pohl (eds.): Regna and Gentes. The Relationship Between Late Antique and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World. Leiden/Boston 2003 (The Transformation of the Roman World 13), pp. 135–159,

the canons to VII Toledo, as well as the works of Ildefonsus and Julian of Toledo, lays the groundwork for understanding how Toledo was becoming the *urbs regia* most would see it as today (“Towards an *Urbs Regia*”, pp. 159–164). Finally, Fernández advances the concept of a careful balancing act between the increase of royal power alongside that of ecclesiastical power in Toledo seen in this period (“Ecclesiastical Politics and the Status of Toledo”, pp. 164–168). Engagement with the works of Isabel Velázquez and Antonio González Blanco help to support this discussion and overall further development of this topic is needed in future.<sup>9</sup>

As one of the editors, Molly Lester begins the second half of the volume with her investigation into the Roman and Byzantine traditions embedded within Iberian Christian liturgies (“Making Rite Choices. Roman and Eastern Liturgies in Early Medieval Iberia”, pp. 179–203). Lester’s work is valuable not only for religious studies but also that of cultural exchange within the Mediterranean. Unfortunately for modern scholars, the information we now possess of Christian liturgy of this period comes almost entirely from much later sources, a point which Lester does well to highlight as a problem in research of this area. Her reinforcement of arguments posed by the likes of José Janini, Michael Huglo, and Kenneth Levy emphasises the largescale continuing exchange of ideas between the flourishing states of the post-Roman Mediterranean (“Liturgical Drift in the Mediterranean World”, pp. 182–

esp. pp. 153–154; P. Ubic: The Church in the Suevic Kingdom (411–585 AD). In: J. D’Emilio (ed.): *Culture and Society in Medieval Galicia. A Cultural Crossroads at the Edge of Europe*. Leiden/Boston 2015 (The Medieval and Early Modern Iberian World 58), pp. 210–243, p. 216; P. Mateos Cruz: La Mérida tardorromana: de capital de la *diocesis hispaniarum* a sede temporal de la monarquía sueva. In: J. López Quiroga/A. M. Martínez Tejera (eds.): *In Tempore Sueborum. El tiempo de los suevos en la Gallaecia (411–585). El primer reino medieval de Occidente. Volumen de estudios*. Ourense 2018, pp. 253–257, p. 253; Id.: Augusta Emerita in Late Antiquity: The Transformation of Its Urban Layout During the Fourth and Fifth Centuries CE. In: M. J. Kelly/M. Burrows (eds.): *Urban Interactions. Communication and Competition in Late Antiquity and the Early Middle Ages*. Binghamton, NY 2020, pp. 223–264, p. 239.

- 9 See A. González Blanco: El decreto de Gundemaro y la historia del siglo VII. In: *A&Cr* 3, 1986, pp. 159–169; I. Velázquez: *Pro patriae gentisque Gothorum statu* (4th Council of Toledo, Canon 75, A. 633). In: Goetz/Jarnut/Pohl (eds.): *Regna* (note 8), pp. 161–217.

185).<sup>10</sup> Moreover, her inclusion of a section on liturgy in the Suevic Church (“Roman *Auctoritas* in the Suevic Kingdom”, pp. 185–189) is a welcome addition to a chapter on religious aspects in the Visigothic Kingdom, something which should be more common given their conversion to Catholicism before that of Reccared I in 587. If anything, there is, in fact, far too much high-quality discussion to be commented on within a review such as this but honourable mentions include further examination of the Gallaecian church and discussion of the Visigothic creed after Toledo III. Therefore, a final note will be on the particularly thought-provoking concept Lester advances that *imitatio* within liturgy of the Visigothic (and Suevic) Kingdom was of an idealised perception of imperial or ‘Roman’ traditions rather than of anything material.

Erica Buchberger’s chapter on “Ethnicity and *Imitatio* in Isidore of Seville” (pp. 205–222) is an excellent example of an exploration of key pieces of literary evidence for the Visigothic Kingdom while connecting two hotly debated topics of Late Antiquity. As a key supporter of the Visigothic monarchy – especially of a united Catholic-Gothic Kingdom – Isidore’s bias can sometimes skew the benefits of his works, yet Buchberger manages to navigate this extremely well. Beginning with a deep dive into the meanings of ethnicity in the works of Isidore of Seville, she offers some striking examples of the bishop’s inconsistencies while indicating that the important legal and religious aspects within his texts still shine through. Discussion of theories surrounding *imitatio* through the coopting of earlier texts to produce a more substantial Visigothic historiography and support the kingdom’s legitimacy will be of great interest to scholars involved in the study of ethnogenesis amongst the barbarian states.

David Addison’s chapter (“Re-imagining Roman Persecution in the Visigothic Passions”, pp. 223–251) presents an effective reassessment of martyr passions in the context of Visigothic society in the sixth and seventh centuries. Addison begins with the bold claim that most historians believe that most passions’ historical veracity is lacking, despite their obvious use as

10 J. Janini: Roma y Toledo. Nueva problemática de la liturgia visigótica. In: J. F. Rivera Recio (ed.): Estudios sobre la liturgia mozárabe. Toledo 1965 (Publicaciones del Instituto Provincial de Investigaciones y Estudios Toledanos. Serie 3: Estudios introducciones repertorios 1), pp. 33–53; M. Huglo: Les *Preces* des Graduels aquitains empruntées a la liturgie hispanique. In: Hispania sacra 8, 1955, pp. 361–383; K. Levy: Toledo, Rome and the Legacy of Gaul. In: Early Music History 4, 1984, pp. 49–99.

wider contextual evidence, before moving to situate these texts in the period of their creation. Articulating clear and convincing arguments, he manages to offer a proposal on when many sets of Iberian martyr passions were in fact authored (“The Passions and the *Pasionario*”, pp. 226–230). Furthermore, the ideas that many Roman civic texts, such as poetry, both influenced and were chastised by religious authors of the day highlights an interesting duality in the passions (“Oblivion and Eternity”, pp. 230–234). Addison’s closing sections purport a fascinating point linking Christian urban change with martyr cult sites in Iberia (“Topographies of Martyrdom”, pp. 234–238; “The Roman Crowd and the Christian Congregation”, pp. 238–242), connecting well with the following two chapters.

As such, Santiago Castellanos’ contribution on “Romanness in Visigothic Hagiography” (pp. 253–275) draws together complementary research on a wider view of the concept *imitatio* to be found within the Iberian hagiographical tradition. Discussion of hagiography within the context of the sixth and seventh centuries helps to show the differences between the dating of the texts themselves and that of the individual author’s motives (“Historical Contexts of Holy Men and Hagiographers”, pp. 255–259). Moreover, Castellanos’ examination of the concept that being ‘Roman’ enhanced prestige for characters within texts such as the VSPE without denigrating the sense of ‘Gothicness’ or showing ethnic conflict (“The Direct Use of Romanness”, pp. 259–261). Connected with arguments presented in the previous chapter, the idea that ‘Roman’ topography was still very much ‘alive’ in the sixth and seventh centuries is a crucial point that sometimes can be missed in the background of hagiographical texts (“Other Romanness: Roman Topographies”, pp. 262–266). Close analysis of the VSPE allows for Castellanos to put forward a particularly convincing and exciting argument that Roman social structures were coopted or replaced in the Visigothic Kingdom in the context of hagiographical texts to emphasise the positive traits of their main characters (“Becoming Non-Roman from a Roman Starting-Point: The Use of Social Structures”, pp. 266–269). This chapter is a remarkably strong addition to the volume and scholars of Iberian literature would benefit by familiarising with its treatment of the topics.

The last, and by no means least, chapter in this small series of related contributions concerns “Empire and the Politics of Faction. Mérida and Toledo Revisited” by Graham Barrett (pp. 277–315). Barrett’s addition is one of the highlights of the volume. Starting off especially strong, the presentation

of clean, convincing, and well laid out arguments based on textual analysis and even inscriptions from Mérida for the dual authorship of the VSPE itself is striking (“Authors and Agendas”, pp. 279–284). Of note is the appealing hypothesis that the archdeacon Eleutherius may have held the high reputation and position that Masona is claimed to have had within Book 5 of the VSPE (pp. 282–283). Barrett continues in this theme of re-evaluation, connecting effectively with Lester and Wood’s contributions on the exchange of cultures across the Mediterranean, with illuminating suggestions regarding the origins and details of the so-called ‘Masona faction’ including that of Paul, Fidel, and Masona himself (“Greeks and Gifts”, pp. 284–288). The final two sections combine hagiographical analysis with archaeological considerations through discussion of the spatial topography of both cities (“Martyrs and Miracles”, pp. 288–292; “Relics and Rulers”, pp. 292–297). Through this it is highlighted that important Christian locations and relic holding sites became a battleground between competing factions, as well as underscoring the ulterior motives of the second author of the VSPE.

The penultimate contribution to this volume comes from the last of the editorial troika, Jamie Wood (“The Agents and Mechanics of Connectivity. The Mediterranean World and the Cities of the Guadiana Valley in the Sixth Century”, pp. 317–344). Wood’s investigation into the connections between the upper Guadiana valley and Byzantium uses textual sources alongside archaeological evidence to show that the influence of the Eastern Empire was very much alive in areas other than Toledo and the province of *Spania*. Beginning with sound discussion of trade links and the interconnectedness of southwest Iberia and the Mediterranean, he importantly highlights that in the sixth century much of the peninsula wasn’t under consolidated Visigothic rule (“The Guadiana Valley”, pp. 321–323). While presenting textual analysis on the provincial capital of Mérida, Wood offers convincing suggestions about the role of Bishops as civic administrators in terms of foreign relations and economic management (pp. 324–329). Moreover, from the archaeological view, he gives evidence of economic imports flowing through and into Mérida from the Mediterranean (pp. 329–331). Though the analysis itself is strong, one would have liked to see a comparison to that of the Atlantic coast where strong imports have been identified by the likes of José Carlos Quaresma and José Carlos Sánchez Pardo as it may have shown fur-



ther evidence of the same connectivity that this chapter aims to highlight.<sup>11</sup> Wood goes on to give a stimulating, if short, section on the wealth of the lesser acclaimed city of Mértola (“The Port on the River: Mértola”, pp. 332–335) and its links with the Mediterranean by way of fascinating archaeological evidence found within the city. Finally, the last section of the chapter on communications in the Guadiana Valley (“Maintaining and Controlling Communications in the Guadiana Valley”, pp. 335–337) opens attractive research and discourse on the defensive sites built in the southwest. This is of particular use, as the potential links to a frontier or *limes* between the Suevic and Visigothic kingdoms in this period is something that is deserving of more exploration.<sup>12</sup>

The closing chapter belongs to Ann Christys (“Staying Roman after 711?”, pp. 345–367) and her alternative views of *imitatio* beyond that of the Visigothic Kingdom. The discussion itself is sound, including a grounding introduction that includes mentions of a variety of textual works from the Arab world. A note of particular interest is the idea that Islamic coins were not accepted because they didn’t look ‘Roman’ enough, showing that *imitatio imperii* was a concept not only belonging to the study of the post-Roman barbarian kingdoms. The important treatment of the Islamic lead coinage seals is of pertinence to an assortment of modern political and scholarly debates surrounding the conquest of the Iberian Peninsula after 711. The main drawbacks to this chapter are not the analysis itself, only of its fit with the title of the volume and, one might argue, its relevance or connection to the rest of the chapters found within. Nevertheless, it is overall a particularly thought-

11 J. C. Quaresma: Late Contexts from Olisipo (Lisbon, Portugal): Escadinhas de São Crispim. In: M. Duggan/S. Turner/M. Jackson (eds.): *Ceramics and Atlantic Connections: Late Roman and Early Medieval Imported Pottery on the Atlantic Seaboard*. International Symposium. Newcastle University, March 26th–27th 2014. Oxford 2020 (Roman and Late Antique Mediterranean Pottery 15), pp. 108–134; J. C. Sánchez Pardo: Late Antique Atlantic Contacts: The Case of Galicia. In: *Ibid.*, pp. 94–107; See also R. Portass: *The Village World of Early Medieval Northern Spain. Local Community and the Land Market*. Woodbridge/Rochester, NY 2017 (Royal Historical Society Studies in History. New Series 96); A. P. Magalhães/I. Vaz Pinto/P. Brum: Late Roman Imported Pottery in the Southwest of *Lusitania*: The Case of Tróia (Portugal). In: Duggan/Turner/Jackson (eds.): *Ceramics* (note 11), pp. 135–150.

12 For discussion of a Suevic-Visigothic frontier prior to the former’s conquest see Barroso Cabrera/Morín de Pablos/Sánchez Ramos (note 6), pp. 34–38.

provoking discussion and certainly something that scholars researching into the eighth century should become acquainted with.

The scholarly discussion of *imitatio imperii* is significantly advanced by the contributions of the various authors found within this volume. The editors have made great additions themselves and included chapters from academics of a range of backgrounds and interests. Much of the discussion has used evidence and methods not usually located in research of this topic and used lines of enquiry that have not been extensively employed to create a captivating debate. Conventional scholarship would consider the Visigothic Kingdom to be rife with ‘traditional’ *imitatio*; however, this is a concept that has certainly been shattered by the arguments and hypotheses contained in each chapter – a process that should be extended to the rest of the western kingdoms. While the second half of the volume loses some of the tightness of the connected topics found in the first six chapters, this does not detract from the overall quality of the work, and therefore it is the opinion of this review that many would profit to spend time reading over its pages.

---

Alec Dawson, Swansea University  
Department of History, Heritage, and Classics  
PhD Ancient History  
a.e.a.dawson@swansea.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Alec Dawson: Rezension zu: Damián Fernández/Molly Lester/Jamie Wood (eds.): Rome and Byzantium in the Visigothic Kingdom. Beyond *Imitatio Imperii*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2023 (Late Antique and Early Medieval Iberia 12). In: Plekos 27, 2025, S. 211–221 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-fernandez.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Bardo M. Gauly/Alexander H. Arweiler (eds.): *Sprache, Stil und Text in der lateinischen Spätantike. Beiträge zur lateinischen Literatursprache*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2025. 282 p., 13 tabelle. € 90.00. ISBN: 978-3-525-30296-5.

Il volume raccoglie gli atti del Convegno internazionale “Lateinische Literatursprache und Werkcharakter. Sprachliche Gestalt, Stil, Form und Text in spätantiker Literatur” che si è tenuto dal 5 all’8 ottobre 2021, presso la Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt. Il convegno e, conseguentemente, gli atti si prefiggono di colmare una lacuna negli studi linguistico-letterari, conciliando due branche della ricerca che spesso operano separatamente, la letteratura e la storia della lingua. Cogliendo la complessità culturale del tardoantico, la miscellanea affronta molteplici aspetti del rapporto tra le due discipline, offrendo studi e spunti utili per la comunità scientifica che vanno dall’impatto del cambiamento linguistico su quello stilistico, il ruolo della grammatica, della retorica, dei classici e la conseguente tensione tra classicismo e innovazione sul piano sintattico-grammaticale e lessicale, le situazioni comunicative legate (o meno) all’oralità.

La miscellanea si apre con il ricco e documentato contributo di Gerd V. M. Haverling (“Literatursprache und Sprachentwicklung in der römischen Spätantike”, pp. 17–52) che, individuando tre stili letterari (elevato, medio-alto e distante dalla tradizione letteraria), si concentra sull’approccio di Simmaco e di Gregorio di Tours al mutamento linguistico che il latino subisce in epoca tarda sul piano morfologico, sintattico e lessicale. Attraverso un numero nutritissimo di testimonianze letterarie, la studiosa indaga le modalità e la misura in cui i due autori risentono dell’evoluzione linguistica, anche a fronte della diversa formazione culturale. Appare chiaramente che, ad esempio, dinanzi alla presenza dell’ausiliazione di *volo/habeo/incipio* + infinitivo o dell’oscillazione semantica di *sera* e *vesper* in Gregorio, Simmaco non presenta alternanze, dimostrando, dunque, un alto grado di conservatorismo linguistico, dipendente necessariamente da quello culturale. Al contrario, di Gregorio la studiosa riporta posizioni meno rigide e più aperte al cambiamento linguistico, che, adottando un lessico politico, vengono descritte come ‘Liberalismus’ (p. 48), analogo a quello di Ambrogio e Agostino.

Un contributo solo in apparenza poco pertinente alla miscellanea è quello di Wolfgang de Melo (“Wenn Größe nicht zur Nachahmung führt: Varros *De lingua latina*”, pp. 53–68) che fin dalle prime righe riconosce l’‘eccentricità’

di un contributo su Varrone in una miscellanea dedicata al tardolatino. Quella del Reatino viene descritta dallo studioso come una presenza silenziosa nelle opere dei grammatici di quarto e quinto secolo, nei quali comunque affiorano soprattutto riferimenti ai libri di morfologia ed etimologia. Ciò che avrebbe impedito la sopravvivenza massiccia della terminologia tecnica di Varrone, che lo studioso identifica secondo una metodologia rigorosa basata sul numero di occorrenze dei singoli termini e sui loro contesti, sarebbe stata una “morphologische Unhandlichkeit” (p. 63), accompagnata dalla natura descrittiva della sua opera grammaticale a fronte di quella prescrittiva di cui si avvertirà maggior bisogno con il passare del tempo. Ciò a cui perviene il contributo – si potrebbe dire *per viam negationis* – è in sostanza una consistente assenza del grammatico di epoca repubblicana.

Ci riporta al contrasto tra gli estremi del classicismo e dell’innovazione linguistico-letteraria in Simmaco il contributo di Sara Fascione (“*Sensuum novitas, verborum vetustas*. I neologismi in Simmaco”, pp. 69–81). Piuttosto che di tensione, la studiosa italiana parla di sua costante combinazione di *novitas* e *vetustas* linguistica in cui i due concetti, lungi dall’essere antitesi inconciliabili, si rivelano strettamente legati e indissolubili, ai quali il politico romano fa appello per evitare di cadere da un lato nel vuoto manierismo e dall’altro nella decadenza culturale. Tuttavia, il principio cardine della lingua, che funge da ago della bilancia, continua ad essere la *consuetudo*, come già ribadito da Quintiliano e come lo stesso Simmaco non manca di affermare (rel. 3,4). La studiosa ripercorre numerosi passi in cui mette concretamente in evidenza i gusti lessicali di Simmaco, perpetuamente in equilibrio sui due cardini (basti l’accento a *emmetrus* e *solox* in epist. 1,1; *ocento* in or. 2; *retinax*, *tricinium* e *semivolucer* in epist. 1,47 e *superforaneus* in epist. 3,48). Ne esce, dunque, l’immagine di un letterato in grado di coniugare i due concetti con la consapevolezza dell’evoluzione linguistica estesa nell’arco dei secoli e con l’intenzione di creare neoformazioni ispirate anche a vocaboli rari e arcaici<sup>1</sup>.

1 L’originalità e la classicità sono d’altra parte i due poli dello stile di Simmaco individuati anche da N. Cavuoto-Denis: *Usus scribendi. Le projet littéraire de Symmaque dans les Lettres, les Discours et les Rapports*. Turnhout 2023 (*Recherches sur les rhétoriques religieuses* 37), pp. 383–413 che dimostra come i gusti linguistici si riflettano pure sulla scelta dei modelli letterari (a partire da Virgilio) e sul loro trattamento. Cfr. anche la recensione di S. Fascione in *Plekos* 26, 2024, pp. 581–586, URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-cavuoto-denis.pdf>.

Sui connotati grammaticali della lingua di Simmaco, specificamente all'interno delle *Epistole*, si sofferma anche Josine Schrickx (“Partikel in Symmachus’ Briefen”, pp. 83–104), la quale prende in considerazione particelle, intese come ‘sovracategorie generali’ (p. 83) di parole invariabili ad esclusione di preposizioni e avverbi (*nam*, *enim*, *igitur*, *quippe*, *nempe*, *autem*, *at*). L’impiego delle particelle sinonimiche si specializzano in base al contesto discorsivo: ad esempio il *nam*, di valore più monologico, introduce spesso proposizioni subordinate, mentre *enim*, maggiormente discorsivo, si adatta all’impiego in interrogative retoriche, come avviene già nel latino classico<sup>2</sup>. Una sorta di specificità contestuale e funzionale caratterizza, secondo la studiosa, anche le particelle modali *vero*, *videlicet* e *scilicet*, rispettivamente applicate a esprimere enfasi, aspettativa o a proposizioni secondarie. A coronamento dell’indagine la studiosa pone un esempio pratico (epist. 1,31) che, oltre a dar prova della bontà dello studio, si prefigge di aprire la strada a studi sistematici delle particelle nei singoli autori, per comprendere novità e persistenze in contesti linguistici ancora poco indagati.

Si cambia prospettiva e genere testuale con Fabio Stok (“Il latino dei commentatori”, pp. 105–116), che in un contributo puntuale e dettagliato esamina le peculiarità espressive e le strategie linguistiche messe in campo nel commento virgiliano di Servio (compresa l’interpolazione del *Servius auctus*) e in quello terenziano di Donato. Lo studioso si sofferma su congiunzioni (*scilicet*), nessi (*id est*), pronomi dimostrativi (*hoc*), avverbi (*alibi*, *infra* e *supra*) e, segnalando le differenze tra le scelte dei commentatori, mette in luce più approfonditamente l’uso di forme e tempi verbali che sembrano specializzarsi per i diversi contesti del testo commentato e per le informazioni che il commentatore vuole trasmettere all’allievo/lettore: se ad esempio la terza persona *legitur* segnala diffusamente una variante, la prima persona plurale connota Servio, che giustamente Stok interpreta come segnale della “condizione del lavoro di commento con i discenti” (p. 109), mentre Donato con la prima singolare (accompagnata spesso da *ego* anche con altri verbi, vd. ad esempio Andr. 958, Hec. 711) introduce un proprio giudizio, talvolta in contrapposizione ad altri. A distinguere i due commentatori è anche l’uso dell’imperativo, assente nel primo ma costante nel secondo, che mette forse

2 Per questo punto vale la pena indicare M. A. Gutiérrez: Prototipicidad y marginalidad discursivas: acción intencional de la partícula *enim*. In: *AdVersuS* 30, 2016, pp. 46–65, pp. 51–54, e id.: Análisis pragmático-intencional de las partículas latinas *enim* y *nam*. In: *Ordia prima* 13, 2014, pp. 101–138.

in luce un atteggiamento ‘didascalico’. Dallo studio si comprende nitidamente come le divergenze, soprattutto tra Servio e Donato, siano attribuibili anche a differenze metodologiche e di approccio educativo.

L’ambito di studio cambia nuovamente con Jan R. Stenger (“Biblische Bilderrede in der christlichen Literatur der Spätantike. Von der Exegese zur Textproduktion”, pp. 117–143) che si concentra sul linguaggio figurato di ispirazione biblica a partire dalle reminiscenze, citazioni e allusioni all’Antico e al Nuovo Testamento nelle raccolte epistolari di Gerolamo, Paolino di Nola e Ruricio di Limoges, per comprendere la genesi di questa caratteristica estesa a molta parte della lingua letteraria tardolatina. Il *fil rouge* che accomuna la pratica nei vari autori è il valore immaginativo delle metafore che, venendo estrapolate da contesti disparati e quasi mai dichiarati, si prestano ad essere ricomposti in una sorta di “Pastiche” (p. 122) o di *spolium* (p. 132), termine, quest’ultimo, con cui Stenger descrive la pratica di decontestualizzazione della tessera biblica e di ricontestualizzazione<sup>3</sup>. La conclusione cui giunge lo studioso tedesco, peraltro pienamente condivisibile, è che il lettore dovesse godere di una conoscenza ampia e consolidata delle Sacre Scritture e che l’“assoziativ[...] biblische[...] Bilderrede” (p. 136) dispiegato da epistolografi (e non solo) potesse fare affidamento sulle capacità interpretative del lettore auspicabilmente abile nell’esercizio esegetico biblico che prevede il collegamento analogico di diversi passi scritturali.

Alla tensione tra classicismo linguistico ed evoluzione diacronica ci riporta nuovamente Friedrich Heberlein che si concentra sul caso studio di Macrobio (“Zwischen Klassizismus und Moderne: *AcI* und *quia* / *quod*-Sätze bei Macrobius”, pp. 145–165). Il saggio indaga il rapporto tra l’*accusativum cum infinitivo*, per esprimere le proposizioni dichiarativo-completive, e il *quod/quia*, che prende piede in epoca imperiale e soprattutto tardoantica. Dall’abbondante esemplificazione lo studioso trae un chiaro spaccato del cosiddetto *speaker-commitment*, ovvero della posizione assunta da Macrobio nei confronti del contenuto delle affermazioni. Appare evidente che la certezza epistemica non dipende dal modo indicativo nella proposizione *quod/quia*, bensì dai verbi assertivo-cognitivi della reggente. Secondo Heberlein, *quod/quia* in Macrobio da un lato risentono dell’impiego che ne fanno le sue fonti cristiane

3 Per gli *spolia* letterari che si ispirano primariamente al reimpiego di materiali edilizi, iconografici, o altro, si rinvia a G. Agosti: Le *Dionisiache* e le arti figurative. Appunti per uno studio dell’estetica nonniana. In: S. Audano (eds.): Nonno e i suoi lettori. Alessandria 2008 (Hellenica 27), pp. 17–32.

(Gerolamo, Agostino e Ambrogio), dall'altro sono dettati da motivi puramente estetici. A guidare l'alternanza della forma classica e quella innovativa è il concetto della *conspiratio*, cioè la convivenza tra l'*auctoritas* dei *veteres* e la *variatio*. Si potrebbe dire che l'apertura, seppur cauta, ai cambiamenti linguistici nel 'classico' Macrobio sia paragonabile a quella di Simmaco, almeno sul piano lessicale, come dimostrato da Fascione (vd. *supra*).

Nella trattazione delle caratteristiche lessicali e sintattiche che contraddistinguono la differenza tra oralità e scrittura in Agostino [“La lingua letteraria agostiniana: un affondo sull' ‘oralità didattica’ di alcuni sermoni (s. 288 e 293A; *tract. in Iob.* I e XIV)”, pp. 167–196], Paola Francesca Moretti prende in considerazione il *Commentum artis Donati* e il *De Trinitate* come rappresentati dei due poli opposti rispettivamente della “orality” e della “literacy” (p. 174), alla luce di quattro omelie (*sermones* 288, 293A e *tractatus in Iohannis evangelium* I e XIV): dal confronto Moretti fa emergere con estrema chiarezza (data anche dal rigore di tabelle esplicative) gli aspetti linguistici che connotano l'assetto sintattico-grammaticale tipico della genesi orale del *Commentum* e quelli che contraddistinguono maggiormente l'elaborazione scritta del *De Trinitate*. I campi di analisi linguistica sono l'ambito semantico-lessicale (l'estensione sillabica delle parole, la variazione lessicale, l'indice di suffissazione eccetera) e quello sintattico (lunghezza della frase, tasso di paratassi/ipotassi). Dalle considerazioni finali Moretti deduce la definizione di “omogeneità nella variazione”, secondo cui sia i testi ‘orali’ sia quelli ‘scritti’ si connotano per “una prosa vivacemente variata, e tuttavia improntata a una certa dominante tendenza alla facilità e perspicuità” (p. 189–190). La studiosa spiega la caratteristica alla luce della finalità didattica e dell'approccio educativo: la volontà di raggiungere potenzialmente tutti gli uditori e di arricchirne il bagaglio teologico motiva lo scrivente a impiegare una lingua versatile, mai monotona ma sempre e comunque di agile comprensione, in cui i caratteri dell'oralità risultano abbastanza attenuati.

A dare inizio alla sezione della miscellanea dedicata alla poesia è il contributo di Étienne Wolff (“Ausone a-t-il un style propre?”, pp. 197–206). Propo-  
nendosi di avviare un'indagine che si potrebbe definire ‘controcorrente’, lo studioso francese ambisce a individuare delle costanti stilistiche nell'opera di Ausonio che lo distinguano dalle caratteristiche letterarie tardoantiche, pur nella consapevolezza della rischiosità del compito. Wolff individua come punto di partenza tre aspetti: l'interpretazione della realtà attraverso la struttura elencatoria (che però rientra a pieno titolo tra le peculiarità dell'estetica

tardoantica<sup>4</sup>), il rapporto tra arte e natura (anch'essa tematica ampiamente riscontrabile in altri autori tardolatini<sup>5</sup>) e la contraddittorietà della composizione poetica stessa che concilia spesso due estremi (*ludus* e *ars*, originalità e allusività). Sebbene ancora *in nuce*, come ammesso dall'accademico stesso, tuttavia la riflessione di Wolff sembra suscettibile di approfondimenti e di esiti potenzialmente interessanti per la futura ricerca.

Un solido approccio interpretativo contraddistingue anche il contributo di Bardo Maria Gauly (“Die Vergegenwärtigung des Heiligen: Zeit und Tempus in Prudentius’ *Peristephanon*”, pp. 207–229), il quale, applicando categorie linguistiche, indaga i metodi linguistico-letterari con cui il poeta esprime il concetto di tempo, alla luce della concezione cristiana, all’interno di una “zeitlose Heiligkeit” (p. 210). Pur nella prevalenza del tempo presente, lo studioso riscontra nel *Peristephanon* una frequente giustapposizione tra sequenze narrative, legate all’atto del martirio, e quella discorsivo-interpretative, dipendenti dalla venerazione dei santi coeva allo scrivente. I due casi studio apportati da Gauly perist. 1 a Emerito e Chelidonio e perist. 3 a Eulalia sono sicuramente esemplari per comprendere le modalità di ‘manipolazione’ temporale sfruttata da Prudenzio. In entrambi i componimenti i limiti cronologici vengono molteplici indeboliti, se non addirittura aboliti. Lo studioso rintraccia svariati espedienti con cui il poeta contribuirebbe allo sfocamento temporale: ad esempio all’interno dell’inno a sant’Eulalia nella narrazione del martirio il poeta diviene testimone oculare, espediente al quale Gauly applica la definizione di “relazione pseudo-simultanea” (p. 210) tra narratore e storia<sup>6</sup>. All’abolizione del tempo terreno contribuisce anche il *cliché* del *puer senex*. Ancora, la lettura tipologica tra la fuga di Eulalia dalla dimora paterna e la fuga degli Ebrei dall’Egitto crea secondo Gauly una “Überblendung” (p. 225) figurativa e cronologica in cui Eulalia diventa un perso-

4 Infatti J. Hernández Lobato. *Vel Apolline muto*. Estética y poética de la Antigüedad tardía. Bern 2012, pp. 389–401 classifica tra le ‘obras-catálogo’ molte di Ausonio e Sidonio a confronto con cataloghi visuali nella chiesa di Sant’Apollinare in Classe e nel Battistero Neoniano a Ravenna.

5 Basti il riferimento all’ampio lavoro di W. Nierste: *Natur und Kunst bei Claudian. Poetische concordia discors*. Berlin/Boston 2022 (Millennium-Studien 99) sui molteplici rapporti tra arte e natura in Claudiano. Cfr. anche M. Onorato in *Plekos* 26, 2024, pp. 119–123, URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-nierste.pdf>.

6 La definizione è tratta da S. M. Adema: *Tenses in Vergil’s Aeneid*. Narrative Style and Structure. Leiden/Boston 2019 (Amsterdam Studies in Classical Philology 31), p. 13.



naggio (pseudo-)biblico. L'esito è quello di un "immerwährende[...] Gegenwart" (p. 226, p. 228), un eterno presente in cui confluiscono tutti e tre gli aspetti temporali in vista della salvezza.

Rimane nell'ambito della composizione poetica anche il saggio successivo ("Avitus of Vienne's *De spiritalis historiae gestis*: Narrating Spiritual History", pp. 231–245), con cui Michael Roberts fa impeccabilmente emergere il rapporto tra narrazione ed esegesi nella parafrasi biblica di Avito. Nell'analisi tripartita, il primo capitolo ("Lexical Choice", pp. 232–235) si concentra su una sequenza di termini lessicali che con la loro doppia o molteplice accezione semantica coniugano l'aspetto diegetico a quello esegetico-tipologico, anche alla luce di confronti con Mario Vittorio (ad esempio *carcer*, *ergastulum* e *claustrum* in relazione all'arca). Poco meno di due pagine – sfortunatamente – sono dedicate al trattamento delle congiunzioni che connettono la narrazione principale agli *excursus* che, a differenza della polisemia lessicale, interrompono più o meno bruscamente la diegesi. Nonostante la brevità, tuttavia emergono le particolarità del poeta soprattutto nell'uso di *interea*, *ergo* e *at*. Nella terza sezione del contributo Roberts si sofferma sulle strategie narrative dispiegate da Avito negli episodi del Diluvio Universale e della traversata del Mar Rosso per rendere la progressione temporale all'interno di brani spiccatamente descrittivi ("Passage of Time in the Flood and Red Sea Narratives", pp. 237–245). Nuovamente, spicca la capacità di Avito nell'impiegare le caratteristiche formali, in parte tradizionali (paratassi, riferimenti alla successione temporale, articolazione binaria degli episodi), per creare una gabbia cronologica, cui adattare il materiale narrativo.

A chiudere la raccolta di saggi è quello di Bernhard Teuber ("Von der Prosa zum Vers: Lateinische Hagiographie und mittelalterliche Nachdichtungen iuxta rusticam Romanam linguam", pp. 247–282) che getta un ponte tra lo stile, la lingua e la letteratura tardolatina e la cultura letteraria medievale. Nella fattispecie, la sua attenzione si concentra sul rapporto tra la fertile stagione dell'agiografia tardolatina in prosa e in versi e quella medievale. Alla luce di una nutrita rassegna delle tappe miliari degli studi linguistico-letterari di XIX e XX secolo (e non solo), Teuber si concentra sul confronto tra le versioni tardolatine e medievali di due episodi: il primo è la figura del leone mansueto in due vite di Girolamo (l'una di un *incertus auctor* del nono-decimo secolo e l'altra della *Legenda aurea* di Giacomo da Varazze) e nell'*Yvain* di Chrétien de Troyes (1130–1180 ca.), il secondo è il dono del mantello nella vita di San Martino di Sedulio e nella *Vie de Monseigneur Saint Martin de Tours*

di Péan Gatineau (XII–XIII secolo). All’alta letterarietà dell’agiografia geronimiana anonima, che Teuber fa emergere rintracciando clausole metriche alla fine di svariati periodi, lo studioso contrappone la auerbachiana “kreatürliche[...] Wirklichkeit” (p. 272) della narrazione del poema cavalleresco basomedievale. Al contrario, se in Sulpicio l’*humilitas* cristiana è narrata con lo *stilus sublimis* in un’opera in prosa, dunque nuovamente secondo una accentuata “Stilmischung” (p. 277), nell’opera in versi ottonari del clerico medievale di Tours l’alto tasso di fisicità è volto all’espressione di empatia verso la *creature*. Con lo studio incrociato dei due episodi Teuber dimostra chiaramente come la rigida distinzione di generi e stili difficilmente rispecchi la molteplicità letteraria tardolatina e medievale, laddove clausole metriche sono intrecciate alla prosa e, parallelamente, opere epiche riservino molto spazio anche al materiale letterario di livello quotidiano.

Ampiezza tematica e solidità scientifica sono senz’altro i connotati primari dell’intera raccolta di studi che, andando a toccare numerosi generi letterari tardolatini (trattati grammaticali, epistolografia, parafrasi bibliche, omiletica, innografia), rendono conto della risonanza che i cambiamenti linguistici tra quarto e quinto secolo d.C. esercitano sui testi letterari, a fronte della formazione culturale dell’autore, sia essa ‘pagana’ (più tradizionalista) o cristiana (più innovatrice), delle finalità, del metodo (didattico), dello stile. In parallelo, colpisce anche l’estensione dell’indagine linguistica, sempre fermamente ancorata alle testimonianze testuali, sul piano sintattico, grammaticale e lessicale.

La miscellanea dimostra ancora una volta – qualora ve ne fosse bisogno – la necessità di dialogo tra le varie branche degli studi letterari (nel nostro caso la filologia, la linguistica, l’esegesi eccetera) che miri a ricostruire la complessità della cultura tardoantica in ogni suo aspetto.

---

Alessia Prontera, Università degli Studi dell'Aquila  
Dipartimento di Scienze Umane  
Assegnista di ricerca in Lingua e letteratura latina  
alessia.prontera@univaq.it  
Università Ca' Foscari di Venezia  
Dipartimento di Studi Umanistici  
Cultrice della materia in Lingua e letteratura latina  
alessia.prontera@unive.it

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Alessia Prontera: Rezension zu: Bardo M. Gauly/Alexander H. Arweiler (eds.): Sprache, Stil und Text in der lateinischen Spätantike. Beiträge zur lateinischen Literatursprache. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2025. In: Plekos 27, 2025, S. 223–231 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-gauly\\_arweiler.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-gauly_arweiler.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

## AUGUSTINUS, SERMONES DOLBEAU 11–25

Augustin: Œuvres de Saint Augustin. 10e série: Sermons. Sermons Dolbeau 11–20. Sous la direction de François Dolbeau et Martine Dulaey avec une équipe de chercheurs. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2023 (Bibliothèque augustinienne 77 B). 507 S. € 52.00. ISBN: 978-2-85121-324-2.

Augustin: Œuvres de Saint Augustin. 10e série: Sermons. Sermons Dolbeau 21–25. Sous la direction de François Dolbeau et Martine Dulaey avec une équipe de chercheurs. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2023 (Bibliothèque augustinienne 78 A). 490 S. € 50.00. ISBN: 978-2-85121-327-3.

Mit den Bänden 77 B und 78 A der Reihe „Bibliothèque augustinienne“ wird die Edition und Übersetzung der Sermones Dolbeau fortgesetzt. Nach Band 77 A zu Sermones Dolbeau 1–10 (besprochen in Plekos 25)<sup>1</sup> liegen hiermit die Bände zu Sermones Dolbeau 11–20 und 21–25 vor. Die Predigten wurden 1989 von François Dolbeau in der 1470/1475 geschriebenen Handschrift Mainz, Stadtbibliothek I 9 entdeckt und in rascher Folge in Zeitschriften (vor allem *Revue Bénédictine* und *Revue d'Études augustiniennes et patristiques*) erstmals ediert und unverändert in einem 1996 erschienenen Sammelband publiziert.<sup>2</sup> Die Entdeckung der Predigten, von denen zuvor aus karolingischen Bibliothekskatalogen nur die Titel bekannt waren, gilt als Jahrhundertfund und verlieh der Augustinusforschung neue Impulse.

Die fünfzehn Predigten zeugen von der thematischen Vielfalt augustinischer Homiletik. Neben der Exegese biblischer Perikopen (14 zu Mk 1,15; 16 zu Mt 12,33; 17 zu Lk 13,1–15; 19 zu Joh 6,29, Ps 84 und Phil 3,9; 20 zu Ps

1 C. Weidmann: Rezension zu: Augustin: Œuvres de Saint Augustin. 10e série: Sermons. Sermons Dolbeau 1–10. Sous la direction de François Dolbeau et Martine Dulaey avec une équipe de chercheurs. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2020 (Bibliothèque augustinienne 77 A). In: Plekos 25, 2023, S. 83–88 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/r-dolbeau\\_dulaey.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/r-dolbeau_dulaey.pdf)).

2 Augustin d'Hippone: Vingt-six sermons au peuple d'Afrique. Retrouvés à Mayence, édités et commentés par F. Dolbeau. Paris 1996 (Collection des Études augustiniennes. Série Antiquité 147).

17,36; 21 zu Röm 11,32–36 und Ps 59,3; 22 zu Ps 21) finden sich Predigten zur Nächsten- und Elternliebe (11 beziehungsweise 13), zur Ehe (12), zu Märtyrerfesten (15 und 18) und zur Epiphanie (23) sowie zur Auseinandersetzung mit Heiden und Donatisten, die das pastorale Wirken Augustins prägte (24 und 25).

Noch größer als die Zahl der Predigten ist die Zahl der Personen, die an diesen zwei Bänden mitgewirkt haben. Zu dieser *équipe de chercheurs* zählen namhafte Spezialisten aus dem Umfeld des Institut d'Études augustiniennes. Für jede Predigt zeichnet eine Person hauptverantwortlich, die in einer separaten Einleitung die wichtigsten Fragen betreffend Datierung, Lokalisierung und andere Umstände zusammenstellt, den Text kommentiert und eine vorliegende Übersetzung revidiert. Die gut lesbaren französischen Übersetzungen, die wie üblich auf der rechten Seite gedruckt sind, stammen von Dany Dideberg (Sermo 11.12), Aimé Gabillon (13), Pierre-Marie Hombert (14.16.17.19.20), Jean-Philippe Royer (15.18), Henri Rochais (21), Martine Dulaey (22) und Madeleine Moreau (23–25). Von den zwei Fußnotenapparaten fungiert der eine als textkritischer Apparat, in dem die Emendationen und die wichtigsten Korrekturvorschläge dokumentiert sind, der andere bietet kurze Sacherklärungen zur Übersetzung (vor allem Bibelzitate, Parallelstellen, Kommentare, Sekundärliteratur und vieles mehr); umfangreichere Kommentierungen finden sich, wie in dieser Reihe üblich, in den *Notes complémentaires* jeweils am Ende des Bandes (S. 393–477 beziehungsweise S. 409–462). Die Kommentierung der Predigten wurde mit Ausnahme von Sermo 24 von je einer Person durchgeführt: Jérôme Lagouanère (Sermo 11/3 *Notes complémentaires*), Mickaël Ribreau (12/2), Pierre Descotes (13/2), Mariagnese Giusto (14/2), Matthieu Pignot (15/2), Marie Pauliat (16/4), Nathalie Requin (17/1), Laetitia Ciccolini (18/1), Isabelle Bochet (19/8; 20/0; 24/1; 25/2), Hugues Vermès (21/2); Martine Dulaey (22/4; 24/1); Jérémy Delmulle (23/3). Dieselbe Person ist im Allgemeinen jeweils auch für die Revision der Übersetzung der Predigt verantwortlich (Ausnahmen sind Dulaey für Sermo 14; Dulaey und Bochet für Sermo 19 und 20; André Bousissou für Sermo 22).

Trotz der großen Zahl an Mitwirkenden sind beide Bände einheitlich nach den bekannten Prinzipien der Editionsreihe gestaltet (*Notes* 11 und 12 weichen von den anderen insofern ab, als sie bibliographische Angaben im Lauftext anbieten, während sich sonst immer eine Bibliographie am Ende jedes Kommentartexts findet). Für die homogene Präsentation der Bände ist

zweifelloso das von Freundschaft und Harmonie geprägte Klima der Bearbeiter verantwortlich, an dem, wie im Vorwort gesagt wird (77 B, S. 6), Augustinus Gefallen gefunden hätte.

Der lateinische Text unterscheidet sich nur geringfügig von dem der magistralen *Editio princeps*; diese Textänderungen beruhen im Wesentlichen auf Korrekturen von Rezensenten, Übersetzern oder den Bearbeitern der Predigten. Einige sicherlich zutreffende Konjekturevorschläge werden – wie in der *Editio princeps* – nur in der Fußnote vorgeschlagen, aber nicht in den Text gesetzt. So wird man etwa in 21,6 der Konjektur *ore <re>nuntiante* vorbehaltlos zustimmen. Unmittelbar davor findet sich der Satz (*mens*) *sentit in vocibus canorum et asperum, sed renuntiantibus auribus*; hier wäre analog zum folgenden *canora et absurda aures renuntiabant* die Konjektur *absurdum* anstelle von *asperum* zu erwägen (cf. Aug. c. Iulian. op. imperf. 4,49: *sensu aurium percepisse canora et absurda*). In 13,6 ist die Athetese von *qui* nicht zwingend, weil wahrscheinlich ein Anakoluth vorliegt.

Einige Textänderungen dürften auf Überprüfung der Handschrift basieren. Wohl auf einer falschen Interpretation des handschriftlich überlieferten Texts beruht die Neuerung in 25,17: *indignare esse humilis, propter quem deus factus est humilis*. Hier findet sich ein unverständliches *indignare*, wo die *Editio princeps* sicherlich korrektes *dignare* liest, das auch durch die Parallelstelle Augustinus, Sermo 117,17 (RBen. 124, 252, 443: *dignare esse humilis propter te quia deus dignatus est humilis esse*) gestützt wird. Anscheinend wurde hier eine Interpunktion in der Handschrift fälschlich als *in* aufgelöst. Stichproben in der Handschrift zeigen, dass durch eine neuerliche Kollation immer noch Textverbesserungen möglich sind. So bietet in 25,26: *quo currerit, ubi genua figere voluit* die Handschrift an dieser oft zitierten Stelle nicht *currerit*, sondern *cucurrit*, das sicherlich in den Text zu setzen ist. Mit dieser Korrektur wird nicht nur die morphologisch korrekte Form restituert, sondern auch der störende Moduswechsel in den indirekten Fragen behoben. Ebenso ist in 21,17 eine Textverbesserung möglich. Der edierte Text lautet *quasi responderetur quare, quis est iste [...] quia ipsius est, inquit, regnum [...]*. Für die harte Abfolge der Fragewörter *quare, quis* bietet sich die Konjektur *quaerenti quis* an, was die Übersetzung mit „à cette question“ vorwegnimmt. Tatsächlich aber zeigt eine Überprüfung der Handschrift, dass die Silbe *in* hinzuzufügen ist und der Text wie folgt zu lauten hat: *Quare, inquis, est iste ad quem convertentur [...] quia ipsius est, inquit, regnum [...]*, wodurch sich eine logische Abfolge von Frage und Antwort ergibt.

### Einige weitere Bemerkungen zum Text:

11,6: *relinquis ergo mortalia morituro*. Es besteht kein Grund, das überlieferte *morturus* zu verwerfen; denn nach *omnes transeuntes, nemo permanens* wird der Blick von der Vergänglichkeit der Väter auf die Vergänglichkeit der angesprochenen Person und nicht die seiner Nachfolger gelenkt; der folgende Satz (*nescis cui congreges ea, et iactas te filii dilectorem*) handelt eben nicht davon, dass auch der Sohn sterblich ist, sondern dass der sterbliche Erblasser faktisch keinen Einfluss auf sein Vermögen hat.

11,11: *video enim quo tendas et volueris te*. *Volueris* ist eine Konjektur anstelle von überliefertem *volvis*, kann aber wegen des folgenden *te* kaum als Form von *velle* interpretiert werden („où se portent ton inclination et ta volonté“). Eine klare Lösung ist nicht in Sicht; eventuell ist an *volvas* zu denken.

22,19: Die Konjektur *huius* statt *cuius* erscheint mir nicht zwingend.

In 25,26 *se adiuuare sentit* liegt wohl ein Druckfehler für *se adiuuari sentit* vor; die Handschrift bietet *adiuvari* (*adiuare* ac.).

23,5: *quod [...] uti*; 25,14: *quod [...] indigent*: der augustinische Sprachgebrauch legt nahe, die Konjektur *quo* zu erwägen.

In formaler Hinsicht ist zu bemerken, dass der Gebrauch eckiger Klammern im fragmentarisch überlieferten Sermo 16 nicht einheitlich ist; sie markieren in den Kapiteln 1–3 und 6–8 jene Stellen, die in der Mainzer Handschrift erhalten sind, während sie in Kapitel 5 für die Tilgung der als Glosse identifizierten Wortgruppe *pro posse* verwendet werden; unerklärt bleibt in Sermo 22 die doppelte Kapitelzählung 2 [1], 3 [2], usw.

Was die Kommentierung betrifft, hat sicherlich jeder Leser unterschiedliche Erwartungshaltungen und würde manches ausführlicher, manches knapper wünschen. Es wurde aber mit Sicherheit ein ausgewogenes Verhältnis zwischen dem Text und den Kommentaren gefunden. In 11,2 (*latam legem brevi praecepto conclusit*/„a condensé l'étendue de la Loi dans la brièveté d'un précepte“) wäre für den Leser, der sich von der französischen Übersetzung her nähert, ein Hinweis auf die Doppeldeutigkeit von *latam legem* angebracht. Denn jeder lateinische Zuhörer verstand hier nicht nur „das breite/weite Gesetz“, sondern auch „das gegebene Gesetz“. In 16,13 liegt mit *spes inanes pascis* wohl eine Reminiszenz zu Vergil Aen. 10,627: *spes pascis inanis* vor. An manchen Stellen könnten Anspielungen auf den Bibeltext wie in der *Editio princeps* ausgewiesen werden, etwa 24,10: *filius minor, cui servit maior*, wo ein Hinweis auf Gen 25,23 zu erwarten wäre.

Die Übersetzung ist gut lesbar und vermittelt auch dem Leser, der mit dem lateinischen Text weniger vertraut ist, ein eindrucksvolles Bild der augustini-schen Rhetorik und Homiletik. Übersetzungsfehler gibt es so gut wie keine. Nur in 16,5: *si domus tua plena est bonis et te habet malum* scheint die Übersetzung „tandis que le mal te possède“ nicht das Richtige zu treffen; denn auch im zweiten Teil ist das Subjekt nicht *malum*, sondern *domus*; *malum* ist als akku-sativisches Prädikatsnomen zu *te habet* aufzufassen. Diese Deutung wird durch die folgende fiktive Rede der materiellen Güter an den Zuhörer be-stätigt: *sicut tu nos bona vis habere, sic et nos te volumus bonum dominum habere*. Alle weiteren hier aufgezählten Punkte sind als kleine Unaufmerksamkeiten an-zusehen, etwa die Auslassung einiger Wortgruppen in der Übersetzung (zum Beispiel 11,12: *dilectionem tuam, qua diligas teipsum* oder 22,13: *et dicit*) oder die Diskrepanz einiger Stellen zwischen Übersetzung und Kommentar (so stim-men die in Notes 1 übersetzten Stellen nicht immer mit der Hauptüberset-zung überein). Ähnlich verhält es sich bei Änderungen im Text oder im Ap-parat erwogenen Konjekturen: In 13,10 wird zwar die Konjektur *audi* in den Text gesetzt, übersetzt wird aber überliefertes *audit*; in 14,8 wird überliefertes *quia* im Text beibehalten, die Übersetzung („celui qui“) folgt aber der im Apparat vorgeschlagenen Konjektur *qui*; gleich in der nächsten Zeile wird die emphatische Wiederholung von *deus* durch die in den Text gesetzte Kon-jektur von *dixit* gemildert; übersetzt wird aber beides („Dieu, c’est Dieu qui m’a dit“); in 16,14 bietet der Text den konjizierten Konjunktiv *recedant*, die Übersetzung folgt aber dem überlieferten Indikativ *recedunt* („ils s’éloi-gnent“); in 22,1 findet sich im Text *nam*, in der Fußnote wird die Athetese erwogen und in der Übersetzung wird das Wort übergangen; ähnlich verhält es sich mit *et* in 25,10. In 17,8 ist im letzten Satz das störende – und auch in der Übersetzung nicht berücksichtigte – *ut* wohl zu tilgen.

Die hier aufgezählten Kleinigkeiten sollen den positiven Gesamteindruck dieser Bände in keiner Weise schmälern. Den Verfassern ist es gelungen, mit profunder Sachkenntnis einem breiten Publikum einen der wichtigsten Neu-funde neuerer Zeit in lateinischer Literatur näherzubringen. Die zwei Bände werden in vollem Umfang den Erwartungen an eine moderne Übersetzung gerecht und lassen mit Ungeduld auf die Fortsetzung warten.



---

Clemens Weidmann, Paris-Lodron-Universität Salzburg  
Fachbereich Altertumswissenschaften – Klassische Philologie  
CSEL (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum)  
Clemens.Weidmann@plus.ac.at

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Clemens Weidmann: Augustinus, Sermones Dolbeau 11–25. Rezension zu: Augustin: Œuvres de Saint Augustin. 10e série: Sermons. Sermons Dolbeau 11–20. Sous la direction de François Dolbeau et Martine Dulaey avec une équipe de chercheurs. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2023 (Bibliothèque augustinienne 77 B) und Augustin: Œuvres de Saint Augustin. 10e série: Sermons. Sermons Dolbeau 21–25. Sous la direction de François Dolbeau et Martine Dulaey avec une équipe de chercheurs. Paris: Institut d'Études augustiniennes 2023 (Bibliothèque augustinienne 78 A). In: Plekos 27, 2025, S. 233–238 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-dolbeau\\_dulaey2.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-dolbeau_dulaey2.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Tabea L. Meurer/Veronika Egetenmeyr (eds.): *Gallia docta? Education and In-/Exclusion in Late Antique Gaul*. Tübingen: Mohr Siebeck 2023 (Studies in Education and Religion in Ancient and Pre-Modern History in the Mediterranean and Its Environs 19). XVIII, 430 pp., 12 ill., 1 map. € 89.00. ISBN: 978-3-16-162437-7.

Gli obiettivi e i presupposti metodologici di questo cospicuo e ambizioso volume, che raccoglie gli atti di un convegno che si è tenuto *on line* nel marzo 2021, sono esposti con sistematicità doviziosa e alquanto prolissa nell'introduzione<sup>1</sup>. I Curatori prendono le mosse dalla definizione (sociologica) di "education" come "a lifelong formation of a person through social and institutional influences as well as experiences" (p. 8), dunque come "a communication process" e "a form of social action" (p. 10), per poi formulare l'utile definizione di "educational communities" basata sulla condivisione di conoscenza, norme sociali e finalità: queste comunità, in cui l'educazione è utilizzata come "cultural capital" per costruire l'identità collettiva, possono collocarsi nello spazio e nel tempo, ma possono anche essere "literary discursive constructions that are transmittable through time and space" (pp. 10–11); in questo senso, la Gallia è vista come "a meta-landscape" che ospita diverse "educational communities" (p. 11). Lo scopo del volume è d'altronde sinteticamente indicato da Peter Gemeinhardt, che segnala l'interesse precipuo per "the stability and transformation of literary life and educational practice" nella Gallia della tarda antichità: un processo messo a fuoco "by applying the analytical lens of 'exclusion and inclusion' to the dynamical situation which the sources reveal"<sup>2</sup>.

La prima di queste forme sociali presa in considerazione (investita peraltro di una funzione esemplificativa) è la comunità monastica che costruisce "an educational landscape" (p. 51) nelle isole di Lérins e che offre ai suoi membri un rifugio rassicurante dalle difficoltà e dalle paure derivanti dalla disgregazione dell'impero romano: Veronika Egetenmeyr si sofferma su Eucherio di Lione che, con le lettere *De contemptu mundi* e *De laude eremi*, contribuisce alla fondazione di questa comunità e ne promuove lo sviluppo mediante il

1 V. Egetenmeyr/T. L. Meurer: Introduction: Approaches to Education and In-/Exclusion, pp. 1–35.

2 P. Gemeinhardt: Foreword, pp. IX–XI.

proselitismo, coniugando l'educazione classica con la filosofia cristiana<sup>3</sup>. Sull'ascetismo monastico si concentra anche Jan-Markus Kötter, che prende le mosse da un'anonima cronaca gallica redatta nel 452 proprio nell'ambiente monastico di Lérins per delineare l'identità di un gruppo sociale caratterizzato come “educational community”, sulla base di una serie di testi letterari che formano un “Lektürekanon” (p. 128) dal valore formativo e normativo, tra cui spicca la *Vita Martini* di Sulpicio Severo<sup>4</sup>. La condizione delle donne nell'organizzazione monastica è invece studiata da Maik Patzelt alla luce della *Regula ad virgines* di Cesario di Arles “that sought to hinder women from obtaining religious authority”, limitando sia il loro bagaglio culturale, sia le occasioni di vita sociale che potevano consentire loro “to maintain their *dignitas*” (p. 277)<sup>5</sup>.

D'altra parte sembra che le donne, al di fuori della vita monastica, non fossero escluse dalle comunità culturali: Hendrik Hess esamina il ruolo delle figure femminili nelle raccolte epistolari di Sidonio Apollinare, Ruricio di Limoges e Avito di Vienne, constatando che le donne sono di rado le destinatarie dirette delle lettere, eppure “they played a key role in the aristocratic representation, especially when addressed alongside or linked with their husbands” (p. 250)<sup>6</sup>. Un elemento particolare della struttura epistolare, ovvero l'uso di pronomi e verbi singolari e plurali in funzione dei destinatari, è vagliato invece da Joop van Waarden, che passa in rassegna le lettere di Sidonio Apollinare, Fausto di Riez, Claudiano Mamerto, Ruricio di Limoges, Avito di Vienne ed Ennodio: ciascuno di questi dimostra un diverso grado di libertà, in relazione ai differenti interlocutori, “in ways that confirm or defy their rank, their age and their relationship to the epistolographer” (pp. 111–112)<sup>7</sup>. La categoria specifica delle lettere di raccomandazione, ancora nell'epistolario di Sidonio Apollinare, è presa in considerazione da Willum

3 V. Egetenmeyr: *Eucherius of Lyon and the Educational Communities of Lérins*, pp. 39–68.

4 J.-M. Kötter: *Novi Martini*. Die Bildungsgemeinschaft der Gallischen Chronik von 452, pp. 119–141.

5 M. Patzelt: *The Fusion of Secular and Spiritual Education in Gallic Cloisters. A Re-reading of Caesarius' Regula ad virgines*, pp. 257–281.

6 H. Hess: *The Role of Women in Gallic Letter Collections in the Second Half of the Fifth Century*, pp. 237–256.

7 J. van Waarden: *A Gentleman Weighs His 'You' and 'I'*. Inclusion in the Letters of Faustus, Mamertus Claudianus, Ruricius, Avitus and Ennodius, pp. 91–115.

Westenholz, che mette in luce la varietà dei toni e dei tratti formali di cui l'autore si vale per esprimere diversi livelli di approvazione (con curiose soluzioni di compromesso tra 'inclusion' ed 'exclusion', come indica la definizione ossimorica di "exclusive inclusion" [p. 293]) nei confronti delle persone raccomandate, arrivando finanche a negoziare "the face-threatening situation of supporting someone who, according to the societal norms of the time, was unworthy of support" (pp. 298–299)<sup>8</sup>.

Un altro tema rilevante del volume, come del periodo che ne costituisce l'oggetto di studio, è il confronto con i 'barbari': le idee riguardanti la loro integrazione nel mondo romano, espresse da diversi autori (tra cui Sulpicio Severo, Salviano di Marsiglia, Paolo Orosio, Rutilio Namaziano, Commodiano e ancora Sidonio Apollinare), sono indagate da Christian Stadermann, che individua un punto fermo condiviso da tutti, pur con diversi accenti e curvature: "that the barbarians settling on Roman territory would have to adapt to their new environment in political, social and cultural terms", con riferimento al rispetto delle leggi romane e alla condivisione della religione cristiana, o con la condizione più stringente e simultaneamente più vaga di "a more comprehensive adaptation to a 'Roman cultural ideal', however defined" (p. 166)<sup>9</sup>. Su Sidonio Apollinare ritorna poi più ampiamente Gernot Michael Müller, che parla di "ambivalentes Verhältnis" (p. 199) relativamente ai *Carmina minora* e alle epistole: se nei primi l'autore tende a escludere i barbari dalla comunità culturale gallo-romana, nelle lettere si riscontra una relativa apertura ai membri delle élites non romane, purché si mostrino adeguatamente motivati e ricettivi verso il patrimonio culturale tradizionale<sup>10</sup>.

Un'idea di tale patrimonio e del suo significato per l'aristocrazia tardoantica si può ricavare dal capitolo di Nikolas Hächler, che prende in esame il "Tesoro d'argento" di *Castrum Rauracense* (oggi Kaiseraugst, in Svizzera), soffermandosi sulla raffigurazione dell'infanzia e dell'educazione dell'eroe sul "Vassoio di Achille" e sull'immagine della *villa maritima* sulla "Meerstadt-

8 W. Westenholz: When You Have Nothing Nice to Say ... Some Unkind Letters of Recommendation from the Pen of Sidonius Apollinaris, pp. 283–300.

9 C. Stadermann: Barbarians within the Gates. Integration and Disintegration in Late Roman Gaul, pp. 143–174.

10 G. M. Müller: Zwischen Abgrenzung und Integration. Sidonius Apollinaris' *Carmina minora* im Horizont der Bildungsgeschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts, pp. 175–207.

platte”: due oggetti pensati per interagire con i proprietari e con i loro commensali, stimolando la conversazione su temi culturali, la cui conoscenza “was an essential prerequisite for overcoming the limitations of the originally mute silver objects” (p. 355)<sup>11</sup>. Alcuni aspetti più propriamente letterari del bagaglio culturale romano sono invece trattati da Raphael Schwitter, che parla di “school poetry”, la poesia legata più o meno strettamente alle pratiche scolastiche, distinguendo “the rhetorical phenotype” e “the ‘ludic’ phenotype”: il primo consiste nelle diverse forme di descrizioni, declamazioni, *sententiae* e *fabulae* disseminate negli *Epigrammata Bobiensia*, nell’*Anthologia Latina* e nei *Romulea* di Draconzio, che però non ha niente a che fare con la Gallia, collocandosi piuttosto nel regno dei Vandali; la seconda categoria comprende invece opere caratterizzate da “a strong awareness of textuality”, nonché “the manipulation of word and form, especially metre” (p. 78), con una forte enfasi sul concetto di *lusus* poetico legato all’*otium litteratum*<sup>12</sup>. Maestro di questo tipo di esercizi di stile è Ausonio, qui preso in conto in modo forse troppo sintetico e riduttivo, senza nemmeno citare carmi come il *Technopaegnon* e il *Griphus ternarii numeri*, e senza un’adeguata discussione della bibliografia *ad hoc*. Sono comunque condivisibili le conclusioni, in cui si rifiuta la tendenza tradizionale a svalutare e a marginalizzare tale produzione poetica, che si rivela invece “deeply rooted in the literary culture of the élite” e, al tempo stesso, non priva di “a significant impact on the literary discourse itself” (p. 84).

Ausonio si può forse considerare il ‘grande assente’ di questa rassegna di studi, non di rado riguardanti costumi culturali e pratiche letterarie di cui proprio lui è stato fondatore o, quanto meno, promotore nella tarda antichità. Il poeta-professore di *Burdigala* avrebbe infatti meritato maggiore attenzione anche da parte di Judith Hindermann, che si occupa di cataloghi e “liste” nelle epistole e nei carmi di Sidonio Apollinare, concentrandosi soprattutto sulle rassegne di “literary authorities”, di cui egli si serve per contribuire alla costruzione della comunità culturale, scegliendo gli *auctores* da proporre alla lettura e all’emulazione, mediante un processo di “inclusion

11 N. Hächler: (Re-)Presenting *παιδεία* through Objects. Exclusion and Inclusion through the *studia litterarum* on the Example of the Treasure of Kaiseraugst, pp. 331–359, con 12 nitide figure in bianco e nero.

12 R. Schwitter: Writing Poetry in the Schools of Gaul – Rhetorical Practice and Literary Pursuit, pp. 69–90.

and exclusion through education” (p. 212)<sup>13</sup>. Ad Ausonio, che ha composto diverse opere impregnate su una struttura interamente o prevalentemente catalogica (come il *Technopaegnon* e il *Griphus ternarii numeri* appena citati, ma anche raccolte epigrammatiche come i *Caesares* e gli *Epitaphia heroum*, senza contare le numerose “liste” presenti nelle cosiddette *Eclogae*) e che si potrebbe finanche definire l’inventore del catalogo come genere poetico, non sono dedicate che due righe nella conclusione, con l’esclusiva menzione di “his famous fish catalogue” (p. 232) della *Mosella*, a cui si aggiungono altre due righe sull’*Ordo urbium nobilium* in nota. Sidonio Apollinare è ancora al centro dell’interesse di Alison John, che indaga la conoscenza della lingua e della cultura greca nella tarda antichità, dimostrando in modo innovativo e del tutto persuasivo che “his interest in philosophy and Greek texts goes beyond the knowledge of the schoolroom” (p. 325), associando “long-distant philosophers and authors from the traditional canon” (p. 324) ad autori cristiani più vicini nel tempo, quali Giovanni Crisostomo e Gregorio di Nazianzo<sup>14</sup>. Anche in questo caso, sarebbe stato utile un richiamo più cospicuo ad Ausonio (menzionato rapidamente per il solo *Ludus septem sapientum*, da cui Sidonio riprende ripetutamente il tema dei sette sapienti): la sua conoscenza della lingua e della cultura greca, negata o ridimensionata da una parte della critica, ma chiaramente testimoniata dalle sue opere, corrobora la tesi della presenza del greco nella scuola e nella formazione della classe intellettuale, nella Gallia della tarda antichità.

Ausonio è finalmente protagonista del contributo di Tabea Meurer che, nonostante qualche carenza bibliografica<sup>15</sup>, propone un’interessante e convincente interpretazione della *Commemoratio professorum Burdigalensium* come costruzione di una comunità educativa, identificata idealmente con la ‘patria’ del poeta, che si configura in termini di “landscape of learning that goes beyond the borders of the town” (p. 364)<sup>16</sup>. Questo capitolo non basta però a dissipare la perplessità suscitata dal ruolo così circoscritto che, in un volume dedicato al paesaggio culturale della Gallia nella tarda antichità, si attribuisce

13 J. Hindermann: Lists as a Means of Education. The Inclusion of Literary Authorities in Sidonius Apollinaris’ Letters and Poems, pp. 211–236.

14 A. John: Greek in the Literary Circles of Sidonius’ Gaul, pp. 303–330.

15 A cominciare dall’edizione commentata di P. Dräger (ed.): Decimus Magnus Ausonius, *Sämtliche Werke*. Vol. 1: (Auto-)biographische Werke. Trier 2012.

16 T. L. Meurer: Ausonius’ *Professores*. A Landscape of Learning in Fourth-Century Gaul?, pp. 361–383.

a un autore come Ausonio, che costituisce un punto di riferimento imprescindibile nel contesto culturale che prende forma in queste coordinate geografiche e cronologiche, tanto più se si parla di scuola e insegnamento. Cionondimeno, il volume rimane complessivamente apprezzabile e stimolante. Si conclude con utili *indices locorum* (p. 391–414), *geographicus* (pp. 415–418) e *nominum* (pp. 419–429), mentre ogni contributo ha la propria bibliografia.

---

Giampiero Scafoglio, Université Côte d'Azur, Nice  
Département de Lettres classiques  
Professeur de Langue et de littérature latines  
Giampiero.Scafoglio@univ-cotedazur.fr

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Giampiero Scafoglio: Rezension zu: Tabea L. Meurer/Veronika Egetenmeyr (eds.): *Gallia docta? Education and In-/Exclusion in Late Antique Gaul*. Tübingen: Mohr Siebeck 2023 (Studies in Education and Religion in Ancient and Pre-Modern History in the Mediterranean and Its Environs 19). In: Plekos 27, 2025, S. 239–244 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-meurer\\_egetenmeyr.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-meurer_egetenmeyr.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

John Richard Melville Jones: *Testimonia Numaria Romana. Greek and Latin Texts Concerning Roman Coinage*. London: Spink Books 2023. VII, 687 p. £ 80.00. ISBN: 978-1-912667-97-0.

The “*Testimonia Numaria Romana*” is the long awaited sequel to John R. Melville Jones’ “*Testimonia Numaria. Greek and Latin Texts Concerning Ancient Greek Coinage*”.<sup>1</sup> With its 687 pages, the volume assembles a selection of ancient Greek and Roman text fragments and inscriptions related to ancient Roman coinage and its production and distribution, as well as the agents behind it. Chronologically, the scope runs from the introduction of Roman coinage up to the monetary reorganisation of Anastasius in the fifth century. Some later-dated texts are also included as they are relevant for the periods discussed. Although the volume states that it has left out a lot of subjects, such as texts that are related to weights of medicines and others that refer to the careers of men who assumed a function related to finances or coin production, the volume remains copious.

The collection of the source material in the volume is divided into several thematic chapters, relating to: 1) “Coinage and Money in the Early Days of Rome [001–142]” (pp. 1–95); 2) “Republican Coinage [143–392]” (pp. 97–237); 3) “Imperial Coinage [393–446]” (pp. 239–271); 4) “Coinage of Individual Emperors [447–663]” (pp. 273–405); 5) “Roman Mints and Minting [664–752B]” (pp. 407–468); 6) “Money Changers and Testers [753–786]” (pp. 469–493); 7) “Coin Hoards [787–789]” (pp. 495–497); 8) “Forgeries and Other Irregularities [790–807]” (pp. 499–509), and 9) “Late Roman Imperial Legislation on Coinage [808–886]” (pp. 511–573). The texts within each chapter are mainly ordered chronologically, with the exception of the legal texts in chapter 9. A tenth chapter deals with the names of the different coins used in the Roman Empire and some other related numismatic terms (“Roman Coin Names [887–995]”, pp. 575–611). Here, the lemmas are ordered alphabetically. The volume closes with a section with “Varia and Addenda [996–1054]” (pp. 613–650).

No predecessor of this kind of *testimonia* is known to me. Of course, other scholars have previously published on the history of Roman coinage, based,

1 J. R. Melville-Jones: *Testimonia Numaria. Greek and Latin Texts Concerning Ancient Greek Coinage*. 2 vols. London 1993–2007.



for example, on texts from antiquity.<sup>2</sup> Much has also been written on the production and distribution of coinage, as well as on banking and credit.<sup>3</sup> Furthermore, the studies related to iconography and the selection of coin types make intensive use of ancient texts in order to gain a glimpse of how Roman administration and its central power thought about the selection of coin types and their impact.<sup>4</sup> Yet, this is the first time that such a volume has assembled different kinds of texts – literary, documentary, religious and legal – related to all domains of Roman coinage. Some texts have already been intensively explored, whereas others need to be discovered or rediscovered by scholars.

Being an expert in numismatics, especially in the field of coin production and its administration, but also mastering the languages of ancient Greek

- 2 A list will be too long for this review. I therefore want to quote here W. E. Metcalf (ed.): *The Oxford Handbook of Greek and Roman Coinage*. Oxford/New York 2012 (Oxford Handbooks) and F. Kemmers: *The Functions and Use of Roman Coinage. An Overview of 21st Century Scholarship*. Leiden/Boston 2019 (Brill Research Perspectives/Ancient History) as a good starting point for further reading on the history of Roman coinage and the debates around it as well as the seminal books of L. M. Yarrow: *The Roman Republic to 49 BCE. Using Coins as Sources*. Cambridge 2021 (Guides to the Coinage of the Ancient World) and C. Rowan: *From Caesar to Augustus (c. 49 BC–AD 14). Using Coins as Sources*. Cambridge/New York 2019 (Guides to the Coinage of the Ancient World).
- 3 Here too a selection is made of publications on these topics: B. D. R. Hellings: *The Denarii of Septimius Severus and the Mobility of Roman Coin: The Case of Roman Germany*. In: *NC* 176, 2016, pp. 171–181; C. Howgego: *Coin Circulation and the Integration of the Roman Economy*. In: *JRA* 7, 1994, pp. 5–21; M. Reddé (ed.): *De l'or pour les braves! Soldes, armées et circulation monétaire dans le monde romain*. Bordeaux 2014 (*Scripta Antiqua* 69); C. Ellithorpe: *Striking a Dissonant Chord: The Geographical Targeting of Trajan's *Debellator* Coinage in Dacia*. In: M. Caccamo Caltabiano (ed.): *XV International Numismatic Congress, Taormina 2015. Proceedings*. Vol. 2. Rome/Messina 2017, pp. 742–748; J. Andreau: *La vie financière dans le monde romain. Les métiers de manieurs d'argent (IVe siècle av. J.-C.–IIIe siècle ap. J.-C.)*. Rome 1987 (*Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome* 265); M. Bange: *Kreditgeld in der römischen Antike. Ursprünge, Entstehung, Übertragung und Verbreitung*. Rahden, Westf. 2014 (*Pharos* 33).
- 4 See, among others, C. F. Noreña: *Coins and Communication*. In: M. Peachin (ed.): *The Oxford Handbook of Social Relations in the Roman World*. Oxford/New York 2011, pp. 248–268 (Oxford Handbooks); E. Manders: *Coining Images of Power. Patterns in the Representation of Roman Emperors on Imperial Coinage, A.D. 193–284*. Leiden/Boston 2012 (*Impact of Empire* 15); L. Claes: *Kinship and Coins. Ancestral and Familial Representation on Roman Imperial Coinage under the Principate*. Leuven 2025.

and Latin, Melville Jones provides a translation in English for every ancient text. Furthermore, all texts are given some additional context. All this means that the volume will be a valuable seminal work not only for specialists in the numismatic field, but also for historians, students and all kinds of scholars as well as people interested in Roman coinage. The introduction, which is strangely limited to two pages (pp. III–IV), states that the volume only contains texts that are considered relevant for the subjects discussed in the chapters. However, no further argumentation is given on the choices made, although some extra background information is provided at the beginning of each chapter. Here, it is also a pity that no further attention is paid to bigger, but also smaller, debates that are ongoing regarding some issues. Yet, bibliographical references for specific arguments and theories are sometimes mentioned. Concerning the case of the selection of messages on Roman imperial coinage, the volume's commentary on Statius' *Silvae* 3.3.103–105 [no. 703] refers to an article published by the author of this review stating that the *a rationibus* was the official responsible for selecting the images and legends on the coins. Yet, there is no mention of whether this issue is part of the bigger debate on the 'propagandistic' value of Roman coinage and the authorities behind it, nor does the text discuss the involvement of other candidates who could have selected what is on the coins.<sup>5</sup> Another example concerns the monetary legislation of Marcus Marius Gratidianus discussed by Cicero in his *de Officiis* 3.20.80 [no. 387]. Here, the commentary refers to several older publications by Michael H. Crawford, although Gratidianus' legal tender law is also the subject of a recent, bigger study by Liv M. Yarrow. This study touches on such issues as the serration of the *denarius*,<sup>6</sup> a debate that is also related to the text of Pliny's *Natural History* 33.46.132 on Mark Antony allegedly mixing his silver *denarii* with iron [no. 388]. Here, too, there is no further debate, let alone that it is possible to reconstruct this particular debate without any prior knowledge. Yet, here, the introduction to the volume already included a disclaimer admitting that the volume does not purport to be a survey of coinage in the Roman world, where all sources are

5 For more on this debate, see F. Kemmers: Coin Iconography and Social Practice in the Roman Empire. In: L. K. Cline/N. T. Elkins (eds.): *The Oxford Handbook of Roman Imagery and Iconography*. Oxford/New York 2022 (Oxford Handbooks), pp. 339–357.

6 Yarrow (note 2), pp. 45–46.

presented with full annotation and commentary. Nor does it claim to be an educational sourcebook.

Nonetheless, several of the texts are a pleasure to read in their own right. Here in particular, I want to quote the fragments of Plinius' *Natural History*. Plinius' encyclopaedia is well known for its descriptions of botany, astronomy and geography, but his work has also assembled a breadth of knowledge related to metallurgy and numismatics. Here, in particular the fragments [nos. 98.1–6] related to the early coinage of Rome are of particular interest, as well as Melville Jones' comments on them. The same applies for Livy. His *Ab Urbe condita* is used as one of primary sources for the history of the Roman kings and the Republic, but it also contains a lot of useful references to the development of Roman coinage and the use and misuse of money [e.g. nos. 016; 048–060; 069–071; 073–077; 079–085; 100–104; 108–122; 150–197; 200–201; 205–228; 230–245; 254–293]. Along the same lines, the references by various authors and inscriptions to Iuno, her epithet Moneta, and temple, are interesting to read on their own [nos. 666–678]. Furthermore, the chapter with the texts on forgeries and other irregularities reads as a crime novel at some points [nos. 790–807].

As with all volumes that comprise a lot of data, errors do occur. Unfortunately, there are a lot of typological errors in the indices ("Index of Sources", pp. 653–658; "Index of Names and Subjects", pp. 659–671), which list some references twice (e.g. *optio* and *triens*); leave some references out (e.g. to cited fragments of Cicero's *de Officiis* [nos. 387; 390; 391; 798; 799]); refer to a text number whereas the reference is cited in another text but on the same page (e.g. no. 448 on p. 274 is discussed in no. 447 on p. 274) or record references to the ancient sources not in numerical order (e.g. Plinius, *Natural History* 34.38.137 is listed after and before references within book 33). Furthermore, some selected texts are included twice, such as Martialis' fragment *Noises of the City*, which appears on page 473 [no. 759] and reappears on page 477 [no. 768] without any evident reason why the fragment needed to be included twice in this same chapter on money changers and testers. This last issue, however, is addressed in the introduction, which states that there was insufficient time to delete double cited texts as all texts would then need to be renumbered and there was no time for a repagination to be performed. This lack of time probably also explains why the chapter on money changers and testers starts two pages earlier (p. 469) than indicated in the contents (p. 471). Yet, although the editing of the volume gives the impression of having been

done in haste, readers should not be too hasty in making a judgement here. Often repetitions of texts are done on purpose, so that readers can find the relevant passages under the different subjects discussed. In this way, the repetition of texts aims to increase the user friendliness of the volume.

A final remark, or rather an observation, concerns the visual sources from antiquity related to coin production and coin use which we find on (grave) reliefs, frescos and even on coinage itself.<sup>7</sup> Although the volume aims to collect only textual material, it would have been an asset to also look at visual sources. Visual sources are often neglected in scholarship or they are treated separately. However, they could be a valuable enrichment for a sourcebook. I might wish that Melville Jones would be granted eternal life, but maybe this remark can inspire another, more youthful, scholar to take up this quest for a subsequent publication?

All in all, the volume presents a collection of more than 1,000 ancient texts, all of which contribute to the larger story behind ancient numismatics in the Roman world, thus making the volume an essential reference work in every library that deals with studies related to history, archaeology, law, economy and coinage. A useful point of interest is that the volume is not only available in printed form, but also as a downloadable PDF.

7 See for example, coins RRC 464/2 and RIC Civil Wars 30; 79; and Trajan 805; the Igeler Säule near Trier or an anonymous grave from Viminacium (Inv. 2989/III) to be found at F. Harl/O. Harl: Ubi Erat Lupa (<https://lupa.at/6809>).

---

Liesbeth Claes, Leiden University  
Institute for History  
Assistant Professor of Ancient History  
[l.claes@hum.leidenuniv.nl](mailto:l.claes@hum.leidenuniv.nl)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Liesbeth Claes: Rezension zu: John Richard Melville Jones: *Testimonia Numaria Romana. Greek and Latin Texts Concerning Roman Coinage*. London: Spink Books 2023. In: Plekos 27, 2025, S. 245–249 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-melville-jones.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Alberto Magnani: Aureliano. Riunificatore dell'Impero. Perugia: Graphe.it Edizioni 2023 (I Condottieri 14). 102 p., 7 ill. € 15.00. ISBN: 978-88-9372-189-9.

L'opera di Alberto Magnani, «Aureliano. Il riunificatore dell'Impero», si presenta come un *excursus* scorrevole dei principali avvenimenti che caratterizzarono la vita del suddetto imperatore. Fin dalle prime righe l'autore mette in evidenza le finalità dello scritto: riqualificare l'immagine di Aureliano, finora a suo parere trascurata dalla storiografia, attraverso la rielaborazione della biografia contenuta nella *Historia Augusta*. Quanto riportato è posto al vaglio dall'autore, il quale in più occasioni contestualizza e commenta la veridicità delle informazioni e degli aneddoti da esso tramandati. Magnani presenta l'*Historia Augusta* come un testo estremamente problematico «infarcito di documenti falsi, notizie fantasiose, aneddoti curiosi e frivolezze» (p. 8). L'opera risulta interessante per Magnani poiché riporta delle scene di vita quotidiana, solitamente trascurate da altri autori, utili, nonostante la nota scarsa attendibilità della fonte, per ricostruire un quadro generale sulla vita dell'imperatore Aureliano.

Il problema della paternità della fonte viene riportato da Magnani, il quale però si limita e ricordare come questo sia stato per anni oggetto di discussione, senza comunicare al lettore che tali studi abbiano condotto ad una soluzione ormai unicamente condivisa: l'autore è un unico scrittore.

Tale aspetto viene riportato solo come un'ipotesi condivisa dall'autore, infatti, durante lo scritto egli sceglie comunque di riferirsi alla fonte come "Vopisco" e non generalmente come "*Historia Augusta*". Scelta comprensibile (in parte) dal momento che il testo pare rivolgersi prevalentemente ad un ambiente non accademico, ma che comunque crea confusione sul tema.

La suddivisione in capitoli consente di condurre un'analisi dettagliata delle singole fasi biografiche e allo stesso tempo di renderne scorrevole la lettura, anche agli occhi più inesperti. A tale intento contribuiscono altresì la sintassi e il lessico, semplici e chiari, i numerosi riferimenti bibliografici e visivi integrati nella narrazione e la cronologia a fine testo (pp. 95–98). L'opera presenta nel complesso un taglio narrativo piuttosto marcato, non approfondendo o semplificando volutamente tematiche ancora oggi oggetto di dibattito accademico-scientifico: quale tra tutte la rappresentazione ambigua dell'Imperatore nelle fonti letterarie, che lo ritengono al tempo stesso con-

traddistinto da *crudelitas* e da *clementia*. Magnani sfiora l'argomento nel corso dell'opera limitandosi a ritenere congrui certi comportamenti con la necessità di imporsi sui propri uomini con rigidità e fermezza in qualità di comandante (p. 21) e attribuendo la definizione di *princeps sanguinarius* esclusivamente ad opera di una parte politica senatoriale ostile (pp. 92–93).

In realtà, tali caratteristiche non sono riscontrabili solo in Aureliano e possono più ampiamente dirsi coerenti con il rinnovato profilo del *princeps* delineatosi a partire dal terzo secolo d. C. in poi, fino a Costantino. Tale profilo si definisce in netto contrasto con quello del *princeps* delle epoche precedenti: gli imperatori del tardo-antico, infatti, paiono rispetto ai predecessori profondamente legati alle province e allo stile di vita legionario, più che a Roma e alle qualità dell'élite senatoria.

In ogni caso, il risultato dell'opera rispecchia perfettamente l'intento iniziale esposto dall'autore nel prologo (pp. 7–10): una rappresentazione di Aureliano che va oltre la semplice connotazione di un 'imperatore soldato', restituendogli valore e integrità. Magnani esprime, infatti, un giudizio complessivamente favorevole sulla figura dell'Imperatore, il quale, salito al potere in un momento di gravissima crisi, riuscì non solo a riunificare l'Impero ma a «restituirgli fiducia» (p. 93), gettando le basi delle successive riforme che avrebbero visto la luce nel corso del quarto secolo d. C.

I primi due capitoli («L'ascesa di 'mano al ferro'», pp. 11–22, e «Ai vertici dell'esercito», pp. 23–32) sono dedicati all'ascesa al trono imperiale di Aureliano. Magnani parte dalla ricostruzione del contesto familiare d'origine dell'Imperatore: un provinciale originario dalla zona balcanica, nato a Sirmio il 9 settembre del 214 o del 215 d. C. da una famiglia di modesta estrazione sociale. L'aspetto militare è ciò che immediatamente colpisce del suo personaggio: in molte occasioni, infatti, le caratteristiche del soldato, quali voracità e impulsività, prevalgono nella narrazione fino a connotare l'Imperatore con l'appellativo 'mano al ferro'. I resoconti delle fonti vengono inoltre arricchiti, come sottolinea l'autore, di presagi e canzoni per vanarne le magnifiche imprese. Alle doti militari si affiancava altresì un'acuta scaltrezza, che condusse Aureliano a farsi rapidamente spazio tra i ranghi dell'esercito, sfruttando a proprio favore le riforme attuate da Gallieno e coltivando poi un rapporto di fiducia con Claudio il Gotico. Tale legame gli consentì, nel 270 d. C., di essere nominato suo successore e di prendere le redini di un impero che da dieci anni ormai aveva perso la sua integrità. Tre, infatti, erano le parti che lo costituivano: la parte orientale, di fatto dominata dalla città di Palmira e dalla

sua regnante Zenobia, quella occidentale e l'*imperium Galliarum*. L'obiettivo di Aureliano era quello di ricondurle tutte sotto il suo unico e rigido comando.

Il terzo («Le campagne di guerra contro i popoli germani», pp. 33–42) e il quarto capitolo («La riconquista dell'Oriente», pp. 43–64) costituiscono il cuore dell'opera: qui Magnani descrive le campagne militari che Aureliano condusse in Occidente e in Oriente e che portarono, dopo travagliate vicende, alla riunificazione dell'Impero.

La prima campagna ebbe inizio con le operazioni in Pannonia contro i Vandali, completatasi con una pace concordata tra i popoli coinvolti, che lascia emergere anche l'abilità diplomatica dell'Imperatore. Successivamente Aureliano si dovette occupare della minaccia degli Iutungi che, approfittando dei disordini, avevano invaso l'Impero nei primi mesi nel 271 d. C. In tale contesto l'Imperatore subì la sua prima grave sconfitta, tale da mandare nel panico la capitale e da richiedere la consultazione dei libri sibillini. Su tale questione l'autore ritiene che l'*Historia Augusta* condisca i fatti con una lettera scritta dall'Imperatore al Senato in cui egli ribadiva la necessità di chiedere l'aiuto divino; la data (11 gennaio 271) di una relativa conseguente adunanza parrebbe però inesatta. In ogni caso, il Senato aderì a quanto chiesto dall'Imperatore. Nonostante il duro colpo assestato all'immagine di Aureliano, egli riuscì a tenere testa agli attacchi dei ribelli e del Senato, concentrandosi sulla guerra e trovando infine la pace con gli Iutungi: nella mancanza di fonti certe l'autore immagina che l'Imperatore concedette agli Iutungi il ritiro in cambio della consegna di ostaggi e bottino delle razzie compiute in Italia. Magnani si riferisce a tale accordo come una «teatrale dimostrazione di forza» (p. 37). Conclusa la guerra, Aureliano poté concentrarsi sul riordino di Roma: la ribellione fomentata dal Senato fu sedata nel sangue, l'autorità imperiale ripristinata e ogni forma di opposizione eliminata; poté dunque dedicarsi alla fortificazione dell'Urbe e alla costruzione di una nuova cinta muraria a sua protezione. La maestosa opera urbanistica richiese tempo, nonostante la rapidità dei lavori, infatti, poté dirsi conclusa solo diversi anni dopo; Aureliano non ne vide mai il completamento. A Roma, infatti, rimase solo pochi mesi e, dopo aver definito la situazione sul *limes* occidentale, decise di impegnarsi in una nuova campagna in Oriente. Nel tentativo di offrire un quadro completo del contesto nel quale operò Aureliano, l'autore si sofferma sulla descrizione di Zenobia e del suo impero di stampo ellenistico, che unito a quello persiano costituiva un unico e compatto fronte antiromano. Le operazioni mi-

litari cominciarono con la conquista dell'Egitto, la quale riuscì con successo nonostante qualche difficoltà. L'anno seguente, nel 272 d.C., Aureliano si ricongiunse con il generale Probo in Asia Minore, unendo le forze orientali con quelle precedentemente impegnate sul fronte gotico, ormai sottomesso, per prepararsi allo scontro con l'esercito avversario. Inizialmente l'imperatore non incontrò resistenza fino a Tiana, in Cappadocia, la quale chiuse inaspettatamente le porte al suo arrivo, costringendolo ad un assedio. La città fu venduta ad Aureliano da un traditore, che venne giustiziato, mentre il resto della popolazione fu graziata in una plateale dimostrazione della *clementia* imperiale. L'esercito riprese la marcia con l'aggiunta di un contingente cittadino e raggiunse così i confini della Siria, puntando verso Antiochia, dove Zenobia era in attesa dello scontro. La battaglia campale si risolse a favore di Aureliano, che entrò trionfalmente ad Antiochia mentre l'esercito avversario guidato dal generale Zabdas batteva la ritirata. Anche in questa circostanza l'Imperatore scelse la clemenza: il suo primo provvedimento fu un'amnistia per tutti i cittadini. D'altra parte, Aureliano assunse una dura posizione nei confronti del vescovo Paolo, accusato di eresia adorazionista, ma fino a quel momento protetto dalla regina Zenobia. Paolo fu espulso dalla chiesa, riconsegnando «l'edificio a coloro ai quali i vescovi di Roma l'avrebbero assegnato» (p. 55), come riportato da Eusebio di Cesarea. Magnani ritiene che tale decisione possa essere interpretata come una delle prime intercessioni dello Stato nelle questioni ecclesiastiche, con il conseguente rafforzamento del papato di Roma come guida della cristianità. In merito, inoltre, ritiene che Aureliano non cogliesse le conseguenze del proprio verdetto e che semplicemente, in quanto imperatore, ritenesse naturale che gli organismi presenti nell'Impero rendessero conto unicamente a Roma.

Il secondo importante scontro nella piana di Emesa condusse Aureliano ad una nuova vittoria: l'Imperatore entrò in città e fece visita al santuario della pietra del dio Sole, al quale rese grazie per avergli assicurato la vittoria. Secondo Magnani, la mossa chiaramente politica di Aureliano si legava ad una predilezione personale per quei luoghi sacri, dal momento che egli stesso era figlio di una sacerdotessa devota alla divinità solare. Zenobia intanto si era rifugiata a Palmira, preparandosi all'assedio, che fu lungo e difficile; persino la marcia per raggiungere la città fu tutt'altro che semplice, costellata dalle continue azioni di guerriglia dei nomadi fedeli alla regina. Magnani riporta in merito una lettera di preoccupazione scritta da Aureliano e tramandata dall'*Historia Augusta*: si tratta di un falso, ma l'autore ritiene che possa essere



comunque utile per immaginare lo stato d'animo dell'Imperatore, dato che questo trova ulteriore conferma nella testimonianza di Zosimo, «preoccupato che la sua impresa venisse sminuita perché il suo avversario era una donna» (p. 60) e dalla difficoltà di condurre un assedio. Dal momento che Zenobia non fu sicuramente la prima avversaria nella storia di Roma, ritengo più plausibile supporre che la preoccupazione di Aureliano fosse riconducibile unicamente alla gestione dell'assedio. In ogni caso, Aureliano e Zenobia trattarono a lungo ma nessuna missiva condusse ad una risoluzione diplomatica. I romani riuscirono ad assicurarsi la neutralità della zona: comprando le popolazioni nomadi circostanti per favorire l'arrivo di rifornimenti da Emesa e intercettando il supporto persiano agli avversari. Zenobia fu dunque costretta a tentare in prima persona di raggiungere la Persia per invocare l'aiuto degli alleati, ma venne intercettata e fatta prigioniera durante il viaggio. La città di Palmira chiese la resa poco dopo, ancora una volta i suoi cittadini furono graziati dall'Imperatore: anche la guerra con l'Oriente era vinta.

Nel quinto («La riunificazione dell'Impero», pp. 65–76) e nel sesto capitolo («Riforme a Roma», pp. 77–88) Magnani conclude raccontando di un Impero ormai riunificato e delle conseguenti riforme che Aureliano attuò a Roma.

Le rivolte che scoppiarono nei primi mesi del 273 d. C. a Palmira e in Egitto furono rapidamente soffocate dall'esercito; lo stesso avvenne con la rivolta guidata da Tetrice nell'*imperium Galliarum*. L'Impero poteva dirsi finalmente riunificato e Aureliano conquistò così il titolo di *restitutor orbis*. La celebrazione del trionfo a Roma nel 274, con Zenobia condotta in catene, rese onore alle imprese condotte dall'Imperatore. Queste ultime, secondo l'autore, dovevano aver colpito profondamente i suoi contemporanei, come riportato anche dall'*Epitome de Caesaribus*. Anche in questo contesto l'Imperatore ribadì la sua clemenza concedendo ai suoi nemici, Zenobia e Tetrice, la grazia di una vita dignitosa.

Ad obiettivo raggiunto e all'apice della sua fama, Aureliano poté finalmente dedicarsi alle riforme: istituì a Roma il culto del dio Sole (*dies natalis solis*), mostrandosi aperto all'accoglienza dei culti orientali; introdusse una nuova moneta, l'aureliano, ma non fu in grado di impedire la circolazione degli antonini, monete di maggior valore che venivano tesaurizzate provocando l'aggravarsi della crisi economica; impose distribuzioni alimentari al popolo, di pane, olio e carne; propose, non senza incontrare resistenza da parte del prefetto del pretorio, l'acquisto da parte dello Stato di terreni lasciati incolti e la loro distribuzione per incentivare la coltivazione di vigneti.

In seguito a queste riforme, come l'autore racconta nell'epilogo (pp. 89–94), Aureliano lasciò nuovamente Roma. La sua politica interna aveva tuttavia provocato anche scontenti e ire: l'Imperatore fu infatti stroncato da una congiura ordita dal suo segretario, incaricato di comunicare le sentenze imperiali; Magnani ritiene che la motivazione riportata dalle fonti, secondo la quale il segretario avesse agito poiché angosciato per il proprio lavoro e la propria vita, sia di per sé misera per giustificare il gesto, e che piuttosto vi fossero celati gli interessi di quella parte di aristocrazia senatoria ormai scontenta. Secondo l'autore, quella stessa aristocrazia senatoria avrebbe contribuito ad inquinare il personaggio di Aureliano tramandando ai posteri l'immagine faziosa di un uomo crudele e sanguinario; tali espressioni ritornano, infatti, anche nell'*Historia Augusta*, sempre ricondotte al medesimo contesto filo-senatorio. Magnani in merito conclude con una nota positiva sull'autore che ha utilizzato come sua fonte principale: «in realtà, Vopisco, o chiunque si celi sotto questo nome, esprime un giudizio favorevole sul regno di Aureliano» (p. 93).

Come detto in precedenza, l'obiettivo dell'autore può dirsi complessivamente raggiunto: l'opera, infatti, si limita ad essere un resoconto scorrevole dell'intera vita di Aureliano, priva di un'impronta accademica. Nel corso dello scritto, Magnani pecca spesso di superficialità e di spirito critico, riducendo ai minimi termini tematiche molto più articolate e complesse, che sono state per anni o che sono ancora oggi oggetto di studio.

---

Rebecca Scano Università degli Studi di Cagliari  
Storia e Società  
Dottoranda in Storia antica – Università di Potsdam  
rebecca.scano@gmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Rebecca Scano: Rezension zu: Alberto Magnani: Aureliano. Riunificatore dell'Impero. Perugia: Graphe.it Edizioni 2023 (I Condottieri 14). In: Plekos 27, 2025, S. 251–256 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-magnani.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Reinhard Selinger: Decius. Ein römischer Kaiser zwischen Tradition und Restauration. Berlin u. a.: Peter Lang 2024. 252 S., 12 Abb. € 69.95. ISBN 978-3-631-88985-5.

Seit seiner Dissertation 1994 zählt Reinhard Selinger zu den einschlägigen Spezialisten für die Religionspolitik des Kaisers Decius: Das vorliegende Buch kann also auf einer reichen Expertise aufbauen. Die folgende Rezension lässt sich von den vier Hauptkapiteln leiten, ehe sie in einer resümierenden Gesamtbeurteilung mündet.

Der Titel des ersten Kapitels („Decius’ Persönlichkeit“, S. 11–35) irritiert. Denn es geht Selinger selbstredend nicht um einen psychologischen Zugang zur Person des Kaisers, sondern um den ereignisgeschichtlichen und religionspolitischen Kontext. Die akribische Analyse der lakonischen und schwer zu kontextualisierenden Quellenzeugnisse, vor allem bei Eusebios, lässt auf ein Geflecht klischeebehafteter Informationen schließen, das sich kaum entwirren lässt und hinter dem sich nur vage wesentliche Momente in der Regierung des Decius erkennen lassen. Das Ergebnis ist eine – von dichten Verweisen auf Quellen und aktuelle Forschung begleitete – Darstellung, die Fakten, aber kaum Zusammenhänge deutlich werden lässt. Diese Darstellung, deren militärhistorischer Teil (S. 19–20) noch durch die jüngsten Erkenntnisse zum Dexippotext ergänzt werden müsste,<sup>1</sup> bietet den Auftakt zu einer Reihe von Einzeldiskussionen mit religionshistorischem Schwerpunkt (S. 20–35): zu den Konsekrationsmünzen, zu einzelnen Inschriften oder auch zum Ludovisischen Schlachtensarkophag. Selinger verleiht seiner Skepsis deutlichen Ausdruck, aus diesen Zeugnissen auf eine religionspolitische Programmatik des Decius zu schließen. In der Regel behält diese Skepsis ihre Berechtigung. Erklärungsbedarf besteht indes weiterhin für die Inschrift aus Cosa (S. 32), die den Kaiser als *restitutor sacrorum et libertatis* tituliert. Hier schießt Selinger über das Ziel hinaus, wenn er den Text nicht auf Decius, sondern auf Iulian beziehen möchte. Denn damit wendet er sich gegen die von Géza Alföldy bestätigte epigraphische Evidenz (AE 2002 Nr. 465):

1 F. Mitthof/G. Martin/J. Grusková (Hrsgg.): *Empire in Crisis: Gothic Invasions and Roman Historiography*. Beiträge einer internationalen Tagung zu den Wiener Dexipp-Fragmenten (Dexippus Vindobonensis), Wien, 3.–6. Mai 2017. Wien 2020 (Tyche-Supplementband 12), rezensiert von U. Huttner in Plekos 23, 2021, S. 139–159, URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2021/r-empire\\_in\\_crisis.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2021/r-empire_in_crisis.pdf).

Zwar ist der Namen des Kaisers eradiert, aber die Spuren des Originaltextes sind deutlich genug.

Das zweite Hauptkapitel dreht sich um das Opferedikt des Kaisers (pp. 37–90), und zwar zum einen um die Promulgation und zum anderen um die darin geforderten Kultaktivitäten. In diesem Zusammenhang manifestiert sich eines der Hauptanliegen von Selingers Buch: nämlich die Identifizierung der von Decius angeordneten Opferfeierlichkeiten mit der *supplicatio*, die am *dies imperii* reichsweit gefeiert worden sei, um den Kaiser durch den Kultakt der religiösen Loyalität zu versichern. Um diese These zu untermauern, bezieht Selinger sämtliche Zeugnisse ein, die konkret über Opferfeierlichkeiten anlässlich eines Herrschaftsantritts in der Kaiserzeit Auskunft erteilen – insgesamt 44 Quellentexte (meist Inschriften und Papyri), die tabellarisch aufbereitet und – im Anhang – in englischer Übersetzung vorgelegt werden. Auf der Basis weiterer Recherchen ließe sich diese Liste aktualisieren und erweitern.<sup>2</sup>

In diesen Texten ist vielfach auf Griechisch von Gebeten und Opfern die Rede, nicht aber von *supplicationes*. Immerhin wird man Selinger so weit folgen, dass mit den in vielen Städten und Regionen dokumentierten Herrschaftsantrittszeremonien ein Paradigma für routinemäßige Sakralakte zu Ehren des Kaisers vorliegt, das mit großer Wahrscheinlichkeit seinen Einfluss auf die Umsetzung des Deciusediktes ausübte. Analoge Mechanismen lagen vermutlich dem sogenannten ‚Kranzgold‘ zugrunde, mit dem zahllose Städte den neuen Kaiser bedachten: Dieses *aurum coronarium* erwähnt Selinger leider nur im Vorübergehen (S. 62, 70), obwohl es in einigen Dokumen-

2 Die 44 Quellentexte fanden sich schon in Selingers Vorgängerbuch von 2004 (The Mid-Third Century Persecutions of Decius and Valerian. 2. Aufl. Frankfurt u. a.). Zu den Dokumenten, die Feierlichkeiten zum Regierungsantritt Hadrians belegen, gesellt sich mittlerweile ein Brief des Kaisers an Rat und Volk von Hierapolis aus den letzten Monaten des Jahres 117 (I. Ritti: Storia e istituzioni di Hierapolis. Istanbul 2017 [Hierapolis di Frigia 9], S. 382–385.). Der Brief des Septimius Severus nach Aizanoi anlässlich der Designierung Caracallas lässt sich mittlerweile ins Jahr 197 (und nicht 195) datieren (M. Wörrle: Der Brief des Septimius Severus an Aizanoi. In: K. Harter-Uibopuu [Hrsg.]: Epigraphische Notizen. Zur Erinnerung an Peter Herrmann. Stuttgart 2019 [Hamburger Studien zu Gesellschaften und Kulturen der Vormoderne 6], S. 61–78).

ten, etwa im Brief des Septimius Severus nach Nikopolis (Dokument 36 in Selingers Liste),<sup>3</sup> zur Sprache gebracht wird.

Die Analogie zwischen den gängigen Feierlichkeiten zum Herrschaftsantritt und den vom Edikt des Decius angeordneten Maßnahmen wird besonders deutlich, wenn man die einzelnen Kultaktivitäten aufschlüsselt. Ein starres – reichsweites – Korsett gab es nicht: Bald dauerten die Feierlichkeiten nur einen Tag, bald sind es zehn oder mehr. Hinsichtlich der Festgemeinschaft sind zwar die Formulierungen der Dokumente ziemlich unspezifisch; dennoch wird man Selinger zustimmen, der von einer individuellen Verpflichtung aller Adressaten ausgeht (zum Beispiel aller Bürger einer Stadt samt ihren Familien). Unspezifisch sind auch die Regelungen, welchen Gottheiten gehuldigt werden sollte: Es konnte sich um Stadtgottheiten, um den römischen Jupiter, um das ganze Götterkollektiv oder andere handeln. Facettenreich ist auch die Ausgestaltung der Zeremonien: Opfertiere, Gebete, Festtracht und der sonstige festliche Rahmen konnten von Fall zu Fall variieren. Dieser Variantenreichtum findet sich bei der Umsetzung des decianischen Opferediktes wieder.

Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde das Opferedikt noch im Dezember des Jahres 249 in Rom promulgiert (Selinger S. 73): Hier wünschte man sich nähere Erörterungen, wie sich diese Chronologie mit dem offiziellen Herrschaftsantritt des Decius im September/Okttober verträgt. Bezieht also das kaiserliche Opferedikt das gängige Zeremoniell zum Herrschaftsantritt in sein Konzept ein, oder handelt es sich um eine Maßnahme, die getrennt davon zu verstehen ist? Die chronologische Lücke zwischen der Promulgation des Edikts (Dezember 249) und den Maßnahmen der Behörden in den Provinzen (zum Beispiel April 250 in Africa, Juni/Juli 250 im ländlichen Ägypten) erklärt Selinger mit einem Bündel von Argumenten (S. 75–80): Überzeugend sind die Hinweise auf logistische und organisatorische Hürden gerade in den Wintermonaten oder auf die Sonderkonditionen in Ägypten, wo man vermutlich Rücksicht auf die Erntezeit nahm; weniger plausibel erscheint die Einbeziehung des Senats in das Verfahren, die Selinger wegen der senatorischen Tradition der *supplicationes* postuliert, ohne sie tatsächlich dingfest machen zu können.

3 Vgl. J. Nollé: Εὐτυχῶς τοῖς κυρτοῖς – feliciter dominis! Akklamationsmünzen des griechischen Ostens unter Septimius Severus und städtische Mentalitäten. In: Chiron 28, 1998, S. 323–351, hier S. 332–333.

Was die Terminierung der vom Edikt geforderten Opfer angeht, so erfolgte keine übergeordnete Anordnung, sondern die betreffenden Tage wurden vor Ort festgelegt. Auch andere Fragen der Organisation wurden lokal oder regional geregelt. Das Edikt räumte hier eine großzügige Optionsbreite ein, auch hinsichtlich der Gottheiten, denen gehuldt wurde. Der Kaiserkult habe in dem gesamten Prozedere nur eine marginale Rolle gespielt (S. 84–86). Der Vollzug des Opfers findet sich am konkretesten in den Libelli beschrieben: Speiseopfer, Trankopfer, Genuss von Opferfleisch. Ein wichtiges Spezifikum, das die von Decius angeordneten Opfer auszeichnete, war die Beaufsichtigung durch Kommissionen, deren Zusammensetzung sich von Ort zu Ort unterschied. In den Libelli werden die Mitglieder der jeweiligen Kommission namentlich genannt.

Diesen Opferbestätigungen widmet Selinger das dritte Hauptkapitel (S. 91–145). Die Liste der Libelli wächst allmählich an: Registrierte er in der Neuauflage seiner Dissertation (2004; s. o. Anm. 2) noch 45 Opferbescheinigungen, so sind es inzwischen 47 (zuletzt P.Luther 4 und P.Lips. II 152). Sowohl der tabellarische Überblick über die Papyri (S. 96–109) als auch die vollständige Reproduktion von Originaltext und englischer Übersetzung im Anhang (S. 190–227) offerieren ein praktisches Instrumentarium für jede weitere Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial. Darüber hinaus legt Selinger eine nüchterne und akribische Analyse des Formulars vor, um auf diesem Weg die Verfahrensmechanismen bei der Umsetzung des Opferediktes besser in den Griff zu bekommen: Nennung der Antragsteller, Herkunfts- und Aufenthaltsort, Erwähnung des Opfervollzugs, Bitte an die Kommissionsmitglieder und Bestätigung durch diese, Datierung – die Versatzstücke bleiben im Wesentlichen gleich, Varianten und Adaptionen kommen indes, abhängig vom Ort oder jeweiligen Petenten, vor. Es ist bezeichnend, dass die Gottheiten, denen die Antragsteller huldigen, nicht namentlich genannt werden, sondern hinter einem göttlichen Kollektiv (τοῖς θεοῖς) zurücktreten. Überdies macht Selinger auf einige grammatikalische Ungereimtheiten aufmerksam, die vermutlich auf die Eigendynamik standardisierter Formulare zurückzuführen sind. Aus der exakten Datierung der Opferbestätigungen geht hervor, dass die Opferfeierlichkeiten vor Ort mehrere Tage andauerten, in Theadelphia (auf das sich die meisten der erhaltenen Opferpapyri beziehen) mindestens elf (S. 121). Trotz eingehender Analyse müssen auch einige Fragen offenbleiben, so etwa, ob mehrere Ausfertigungen ein und desselben Dokumentes Standard gewesen sind oder nicht: Zum Opferakt der Aurelia

Charis in Theadelphia etwa existieren zwei gleichlautende Bestätigungsschreiben.<sup>4</sup>

Die Bürokratie hinter dem Opferedikt des Decius war in Ägypten weniger effektiv als bei den turnusmäßig stattfindenden Zensusbestätigungen, da diese am jeweiligen Wohnort durchgeführt wurden, wo die Einwohnerschaft statistisch erfasst war (S. 127–128). Dass sich die Opferbescheinigungen letztlich an die Gepflogenheiten ägyptischer Eingabebürokratie anschließen, unterstreicht Selinger, indem er einschlägige kaiserzeitliche Dokumente, eine Todesanzeige sowie eine Zensusdeklaration, zum Vergleich heranzieht (S. 129–134).

Mögen die christlichen Darstellungen der von Decius geforderten Opfer vor allem vom religiösen Interesse geleitet sein, wesentliche Sachverhalte, die aus den Papyri hervorgehen, lassen sich durch jene bestätigen: so etwa die Teilnahme ganzer Familien an den Zeremonien, gerade auch die Präsenz von Frauen und Kindern. Andere Fragen müssen auch nach Bündelung aller Quellengattungen offenbleiben, so etwa die nach einer etwaigen Privilegierung (oder Verschonung) der Juden: Selinger macht darauf aufmerksam, dass die Juden im Martyrium des Pionios zusammen mit den ‚Griechen‘ von Smyrna eine breite Front gegen den tapferen Presbyter bildeten. Von einer Beteiligung der Juden an den eigentlichen Opferfeierlichkeiten ist freilich keine Rede.

Unklar bleibt auch die Antwort auf die zentrale Frage, welchen Zweck die Opferbestätigungen erfüllten. Naheliegend wäre natürlich die Funktion eines Freibriefes, die den Besitzer vor weiteren Repressalien schützt. Hier macht Selinger ein überraschendes und durchaus bedenkenswertes Deutungsangebot, indem er den religiösen Inhalt der Opferbestätigungen akzentuiert: Es handle sich um eine Art „Gebetszettel“ (S. 145), möglicherweise sei sogar die Nutzung als Amulett in Erwägung zu ziehen. Das letzte Wort ist hier sicher nicht gesprochen, aber man tut gut daran, Selingers Vorschlag nicht einfach vom Tisch zu wischen.

4 Zuweilen steigt Selinger in die Diskussion einzelner Papyri ein und offeriert Vorschläge für korrigierte Lesungen. Hier lohnt in der Regel eine Recherche im Internet (<https://papyri.info>): Zu SB 1, 4455 (bei Selinger Pap. 9) lässt sich etwa (auch mit Hilfe eines Photos in *Patrologia Orientalis* 4, 1908) sicherstellen, dass die vorgeschlagene Ergänzung hinfällig ist. Selinger äußert hier den Wunsch: „Die Kontrolle eines Spezialisten mit Zugang zum Original sollte hier Klarheit schaffen, ob Raum für das zu erwartende Wort [ἐθύσαμεν] vorhanden ist“ (S. 117, Anm. 569).

Im vierten und letzten Hauptkapitel befasst sich Selinger mit den „Folgen für die Christen“ (S. 147–167) und konzentriert seine Analyse zunächst auf diejenigen Schauplätze, zu denen einschlägige Informationen vorliegen (Rom, Karthago, Alexandria, Neocaesarea und Smyrna), um diese anschließend durch verstreute Nachrichten aus anderen Regionen (zum Beispiel Spanien, Italien, Antiochia) zu ergänzen. Dabei geht es ihm nicht nur um diverse Verfahrensweisen der Behörden und Entscheidungsträger, sondern auch um die konfliktträchtige Behandlung der ‚Gefallenen‘, also derjenigen Christen, die dem Opferedikt Folge geleistet hatten. Die Etablierung der Anhänger­schaft des Presbyters Novatianus in Rom nimmt Selinger ebenso ins Visier wie die gewundenen Rechtfertigungsstrategien von Bischöfen (vor allem Cyprians), die den Repressalien gegen Verweigerer durch Flucht aus der Stadt zuvorgekommen waren.

Eine der Schlüsselfragen zum Opferedikt des Decius lässt Selinger bewusst offen: die nach der Motivation des Kaisers. Stattdessen akzentuiert er den vielfältigen Widerstand gegen die Anordnung, mit dem niemand gerechnet habe (S. 163). Dieser Widerstand, der sich in den christlichen Gemeinden konzentrierte, habe eine Kettenreaktion ausgelöst, gipfelnd in der Bestrafung der Opferverweigerer durch die Statthalter. Diese Kettenreaktion wiederum lasse das Opferedikt als eine gegen Christen gerichtete Maßnahme erscheinen. Kurz: Unter Decius sei es zu einer „Christenverfolgung“ gekommen, die nicht als solche intendiert gewesen sei (S. 165).

Nach wie vor haben Selingers Beiträge einen hohen Stellenwert für die Forschung zur römischen Religionspolitik im dritten Jahrhundert n. Chr. Auch wenn die These, dass die von Decius angeordneten Opfer in der Tradition der *supplicationes* stünden, zu pointiert geraten ist, leistet Selinger einen außerordentlich wichtigen Beitrag, um die Mechanismen und Hintergründe des kaiserlichen Ediktes besser zu begreifen. Insbesondere die systematische Aufbereitung des Quellenmaterials bietet weiteren Untersuchungen eine wichtige Grundlage. Auch deswegen hätte das Buch eine bessere Aufmachung und eine sorgfältigere Schlussredaktion verdient.



---

Ulrich Huttner, Universität Siegen  
Professur für Alte Geschichte  
ulrich.huttner@uni-siegen.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Ulrich Huttner: Rezension zu: Reinhard Selinger: Decius. Ein römischer Kaiser zwischen Tradition und Restauration. Berlin u. a. Peter Lang 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 257–263 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-selinger.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Christian Rollinger: *Zeremoniell und Herrschaft in der Spätantike. Die Rituale des Kaiserhofs in Konstantinopel*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2024 (Historia-Einzelschriften 275). 811 S., 22 Abb. € 126.00. ISBN 978-3-515-13635-8.

Das hier zu besprechende, mit mehr als 800 Seiten außerordentlich umfangreiche Buch, die „überarbeitete und gekürzte [!] Fassung“ (S. 7) einer Trierer althistorischen Habilitationsschrift, will das in einzelnen Zeremonien und Ritualen sich manifestierende Zeremoniell am spätantiken Kaiserhof von Konstantinopel als „Gesamtheit der Regeln, Gebräuche und Handlungen kaiserlicher Auftritte“ (S. 54) für den Zeitraum des späten vierten bis frühen siebten Jahrhunderts (S. 34) erfassen. Wenn man auf die für dieses Unterfangen zur Verfügung stehenden Quellen und auf die Bearbeitung dieser Thematik in der bislang vorliegenden wissenschaftlichen Literatur blickt, so hat sich Christian Rollinger viel vorgenommen. Der Autor beabsichtigt, „eine umfassende und systematische Studie zum spätantiken, im weitesten Sinne ‚politischen‘ Zeremoniell“ (S. 51) vorzulegen, ein Werk, das „nicht die Diskurse an sich, sondern die den Kaiser involvierenden Performanzen“ behandelt, „die wir durch ihre diskursive Konstruktion in den uns verfügbaren Quellen gewissermaßen zu ‚rekonstruieren‘ trachten“ (S. 60–61). Unberücksichtigt bleiben sollen dabei „alle kaiserlichen zeremoniellen Auftritte, die sich primär religiösen oder kirchlichen Kontexten verdanken“ (S. 54; vgl. S. 469).

Die als erster Teil der Abhandlung vorgeschaltete Einleitung (S. 15–61) geht unter anderem auf die bisherige Behandlung des Themas in der wissenschaftlichen Literatur und die zur Verfügung stehenden Quellen ein. Eingeraht und durchwirkt werden diese Ausführungen durch Rollingers Erläuterungen zum eigenen spezifischen Zugriff. Chronologisch ordnet er seine Studie in die zeitliche Lücke des vierten bis siebten Jahrhunderts ein, die zwischen den aus den 1930er Jahren stammenden Arbeiten von Andreas Alföldi und Otto Treitinger<sup>1</sup> klafft: Alföldis Untersuchung zur monarchischen Re-

1 A. Alföldi: Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells am römischen Kaiserhofe. In: *MDAI(R)* 49, 1934, S. 1–118, und ders.: Insignien und Tracht der römischen Kaiser. In: *MDAI(R)* 50, 1935, S. 1–171, zusammen als Monographie wiederabgedruckt unter dem Titel: *Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche*. Darmstadt 1970; O. Treitinger: *Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell. Vom oströmischen Staats- und Reichsgedanken*. Jena 1938. 2. Aufl. Darmstadt 1956.

präsentation reicht bis Diokletian und Konstantin, und Treitinger deckt die hoch- und spätbyzantinische Zeit ab. Beide entwickelten Rollinger zufolge ein mehr oder weniger statisches Bild der Repräsentation und des Zeremoniells, das Treitinger unterschiedslos auch der Spätantike zuschreibe (S. 34–35). An neueren einschlägigen Monographien nennt Rollinger die aus den 1980er beziehungsweise 1990er Jahren stammenden Arbeiten von Sabine MacCormack, Michael McCormick und Pierre Dufraigne<sup>2</sup> sowie die jüngst erschienene Studie von Audrey Becker<sup>3</sup>, die mit einem aktuelleren methodischen Repertoire wesentliche Teilaspekte des Zeremoniells behandelten, aber eben – anders als Rollinger selbst – für die Zeit der Spätantike in Konstantinopel chronologisch und thematisch keine Gesamtschau böten.

Dabei ist die Umsetzung des Planes, alle Aspekte des spätantiken Zeremoniells am Kaiserhof von Konstantinopel umfassend darzulegen, mit gewissen Risiken verbunden, und das liegt vor allem an den verfügbaren Quellen. Das mit Abstand wichtigste Quellenwerk ist für Rollinger – wie seinerzeit auch für Treitinger – das ‚Zeremonienbuch‘ des Konstantin Porphyrogenetos aus dem zehnten Jahrhundert. Die methodische Herausforderung für Rollinger besteht darin, plausibel erklären zu müssen, inwiefern die hier beschriebenen Zeremonien auf den Zeitraum des vierten bis siebten Jahrhunderts übertragbar sind. Daran ändert die Tatsache, daß es sich bei *De ceremoniis* um eine Kompilation handelt, in die hier und da auch Texte aus dem sechsten und siebten Jahrhundert eingeflossen sind, kaum etwas; dies sind unter anderem einige Kapitel aus einem nicht erhaltenen Werk des Petros Patrikios (S. 46), einige weitere, für die Rollinger eine Zuschreibung an Petros Patrikios wahrscheinlich zu machen sucht (S. 47), und ein paar Abschnitte aus der Zeit des Herakleios (S. 46, 50). Insgesamt hält Rollinger sein Vorgehen für „methodisch zulässig [...], da die früheren Quellen für die Spät-

2 S. G. MacCormack: *Art and Ceremony in Late Antiquity*. Berkeley/Los Angeles/London 1981 (*The Transformation of the Classical Heritage* 1); M. McCormick: *Eternal Victory. Triumphal Rulership in Late Antiquity, Byzantium and the Early Medieval West*. Cambridge 1986 (*Past and Present Publications*); P. Dufraigne: *Adventus Augusti, adventus Christi. Recherche sur l'exploitation idéologique et littéraire d'un cérémonial dans l'antiquité tardive*. Paris 1994 (*Collection des Études augustiniennes. Série Antiquités* 141).

3 A. Becker: *Dieu, le souverain et la cour. Stratégies et rituels de légitimation du pouvoir impérial et royal dans l'Antiquité tardive et au haut Moyen Âge*. Bordeaux 2022 (*Scripta antiqua* 151), rezensiert von A. Thies in: *Plekos* 26, 2024, S. 461–471, URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-becker.pdf>.

antike bereits strukturell ähnliche Zustände erahnen [*sic*] lassen, ohne sie näher zu beschreiben“ (S. 50).<sup>4</sup> So plädiert er dafür, zur Vervollständigung des sonst unzureichenden Bildes von den Zeremonien in der Spätantike „Quellenbelege aus ganz unterschiedlichen Jahrhunderten synoptisch zu betrachten“ und so „Teile unserer Rekonstruktionen gleichsam ‚überhistorisch‘“ (S. 44) zu belassen. Diese Argumente werden aber wohl nicht jedermann vollends überzeugen können. Es bleibt auch ein wenig rätselhaft, wie Rollinger eine solche ‚überhistorische‘ synoptische Art und Weise des Verständnisses der Quellen widerspruchsfrei mit der von ihm postulierten Notwendigkeit „eine[r] diachrone[n] Betrachtung der Thematik“ (S. 59) unter Berücksichtigung von Veränderungen und Entwicklungen in dem erfaßten Zeitraum der Spätantike vereinbaren will. Als weitere häufiger herangezogene Quelle nennt der Verfasser Goripps Panegyricus auf die Erhebung Justins II. im Jahre 565. Darüber hinaus nutzt er bei passenden Gelegenheiten für einzelne Informationen zum Zeremoniell verstreute Angaben in einer Vielzahl unterschiedlichster literarischer Quellen aus der Spätantike, mit Liutprand von Cremona und dem ‚Kletorologion‘ des Philotheos neben dem Zeremonienbuch aber auch weitere Zeugnisse aus dem späten neunten und dem zehnten Jahrhundert.

Methodisch richtet sich Rollinger nach Egon Flaigs Akzeptanzmodell<sup>5</sup> auch für den Zugang zum spätantiken Kaisertum<sup>6</sup>, mit kleineren Einschränkungen hinsichtlich der notwendigen Einbeziehung des dynastischen Denkens und der Vervollständigung des Umfangs der Adressatenkreise unter Berücksichtigung des Konsensgedankens. Repräsentation und Performanz sieht er hierbei als Komplementärbegriffe an. Er bekennt sich zur Kulturgeschichte des Politischen und versteht Zeremonien und Rituale einerseits auf die Rezeption durch die Untergebenen, andererseits zugleich auf aktive Bestätigung durch eben diese angelegt (S. 37–38), bettet sie also in ein allumfassendes kommunikatives Handeln ein, für das er „eine grundlegende Kontinuität im Betrachtungszeitraum“ (S. 56) postuliert.

4 Gegenteiler Meinung ist R. Pfeilschifter: Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole. Berlin/Boston 2013 (Millennium-Studien 44), S. 88–89; vgl. hierzu Rollinger, S. 50.

5 E. Flaig: Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich. Frankfurt am Main/New York 1992, S. 174–207. 2. aktualisierte u. erweiterte Aufl. 2019 (Historische Studien 7), hier S. 39–74.

6 Wie bereits St. Diefenbach: Frömmigkeit und Kaiserakzeptanz im frühen Byzanz. In: Saeculum 47, 1996, S. 35–66, und Pfeilschifter (wie Anm. 4).

Der zweite Teil umfaßt mit „Voraussetzungen“ (S. 63–178) allgemeine Informationen über „Hof und Hofgesellschaft“ (S. 65–95), „Höfische Strukturen und Zeremoniell“ (S. 96–126), Ausführungen zum kaiserlichen Palast in Konstantinopel („Eine kleine Geschichte des Großen Palastes“, S. 127–162) und zum „Stadtkaisertum“ (S. 163–178). Damit werden das relevante Personal und die wesentlichen Örtlichkeiten ausführlich vorgestellt. Sodann kommt Rollinger zum eigentlichen Thema, der Performanz des Zeremoniells, dessen Behandlung er in fünf Teile gliedert: zunächst das Palastzeremoniell (Teil 3, S. 179–309) mit Ausführungen zu Empfang und Audienz allgemein, Beförderungen und Emeritierungen, Banketten, diplomatischen Empfängen und den Funktionen des Zeremoniells vor dem Hintergrund ideologischer Vorstellungen sowie der Akzeptanz und Konkurrenz, dann das dynastische Zeremoniell (Teil 4, S. 311–373) mit Abschnitten zu Hochzeitsfeiern, Geburten und Taufen sowie Begräbnissen und Nachfolge im Zusammenhang mit dem Wechsel des Herrschers und schließlich das Staatszeremoniell, gegliedert in drei Teile über „Kaiser machen“ (S. 375–455), den „Kaiser in Bewegung“ (S. 457–563) und den „Kaiser im Hippodrom“ (S. 565–659). Teil 5 behandelt die Abfolge einzelner Schritte der Kaiserkrönung und chronologische Entwicklungen des dazugehörigen Zeremoniells, Teil 6 städtische Prozessionen, den *adventus* des siegreichen Kaisers und den *processus consularis*, Teil 7 bietet allgemeine Ausführungen zum Zirkuszeremoniell (Zirkusparteien, Akklamationen, Auftritt des Kaisers), geht auf Bedeutungsvielfalt und Ästhetik des Zeremoniells sowie den Hippodrom als politischen Ort ein. Ein letzter, achter Teil enthält das Fazit (S. 661–678). Es folgen Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 679–752), Abbildungen (S. 753–773) und Register (S. 775–811).

Allgemein läßt sich feststellen, daß Rollinger auf alle Einzelheiten des politischen Zeremoniells ausführlich eingeht, die dabei mit vielen, teils langen, immer zweisprachigen Quellenzitaten und deren eingehender Auswertung im Lichte des Forschungsstandes versehen werden. Zugleich werden im Kontext der Behandlung einzelner Themen die Positionen der wissenschaftlichen Literatur ausführlich dargelegt. Dabei muß doch eigentlich vor allem die an den Quellen erarbeitete Ansicht des Verfassers im Vergleich zu bisherigen Forschungspositionen Profil gewinnen. Rollingers Vorgehensweise mag der schieren Masse an verfügbarem und von ihm für die Darstellung vorgesehenem Informationsmaterial geschuldet sein, führt aber unweigerlich zu der Frage, ob nicht unter Verzicht auf allzu viele und lange Quellen-

und Literaturreferate zugunsten einer mehr abstrahierenden Darstellungsweise insgesamt straffere Ausführungen möglich, ja, geboten gewesen wären.

Was die Quellen betrifft, so stößt Rollinger bei der Auswertung des Zeremonienbuches aus dem zehnten Jahrhundert für Feststellungen über die Zeit der Spätantike des öfteren methodisch an Grenzen. So lehnt er die Übertragung von Anweisungen für Dekorationen bei Audienzen aus dem zehnten ins sechste Jahrhundert nicht ab, da „diese Elemente im Grundsatz auch für [die] justinianische Zeit als wahrscheinlich anzusehen“ (S. 260) seien. Die Feierlichkeiten anlässlich der Geburt eines purpurborenen Kaisersohnes stellt Rollinger nach dem Zeremonienbuch dar und sucht deren Vorläufer in der Spätantike zu benennen (S. 329), was ihm jedoch lediglich spekulativ möglich ist. Bestimmte Elemente möchte er nämlich, „vielleicht in noch nicht ganz ausgefeilter Form, sicherlich für das 6., vielleicht gar für das 5. Jh. annehmen“ (S. 330 mit Bezug auf cer. 2,21 [617 Reiske]). Für den Auftritt des Kaisers im Rahmen des Zirkuszeremoniells stellt er „einen ‚Prototypen‘“ (S. 591) ganz nach dem Zeremonienbuch dar, muß aber Spekulationen zu Aspekten der Übertragung dieser Inhalte auf die Spätantike mit Einschränkungen versehen wie „[v]ielleicht“ (S. 595), „nicht ganz sicher zu belegen“ (S. 600) und dem Bekenntnis zu der „offene[n] Frage [...], ob wir davon ausgehen können, dass der im *Zeremonienbuch* für das 10. Jh. geschilderte Zustand auch schon früher herrschte“ (S. 604). Auch die Projektion der für das zehnte Jahrhundert überlieferten Akklamationen auf die Spätantike ist in der hier dargestellten Form fraglich, wenn Rollinger postuliert, sie führten „im Kern letztlich aber nur frühere Traditionen, vielleicht in etwas überspitzter und entwickelter Form“ (S. 629), weiter. Bei diesen Versuchen, Aussagen des Zeremonienbuches für die Spätantike zu reklamieren, ist Vorsicht, wenn nicht Mißtrauen angezeigt. Rollinger sieht aber in seinem Streben nach einem umfassend vollständigen Bild offenbar keinen anderen Weg, als auch diejenigen Teile des Zeremonienbuches zu nutzen, für die es keine nennenswerte direkte Überlieferung aus dem sechsten oder siebten Jahrhundert gibt.

Man könnte annehmen, daß Rollinger angesichts dessen für das Zeremoniell allein ein statisches Bild zu zeichnen imstande ist. Das ist aber nur teilweise so. Er weiß durchaus mit guten Argumenten Fortentwicklungen des kaiserlichen Zeremoniells im Zeitraum der Spätantike namhaft zu machen. Nur wenn Quellen aus dieser Zeit zur Verfügung stehen, werden stichhaltige

Aussagen zu Veränderungen möglich. Derlei Entwicklungen kann Rollinger beispielsweise aus einem Vergleich zwischen Darlegungen zum Begräbnis Kaiser Konstantins im Jahre 337 bei Euseb von Caesarea und Justinians 565 bei Goripp entnehmen (S. 339), abgesehen davon, daß weitere Quellen auch zu anderen Kaisern des vierten bis sechsten Jahrhunderts Angaben zu Begräbnisfeierlichkeiten überliefern, die differenzierte Aussagen ermöglichen. Auf diese Weise, also mit Hilfe von Fallbeispielen aus verschiedenen Zeitabschnitten der Spätantike, vermag Rollinger über Entwicklungen zu sprechen, die an der Begräbniszeremonie Tendenzen zunehmender Verchristlichung feststellen. Teils bedeutende zeremonielle Veränderungen konstatiert Rollinger auch bei der Nachfolge Kaiser Zenons durch Anastasios und Justinians durch Justin II. (S. 369–373) sowie – vor allem hinsichtlich von Elementen der Entmilitarisierung des Kaisertums – mit der Verlagerung des Erhebungszeremoniells vom Hebdomon in den Hippodrom (S. 402–403). Eine gelungene Zusammenschau aller wesentlichen Veränderungen im Krönungszeremoniell während der Spätantike bietet Rollinger mit dem Kapitel 15 (S. 406–445), insbesondere hinsichtlich der Sakralisierungstendenzen.

Den raumgreifenden Einsatz von Sekundärliteratur in der Darstellung sieht der Rezensent kritisch, sofern nur Positionen anderer Wissenschaftler dargelegt werden, hinter denen die Ansichten des Verfassers zum besprochenen Gegenstand kaum Profil gewinnen. Wenn diese Gefahr besteht, sollte das Sekundärliteraturreferat so knapp wie möglich ausfallen. Anders verhält sich dies, wenn sich die Meinung des Autors deutlich von Einschätzungen der bisherigen Forschungsliteratur abhebt. Hier sei beispielhaft auf die zum Ausdruck gebrachte Skepsis Rollingers gegenüber der These Mischa Meiers zu einer allumfassenden „Liturgisierung der spätantiken Gesellschaft im 6. Jh.“ (S. 517–520, 556, das Zitat S. 517)<sup>7</sup> verwiesen.

Will man Bilanz ziehen, so hat Rollinger eine zwar umfassende, aber vor allem unter methodischen Gesichtspunkten doch auch kritisch zu sehende Studie präsentiert. Positiv hervorzuheben ist dennoch, daß nunmehr eine Gesamtbehandlung des ‚politischen‘ kaiserlichen Zeremoniells für die Spätantike vorliegt, die man in dieser Hinsicht sozusagen zu jedem denkbaren Aspekt konsultieren kann. Das Zeremonienbuch aus dem zehnten Jahrhun-

7 Zum Beispiel M. Meier: Der Monarch auf der Suche nach seinem Platz. Kaiserherrschaft im frühen Byzanz (5. bis 7. Jahrhundert n. Chr.). In: St. Rebenich (Hrsg.): Monarchische Herrschaft im Altertum. Berlin/Boston 2017 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 94), S. 509–544, hier S. 534–536.

dert begünstigt eine statische Darstellungsweise, der Rollinger zwar entgegen will, aber nicht überall entgegen kann. Je mehr Material er darüber hinaus aus den Jahrhunderten der Spätantike heranzuziehen vermag, um so dynamischer kann anhand von Fallbeispielen aus verschiedenen Zeiten das Bild vom Zeremoniell am spätantiken Kaiserhof von Konstantinopel entwickelt werden.

Allerdings ist nicht zu übersehen, daß die Arbeit augenscheinlich in großer Eile für die Publikation vorbereitet wurde. Davon kündeten zahlreiche Druckfehler und sprachliche Ungenauigkeiten. Dies betrifft weniger das Lateinische<sup>8</sup>, vor allem aber Zitate aus dem Griechischen. So fällt in einem Zitat Rollingers aus der Forschungsliteratur das Wort *ταπεινοφροσύνε* (S. 470) auf, das in der Vorlage im übrigen richtig *ταπεινοφροσύνη* geschrieben ist.<sup>9</sup> Bei *κατὰ τάξιν* (S. 582) statt korrekt *κατὰ τάξιν* liegt ein Grammatikverstoß vor. Man kann nicht von einem „Zeremoniell der *προσκυνήσιμα*“ (S. 646) sprechen, sondern sollte statt der Adjektivform *προσκυνήσιμα* ein Substantiv einsetzen; hierfür bieten sich *προσκύνησις* oder *προσκύνημα* an. Ärgerlich sind auch falsche Buchstaben in einzelnen Wörtern, oft ε und ο statt η und ω,<sup>10</sup> fehlende Buchstaben<sup>11</sup> und falsche Akzentsetzung<sup>12</sup>. Auch im deutschen Text gibt es neben – zu vielen – simplen Druckfehlern manches Zweifelhafte, so die Verwendung der Substantive „Konsulat“ und „Hippodrom“

8 Auffällig sind zum Beispiel der Nominativ *illustri* (S. 76, 196, 211, 438) statt richtig *illustres*, die Junktur *auratis gradus* (S. 537) statt richtig *aurati gradus* oder *auriges* (S. 608) mit griechisch anmutender Endung statt richtig *auriga*.

9 Weitere Beispiele für die Bildung falscher Formen: *τὰ μέρα* (S. 568) statt richtig *τὰ μέρη* und *εἰκων ἱερή* (S. 485 Anm. 6) statt richtig *εἰκὼν ἱερά* (so auch in der Inschrift IGRR 3,481, auf die Rollinger hier Bezug nimmt).

10 Beispielsweise *συνέθειαν* (S. 329 Anm. 14, 330) statt richtig *συνήθειαν*, *συγκλέτου* (S. 409 Anm. 16 u. ö.) statt richtig *συγκλήτου*, *αὐτοκράτορ* (S. 424) statt richtig *αὐτοκράτωρ*, *Ῥωμαίων* (S. 511 Anm. 117) statt richtig *Ῥωμαίων*, ferner *χρατήσωτα* (S. 329 Anm. 14, 330) statt korrekt *κρατήσαντα*.

11 Etwa *βασιλκὴν* (S. 247 Anm. 64) und *βασιλά* (S. 336 Anm. 45) statt richtig *βασιλικὴν* und *βασιλέα*, *προσαγορεύσιν* (S. 290 Anm. 44) statt richtig *προσαγορεύουσιν*, *εἰωθίας* (S. 334) statt richtig *εἰωθυίας*.

12 Zum Beispiel *ἀεὶ* (S. 107 Anm. 53) statt richtig *ἀεὶ*, *τοῦ Κυρίου* (S. 131, 132) statt richtig *τοῦ Κυρίου*, *λιβελλαρίον* (S. 394 Anm. 75) statt richtig *λιβελλάριον*, *γονεῖς* (S. 321) statt richtig *γονεῖς*, *ἐπάρχοι* (S. 223 Anm. 67) statt richtig *ἐπαρχοί*, *κλήτοριον* (S. 243) statt richtig *κλητόριον*, *σιλέντιάριος* (S. 591 Anm. 102) statt richtig *σιλεντιάριος*, *ἅπαντοῦσιν* (S. 492 Anm. 37) statt richtig *ἅπαντοῦσιν*, *ἀπολυεῖν* (S. 599) statt richtig *ἀπολύειν*.



wechselweise als Maskulina und Neutra, „Portikus“ als Maskulinum und Femininum, „Kathisma“ und „Stama“ als Feminina und Neutra. Das Femininum „Imago“ ist hier ein Neutrum (S. 292, 485), das Insigne ein „Insignium“ (S. 540), der Vorsänger ein „Vorsinger“ (S. 585); aus ‚anscheinend‘ macht Rollinger „scheinbar“ (S. 315, 479), für ‚ediert‘ schreibt er „editiert“ (S. 489). Unverständlich erscheint dem Rezensenten, daß ein Helm „juwelenverkrustet“ (S. 463) sein kann, ebenso der – umgangssprachliche? – Satz: „Für die Kaiserzeit geht sich das aus“ (S. 235). Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Ärgerlich sind auch die vielen Nachlässigkeiten bei der Interpunktion.<sup>13</sup> Hier und da gibt es ferner kleinere sachliche Fehler<sup>14</sup> und Unebenheiten in Übersetzungen<sup>15</sup>.

- 13 Auffällig sind besonders die häufig fehlenden Kommata am Ende eingeschobener Nebensätze, wenn der übergeordnete Satz mit „und“ fortgesetzt wird (beispielsweise S. 41, 103, 119, 136, 178), oder vor Nebensätzen (etwa S. 47, 132, 182, 196), doch es begegnet eine Vielzahl auch anderer Verstöße gegen die Regeln der Zeichensetzung.
- 14 Etwa bei der Bezeichnung Cassiodors als „Theoderichs Prätorianerpräfekt“ (S. 303), ein Amt, das Cassiodor erst nach Theoderichs Tod bekleidete, oder bei der Bezeichnung des Constantius II. als Onkel Julians und dessen Bruders Gallus (S. 343, 344, 600), sie gehörten aber derselben Generation an und waren Cousins; ihre Väter waren als Söhne des Constantius Chlorus Brüder.
- 15 Beispielsweise die auf S. 344 gebotene Übersetzung einer Passage aus Greg. Naz. or. 5,17, die als Übersetzung Philipp Häusers ausgegeben wird, dieser gegenüber aber ohne einen Hinweis auf die Bearbeitung zum Nachteil einer klaren Satzstruktur verändert ist; vgl. Gregor von Nazianz: Reden. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen v. Ph. Haeuser. Rede 1–20. München 1928 (Bibliothek der Kirchenväter 59), S. 170–171. – An anderer Stelle (S. 391 mit Anm. 63) wird eine Übersetzung zu cer. 1,91 [411 Reiske] geboten, deren Verbformen von Rollinger gemäß der Ausgabe von Gilbert Dagron und Bernard Flusin mit φυλάξι, βασιλεύσι und περιφρουρήσι im Konjunktiv Aorist statt, wie bei Johann Jacob Reiske, mit φυλάξει, βασιλεύσει und περιφρουρήσει im Indikativ Futur wiedergegeben sind, und zwar ohne daß auf Dagron und Flusin verwiesen wird; vielmehr muß man aufgrund der Quellenangabe annehmen, daß dem Zitat die Ausgabe von Reiske zugrunde liegt. Die in beiden Editionen identische erste Siegesanrufung σὺ νικᾷς (von Rollinger fälschlich ohne Iota subscriptum wiedergegeben) ist futurisch mit „Du wirst siegen“ übersetzt; der Form nach handelt es sich aber um ein Präsens (Indikativ oder Konjunktiv), am besten zu übersetzen mit ‚Mögest Du siegen‘. Dieselbe, in der nächsten Zeile wiederholte Verbform νικᾷς wird dagegen korrekt als Ausdruck des Wunsches übersetzt. Die übrigen Verbformen übersetzt Rollinger, S. 391, futurisch, obwohl sie gewiß voluntativ gemeint sind, erst recht, da er sich nach den Verbformen bei Dagron und Flusin richtet. Auf S. 453 Anm. 33 werden in einer im Zeremonienbuch kurz darauf verzeichneten Akklamation mit größtenteils denselben Verben (412 Reiske hat νικᾷς, διαφυλάξει, περιφρουρήσει und φυλάξει,

Dagron und Flusin haben νικᾶς, διαφυλάττει, περιφρουρήσει und φυλάττει) diese Verbformen jedoch, anders als S. 391 Anm. 63, wie bei Reiske zitiert und durchgängig im voluntativen Sinne übersetzt. Außerdem ist in diesem Zitat von Rollinger ein σὲ fälschlich mit δὲ wiedergegeben. – Die der Stadt Konstantinopel geltende Akklamation Πολλὰ τὰ | ἔτη τῆς | μητροπόλεως übersetzt Rollinger mit „Viele Jahre dem Metropolen!“ (S. 578) statt korrekt mit ‚Viele Jahre der Metropolis!‘ In dem S. 578 Anm. 38 nach Ch. Roueché: Acclamation in the Later Roman Empire. New Evidence from Aphrodisias. In: JRS 74, 1984, S. 181–199, hier S. 191, zitierten griechischen Text ist das Wort μητροπόλεως falsch mit ε statt richtig, wie bei Roueché, mit η geschrieben. – In der Akklamation ἀνάτειλον [...] ἀγοῦσται τῶν Ῥωμαίων (cer. 1,69 [316 Reiske], zitiert von Rollinger S. 596 Anm. 130) ist das Wort ἀγοῦσται unrichtig mit „Kaiser“ (S. 596) statt mit ‚Kaiserinnen‘ übersetzt.

---

Ulrich Lambrecht, Bornheim (Rheinland)  
ulrich.lambrecht@plekos.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Ulrich Lambrecht: Rezension zu: Christian Rollinger: Zeremoniell und Herrschaft in der Spätantike. Die Rituale des Kaiserhofs in Konstantinopel. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2024 (Historia-Einzelschriften 275). In: Plekos 27, 2025, S. 265–273 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-rollinger.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Byron Waldron: *Dynastic Politics in the Age of Diocletian AD 284–311*. Edinburgh: Edinburgh University Press 2022. XXI, 273 p., 13 ill. £ 100.00/\$ 130.00. ISBN: 978-1-4744-9865-4.

Waldron's book takes a much-needed multidisciplinary approach to the Tetrarchic era's dynastic politics, breathing new life into old debates about imperial biographies, chronologies, titles, and itineraries. Integrating material and textual sources, the book tangles with the complex evidence related to the multiple iterations of distinct ruling configurations generally short-handed as the 'Tetrarchic era', and argues persuasively that the military backgrounds of the co-rulers played an outsized role in shaping their approach to dynasty and governance.

While acknowledging other political, social, and religious factors, Waldron asserts that military elements were particularly significant in shaping how the ruling colleagues managed power and the portrayal of their regime in a range of media. (p. 37) Waldron's work makes a valuable contribution in contextualizing the co-rulers of this era according to the precedents set by third century predecessors and drawing out the reference points Diocletian and his colleagues drew upon as leaders who rose through the military, while building upon recent scholarship that has demonstrated the ways the co-rulers manipulated familial references in service of legitimacy, examining the "network of blood-, marriage-, adoption- and metaphor-based familial relationships that surrounded the Tetrarchs, and, in some cases, bound them to one another." (p. 3) Drawing these two strands together, Waldron makes a compelling case that Diocletian and his colleagues intentionally presented their novel regime as a "dynasty of soldiers, a *domus militaris*." (p. 224)

The book is divided into five substantive chapters, with an introduction, and conclusion, as well as a valuable appendix that provides a prosopography of the imperial wives and daughters of the era. Following an introduction that sets up the dynamics of imperial succession in the years preceding Diocletian's rise to power, including discussion of elements of rank, military experience, and familial origin that characterize the backgrounds of third century emperors, chapter one is devoted to examining the fraternal references used to frame Diocletian and Maximian's relationship as Augusti. Departing from Olivier Hekster's contention that the frame of 'brotherhood' was conceived by rhetoricians to make sense of and flatter emperors attempting a novel imperial dynamic, Waldron draws on a range of sources in addition to the

panegyrics, including sculpture, epigraphy, and legal texts, to argue instead that the fraternal framework was intentionally cooked up within the court circle, and rooted in prevalent configurations of military fraternity.

In order to support the idea of imperial agency in this regard, Waldron suggests that Diocletian and Maximian symmetrically exchanged elements of their personal names in a display of camaraderie. He argues that this exchange of names would have been perceived as fraternal by many, particularly in the absence of an adoption or marriage alliance between the Augusti. (p. 53) Importantly, his consideration of legal sources leads him to conclude that Diocletian probably did not formally adopt Maximian since fraternal adoption would have gone against established norms. (p. 62) Through careful analysis of epigraphy and Roman law sources, Waldron builds a case for the importance of fraternal imagery and appellations in military contexts, including the use of fraternal framings to name an unrelated man as heir. (pp. 64–65)

Waldron's integration of material evidence throughout the book alongside his careful treatment of textual sources is to be commended. It is disappointing, however, that a volume that makes substantive use of visual evidence is limited by small and low-quality reproductions (e.g. Figure 1.4, p. 56, where iconographic details are central to the argument), and one could quibble further that the material evidence is sometimes treated rather cursorily. For example, Waldron insightfully connects a handful of references to the Dioscuri, a little-discussed element of imperial iconography in this era, to efforts to paint the imperial relationship in fraternal terms. He calls attention to the twins' inclusion in the famous enthronement panel on the Arch of Galerius in Thessaloniki, and to the depiction of the twins on sculpted bases conventionally accepted as a portion of the dismantled *arcus novus Diocletiani*, but perhaps too credulously follows a speculative identification of two highly abraded heads in a secondary context as evidence for pairing of imperial imagery with representations of the Dioscuri at Split. (p. 57)

The latter example aside, Waldron makes the compelling observation that as sons of Jupiter where one (Pollux) chooses to share the privilege of his immortality with his brother, the mythological details of the Dioscuri's story make an evocative allegory for rulers who cast themselves as brothers and share their imperial position thanks to the grace of Diocletian. (p. 56) This observation adds important nuance to the understandings that educated viewers may have brought to their viewing of the Dioscuri on imperial mon-

uments, but it is important to note that this is an insight about possible viewer receptions rather than a clear indication of the propagandistic aims of the monuments' designers. What remains in the visual evidence evokes nothing of the twins' extended mythological narrative, emphasizing instead their equality and martial associations. Further, taking account of imagery featuring Romulus, Remus, and the she-wolf emblazoned across the cuirass of the mounted emperor in the scene directly above the enthroned rulers on the Arch of Galerius would surely have nuanced Waldron's estimation that the fraternity of Romulus and Remus served as a straightforward counter-example to the implied brotherhood of the Augusti. (p. 56)

Zooming out to takeaways, although the military resonance of the rulers' fraternal framing is surely correct, the chapter leaves unexplored the question of why such references were not more explicitly foregrounded on coinage. As the medium of payment to soldiers, it is a curious choice that fraternal messaging was not more explicitly mobilized in the Dyarchy and First Tetrarchy if the ideological framework was especially conceived with the military in mind.

In chapter two, Waldron grapples with the question of why, in 293 CE, "Diocletian and Maximian expand[ed] the imperial college in such an unprecedented manner." (p. 70) He weighs in on the improvisational side of the scale in the debate over whether the Tetrarchic arrangement was carefully masterminded or the result of expedient responses to emergent threats. He deals here with the thorny issue of dating the appointments of Constantius and Galerius, a biographical detail with bearing on whether the imperial expansion was planned versus improvised, arguing that Constantius was appointed first and Galerius slightly later in 293. To ground this claim, Waldron looks to the cities from which Diocletian issued imperial pronouncements to argue that Galerius' acclamation in Nicomedia on March 1 of 293 as recorded in the Paschal Chronicle is not possible, since Diocletian was in Sirmium between 1 January and 26 February and thus too far away to arrive in Nicomedia for the appointment by March 1. He reasons that the staggered appointments explain the seniority of Constantius as implied by the significant placement of his name before that of Galerius in imperial pronouncements, and accounts for the March 1 date as a later synchronization of the Caesars' *dies imperii*. He concludes that this implies there "was a degree of improvisation at play." (p. 72)

There is much of value in Waldron's review in this chapter of the evidence pertaining to the relative severity of threats facing the Northern European, Eastern, and North African fronts in the early 290s, but his framing that "military rebellion, and regional interests and identity more broadly, rather than foreign threats, were major influencing factors in the decision to expand the imperial college" (p. 70), is perhaps overly-oppositional. The author's reconstruction of events in the Northwest part of the empire deftly draws out an important facet of the myriad simultaneous pressures impinging on the empire in the early 290s. But rather than pointing to primarily internal pressures as the catalyst for the expansion to four co-rulers, the carefully laid out evidence seems to demonstrate competing considerations or at least potential pressures in various geographically spread-out quadrants of the empire that could benefit from the attention and close proximity of more imperial hands.

Given that Diocletian and Maximian served on campaigns against the Persians under previous rulers, it is hard to believe that emperors who leaned especially on their military backgrounds made policy decisions without consideration of the Persians, even at a lower ebb in the relative power of their Sasanian rivals. Competing powers do not stop making policy decisions with a rival in mind just because the other is momentarily weaker, and it is perhaps shortsighted to underestimate the staying-power of the embarrassing events of Valerian's capture in 260, an episode commemorated on monuments within Persian territory that visually broadcast the defeat to shared trade partners. Further, no matter the historicity of the details described, Lactantius' extended recounting of Valerian's treatment while in Sasanian captivity and the claims about the display of his tanned hide to visiting dignitaries is evidence that the events of 260 and their aftermath were still a vivid specter in the early fourth century. (mort. pers. 5.6) Waldron makes an important contribution to the debate over the reasons for the expanded ruling college in ensuring that internal motivations are not lost alongside consideration of external threats, but both internal and external threats could, and probably did, play a role in the decision, and one need not entirely discount the other.

Waldron's third chapter explores the novelty of Diocletian and his co-rulers' choice to prioritize non-biologically-related adult military professionals as co-rulers and heirs, and questions why hereditary norms were repeatedly ignored in planning for succession, even when the rulers had sons of adult age available for appointment as successors. In reviewing what is known of the

biological sons of the rulers of the first Tetrarchy (Constantine, Maxentius, and Candidianus; pp. 117–122), Waldron weighs into debates around Constantine's birthdate (pp. 117–118) and legitimacy (p. 119), ultimately concluding that all the sources that allege Constantine's illegitimacy are either themselves demonstrably hostile or reliant on a hostile source, and that by 305 Constantine was of viable adulthood for reasonable consideration as a candidate for Caesar. He goes on to skillfully demonstrate key elements that undermine the credibility of Lactantius' account of the 305 abdication and succession: the incongruence of Constantine's and Maxentius' marriages (p. 133); the author's Christian identity as a barrier to intimate knowledge within court politics in the eastern part of the empire (p. 137); Diocletian's return to influence after retirement running counter to claims of his descent into madness (p. 143). As the only source to attempt an explanation for Maxentius and Constantine's passing over, Waldron points out how Lactantius' less-than-credible account of the events has played a weighty role in shaping scholarly understandings of the succession in 305.

Weighing a careful consideration of the source material, Waldron draws from his analysis that Diocletian intentionally steered the abdication and the succession: "Clearly, links of kinship were attributed less importance during the First Tetrarchy than during previous regimes. When we combine this with the fact that the biological sons were passed over in three different succession events (293, 305 and 308) and the impression that Galerius did not attempt to replace himself with Candidianus, it is best to conclude that both Diocletian and Galerius attached less importance to hereditary succession and norms, and that a fairly consistent non-dynastic idea governed all the succession events in question." (p. 148) The author estimates that events of the mid-third century must have eroded Diocletian's confidence in hereditary succession and left him open to alternatives. He cites Aurelian and Probus as examples in recent memory whose profiles – military professionals neither of whom ventured to raise a son or brother as a co-ruler or heir apparent (p. 154) – established precedents for non-hereditary approaches to rulership. He reads the Augusti's adoption of their junior colleagues and shared nomenclature as an innovation upon established precedent that "clarified the eventual succession of the Caesars and demonstrated to their subjects that this college of experienced generals was a unified dynasty of emperors." (p. 159)

Waldron rounds out the chapter with the observation that despite Diocletian's intentions, by 306, biological claims to legitimacy had reemerged around the families of the Tetrarchs. He highlights how familial ties became prominent in Constantine's dynasty, particularly through his claim of ancestry to Claudius II and the elevation of Fausta and Helena as Augustae who began to appear on coins and inscriptions. Ultimately, Waldron concludes that while biological dynasty regained importance under Constantine, military credentials still held significant weight. (p. 163)

The penultimate chapter focuses on Constantine and Maxentius before 306, examining how the imperial sons were subdued by Diocletian, whether they were treated differently from one another, and what their treatment suggests about how the ruling college functioned. From Maxentius' presence on a state-owned villa outside Rome, Waldron estimates that the emperors intentionally kept him near Rome as an informal representative meant to reassure the Senate and city that they mattered to the co-rulers, despite their residence far away. (p. 183) He provides a compelling observation about how this role starkly contrasts with Diocletian's treatment of Constantine as a court hostage. (pp. 195–196)

In assessing the early lives of the passed-over sons, Waldron also takes a stand on the question of whether the intended betrothal between Constantine and Fausta, as mentioned by a panegyrist in the presence of Maximian and Constantine in 307, should be considered historical or merely a convenient fiction. Finding support for the betrothal claim in Julian's panegyric to Constantius II, Waldron ultimately accepts its historicity: "Indeed, the betrothal plan may suggest that the western rulers had viewed Constantine as a potential heir." (p. 192) However, that the claim is true is difficult to believe, given the timing and bias of the sources that reference it. Constantine's fabrication of his ancestry, tracing it back to Claudius II for legitimating effect, reveals his willingness to manipulate history. Notably, there is no mention of the betrothal until after Constantine had already usurped power and needed to enhance the impression of his legitimacy as a rightfully intended heir. Furthermore, in a panegyric delivered by and for descendants of the Constantinian line, it would have been advantageous to maintain a fiction that helped to paper over Constantine's contested rise to power.

Ultimately, Waldron interprets the episode of the broken betrothal as evidence that the ruling partners in the west and east were not on the same page regarding succession plans in the early years of their co-rule. He concludes



that “for a time, Diocletian may not have been sufficiently transparent about the prospects of the sons” (p. 195) and further, that the eventual arrangements for succession “so favoured Galerius that it seems likely that, as Lactantius believed, Diocletian and his Caesar initially devised the plan without input from their western colleagues.” (ibid.) His comparative assessment of Constantine and Maxentius’ treatment by the ruling college prior to the abdication event concludes that “the emperors apparently showed Maximian’s son more favour and trust” (ibid.), an incongruence Waldron explains with reference to the possibility of Constantine’s illegitimate birth and his status as the son of Constantius, a Caesar whose alliance with Diocletian was weaker than that with his long-time ally, Maximian. (pp. 195–196)

The book’s final substantive chapter focuses on the imperial women of the Tetrarchic era. Waldron reviews the evidence for imperial women’s role in public media in the First Tetrarchy and notes a reduction in their celebration toward ideological ends, but ties the reduction to trends already starting in the decades preceding Diocletian. He shows that while the practice of creating Augustae and honoring them on coinage continued into the 270s and 280s, “There are no attested Augustae during the six-year reign of Probus, nor during the admittedly very brief reigns of Claudius, Quintillus, Tacitus and Florian. Carinus minted for Urbica, but Carus and Numerian did nothing similar. The Gallic emperors did not use imperial media to promote Augustae and *diuae* either” (p. 199). He ultimately argues that by 260 it was no longer guaranteed that an Augustus would pair himself with an Augusta (p. 200) and that the sidelining of imperial women in the era between 280 and 306 was tied to Diocletian’s wishes to exclude biological sons from succession events. (p. 207) This choice to make the imperial wives less visible helped to suggest that the membership of the imperial college was not to be determined solely by blood. (ibid.)

Of especial interest is an important discussion of two inscriptions dedicated to imperial wives: one to Prisca, the wife of Diocletian, and the other to Maximilla, wife of Maxentius, both honored according to the unprecedented title of *nobilissima femina*. (p. 202) Waldron reasons by analogy to *nobilissimus Caesar* that *nobilissima femina* was a lesser ranking title than Augusta, and argues that “alongside the near absence of women within media and the absence of the title Augusta, it is apparent that *nobilissima femina* was a substitute title that enabled the continued honouring of imperial women, as was customary, while the emperors withheld Augustan status from them. Indeed,

it may be the case that the Tetrarchs invented the title for this purpose” (p. 202).

Prisca’s inscription is particularly interesting since it comes from a context near a temple of Jupiter in Salona, a fact that Waldron uses to interpret that it “was probably erected as part of the imperial cult to the Tetrarchic dynasty, the *gens Valeria aeterna*” (p. 201). He goes on to assert that “the new title, and indeed the association of Prisca’s statue with the imperial cult, shows that women were not entirely excluded from the sacred imperial household, the *domus diuina*, as it was depicted in media.” (p. 203) It should be noted, however, that Prisca’s statue base is not precisely datable. Given both the find’s proximity to the palace at Split, where Diocletian is said to have retired after abdication, and the reemergence of imperial women on coins with the rise of Constantine and Maxentius, it is unclear at what moment such a familial group was erected and whether the group may have been tied to the resurgent ideological capital of biological families following Constantius’ death.

Waldron shows that emperors began putting their wives on coins once again from 307, with Fausta first appearing on a coin issued as a limited run using the new title of *nobilissima femina*, minted only at Trier and thus targeted at Northern Gaul. Galerius’ wife, Diocletian’s daughter Valeria, is honored shortly after (in 307 or 308). Significantly, she was honored as Augusta and her diademed image circulated broadly on both gold and silver coins that elevated her status compared to Fausta. Waldron rightly reads this, and Valeria’s increased traces in the material footprint tied to Galerius’ court ideology, as an answer to the dynastic self-promotion of the western colleagues/rivals that served to promote Galerius’ ties to Diocletian. (pp. 209–211)

The author also contends that part of Galerius’ strategy for bolstering the impression of his familial ties in the years between 305 and 308 included the strategic deification of his mother Romula. The palace at Romuliana, located in eastern Serbia, has been interpreted as an imperial residence built by the eastern Tetrarch for his mother. A nearby hilltop contains the remains of a mausoleum with an inhumation burial believed to be Romula’s, and the claim of her deification relies on the presence of peacocks – birds associated with the apotheosis of royal women – depicted together with an ivy crown on a decorative archivolt inscribed “Felix Romuliana” from the palace’s encircling walls.

However, the interpretation of Romula's deification on the grounds of this evidence alone warrants more caution. Textual sources do not make mention of Romula's deification, and previous imperial women honored as *diua* were commemorated on coins with '*diua*' and '*consecratio*' legends that make their divinization explicit, while, notably, no coin issues or inscriptions are known for Romula. Further, although peacocks are indeed associated with apotheosis, they are also, more generically, the bird sacred to Juno, the queen of the gods, and thus perhaps a fitting decorative motif in the context of a palace associated with a woman of imperial status. The question of Romula's deification aside, the presence of an imperial palace named for her does suggest Galerius made at least hyper-local use of association with his mother in the region of his birth. (p. 219) Waldron suggests that Romula's deification occurred after the abdication of Diocletian and Maximian in 305, but before Valeria's elevation to Augusta in 308, reasoning, "Her divine status appears incompatible with the representation of women under Diocletian and Maximian, but it aligned with Galerius' promotion of Valeria. Just as Galerius wished to promote his marital ties through Valeria, he wished to strengthen his ancestry through Romula." (p. 218)

As a whole, this contribution thoughtfully perceives and draws out how ideological messaging evolved over the period between 284 and 311, vacillating among messages of equality and hierarchy, and inflected by expectations related to biological succession based on long-standing tradition (from imperial on-lookers, at least, and perhaps even on the parts of the western Tetrarchs, Maximian and Constantius). Waldron's central point, that "the increased threat of military rebellion, the increased militarisation of the upper echelons of power and the closely related fact of the military backgrounds of the emperors [...] go some way towards explaining the curious and unique aspects of the Tetrarchic dynasty" (p. 223), is spot-on. The intellectual quibbles raised here should not detract from the value of this very stimulating assessment of the evidence, but rather stand as evidence of the ways this book promises to keep multidisciplinary scholarly discussion on this fascinating era evolving.

---

Anne Hunnell Chen, Bard College, Annandale-on-Hudson, NY  
Center for Experimental Humanities  
Assistant Professor of Art History and Visual Culture  
achen@bard.edu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Anne Hunnell Chen: Rezension zu: Byron Waldron: Dynastic Politics in the Age of Diocletian AD 284–311. Edinburgh: Edinburgh University Press 2022. In: Plekos 27, 2025, S. 275–284 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-waldron.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Boèce: *La Consolation de Philosophie*. Introduction et traduction annotée du texte latin par Alain Galonnier et Jean-Louis Charlet. Louvain-la-Neuve: Éditions de l'Institut supérieur de Philosophie – Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2022 (Philosophes médiévaux 74). XXVIII, 562 S., 1 Tabelle. € 135.00. ISBN: 978-90-429-4983-6.

Nach der Neuedition des *Anecdoton Holderi*<sup>1</sup>, dem Sammelband „Boèce ou la chaîne des savoirs“<sup>2</sup> und der kommentierten Ausgabe der *Opuscula Sacra*<sup>3</sup> legt Alain Galonnier mit einer kommentierten zweisprachigen Edition der *Consolatio* einen weiteren Beitrag zur Boethius-Forschung vor, etwa gleich umfänglich wie der erste Kommentarband zu den *Opuscula Sacra* (fortan „Opusc. I“).

Die *Consolatio*-Edition (fortan „cons.“) gliedert sich in eine umfangreiche Einleitung (S. 1–165), Text mit Übersetzung und erklärenden Fußnoten (S. 167–471) sowie einen Anhang mit Literaturverzeichnis (S. 475–535) und Indices („Index des noms“, S. 537–559; „Index des passages scripturaires“, S. 561–562).

### Vorrede

Einleitend folgt auf das Inhaltsverzeichnis eine kurze Vorrede („Préambule“, S. IX–X). Darin begründet Galonnier die neue kommentierte Edition der *Consolatio* damit, daß der literarische, theologische, wissenschaftliche und philosophische Gehalt der Trostschrift bei weitem noch nicht ausgeschöpft sei (S. IX). S. IX, Anm. 1 äußert sich Galonnier zum Werktitel. Er erklärt zwar seine Übersetzung des Titels mit „Consolation de Philosophie“ (ohne

- 1 A. Galonnier: *Anecdoton Holderi ou Ordo Generis Cassiodororum*. Éléments pour une étude de l'authenticité boécienne des *Opuscula sacra*. Louvain-la-Neuve/Leuven/Paris 1997 (Philosophes médiévaux 35).
- 2 Ders. (Hrsg.): *Boèce ou la chaîne des savoirs*. Actes du colloque international de la Fondation Singer-Polignac. Paris, 8–12 juin 1999. Louvain-la-Neuve/Leuven/Paris 2003 (Philosophes médiévaux 44).
- 3 Boèce: *Opuscula Sacra*. Bd. 1: *Capita Dogmatica* (Traité II, III, IV). Texte latin de l'édition de C. Moreschini. Introduction, traduction et commentaire par A. Galonnier. Louvain-la-Neuve/Leuven/Paris 2007 (Philosophes médiévaux 47) und Bd. 2: *De sancta trinitate, De persona et duabus naturis* (Traité I et V). Texte latin de l'édition de C. Moreschini. Introduction, traduction et commentaire par A. Galonnier. Ibid. 2013 (Philosophes médiévaux 53).

vorhergehenden bestimmten Artikel, das Titelblatt der Ausgabe bietet dagegen „La Consolation de Philosophie“ wie regelmäßig die französischen Editionen), äußert sich aber nicht zur handschriftlichen Überlieferung, die zwischen *Philosophiae consolatio*<sup>4</sup> und *Consolatio Philosophiae*<sup>5</sup> schwankt.

### Vorwort

In einem Vorwort („Préface“, S. XVII–XXVII) skizziert Pierre Magnard, Emeritus für Geschichte der Philosophie an der Sorbonne, die Entwicklung der Boethius-Studien am Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS) unter Alain Galonnier seit 1988 bis hin zur vorliegenden *Consolatio*-Edition. Er reiht das Werk des Boethius als des ‚letzten Römers‘ ein in die gleichzeitigen spätantiken Bemühungen um die *Artes liberales*, wie sie sich auch bei Martianus Capella<sup>6</sup> und Cassiodorus finden. Ausgehend von der Feststellung, vom frühen Mittelalter an habe man die Intention des Autors mißverstanden, da er nicht gewußt habe, als Christ zu sterben, stellt Magnard die *Consolatio* in den Kontext einer *philosophia perennis*, die von der „göttlichen Weisheit des Alten Testaments“ („de la lumière édénique“, S. XIX) in das römische Imperium und zur mittelalterlichen Katholizität („la Catholicité médiévale“, ebd.) durch eine Übereinstimmung von Platon und Aristoteles getragen wird. Zustimmend wird das Wort des Neupythagoreers Numenios von Apamea zitiert, Platon sei ein Attisch sprechender Moses. Damit ist eine Interpretationsweise vorgegeben, die die Edition von Galonnier bestimmt. Die Tatsache, daß sich in der *Consolatio* keinerlei Hinweise auf spezifisch christliche Glaubensbotschaften finden, habe zu einem Mißverständnis der Trostschrift geführt, das sich durch die gesamte Überlieferung ziehe (S. XX). Nach Magnard habe der Platonismus des sechsten Jahrhunderts, unterstützt

4 Anicii Manlii Severini Boethii Opera. Bd. 1: Philosophiae consolatio. Ed. L. Bieler. Turnhout 1957 (Corpus Christianorum. Series Latina 94) [2. Aufl. 1984], ebenso Anicius Manlius Severinus Boethius: Philosophiae Consolatio. Trost der Philosophie. Lateinisch/Deutsch. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von J. Gruber. Stuttgart 2020 (Mittellateinische Bibliothek 5).

5 Boethius: De consolatione philosophiae. Opuscula theologica. Ed. C. Moreschini. 2. Aufl. München/Leipzig 2005 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana 1278), ebenso die meisten Herausgeber.

6 Sein Werk *De nuptiis Philologiae et Mercurii* ist wohl nicht 460 (Magnard, S. XIX), sondern unter König Thrasamund zwischen 496 und 523 entstanden; vgl. S. Grebe: Gedanken zur Datierung von *De nuptiis Philologiae et Mercurii* des Martianus Capella. In: Hermes 128, 2000, S. 353–368.

durch die Logik des Aristoteles, eine propädeutische und protreptische Funktion in Hinblick auf die Religion und schaffe ein „Klima der Spiritualität“ (S. XXII), das günstig für das Verständnis des christlichen Mysteriums gewesen sei. Dieser Interpretationsweise habe sich schon Origenes in seinem Werk „Gegen Celsus“ und Augustinus in *De vera religione* bedient.<sup>7</sup> Mit Recht sieht aber Magnard in der *Consolatio* eines der schönsten Denkmäler der auf Platon beruhenden Hermeneutik und versteht daher die Philosophie als Dienerin der Theologie. Auf dieser Basis wird die Argumentation der *Consolatio* skizziert bis hin zum Schlußsatz, in dem auf den alles sehenden Richter hingewiesen wird. Ohne Umschweife setzt Magnard diesen mit dem Erscheinen Christi am Jüngsten Tag gleich (ähnlich Galonnier S. 471, Anm. 151), ohne die seit langem geäußerten philologischen Überlegungen zur Authentizität des Schlusses der *Consolatio* auch nur annähernd in Erwägung zu ziehen. Auf diese Weise auf die Kommentierung selbst vorbereitet, wird es der Benutzer der Ausgabe nicht mehr überraschend finden, daß gleich am Anfang (S. XV–XVI) eine Liste mit den Abkürzungen der biblischen Bücher erscheint. Für die profanen und patristischen Autoren fehlt ein vergleichbares Verzeichnis.

### Lateinischer Text

Informationen zum lateinischen Text finden sich an drei Stellen. S. XIII steht der kurze Hinweis, der Text beruhe auf einer von der Georgetown University erstellten Digitalversion der Ausgabe von Wilhelm Weinberger<sup>8</sup> mit Korrekturen nach der Ausgabe von Claudio Moreschini.<sup>9</sup> S. XX, Anm. 6 wird die Zählung der Prosastücke und Metra erläutert.<sup>10</sup> S. 167, Anm. 1

7 Während aber etwa Augustinus expressis verbis den Bezug zwischen Platonismus und christlicher Glaubenslehre herstellt (vera relig. 4,7,23: *Ita si hanc vitam illi viri nobiscum rursus agere potuissent, viderent profecto cuius auctoritate facilius consuleretur hominibus, et paucis mutatis verbis atque sententiis Christiani fierent, sicut plerique recentiorum nostrorumque tempore Platonici fecerunt*), wird in der *Consolatio* zwar mehrfach auf Platon verwiesen, aber eben keine direkte Verbindung zu christlichen Dogmen aufgezeigt. Vgl. unten die Bemerkungen zu Introduction V.9.

8 Anicii Manlii Severini Boethii Scripta. Bd. 4: Philosophiae consolationis libri quinque. Rec. W. Weinberger. Wien/Leipzig 1934 (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum 67) [Nachdruck Wien/New York/London 1964].

9 Moreschini (wie Anm. 5).

10 Galonnier zählt zum Beispiel die Prosa mit II,2,3, Metra mit II,II,3. Nach dem Vorbild des ThLL sollte man aber römische Ziffern tunlichst vermeiden, also: cons. 1,1,1

wird die Markierung des Sprecherwechsels begründet. Galonnier übersetzt nicht die in den Handschriften vorliegenden Formen wie *inquam* oder *Tum illa*, sondern ersetzt sie als „fastidieux“ durch „Bo.“ („Boèce“) und „Ph.“ („Philosophie“), was teilweise zu deutlichen Abweichungen vom überlieferten Wortlaut führt.<sup>11</sup> Diese Textgestaltung der *Consolatio* fordert einen Vergleich mit dem vom gleichen Autor kommentierten *Opuscula*. Der Text der *Opuscula* entspricht der Ausgabe von Moerschini, zusammen mit dessen kritischem Apparat. Die handschriftliche Überlieferung wird im Opusc. I ausführlich dargestellt, beruhend auf den Arbeiten von Moerschini und Fabio Troncarelli (S. 153–159). Gleiches sollte man für die *Consolatio*-Edition erwarten. Seine Entscheidung begründet Galonnier nicht, setzt sich aber dennoch in der Kommentierung mit Moerschinis Ausgabe laufend auseinander, aber meist ohne die eigene Textgestaltung hinreichend zu begründen. Es fehlt demnach in dieser Edition nicht nur ein kritischer Apparat, sondern es fehlen auch Ausführungen zur Überlieferungsgeschichte, zu den wichtigsten Handschriften sowie zur Editions-geschichte.

## Einleitung

### 1. Biographie

Nachdem Galonnier bereits in Opusc. I eine umfangreiche Biographie des Autors vorgelegt hat, in der alle Aspekte der Vita und der Quellen ausführlich besprochen werden („La vie de Boèce ou le christianisme comme donnée sociale“, S. 31–119), konnte dieser Teil der Einleitung in der *Consolatio* deutlich kürzer ausfallen. Der Titel dieses Kapitels, „L’homme: Un relatif inconnu“ (S. 1–14), erinnert zunächst an die Tatsache, daß die Quellenlage zur Vita außerordentlich beschränkt ist,<sup>12</sup> besonders wenn man das von Galonnier zitierte Prinzip des Altdorfer Professors für Logik, Poesie und Metaphysik, Michael Piccart (1574–1620), zugrunde legt, sich nur auf zeitgenössische Quellen zu verlassen.<sup>13</sup>

beziehungsweise 1 carm. (oder m.) 1,1. Auch bei der Zitierung antiker Autoren weicht Galonnier von der Norm des ThLL beziehungsweise des Liddell/Scott ab.

- 11 Vgl. zum Beispiel 1,3,1–3. 1,5,1 wechselt der Sprecher erst im nächsten Satz, ebenso 1,6,1, wo also „Bo.“ beziehungsweise „Ph.“ jeweils zu streichen wäre.
- 12 Näher ausgeführt in Opusc. I, S. 31–32, mit den umfangreichen notes suppl. 1–7.
- 13 *Scripta eorum, qui vel auctorem eum viventem audiverunt, aut non longe ab ejus aetate ab fuerunt*, zitiert nach „Bianchi (2002)“; leider kann dieser Titel im Literaturverzeichnis nicht



Die Darstellung der Vita ist in fünf Abschnitte gegliedert. Im ersten („Nais-sance et ascendance“, S. 2–4, entsprechend Opusc. I „Lieu et date de nais-sance“ sowie „L’ascendance“) werden kurz die bekannten Überlegungen zu Geburtsjahr<sup>14</sup> und Geburtsort wiederholt und die politische Rolle der *Gens Anicia* gewürdigt.<sup>15</sup> Der zweite Abschnitt („Formation intellectuelle“, S. 4–6) zeigt wiederum deutlich, daß die Frage, wo und wie Boethius seine außer-ordentliche Bildung erworben hat, nicht eindeutig beantwortet werden kann. Entsprechende Hinweise bei Ennodius und Cassiodorus sind rhetorisch überhöhte Aussagen ohne konkrete Informationen.

Den Ämtern und der politischen Tätigkeit ist der dritte Abschnitt („Titres, fonctions et *res gestae*“, S. 6–8) gewidmet. Da nur das Datum des Konsulats-jahrs 510 gesichert ist, kann für alle anderen Ämter nur eine relative Chro-nologie erstellt werden.

Im vierten Abschnitt („La chute“, S. 8–9) werden die beiden Anklagepunkte besprochen, die zum Sturz des *magister officiorum* führen: Hochverrat und Ma-gie (ausführlich erörtert Opusc. I, S. 68–88).

Im fünften Abschnitt („Le lieu de réclusion“, S. 9–12) werden die äußeren Umstände bei der Abfassung der *Consolatio* und die Frage nach dem Aufent-haltsort des Boethius vor seiner Hinrichtung besprochen. Galonnier vermu-tet ein Exil, allerdings ohne Zugang zu seiner Bibliothek, und somit die Ab-fassung der *Consolatio* größtenteils aus dem Gedächtnis heraus (S. 12).

Der letzte Abschnitt ist der Hinrichtung und der Verehrung des Boethius als Märtyrer gewidmet („La phase terminale“, S. 12–14). Galonnier kombiniert die Aussagen in den Quellen und folgt der tendenziösen Darstellung des Anonymus Valesianus, der von einer besonders grausamen Art der Folter

verifiziert werden. Die handschriftlich überlieferten mittelalterlichen Viten notiert Galonnier in Opusc. I, S. 227, note suppl. 1.

- 14 Galonnier bemerkt dazu: „Beaucoup se sont laissés aller à retenir l’année 476 comme celle où Boèce vit le jour, date éminemment symbolique“ (S. 2, Anm. 3). Versucht man, diese Aussage zu überprüfen, so findet man in Opusc. I, S. 33, note 13 nur den Hinweis auf zwei Arbeiten von Émilienne Demougeot und einen Verweis auf Opusc. I, S. 105, note 457, aber keine genaue Angabe, wer denn für 476 als Geburts-jahr plädiert.
- 15 Ausführlich Opusc. I, S. 35–39, wo auch die Bestandteile des Namens Anicius Man-lius Severinus (Torquatus) Boethius historisch und genealogisch eingeordnet wer-den.

spricht,<sup>16</sup> mit der Nachricht des *Liber Pontificalis*, der die Hinrichtung mit dem Schwert überliefert. Wenn man davon absieht, daß auf diese Weise Galonnier für den Philosophen das besonders leidvolle Sterben eines katholischen Märtyrers zu evozieren versucht,<sup>17</sup> wodurch dessen Martyrium in einem besonderen Licht erscheint, wird man bei nüchterner Betrachtung der Quellen eher dem Urteil Ingemar Königs folgen.<sup>18</sup>

## 2. Das Werk

In diesem Teil (S. 14–17) werden nicht nur die erhaltenen Schriften aufgelistet, sondern alle für Boethius als Autor überlieferte Titel. Einzelne Editionen und Übersetzungen sind im Literaturverzeichnis erfaßt. Teilausgaben fehlen in der Regel. Auch die Übersetzungen in die Nationalsprachen werden nur selektiv verzeichnet (berücksichtigt werden nur Übersetzungen ins Deutsche, Englische, Französische, Italienische und Spanische). In einer Neuedition erwartet man aber eine gewisse Vollständigkeit. Daher sind fehlende Titel im Anhang zu dieser Rezension zusammengestellt.<sup>19</sup> Sie können eine Vorstellung von der internationalen Rezeption der *Consolatio* vermitteln.

## 3. Das Bildungsideal

Boethius hat sich wiederholt über Ziel und Zweck seiner philosophischen Arbeiten geäußert. Anhand dieser Selbstzeugnisse entwirft Galonnier ein Bild seines Bildungsideals (III., „L'idéal culturel“, S. 18–22). Leider sind auch diese Zeugnisse nur in Übersetzung zitiert. Am Anfang steht ein Zitat aus der Einleitung der Schrift *De syllogismis hypotheticis*, nach Lambertus M. de Rijk

16 Auch H. Chadwick: Boethius. The Consolations of Music, Logic, Theology, and Philosophy. Oxford 1981, S. 55, folgt dieser Darstellung. Ebenso tendenziös ist die als Parallele herangezogene Nachricht bei Prokop (anekd. 16,26) über eine von Theodora veranlaßte gleiche Folter.

17 Vgl. Opusc. I, S. 241, note compl. 42: „Cette torture effroyable, qui servit amplement à faire de Boèce un martyr [...]“.

18 I. König: Aus der Zeit Theoderichs des Großen. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar einer anonymen Quelle. Darmstadt 1997 (Texte zur Forschung 69), S. 201: „Daß Boethius in der Haft gefoltert worden war, darf als böswillige Behauptung des Anonymus abgetan werden, der so die Ungerechtigkeit des Urteils und damit auch die des Königs dartun wollte.“ Ibid. stellt König fest, daß die Enthauptung eine Hinrichtungsart war, „die Senatoren angemessen war“.

19 Vgl. unten S. 305–313.

als eines der letzten Werke zwischen 516 und 522 entstanden.<sup>20</sup> Galonnier sieht den Text als ein Zeugnis des „helléno-centrisme“ des Autors (S. 18). Das wird jedoch erst aus dem anschließenden, nicht zitierten Text deutlich, wo es heißt: *Quod igitur apud scriptores quidem Graecos perquam rarissimos strictim atque confuse, apud Latinos vero nullos reperi [...]*, und weiter:

*Nam cum categoricorum syllogismorum amplissime notitiam percepisses, de hypotheticis syllogismis saepe quaerebas, in quibus ab Aristotele nihil est conscriptum. Theophrastus vero, vir omnis doctrinae capax, rerum tantum summas exsequitur. Eudemus latiore docendi graditur viam, sed ita ut veluti quaedam seminaria sparsisse, nullum tamen frugis videatur extulisse proventum.*

Bemerkenswert ist dabei folgendes: Erstens ist die Beschäftigung mit Philosophie höchster Trost im Leben. Das entspricht genau der Anrede an die Philosophia in cons. 3,1,2: *O, inquam, summum lassorum solamen animorum*. So verweist das empathische Verhältnis des Philosophen, wie es im Vorwort einer seiner letzten logischen Schriften formuliert ist, bereits auf den Titel der Trostschrift, wie ihn die frühesten Handschriften überliefern. Aber schon in der zwischen 507 und 509 entstandenen eigenen Übersetzung der Isagoge des Porphyrios hat Boethius eine ausführliche Definition des Begriffs ‚Philosophie‘ gegeben, wiederum nur in Übersetzung zitiert von Galonnier (S. 20), in der die schon im griechischen Begriff enthaltene „Empathie für die Weisheit“ in dreifacher Weise zum Ausdruck gebracht wird: *Est enim philosophia amor et studium et amicitia quodammodo sapientiae*. Und diese Definition wird noch weiter vertieft: *Est autem hic amor sapientiae intelligentis animi ab illa pura sapientia illuminatio et quodammodo ad se ipsam retractio atque advocatio, ut videatur studium aequae sapientiae studium divinitatis et pura mentis illius amicitia*. Wichtig für das Verständnis der *Consolatio* ist die Tatsache, daß Boethius mit *illa pura sapientia* und der von ihr ausgehenden *illuminatio* eine *divinitas* be-

20 Der lateinische Text lautet nach L. M. de Rijk: On the Chronology of Boethius' Works on Logic II. In: *Vivarium* 2, 1964, S. 125–161, hier S. 146: *Cum in omnibus philosophiae disciplinis ediscendis atque tractandis summum in vita positum solamen existimem, tum iocundius et veluti cum quodam fructu etiam laboris arripio quae tecum communicanda compono. Nam etsi ipsa speculatio veritatis sua quadam specie sectanda est, fit tamen amabilior cum in commune deducitur. Nullum enim bonum est quod non pulchrius elucescat si plurimorum notitia comprobetur. Nam quod alias taciturnitate compressum et iam iamque silentio perituum, latius efforescit et oblivionis interitu scientium participatione defenditur. Fit quoque iocundior disciplina, cum inter eiusdem sapientiae consocios iubet esse sapientem.*

schreibt, die genuin neuplatonischen Vorstellungen entspricht,<sup>21</sup> auch wenn ihre gedankliche Nähe zum Christentum nicht zu übersehen ist.

Zweitens ist das Philosophieren, die *speculatio veritatis*, nicht nur eine Angelegenheit des einzelnen, sondern der Gemeinschaft. Diese Überzeugung, die im zitierten Text nur angedeutet wird (*fit tamen amabilior cum in commune deducitur*), ist am Anfang des zweiten Buches des Kategorienkommentars so formuliert:

*Et si nos curae officii consularis impediunt, quominus in his studiis omne otium plenamque operam consumimus, pertinere tamen videtur hoc ad aliquam reipublicae curam, elucubratae rei doctrina cives instruere. Nec male de civibus meis merear, si cum prisca hominum virtus urbium ceterarum ad hanc unam rempublicam, dominationem imperiumque transtulerit, ego id saltem quod reliquum est Graecae sapientiae artibus mores nostrae civitatis instruxero. Quare ne hoc quidem ipsum consulis vacat officio, cum Romani semper fuerit moris, quod ubicumque gentium pulchrum esset atque laudabile, id magis ac magis imitatione honestare.*

In gleicher Weise kann man die *Consolatio* nicht nur als ein Zeugnis der Selbstreflexion verstehen, sondern, „auf Außenwirkung bedacht“,<sup>22</sup> als Beispiel für die vorbildliche philosophische Bewältigung einer Krisensituation.

Von all dem ist in den *Opuscula sacra* nichts zu finden. Sie sind offensichtlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur für den jeweiligen Adressaten. Der Logiker benutzt sein Werkzeug, um ein bestimmtes dogmatisches Problem zu lösen oder um häretische Positionen zu widerlegen.<sup>23</sup> Insbesondere fehlt im Gegensatz zu den logischen Schriften jegliche Empathie für den Gegenstand. Allein schon vom Umfang her sind die *Opuscula sacra* eher Parerga im Gesamtwerk des Boethius. Sie umfassen in der Ausgabe von Morreschini 77 Seiten. Demgegenüber füllt allein die *Consolatio* 161 Seiten. Problematisch ist es daher, wenn Galonnier formuliert: „ce corpus de cinq opuscules, qui est manifestement l’œuvre d’un théologien catholique“ (S. 79),

21 Vgl. die Zusammenfassung der neuplatonischen Elemente in der *Consolatio* bei S. Döpp: Boethius. In: Ch. Riedweg/Ch. Horn/D. Wyrwa (Hrsgg.): Philosophie der Kaiserzeit und der Spätantike. Basel 2018 (Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike 5/3), S. 2345–2382, hier S. 2368.

22 R. F. Gleis: *In carcere et vinculis?* Fiktion und Realität in der *Consolatio Philosophiae* des Boethius. In: WJA N.F. 22, 1998, S. 199–213, hier S. 213.

23 Fraglich bleibt für den Traktat *De fide catholica* die Zuschreibung an Boethius. Die eher schlichte Art der Darstellung weicht deutlich von der der übrigen Schriften ab.

denn als einen solchen wird man den Philosophen Boethius wohl kaum bezeichnen können.

#### 4. Das Christentum des Boethius

Ausführlich wird Boethius als katholischer Christ gewürdigt und seine Rolle in den religionspolitischen Auseinandersetzungen der Zeit besprochen (IV., „Le Christianisme de Boèce“, S. 22–30). Dabei können weder Entstehungszeit noch Anlaß für die Abfassung der *Opuscula sacra* geklärt werden.<sup>24</sup> Unklar bleibt auch, ob die cons. 1,4,26 erwähnten falschen Dokumente mit den *Opuscula sacra* in Verbindung gebracht werden können.

#### 5. Die *Consolatio*

Der umfangreichste Abschnitt der Einleitung (S. 31–165), eingeteilt in 13 Kapitel, ist der *Consolatio* selbst gewidmet. Im ersten (V.1., „La structure“, S. 31) wird die Struktur der Schrift besprochen mit ihrem geometrischen Aufbau und dem Gleichgewicht von Prosa und Vers, in dem 3m.9 das Herzstück („cœur doctrinal“) bildet. In Kapitel V.2. folgt eine Inhaltsangabe („Le découpage“, S. 31–33), gegliedert nach den einzelnen Büchern.

Kapitel V.3. gibt einen Überblick über antike Trostschriften und konsolatorische Texte, wie sie etwa im Zusammenhang mit dem Tod des Sokrates entstanden („Le genre littéraire : la consolation“, S. 33–39).<sup>25</sup> Die Werktitel werden wiederum ganz überwiegend nur in Übersetzung zitiert, die Autorennamen in ihrer französischen Form. Eine besondere Beziehung der *Consolatio* zu einzelnen Texten dieser Materialsammlung wird nicht näher thematisiert.

Die Form des Prosimetrums bespricht Galonnier in Kapitel V.4. („Les formes du discours : le prosimètre“, S. 39–41). Mit Recht lehnt er eine inhaltliche Verbindung zur Menippeischen Satire ab. Dagegen sieht er einen direkten Einfluß des Martianus Capella auf die literarische Form der *Consolatio*.<sup>26</sup>

24 Vgl. unten zu V.8.B.

25 Ob man die S. 36, Anm. 150 zitierten Bibelstellen zu den antiken Trosttexten rechnen darf, erscheint zweifelhaft, paßt aber zur Tendenz der Kommentierung.

26 D. Shanzer: A Philosophical and Literary Commentary on Martianus Capella's *De Nuptiis Philologiae et Mercurii* Book 1. Berkeley/Los Angeles/London 1986 (Classical Studies 32) setzt die Schrift in die 70er oder 80er Jahre des fünften Jahrhunderts.

Nicht zuletzt aufgrund der persönlichen Beziehungen dürfte Boethius aber die von Galonnier nicht berücksichtigte *Paraenesis didascalica* des Ennodius (opusc. 6 aus dem Jahre 511) gekannt haben, in der in regelmäßiger Abfolge Prosaabschnitte mit Gedichten in verschiedenen Metren wechseln. Die Kenntnis der *Paraenesis* durch Boethius ist auch deswegen wahrscheinlich, weil Boethius selbst neben anderen darin den jungen Studenten Ambrosius und Beatus als Vorbild empfohlen wird.<sup>27</sup>

Anordnung und Metren der Gedichte bespricht Galonnier in Kapitel V.5. („Choix et disposition des mètres dans la *Consolation de Philosophie*“, S. 41–55). Er verweist dabei auf Vorläufer für die verschiedenen lyrischen Formen und zeigt Verbindungen zu anderen Gattungen wie Epigramm, Hymnus oder Elegie auf. Die Beobachtungen sind in einer Tabelle zusammengefaßt. Anschließend behandelt Galonnier das Problem der Übersetzung der Gedichte ins Französische. Eine Zusammenstellung der einzelnen Metren schließt das Kapitel.

Nach diesen eher formalen Ausführungen folgt eine Reihe von Kapiteln zu Fragen des Inhalts. V.6. („Maïeutique et technique narrative“, S. 55–59) behandelt die Gesprächsführung, die in der Tradition des sokratischen Dialogs steht. Galonnier untersucht die Haltung der beiden Gesprächspartner Philosophia und Boethius im Verlauf des Dialogs, in dem Philosophia besonders im ersten und letzten Buch die Führung übernimmt.

Kapitel V.7. stellt die Frage nach den Quellen („La question des sources“, S. 59–78): Auf eine Aufzählung der in der *Consolatio* erwähnten Autoren folgt eine Auflistung von 78 Namen, die in den Anmerkungen zur Übersetzung erwähnt werden und die nach der Meinung von Galonnier Boethius mit einer Formulierung oder einem Gedanken beeinflusst haben könnten („Ce relevé de 78 noms encourage à concevoir un Boèce fort instruit dans les lettres latines“, S. 60). In Hinblick auf die *loci paralleli* sollte man aber grundsätzlich nicht von „Quellen“, sondern mit Richard Harder<sup>28</sup> von „Traditio-

Dagegen datiert Grebe (wie Anm. 6) das Werk in die Zeit zwischen 496 und 523, also in die Nähe der Abfassungszeit der *Consolatio*. Fraglich bleibt dabei, wie rasch das Werk des nordafrikanischen Rhetors auch in Italien verbreitet wurde.

27 Ennod. opusc. 6,21: *est Boetius patricius, in quo vix discendi annos respicis et intellegis peritiam sufficere iam docendi, de quo emendatorum indicavit electio.*

28 R. Harder: Quelle oder Tradition? In: *Les sources de Plotin. Dix exposés et discussions.* Vandœuvres/Genève 21–29 Août 1957. Vandœuvres/Genf 1960 (*Entretiens sur l'Antiquité classique* 5), S. 325–332.

nen“ sprechen. Da Galonnier seine Hinweise auf andere Autoren zu einem großen Teil aus dem Kommentar des Rezensenten übernommen hat und darauf auch verweist und da er die in den Verweisen genannten Autoren offensichtlich als ‚Quellen‘ versteht, muß man die Bedingungen, unter denen die *Consolatio* geschrieben wurde, berücksichtigen.<sup>29</sup>

Die lateinische Dichtersprache, geprägt von den klassischen Autoren, ist dem Verfasser der *Consolatio* nicht nur auf Grund seiner ausgezeichneten Bildung, sondern auch durch eigene poetische Texte (cons. 1m.1,1) aufs engste vertraut. Formulierungen und Topoi hat er verinnerlicht und sie stehen ihm zur Verfügung, ohne die Klassikertexte bei der Abfassung seiner *Consolatio* jeweils neu bemühen zu müssen. Daher sind etwa die nachgewiesenen und von Galonnier übernommenen über 250 Parallelen zu den Werken Vergils keine ‚Quellen‘, sondern Elemente dieser Dichtersprache. Das gleiche gilt für die Verweise auf andere klassische Autoren. Dagegen zeigen die Parallelen von seltenen, oft besonders gewählten Formulierungen, daß auch diese nicht Neologismen des Boethius sind, sondern schon von anderen Autoren gefunden wurden. Trotz des enormen Verlusts an antiken lateinischen Texten können zwar solche Parallelen nicht zuletzt mit Hilfe des Materials des *Thesaurus linguae Latinae* gefunden werden, wie verbreitet sie aber tatsächlich waren, ist nicht bekannt.<sup>30</sup>

In gleicher Weise präsent sind die Gedanken Platons und die Argumente des Aristoteles, die beide in der Trostschrift wiederholt zitiert werden. Mit den logischen Schriften des Aristoteles war Boethius aufs beste vertraut und auch das *Corpus Platonicum* dürfte ihm weitgehend bekannt gewesen sein. Daher ist es legitim, zur Kommentierung nicht nur eine begrenzte Zahl von Platons Schriften, wie Galonnier S. 62 vorschlägt, heranzuziehen.

Die in der Forschung zur *Consolatio* gefundenen und von Galonnier in den Anmerkungen zum Text festgehaltenen Bezüge zu philosophischen Texten sind im Abschnitt V.7.2. („Inspiration et dépendances possibles“, S. 65–74) zusammengefaßt. Weiteres Material wird, gegliedert nach den einzelnen Bü-

29 Galonnier geht darauf im weiteren Verlauf des Kapitels ein. Vgl. dazu auch Glei (wie Anm. 22).

30 Galonnier begrenzt in seinen Anmerkungen jeweils die in der Forschung zur *Consolatio* gefundenen zahlreichen Parallelen (S. 61 abwertend als „Versuche der Überbietung“ [„tentation de la surenchère“], charakterisiert) auf wenige Beispiele.

chern, im Abschnitt V.7.3. („Quelques tendances et thématiques philosophiques“, S. 74–78) vorgelegt.

In drei weiteren Kapiteln versucht Galonnier den Nachweis zu erbringen, daß die *Consolatio* eine christlich-katholische Trostschrift sei. Kapitel V.8. („*Consolation* chrétienne ou *Consolation* païenne?“, S. 78–85) enthält im Abschnitt V.8.A. („La foi revendiquée“, S. 81–83) Belege aus den *Opuscula* für den katholischen Glauben des Boethius. Die Glaubensfrage jedoch wird in der neueren Forschung nicht in Frage gestellt. Im Abschnitt V.8.B. („Le dernier espoir comme ultime refuge“, S. 83–85) spekuliert Galonnier über einen möglichen Einfluß der *Opuscula* auf den Sturz des Boethius. Offenbar geht er davon aus, daß die Traktate eine größere Verbreitung gefunden hatten und in den religionspolitischen Auseinandersetzungen mit dem Osten eine Rolle spielten. Daran sind erhebliche Zweifel angebracht, denn über die Frage, wie die Sammlung der fünf Traktate zustande kam, und über den Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung herrscht in der Forschung keineswegs Einigkeit. Der erste Traktat, *De trinitate*, ist dem Schwiegervater Symmachus gewidmet und, wie die Einleitung zeigt, „für einen exklusiven Leserkreis geschrieben“. <sup>31</sup> Der kurze zweite Traktat ist nach Ausweis des Titulus für einen Diakon Johannes verfaßt; offenbar, wie auch der dritte Traktat, als Teil einer Korrespondenz über theologische Themen. <sup>32</sup> Die Zuweisung des vierten Traktats an Boethius ist umstritten. Der um 513 entstandene fünfte Traktat *Contra Eutychen et Nestorium* argumentiert mit einer rein philosophischen Beweisführung unter Verzicht auf biblische Belege gegen zwei christologische Häresien. Keine der Schriften steht in irgendeiner erkennbaren Beziehung zur *Consolatio* und ob sie beim Sturz des Boethius eine Rolle spielten, ist durchaus nicht sicher. <sup>33</sup>

In Kapitel V.9. („Un crypto-Christianisme“, S. 85–120) verknüpft Galonnier in drei Teilen inhaltliche Aussagen, einzelne Formulierungen und Motive der Trostschrift mit Stellen aus dem Alten und Neuen Testament; sie sollen beweisen, daß die *Consolatio* eine im Grunde christliche Schrift sei. Der erste

31 Döpp (wie Anm. 21), S. 2362.

32 Dazu Galonnier, *Opusc.* I, S. 149.

33 Dennoch formuliert Galonnier, S. 83: „Il n'est alors guère douteux, à notre sentiment, que le rédacteur de la *Consolation* lui-même ait, sans l'exprimer, estimé devoir la disgrâce soudaine dans laquelle il était tombé à sa pentalogie.“



Teil, „Les évocations“ (S. 85–96), umfaßt elf ausgewählte Themen, für die Galonnier eine besondere Nahe zu christlichen Vorstellungen vermutet.

Im zweite Teil, „Les échos morphosémantiques“ (S. 96–102), sammelt Galonnier sprachliche und thematische Analogien zum Text der Vulgata. So wird etwa der aus dem Platonischen *Timaios* zu belegende Gedanke der Welterschöpfung 3m.9,6–8: *tu cuncta superno | ducis ab exemplo, pulchrum pulcherrimus ipse | mundum mente gerens* mit der Erschaffung des Menschen Vulg. gen. 1,26: *faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram* verglichen (wiederholt S. 315, Anm. 127) – die Unterschiede liegen auf der Hand – oder, noch ausgeprägter 3m.9,27–28: *te cernere finis, | principium* mit Vulg. apoc. 1,8: *ego sum A ..., principium* (Galonnier zitiert mit diesen Auslassungen).

Im dritten Teil (V.9.C., „Les références doubles“, S. 102–120) versucht Galonnier mit Hilfe ausgewählter Parallelen und gestützt auf über 100 Bibelstellen die *Consolatio* als Dokument katholischen Glaubens darzustellen. Ohne alle von Galonnier herangezogenen Parallelstellen zu überprüfen, was den Rahmen einer Rezension sprengen würde, zeigen allein die unten zu einzelnen Stellen genannten Beispiele, wie Galonniers Kommentierung, auch mit offensichtlich ungeeigneten Vergleichstexten, bestrebt ist, den philosophischen Text der *Consolatio* in einen (krypto)christlichen umzudeuten.

Im Abschnitt V.10. („Profanité et sacralité“, S. 120–121) zieht Galonnier das Fazit aus seinen zahlreichen Hinweisen auf christliche Texte. Er sieht in der *Consolatio* eine „Komposition zweier Stimmen“, einer profanen und einer heiligen.<sup>34</sup> Dennoch gilt, daß in der *Consolatio* an keiner Stelle auf ein christliches Dogma direkt oder indirekt Bezug genommen wird. Auch das Parergon der *Opuscula sacra* ist kein Beweis für einen christlichen Einfluß auf die Trostschrift. Dagegen haben wir das schon genannte authentische Zeugnis des Philosophen aus dem Vorwort einer seiner letzten Schriften, der Schrift *De syllogismis hypotheticis*, wo der Beschäftigung mit Philosophie *summum in vita positum solamen* zugesprochen wird, und der Titel der Trostschrift lautet eindeutig *Philosophiae consolatio*.

Das Kapitel über die Rezeption der Trostschrift (V.11., „Postérité de la *Consolation*“, S. 122–151) bietet, nach Jahrhunderten gegliedert, eine Liste von Autoren und Werktiteln, die in Bezug zur *Consolatio* stehen. Die knappen

34 S. 121: „D’où cette composition à deux voix, l’une profane et déployée, l’autre sacrée et murmurée, qui font néanmoins symphonie.“

Erläuterungen und Literaturhinweise sind hilfreich für eine eingehendere Beschäftigung mit der kaum überschaubaren Nachwirkung der *Consolatio* und vermitteln eine gute Vorstellung von der Breitenwirkung dieses Textes. Wie schon bei der Auflistung der angeblich benützten Autoren hätte es jedoch auch hier einer kritischen Auswahl bedurft, denn nicht jeder sprachliche Anklang an eine Wendung in der *Consolatio* ist allein schon ein Beleg für ihre Rezeption. Als Beispiel sei der Verweis auf Gregor von Tours genannt (S. 122). Er gebraucht in seiner *Historia Francorum* 2,23 die Wendung *haec dum mecum tacitus ipse reputarem*. Hubert Silvestre<sup>35</sup> hat auf cons. 1,1,1 *haec dum mecum tacitus ipse reputarem* verwiesen und daraus eine Kenntnis der *Consolatio* durch Gregor vermutet. Gleichzeitig bietet er aber eine Reihe von Belegen für die Verbreitung dieser und ähnlicher Wendungen. Da sich jedoch im Werk Gregors sonst die Kenntnis der *Consolatio* offenbar nicht nachweisen läßt, ist diese einzelne sprachliche Parallele kein eindeutiger Beweis für eine tatsächliche Rezeption der Trostschrift. In den Anmerkungen zum Text sind Bezüge zur Rezeption selten.<sup>36</sup>

Kapitel V.12. („Définitions et enseignements“, S. 152–156) extrahiert, fast schon scholastisch, aus dem Text der *Consolatio* Definitionen einzelner Begriffe und Lehrsätze. Daß sich Galonnier hier allein auf seine Übersetzung stützt und nicht den lateinischen Text heranzieht, ist nur schwer nachvollziehbar. So stellt sich die Frage: *Cui bono?*

Als Anhang wird in Kapitel V.13. eine ausführliche Inhaltsangabe der *Consolatio* geboten („Appendice: plan étoffé de la *Consolation*“, S. 156–165).

### Text, Übersetzung und Kommentierung

Galonniers Hinweise auf seine Textgestaltung wurden oben besprochen. Darüber hinaus lassen sich weitere Eigenarten dieser Edition feststellen. Auf jeden lateinischen Satz Prosatext folgt interlinear die französische Übersetzung. Die Gliederung in Sätze beziehungsweise Paragraphen weicht wiederholt von Moerschins Text ab, was zwar notiert, aber nicht näher begründet wird.<sup>37</sup> Die Gedichte sind meist in Gruppen von zwei, vier oder sechs Vers-

35 H. Silvestre: Grégoire de Tours avait-il lu Boèce? In: *Latomus* 9, 1950, S. 437.

36 Zum Beispiel S. 319, Anm. 145 der Hinweis auf das *Proslogion* des Anselm von Canterbury; S. 352, Anm. 247 Verweis auf Dante *Purg.* 9,130–131.

37 Zum Beispiel S. 177, Anm. 58; S. 189, Anm. 130; S. 192, Anm. 143 usw.

zeilen zerlegt. Mit dieser Anordnung von Text und Übersetzung folgt Galonnier, wiederum ohne weitere Begründung, nicht der üblichen Form zweisprachiger Ausgaben (vgl. zum Beispiel *Les belles lettres*, Loeb, Tusculum), und man muß leider feststellen, daß die hier vorliegende Anordnung nicht besonders leserfreundlich ist, denn sie stört sowohl den lateinischen wie den französischen Lesefluß. Die Einzelerklärungen sind nicht an die Satz- beziehungsweise Verszählung angebunden, sondern in der Regel als Fußnoten an einzelne französische Wörter der Übersetzung geknüpft und für jedes Buch durchnummeriert.

Für den francophonen Benutzer ist sicher die Diskussion von (verschiedenen) Möglichkeiten des Übersetzens von Interesse, auf die Galonnier immer wieder hinweist und die eine intensive Auseinandersetzung mit dem Text belegen.<sup>38</sup> Die Qualität der Übersetzung möge ein kompetenter Francophone würdigen.

Die Art der Anmerkungen ist sehr unterschiedlich. Neben einfachen, für einen wissenschaftlichen Kommentar entbehrlichen Erklärungen<sup>39</sup> und zahlreichen Verweisen auf den Kommentar des Rezensenten<sup>40</sup> finden sich umfangreichere Erläuterungen, insbesondere zum Verständnis des Inhalts, nicht selten aber auch nur als Frage formuliert.<sup>41</sup> Die durch die Anmerkungen dokumentierte intensive Beschäftigung mit dem Text ermöglicht Galonnier zahlreiche Beobachtungen, die über die bisher geleistete Interpretation hinausführen. Darin liegt kein geringer Wert dieser Edition für die weitere Forschung.

Textkritische Entscheidungen, die von der Ausgabe von Weinberger abweichen und häufig auf die Ausgabe von Moreschini Bezug nehmen, werden meist nicht begründet.

38 Zum Beispiel S. 170, Anm. 15 und 19; S. 176, Anm. 52; S. 178, Anm. 60; S. 188, Anm. 117; S. 196, Anm. 162; S. 199, Anm. 178; S. 209, Anm. 218.

39 Vgl. zum Beispiel 1m.1,4 – S. 167, Anm. 5; 1m.5,9 – S. 201, Anm. 183 (wiederholt S. 207, Anm. 212) und 184; 1m.6,15 – S. 208, Anm. 217.

40 Galonnier bezieht sich abwechselnd auf die erste und zweite Auflage, wobei meistens nicht klar ist, warum die erste oder die zweite Auflage zitiert wird. Aus dem dort vorgelegten Material stammen die meisten seiner Belege.

41 Zum Beispiel 1,1,2 – S. 170, Anm. 16; 1,4,17 – S. 190, Anm. 135; 1,5,1 – S. 203, Anm. 194.

Die folgenden Bemerkungen zu einzelnen Stellen können die Art der Kommentierung verdeutlichen.

**1m.1,3 – S. 167, Anm. 4:** Livius Andronicus und Naevius werden S. 60 irrtümlich unter den ‚Quellen‘ aufgeführt.

**1,1,3 – S. 170, Anm. 17:** Wiederholung von S. 102 mit den wohl kaum zutreffenden Parallelen aus Vulg. prov. und *Poimandres*.

**1,1,3 – S. 170, Anm. 18:** Die Parallele aus Hieronymus zeigt lediglich, daß diese Junktur (spät)lateinischem Sprachgebrauch entspricht. Hieronymus auf S. 60 unter den ‚Quellen‘ anzuführen ist abwegig.

**1,1,4 – S. 171, Anm. 23:** Die Überlieferung schwankt zwischen *in* und *inter*. Galonnier bemerkt: „Nous préférons lire *inter* plutôt que *in*“, ohne weitere Begründung.

**1,1,10 – S. 173, Anm. 36:** Moreschinis Textgestaltung (*hunc vero Eleaticis atque Academicis studiis innutritum* ...) ist mißverstanden. Moreschini markiert die Aposiopese mit ... (ähnlich Ludwig Bieler mit –), Galonnier bemerkt dazu: „Moreschini (p. 6) signale ici une lacune qu’il n’explique pas.“

**1,1,4 – S. 171, Anm. 24:** Π ... Θ mit dem christlichen Α ... Ω in Verbindung zu bringen (ebenso S. 104) ist wohl der Tendenz der Kommentierung geschuldet.

**1,4,25 – S. 193, Anm. 178:** Galonnier verweist auf die Einleitung V.10.A.1. (recte: IV.10.A.1.) Dort wird die Stelle mit dem Anfang der *Passio Perpetuae et Felicitatis* verglichen. Die *Passio* dient, wie es dort einleitend heißt, der Ehre Gottes und der Stärkung des Menschen (*ut [...] et Deus honoretur et homo confortetur*), Boethius dagegen will hier und vielleicht auch in einer eigenen Denkschrift seine Unschuld beweisen. Die Verschiedenheit der Absicht beider Texte liegt auf der Hand. Näher stehen dagegen die von Galonnier zitierten Passagen aus Platons *Apologie des Sokrates* (19a, 24a), obwohl auch da die Situation eine andere ist.

**2,1,5 – S. 218, Anm. 2:** Die Abweichung von Moreschini (und Bieler, der die Wiederholung von *quoque* ausführlich begründet hat), ist nicht überzeugend.

**2,1,14 – S. 220, Anm. 10:** *fugax* wird nach Weinberger auch von Olof Gigon und dem Rezensenten<sup>42</sup> beibehalten; der Rückgriff auf die Konjekturen *fuga eius* von Donald Robertson ist nicht erforderlich.

**2,2,1 – S. 222, Anm. 17:** Galonnier bezweifelt, ob Boethius den Platonischen Dialog *Kriton* gekannt hat. Angesichts der Selbstaussage in *herm. comm. sec. 2,3,79,9–80,1: omnesque Platonis dialogos vertendo vel etiam commentando in Latinam redigam formam* ist diese Bemerkung nicht nachvollziehbar, ähnlich S. 307, Anm. 109; S. 379, Anm. 86.

**2,6,1 – S. 251, Anm. 125:** Die Form *eructantibus* ist von Moerschini wohl deshalb gewählt, weil diese Variante zu *eructantibus* vor allem in der Itala und bei spätantiken Autoren belegt ist; vgl. ThLL s. v.<sup>43</sup> Galonnier gibt keine Begründung für seine Entscheidung.

**3m.1,9–10 – S. 87:** Die Verse stehen in der Reihe der auch sonst wiederholt angesprochenen gesetzmäßigen Vorgänge in der Natur: Der Morgenstern Lucifer vertreibt die Nacht. Die Aussage ist eindeutig und bedarf keiner weiteren Erklärung. Die Bewertung, daß das Distichon „le plus ambigu de tous les vers de la consolation“ sei, erschließt Galonnier aus der „équivocité entretenue par Boèce tout au long de sa *Consolation*“. Auf diese Weise kann er die verschiedenen Bedeutungen und Funktionen von Lucifer, „une des principales figures du Judéo-Christianisme“, als mögliche Bezugspunkte heranziehen.

**3m.9,22–28 – S. 88–89:** Auch der Schluß dieses ganz im klassischen Hymnenstil verfaßten Gebets läßt sich, wie das gesamte Gedicht, ausnahmslos auf Platons *Timaios* zurückführen. Das hat schon Renatus Vallinus in seiner Ausgabe von 1656 erkannt und Friedrich Klingner in seiner Dissertation<sup>44</sup> ausführlich begründet. Daß die religiöse Begrifflichkeit des Hymnus natür-

42 Boethius: *Trost der Philosophie*. Lateinisch/Deutsch. Herausgegeben und übersetzt von E. Gegenschatz. Eingeleitet und erläutert von O. Gigon. 2. Aufl. Zürich/Stuttgart 1969 (Die Bibliothek der Alten Welt. Antike und Christentum) [mehrere Nachdrucke, unter anderem München 1981 (dtv 6116); München 2005 (Kleine Bibliothek der Weltweisheit 1; Nachwort K. Flasch); Düsseldorf 2006 (Bibliothek der Alten Welt. Antike und Christentum, mit Literaturhinweisen von L. Straume-Zimmermann)]; Gruber (wie Anm. 4).

43 P.-M. Groth: *eructo*. In: ThLL 5,2, 1935, Sp. 825–827.

44 F. Klingner: *De Boethii Consolatione Philosophiae*. Berlin 1921 (Philologische Untersuchungen 27).

lich auch zahlreiche Parallelen in christlichen Glaubensschriften hat, ist unbestreitbar. Dennoch bleibt der Hymnus ein Gebet eines neuplatonischen Philosophen im Zentrum seiner *Philosophiae consolatio*.

**3m.10,1–6 – S. 97–98:** Hier sieht Galonnier eine Beziehung zu Vulg. Matth. 11,28–29 und damit auf Christus als letzte Zuflucht und Hafen der Ruhe für alle Betrübten. Das legt die vergleichbare Wortwahl in der Tat auf den ersten Blick nahe. Aber schon Eduard Norden<sup>45</sup> hat das Logion verknüpft mit dem festen Bestand „eines Typenschatzes religiöser Rede, zu dessen Prägung der Orient und Hellas in gleicher Weise beigetragen haben und den die synkretistischen Religionen der Kaiserzeit, einschließlich des Christentums, übernahmen“ (S. 277).<sup>46</sup>

**4m.1,9 – S. 356, Anm. 12:** Eine Erklärung der astrologischen Häuserlehre fehlt, die Boethius als dem Verfasser einer Astronomie bekannt war. Die Parallele mit Paulinus von Périgueux ist daher sicher rein zufällig, auch wenn sie singulär ist. Galonnier glaubt aber an eine Lektüre der *Martinsvita* durch Boethius („que Boèce pouvait lire au singulier“).

**5,3,34 – S. 91–92:** Die Ansicht, Hoffnung und Gebet sei die einzige Möglichkeit eines Verkehrs (*commercium*) mit Gott, läßt sich schon aus Platon, Porphyrios und Ammonios belegen.<sup>47</sup> Daher muß man für diese Vorstellung ebensowenig wie für das Platonische Thema der Rückkehr der Seele in ihre ewige Heimat auf neutestamentliche Stellen zurückgreifen.

### Bibliographie und Indices

Die Bibliographie nennt, sehr selektiv, zunächst Ausgaben der *Consolatio* und Übersetzungen in europäische Nationalsprachen sowie Ausgaben der anderen Werke des Boethius; Ergänzungen dazu sind in den drei Anhängen zu

45 E. Norden: *Agnostos Theos. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede*. 4. Aufl. Darmstadt 1956; von Galonnier nicht berücksichtigt.

46 H. Scheible: *Die Gedichte in der Consolatio Philosophiae des Boethius*. Heidelberg 1972 (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 46), S. 113: „kultische Redeweise oder Mysteriensprache“; vgl. auch W. Theiler: *Antike und christliche Rückkehr zu Gott*. In: A. Stuiber/A. Hermann (Hrsgg.): *Mullus. Festschrift Theodor Klauser*. Münster 1964 (Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband 1), S. 352–361, hier S. 360: „nicht von Matth. 11,28 abhängig.“

47 Vgl. Theiler (wie Anm. 46) = Ders.: *Forschungen zum Neuplatonismus*. Berlin 1966 (Quellen und Studien zur Geschichte der Philosophie 10), S. 313–325 (von Galonnier nicht herangezogen).

dieser Rezension verzeichnet.<sup>48</sup> Sodann werden Ausgaben der zitierten antiken und mittelalterlichen Autoren aufgelistet. Dabei sind in der Regel französische Ausgaben genannt, auch wenn andere maßgebliche Editionen vorliegen. Wiederholt sind veraltete Ausgaben angeführt.

Der Namenindex verzeichnet antike, mittelalterliche und moderne Namen, enthält aber auch Begriffe wie „Amour“, „Ancien Testament“, „Bas-Empire“, „Fortune“, die man eher in einem Sachindex sucht. Das Fehlen eines Stellenindex (ihn gibt es nur für die vermuteten biblischen Parallelen) muß als deutlicher Mangel dieser Ausgabe gewertet werden.

Die vorliegende Edition der *Consolatio* ist offenbar vor allem für den franco-phonon Benutzer mit eher geringeren Kenntnissen in den Alten Sprachen bestimmt. Für ihn wird der Text nicht nur durch die Übersetzung, nicht selten durch die Diskussion verschiedener Übersetzungsmöglichkeiten, sondern auch durch ergänzende Paraphrasen und erklärende Hinweise gut erschlossen. Diesen Lesern kommt Galonnier offensichtlich auch dadurch entgegen, daß er Zitate aus antiken Autoren oft nur in französischer Übersetzung anführt. Der lateinische Text selbst ist aber als Grundlage für philologische Arbeit kaum geeignet (kein kritischer Apparat, eigenwillige Notierung des Sprecherwechsels). Die weitere Forschung wird sich jedoch mit der von Galonnier vorgetragenen These, die *Consolatio* sei einerseits ein offen dargebotener philosophischer Dialog, andererseits, gleichsam im Hintergrund, eine (krypto)christliche Trostschrift, intensiv auseinandersetzen müssen.

48 Vgl. unten S. 305–313.

---

Joachim Gruber, Ludwig-Maximilians-Universität München  
Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften  
Abteilung für Griechische und Lateinische Philologie  
Professor für Lateinische Philologie (i. R.)  
joachim.gruber@t-online.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Joachim Gruber: Rezension zu: Boèce: *La Consolation de Philosophie*. Introduction et traduction annotée du texte latin par Alain Galonnier et Jean-Louis Charlet. Louvain-la-Neuve: Éditions de l'Institut supérieur de Philosophie – Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2022 (Philosophes médiévaux 74). In: Plekos 27, 2025, S. 285–313 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-galonnier\\_charlet.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-galonnier_charlet.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



### **Anhang I: Ausgaben und Teilausgaben der *Philosophiae Consolatio***

Severini Boethii de consolatione philosophiae libri quinque cum praeclaris Ioannis Murmellii commentariis. Deventer 1514.

Boethii de consolatione philosophiae libri V. J. Murmellii (partim etiam R. Agricolae) commentariis illustrati. Köln 1535.

Anicii Manlii Severini Boethii De consolatione philosophiae libri quinque. Nunc denuo variis lectionibus et notis illustrata a Th. Sitzmanno. Hannover 1607.

Anicii Manlii Severini Boethii Philosophiae Consolationis libri 1–2 cum apparatu critico a cura di A. Marigo. Palermo 1940 (Testi antichi e medievali per esercitazioni universitarie 2).

Anicius Manlius Severinus Boethius: Philosophiae consolationis libri quinque. Hrsg. von K. Büchner. Heidelberg 1947 (Editiones Heidelbergenses 11) [2. Aufl. 1960, 3. Aufl. 1977].

Boethius: Consolatio Philosophiae. Eingeleitet, ausgewählt und erläutert von F. X. Herrmann. Münster 1974 [von Galonnier aufgelistet unter „Traductions“].

### **Anhang II: Übersetzungen der *Philosophiae Consolatio* in moderne Nationalsprachen**

#### **Baskisch**

Boezio: Filosofiaren kontsolamendua. Trad. al vasco de B. Urkizu. Bilbao 1994.

#### **Dänisch**

Gjørup, P. B.: Philosophicens Trøst. Kopenhagen 1756.

Gilmour, J.: The Unique Scandinavian Translation of Boethius's *Consolation of Philosophy*. In: Symposium 10, 1956, S. 296–301.

#### **Deutsch**

Deß Fürtrefflichen Hochweisen Herrn Sever. Boetii weil. Burgermeisters zu Rom Christlich-Vernunfft-gemesser Trost und Unterricht, in Widerwertigkeit und Bestürtzung über dem vermeinten Wohl- oder Ubelstand der Bösen und Frommen: in Fünff Büchern, Verteutscht, und Mit beygefügtten kurtzen Anmerckungen über etliche dunckele Ort desselben: Samt eigentlicher Le-

bens-Beschreibung deß Seligen Boetii. Franciscus Mercurius von Helmont [Vorwort], Christian Knorr von Rosenroth [Übers.]. Sulzbach 1677 [Lüneburg 1697].

Fünf Bücher vom Troste der Weisheit in Widerwärtigkeit etc. aus dem Lateinischen übersetzt und mit kurzen Anmerkungen ans Licht gestellt von F. R. S. Nürnberg 1717.

Richter, J. G.: Des Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius Fünf Bücher vom Philosophischen Troste. Aus dem Lateinischen vom neuen übersetzt. Leipzig 1753.

Freytag, F. K.: Trost der Philosophie aus dem Lateinischen des Boethius mit Anmerkungen und Nachrichten, die Geschichte des Originals und das Leben des Verfassers betreffend. Riga 1794 [mit lat. Text].

Weingärtner, J. H.: Des Manlius Torquatus Severinus Boethius fünf Bücher vom Troste der Philosophie prosaisch und metrisch übersetzt und mit Anmerkungen eines Christen begleitet. Linz 1827.

Des römischen Consuls Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius Gesänge im Kerker. Nachgebildet von L. I. Wortberg. Greifswald 1827.

Die Tröstungen der Philosophie des Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius. Übersetzt von R. Scheven. Leipzig o.J. [1893. Ndr. Wiesbaden 2010; Neuauflage mit einer Biographie des Autors von K.-M. Guth. Berlin 2017].

Anicius Manlius Severinus Boethius: Trost der Philosophie. Übersetzt von E. Gothein. Berlin 1932.

Die Gedichte aus der Tröstung der Philosophie des Boethius. Lateinisch und Deutsch von K. Weiss. Nachwort von J. Pieper. Frankfurt a. M. 1956 (Tausenddrucke 2).

Boethius: Trost der Philosophie. Übersetzt von M. Endres. München 1961 (Goldmanns Gelbe Taschenbücher 820).

### **Englisch**

Anicius Manlius Torquatus Severinus Boetius: His Consolation of Philosophy, in five books. Translated into English by W. Causton. London 1730.

Ridpath, Ph.: Boethius's Consolation of Philosophy. Translated from the Latin, with Notes and Illustrations. London 1785.

N. N.: The Metres of Boethius on the Consolation of Philosophy. London 1792.

The Consolation of Philosophy of Boethius. Translated into English Prose and Verse by H. R. James. London 1897.

The Consolation of Philosophy by Boethius. Translated by W. V. Cooper. London 1902 (Temple Classics) [Ndr. New York 1943; ohne Einleitung Chicago 1981].

Boethius: De Consolatione Philosophiae. Translated by J. Walton, edited by M. Science. London 1927 (Original Series 170).

Boethius: The Consolation of Philosophy. Edited and abridged by J. J. Buchanan. With an Introduction by W. J. Oates. New York 1957 (Milestones of Thought in the History of Ideas).

Boethius: The Consolation of Philosophy. Translated with an Introduction and Notes by R. Green. Indianapolis/New York 1962 (Library of Liberal Arts 86) [2. Aufl. Mineola, NY 2002].

Isbell, H.: The Last Poets of Imperial Rome. Translated with Introductions, Notes and Glossary. Middlesex/Baltimore 1971 (Penguin Classics).

Boethius: The Poems from *On the Consolation of Philosophy*. Translated out of the Original Latin into Diverse Historical Englishings, Diligently Collaged by P. Glassgold. Los Angeles 1994.

### **Esperanto**

Boecio: Konsolo de la filozofio. Trad. A. Goodheir. Glasgow 1984.

### **Finnisch**

Boethius: Filosofian lohdutus. De consolatione philosophiae libri quinque. Latinan kielestä suomentanut ja selityksin varustanut J. Sarsila. Tampere 2001.

### **Französisch**

De la Consolation de la Sagesse. Traduction de Boece par J. de la Bouscherie. Fontenay 1652.

Boèce: Consolation de la philosophie. Traduction du latin par L. Colesse. Genf 1994 (Fleurion 12).

### Italienisch

Anicio Manlio Torquato Severino Boezio: Consolazione della filosofia. Esposizione e commenti di I. Cappa. Mailand 1940 [2. Aufl. 1941].

Boezio: La consolazione della filosofia. Introduzione, versione e note di U. Moricca. Florenz 1942 (I Classici del Giglio 26).

Severino Boezio: De consolatione philosophiae. Traduzione del Sac. G. Auletta. Rom 1947 (Il fiore dei santi padri, dottori e scrittori ecclesiastici 42).

Boezio: La consolazione della filosofia. Traduzione di V. Banfi. Reggio Emilia 1981.

A. M. Severino Boezio: Il problema del male. Consolazione della filosofia, Libro 4. Traduzione, introduzione e note di F. Bartoletta. Cosenza 1987 (Lo scaffale 2).

Severino Boezio: La consolazione di filosofia. A cura di A. Caretta e L. Samarati. Brescia 1985 (Il pensiero, classici della filosofia commentate).

La consolazione della filosofia di Severino Boezio. A cura di C. Moreschini. Turin 1994 (Classici latini).

### Japanisch

Tetsugaku no nagusame. Übers. von Y. Watanabe. 1969.

### Katalanisch

Boeci: Consolació de la filosofia. Traducció i edició a cura de V. Fàbrega i Escatillar. Barcelona 1989 (Textos filosòfics 53) [Ndr. 2002].

### Koreanisch

Kang, J.-S.: Korean Translations of the *Consolatio Philosophiae*. In: *Carmina Philosophiae* 11, 2002, S. 27–42.

Kang, J.-S.: Korean Translations of the *Consolatio Philosophiae*. *Carmina Philosophiae* 12, 2003, S. 91–102.

### Neugriechisch

Velissaropoulos, D. K.: Βοήθιος, ο νοσταλγός της ελληνικής παιδείας, η „παρηγορία της φιλοσοφίας“. Athen 1998 [mit neugriechischer Übersetzung].

### Niederländisch

A. M. T. S. Boethius: Vertroostinge der Wysgeerte. In vyf boeken vervat en nieuwlyks vertaald door M. Gargon. Amsterdam 1703 [2. Aufl. 1722].

Boëthius: De vertroosting der Wijsbegeerte. Opnieuw uit het Latijn vertaald en ingeleid door J. W. Schotman. 2. Aufl. Antwerpen 1945 (Klassieke galerij 19) [1. Aufl. Amsterdam 1924].

Boëthius: vertroosting der Wijsbegeerte. Uit het Latijn vertaald en toegelicht door S. J. Suys-Reitsma. Amsterdam 1953 (Scriptorium).

Boëthius: De vertroosting van de filosofie. Vertaald, ingeleid en van aantekeningen voorzien door R. F. M. Brouwer. Baarn 1990 [2. Aufl. Amsterdam 2000].

### **Polnisch**

Boecjusz: O pocieszeniu, jakie daje filozofia. Przełożył W. Olszewski, przypisami opatrzył L. Joachimowicz, wstępem poprzedził J. Legowicz. Warszawa 1962 (Biblioteka Klasyków Filozofii 1).

### **Portugiesisch**

Boécio: Consolação da filosofia. Trad. de L. M. G. Cerqueira. Lissabon 2011 (Textos clássicos).

### **Rumänisch**

Boethius: Mângâierile filosofiei. Traducere și note de D. Popescu. Bukarest 1943.

Boethius: Consolarea filosofiei. Ediție bilingvă. Traducere de O. Vereș. Îngrijire critică de A. Baumgarten. Postfață de A. Papahagi, Comentarii de A. Crivăț, F. Bogoiu, I. Both, M. Claudia, C. Bejan, A. Cornea, A. Baumgarten. Iași 2011 (Biblioteca medievală).

### **Schwedisch**

Boethius: Filosofins tröst. Inledning, översättning och kommentar av B. Cavallin. Stockholm 1987 (Atlantis väljer ur världslitteraturen).

### **Slowenisch**

Lajovic, U.: Vaje v metru. Pesmi iz Boetijeve *Tolažbe filozofije*. In: Keria 22, 2020, S. 143–202 [Übersetzung der Gedichte].

### **Spanisch**

Los cinco libros del consuelo de la filosofía de Anicio Manlio Severino Boecio. Traducidos en prosa y verso por A. Lopez de Reta. Madrid 1805.

Los estoicos: Epicteto, *Máximas*. Marco Aurelio, *Pensamientos*. Boecio, *De la consolación por la filosofía*. Traducción, noticias preliminares y notas de J. Bergua. 3a edición. Madrid 1943.

Severino Boecio: La consolación de la filosofía. Traducción de A. de Aguayo. Edición e introducción de F. L. G. Getino. Buenos Aires 1943 (Colección Austral 394).

Boecio: Consolación por la filosofía. Prólogo y selección de J. D. García Bacca. Mexiko-Stadt 1945 (Biblioteca enciclopédica popular 85).

Boecio: La consolación de la filosofía. Introducción, traducción y notas de P. Rodríguez Santidrián. Madrid 1999 (Clásicos de Grecia y Roma 8212).

### **Tschechisch**

Boëthius: Poslední Říman. Z latinských originálů přeložil V. Bahník. Předmluvu napsala A. Vidmanová. Prag 1981.

Boëthius: Filosofie utěšitelkou. Z latinského originálu *De consolatione philosophiae* přeložil a úvod napsal J. Hruša. 2. Aufl. Olmütz 1995 (Malá díla 37).

Boëthius: Filosofie utěšitelkou. z latinského originálu *Philosophiae consolatio* přeložil V. Bahník]. Prag 2012 (Krystal 14).

### **Ungarisch**

La consolation de la philosophie. Übersetzung G. Hegyi, Nachwort T. Szepessy. Budapest 1970.

## **Anhang III: Ausgaben, Teilausgaben und Übersetzungen der philosophischen Schriften**

### ***De institutione musica***

Boetius und die griechische Harmonik. Des Anicius Manlius Severinus Boetius fünf Bücher über die Musik. Aus der lateinischen in die deutsche Sprache übertragen und mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Harmonik sachlich erklärt von O. Paul. Leipzig 1872 [Ndr. Hildesheim 1965].

Cohen, M. R./Drabkin, I. E.: A Source Book in Greek Science. New York u. a. 1948 (Source Books in the History of the Sciences) [englische Übersetzung von mus. 1,3. 8. 14; 1,10–11].

Boezio: Pensieri sulla Musica. A cura di A. Damerini. Florenz 1949 [Einleitung, Text und italienische Übersetzung in Auswahl].

Bower, C. M.: Boethius' The Principles of Music. An Introduction, Translation, and Commentary. Diss. George Peabody College New York 1967. Mikrofilm Ann Arbor, MI 1967.

An. M. T. Severini Boethii De institutione musica. Trad. e commento a cura di G. Marzi. Rom 1990.

Anicio Manlio Torcuato Severino Boecio: Tratado de música. Prólogo, notas y apéndices de S. Villegas Guillén. Madrid 2005.

Boecio: Sobre el fundamento de la música. Cinco libros. Introducción, traducción y notas de J. Luque, F. Fuentes, C. López, P. R. Díaz y M. Madrid. Madrid 2009 (Biblioteca Clásica Gredos 377).

Anicius Manlius Severinus Boethius: De institutione musica. Netzediert nach G. Friedlein, Leipzig 1867, und ins Deutsche übersetzt (liber I) von H. Zimmermann, Görlitz 2009. Digitalisat: <http://12koerbe.de/arche/boemus1.htm>.

### ***De institutione arithmetica***

Masi, M.: Boethian Number Theory. A Translation of the *De institutione Arithmetica*. With Introduction and Notes. Amsterdam 1983 (Studies in Classical Antiquity 6).

Krischer, T.: Boethius, *De institutione arithmetica* I,1 und II,54. In: Th. Ertelt/F. Zaminer (Hrsgg.): Geschichte der Musiktheorie. Bd. 3: M. Bernhard/A. Borst/D. Illmer/A. Riethmüller/K.-J. Sachs (Hrsgg.): Rezeption des antiken Fachs im Mittelalter. Darmstadt 1990, S. 203–217.

Humphrey, I.: Boethii *De institutione arithmetica* libri duo: Étude proto-philologique. In: Carmina Philosophiae 14, 2005, S. 57–158.

Boethius: Arithmetik. Lateinisch und deutsch. Zweisprachige Ausgabe mit 16 Farabbildungen aus dem Bamberger Codex von K. Brodersen. Darmstadt 2021 (Edition Antike).

### ***Eisagoge des Porphyrios***

#### **Kommentar nach der Übersetzung des Marius Victorinus**

#### **Kommentar nach eigener Übersetzung**

Boethius: The Second Edition of the Commentaries on the Isagoge of Porphyry, Book I, sec. 11. In: R. McKeon (Hrsg.): Selections from Medieval Philosophers. Bd. 1: Augustine to Albert the Great. New York 1929 (Modern Student's Library. Philosophy Series), S. 95–98.

Anicius Manlius Severinus Boethius: Kommentar zur „Isagoge“ des Porphyrios. Erste Ausgabe, Buch I, Kapitel 10. Zweite Ausgabe, Buch I, Kapitel 10 und 11; Buch III, Kapitel 6 und 7. In: H.-U. Wöhler (Hrsg.): Texte zum Universalienstreit. Bd. 1: Vom Ausgang der Antike bis zur Frühscholastik. Lateinische, griechische und arabische Texte des 3.–12. Jahrhunderts. Berlin 1992, S. 21–36.

Boethius, From His *Second Commentary on Porphyry's Isagoge*. In: Five Texts on the Mediaeval Problem of Universals: Porphyry, Boethius, Abelard, Duns Scotus, Ockham. Translated and Edited by P. V. Spade. Indianapolis/Cambridge, MA 1994, S. 20–25.

Porphyre: Isagoge. Textes grecs et latins, traduction par A. de Libera et A.-Ph. Segonds. Introduction et notes par A. de Libera. Paris 1998 (Sic et Non) [griechischer Text, französische Übersetzung, Übersetzung des Boethius].

**Kategorien des Aristoteles – Übersetzung Fassung A und B – Kommentar**

Brower, J. E.: Medieval Theories of Relations Before Aquinas: *Categories Commentaries*, A.D. 510–1250. Diss. University of Iowa 1996 [engl. Teilübersetzung des Kommentars zu Aristot. cat. 7].

Asztalos, M.: Boethius, *On Aristotle's Categories*. 2 Bde. London 2007 [englische Übersetzung].

**Aristoteles, *Hermeneutica* (*De interpretatione*) – Übersetzung Fassung A und B – Kommentar Fassung A in 2 Büchern – Kommentar Fassung B in sechs Büchern**

Boethius: Commentary. In: H. Arens (Hrsg.): Aristotle's Theory of Language and its Tradition. Texts from 500 to 1750. Selection, Translation and Commentary. Amsterdam/Philadelphia 1984 (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistics 29), S. 159–204.

Tarán, L. (Hrsg.): Greek and Roman Philosophy. Bd. 2. Commentaries on Aristotle's *De interpretatione*: Anicii Severini Boethii Commentarii in librum *Peri hermeneias*. New York/London 1987.

Porphyrii Philosophi fragmenta. Ed. A. Smith. Fragmenta Arabica D. Wasserstein interpretante. Stuttgart/Leipzig 1993 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).



Ammonius: On Aristotle, *On Interpretation* 9. With Boethius: On Aristotle, *On Interpretation* 9. First and Second Commentaries. Translated by D. Blank and N. Kretzmann. With Essays by R. Sorabji, N. Kretzmann and M. Migliucci. Ithaca, NY/London 1998 (The Ancient Commentators on Aristotle).

**Aristoteles, *Analytica priora* – Übersetzung und Kommentar Fassung A und B**

Aristotelis *Analytica Priora et Posteriora*. Recensuit brevis adnotatione instruxit W. D. Ross. Praefatione et appendice auxit L. Minio-Paluello. Oxford 1964 (Oxford Classical Texts).

**Cicero, *Topica***

Anicii Manlii Severini Boetii in *topica Ciceronis* commentariorum libri sex. In: J.-P. Migne (Hrsg.): *Patrologiae cursus completus, series Latina*. Bd. 64. Paris 1891, Sp. 1040–1174.

Perdomo, A. S. Q.: A Critical Edition of Boethius' Commentary on Cicero's *Topica*, Book 1. Diss. St. Louis, MO 1963. Mikrofilm Ann Arbor, MI 1964.

Stump, E.: Boethius's *In Ciceronis Topica* and Stoic Logic. In: J. F. Wippel (Hrsg.): *Studies in Medieval Philosophy*. Washington, D. C. 1987 (*Studies in Philosophy and the History of Philosophy* 17), S. 1–22.

Boethius's *In Ciceronis Topica*. Translated, with Notes and an Introduction by E. Stump. Ithaca, NY/London 1988 [Ndr. 2004].

***De divisione***

Boezio: Trattato sulla divisione. Traduzione, introduzione, commento di L. Pozzi. Padua 1969 (*Studium sapientiae* 10).

Boethius: On Division. In: N. Kretzmann/E. Stump (Hrsgg.): *The Cambridge Translations of Medieval Philosophical Texts*. Bd. 1: Logic and the Philosophy of Language. New York 1988, S. 11–38.

***De hypotheticis syllogismis***

Boëthius: The Hypothetical Syllogism. In: D. D. Runes (Hrsg.): *Classics in Logic. Readings in Epistemology, Theory of Knowledge and Dialectics*. New York 1962, S. 145–168 [englische Teilübersetzung von H. E. Wedeck].

***De topicis differentiis***

Boethius's *De topicis differentiis*. Translated, with Notes and Essays on the Text, by E. Stump. Ithaca, NY/London 1978.

Ines Bogensperger: Die spätantiken Textilien aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. Katalog, Ikonographie und Webtechniken. Berlin / Boston: De Gruyter 2024 (Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek [Papyrus Erzherzog Rainer]. Neue Serie 34,1). XXVIII, 765 S., 674 Abb., 2 Tabellen. € 129.95 / £ 118.00 / \$ 149.99. ISBN: 978-3-11-035431-7.

Textilien aus der Spätantike erhielten sich zu abertausenden im trockenen Klima Ägyptens. Ihre Entdeckung zu Ende des neunzehnten und Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts löste auf dem Antiquitätenmarkt, bei Sammlern und den seinerzeit gegründeten Kunstgewerbemuseen einen regelrechten Hype aus. Mit ihren bunten Farben, ihren verspielten Mustern und überzeichneten figürlichen Darstellungen waren sie attraktive Sammelobjekte. Der Nachteil dieser Textilien war und ist, dass ihr jeweiliger Fundkontext unbekannt blieb und sie somit für archäologische Fragestellungen kaum aussagekräftig sind. Zudem wurden sie im Handel und bei Sammlern in kleine Fragmente zerschnitten, wodurch sogar ihr ursprüngliches Aussehen und ihre Funktion nicht mehr erkennbar sind. Spätantike Textilien aus Ägypten bedürfen daher einer sachkundigen textilkundlichen Auswertung, wie sie im vorliegenden Band vorgenommen wird. Dadurch bieten sie Informationen über Textilproduktion und -gebrauch im spätantiken Mittelmeerraum und füllen eine Lücke in unserer Kenntnis der spätantiken materiellen Kultur.

Die Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien besitzt neben einer umfangreichen Sammlung von Papyri und Ostraka zahlreiche spätantike Textilien aus Ägypten. Eine Auswahl aus dieser Sammlung wurde in den 1990er und frühen 2000er Jahren durch Ulrike Horak publiziert. Im vorliegenden Band stellt Ines Bogensperger nun den gesamten, 238 Stücke umfassenden Bestand an spätantiken Textilien vor, von denen 165 Stücke bisher unpubliziert geblieben waren. Das Projekt war in den Jahren 2010–2012 im Förderprogramm „for|Muse“ des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung angesiedelt. Die zugehörige Publikation erscheint nun mehr als zehn Jahre später. Erfreulicherweise hat Bogensperger in der Zwischenzeit einzelne Textilien aus dem Bestand der Papyrussammlung in Kongressbeiträgen und Artikeln bekannt gemacht.

Bogensperger vermeidet zu Recht den missverständlichen und vorbelasteten Begriff ‚koptisch‘ und führt ihre Textilien unter der Bezeichnung „spät-

antik“, worunter sie die Periode von Diokletian (284–305) bis zur arabischen Eroberung Ägyptens (641/642) versteht (S. XXVIII). Da eine Abgrenzung zur islamischen Textilproduktion schwierig ist, werden auch vereinzelte, in das achte bis zehnte Jahrhundert datierende Textilien in den Katalog aufgenommen (Kat.-Nr. 104–106, 231).

Im einleitenden Kapitel („Allgemeine Einleitung zu den spätantiken Textilien der Papyrussammlung“, S. XI–XXVIII) stellt Bogensperger die verwendeten textilen Techniken vor. Positiv hervorzuheben sind ihre Ausführungen zu Färbeprozessen und bisher wenig bekannten Arbeitsvorgängen wie Imprägnierung und Bleiche. In diesem Kapitel spricht Bogensperger auch die typischen Herausforderungen an, die spätantike Textilien aus Ägypten aufgrund ihres unbekannten archäologischen Kontextes stellen: ihre zeitliche und räumliche Einordnung, ihre Fragmentierung und mögliche Manipulationen auf dem Kunstmarkt.

Mit mehr als 700 Seiten bildet der Katalogteil den weitaus umfangreichsten Teil des Bandes (S. 1–724). Gegliedert ist der Katalog nach der primären Verwendung der Textilien (S. XI). Ein Viertel der Fragmente kann Bogensperger als Teile von Tuniken identifizieren (Kat.-Nr. 1–49). Diese werden in den Kapiteln 1, 2 und 3 zusammengefasst [„Tunikafragmente“, S. 1–108; „Halsdekor“, S. 109–138; „Ärmeldekor (Manicae)“, S. 139–192]. Dabei wird jedem Kapitel eine Einleitung zu Terminologie, Herstellungstechnik, Trageweise und Dekor vorangestellt („Einführung zu den Tunikafragmenten“, S. 3–6; „Einführung zum Halsdekor“, S. 111; „Einführung zum Ärmeldekor“, S. 141–142). Bedeutsam ist hier Bogenspergers Beobachtung, dass die separat gewirkten Zierstücke durchweg eine höhere Qualität als das Grundgewebe aufweisen und dass hier der Beweggrund für die immer noch in der Forschung diskutierte Arbeitsteilung im Produktionsprozess liegen könnte (S. 5). Unter den größeren Tunikafragmenten (Kat.-Nr. 1–10) befindet sich ein aussagekräftiger Fall von Wiederverwertung (Kat.-Nr. 3). Mehrere ‚Sets‘ aus verschiedenen Zierelementen, meist getrennt inventarisiert, wurden von Bogensperger überzeugend zusammengestellt und virtuell rekonstruiert (Kat.-Nr. 11–17). Im Anschluss werden Fragmente aus dem Halsbereich (Kapitel 2, Kat.-Nr. 18–28) und Ärmelfragmente (Kapitel 3, Kat.-Nr. 29–49) von Tuniken katalogisiert.

Jeder Katalogeintrag besteht aus einem technischen Apparat, einer Objektbeschreibung und einem Kommentar; in letzterem geht Bogensperger auf Vergleichsstücke ein und entwickelt aus diesen Vorschläge zu Funktion,

Zeitstellung oder Ikonographie des katalogisierten Objektes. Auf Datierungen wurde verzichtet, gegebenenfalls vorliegende Datierungsvorschläge aus früheren Publikationen werden jedoch angeführt.

Der Band ist reich illustriert und zahlreiche Detailfotos ergänzen den Text. Die Abbildungen sind erfreulicherweise – auch im Katalogteil – in den Text eingefügt, wodurch das Lesen des doch recht umfangreichen Bandes (765 Seiten) erleichtert wird.

Kann ein Fragment als Teil eines rechteckigen Textils identifiziert werden (Kapitel 4, „Gewebe“, S. 193–264, Kat.-Nr. 50–68), so ist damit sein Aussehen, nicht aber – wie Bogensperger zu Recht erläutert – seine Funktion geklärt, denn rechteckige Stoffe können als Umhang zur Bekleidung oder aber als Heimtextil wie Decke oder Behang verwendet werden (S. 195). Rechteckige Gewebe bezeichnet Bogensperger mit dem Oberbegriff „Châle-Gewebe“ (S. 195), eine unglückliche Bezeichnung, weil sie eben doch ein Kleidungsstück assoziiert. Dabei können einige dieser Textilien mit großer Wahrscheinlichkeit als Heimtextilien identifiziert werden: So wird Kat.-Nr. 51, ein Leinengewebe mit längerem Flor, von Bogensperger den Heimtextilien zugeordnet, die Gewebe mit großformatigen, in Noppen ausgeführten Darstellungen Kat.-Nr. 53–58 werden von Bogensperger als Decke oder Behang vermutet, das Gewebe mit größeren Streumotiven Kat.-Nr. 60 als Vorhang angesprochen. Entsprechend der Gliederung des Kataloges wären diese in ein gesondertes Kapitel ‚Heimtextilien‘ einzuordnen gewesen.

In den folgenden Kapiteln 5–11 werden Zierstücke katalogisiert, deren ursprünglicher Kontext nicht rekonstruiert werden kann: zwei „Seidengewebe“ (Kapitel 5, S. 265–276, Kat.-Nr. 69–70), eine größere Anzahl von Zierstreifen (Kapitel 6, „Clavi und Zierstreifen“, S. 277–416, Kat.-Nr. 71–128), winkelförmige Zierelemente (Kapitel 7, „Gammadia und Paragaudae“, S. 417–426, Kat.-Nr. 129–130) sowie runde (Kapitel 8, „Orbiculi“, S. 427–476, Kat.-Nr. 131–148) und rechteckige Zierstücke (Kapitel 9, „Tabulae“, S. 477–592, Kat.-Nr. 149–191). Kapitel 10 umfasst „Zierstücke“ in Vasen-, Blatt- oder Vogelform (S. 593–619, Kat.-Nr. 192–201). In Kapitel 11 sind Dekorelemente unbestimmter Form katalogisiert („Dekor unbestimmter Funktion und Form“, S. 621–690, Kat.-Nr. 202–231). Am Schluss präsentiert der Katalog einige Einzelstücke, wie ein Übungs- oder Mustertuch (Kapitel 12, „Übungsstück“, S. 691–697, Kat.-Nr. 232) und zwei Beutel (Kapitel 13, „Textile Gebrauchsgegenstände“, S. 699–707, Kat.-Nr. 233–234). Das

letzte Kapitel 14 ist vier „Pasticci“ gewidmet, also rezenten, verfälschenden Montagen nicht zusammengehöriger Fragmente (S. 709–724, Kat.-Nr. 235–238).

Der Anhang (S. 725–765) besteht aus einem textiltechnischen Glossar (S. 727–732), einer Zusammenstellung der nachgewiesenen Färbemittel (S. 733), sowie einer Konkordanz der Inventarnummern, Katalognummern und der gegebenenfalls durchgeführten naturwissenschaftlichen Analysen (S. 734–742).

An dreißig Textilien wurden im Rahmen eines weiteren, in den Jahren 2015–2019 durchgeführten Projektes „Texte und Textilien im spätantiken Ägypten“ naturwissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen (S. XXIII), die in einem separaten Band publiziert wurden.<sup>1</sup> Die Ergebnisse dieser Faser- und Farbstoffanalysen flossen erfreulicherweise auch in den hier zu besprechenden Katalog ein. Innovativ ist der Ansatz, bei den ausgewählten Textilien nicht nur einzelne, sondern sämtliche Farben auf ihre Färbemittel zu bestimmen und auch Doppelfärbungen und Farbnuancen zu untersuchen (S. 243). Zudem wurden auch bisher selten erforschte Aspekte wie der Einsatz von Beizen (S. 274, 375, 383, 402, 592, 602, 661, 688–689) und Schlichten zur Imprägnierung (Kat.-Nr. 111 und 143) analysiert. Eine der seltenen Färbungen mit echtem Schneckenpurpur konnte bei Kat.-Nr. 71 nachgewiesen werden.

Ein weiteres Plus des vorliegenden Bandes sind Bogenspergers Vergleiche der Textilien mit schriftlichen Zeugnissen (S. 107, 198–199) und mit Mustervorlagen auf Papyri (Kat.-Nr. 14, 29, 63, 161, 175). Beide Bereiche sind ausgewiesene Expertisen von Bogensperger.

Der Band schließt mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis ab (S. 743–765). Hier erkennt man leider, dass der Projektabschluss schon einige Jahre zurückliegt, denn jüngere, nach 2017 erschienene Publikationen wurden nur vereinzelt berücksichtigt. So fehlen wichtige Werke wie beispielsweise die 2019 erschienene Publikation „Liminal Fabrics“ der Dumbarton Oaks Col-

1 R. Hofmann-de Keijzer/M. R. van Bommel/I. Joosten/I. Bogensperger: Late Antique Textiles from the Papyrus Collection of the Austrian National Library. Scientific Investigation of Fibres, Dyes and Dyeing Techniques. Berlin/Boston 2024 (Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek [Papyrus Erzherzog Rainer]. Neue Serie 34,2).

lection.<sup>2</sup> Zu bedauern ist auch, dass die Verweise auf Online-Ressourcen nicht konsequent gehandhabt wurden: Während für zwei Vergleichsstücke zu Kat.-Nr. 46 auf die Online-Collection des Metropolitan Museums verwiesen wird, fehlen die Internet-Referenzen für textile Vergleichsstücke aus dem Musée du Louvre, obwohl alle spätantiken Textilien dieses Museums mittlerweile in einer Online-Datenbank zugänglich sind.<sup>3</sup>

Zu bemängeln sind einige Flüchtigkeitsfehler, die möglicherweise auf der langen Bearbeitungszeit des Manuskriptes beruhen. Auf S. XV wird ein einziges Seidensamt-Gewebe im Bestand der Sammlung genannt, der Katalog verzeichnet jedoch zwei Exemplare (Kat.-Nr. 69 und 70). In die Bibliographie wurden nicht alle in den Fußnoten genannten Literaturverweise aufgenommen. Unter Kat.-Nr. 23, Abb. 111 wurde irrtümlicherweise ein Foto von Kat.-Nr. 124 abgebildet.

Trotz der genannten geringfügigen Mängel ist diese Publikation zu empfehlen. Der Band eignet sich weniger als Einstiegsliteratur in das Thema der spätantiken Textilien, da die einleitenden Kapitel relativ kurz ausgefallen sind. Für Kollegen und Kolleginnen, die sich bereits mit spätantiken Textilien beschäftigt haben, ist der vorliegende Band in jedem Fall ein Gewinn und eine unverzichtbare Materialvorlage.

2 G. Bühl/E. Dospěl Williams (Hrsgg.): Catalogue of the Textiles in the Dumbarton Oaks Byzantine Collection. Washington, D.C. 2019 (<https://www.doaks.org/resources/textiles/essays>).

3 <https://collections.louvre.fr/en/>.

---

Petra Linscheid, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn  
Institut für Archäologie und Kulturanthropologie  
Abteilung Christliche Archäologie  
linschei@uni-bonn.de

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Petra Linscheid: Rezension zu: Ines Bogensperger: Die spätantiken Textilien aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. Katalog, Ikonographie und Webtechniken. Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek [Papyrus Erzherzog Rainer]. Neue Serie 34,1). In: Plekos 27, 2025, S. 315–320 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-bogensperger.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Bastian Max Brucklacher: *Res publica continuata*. Politischer Mythos und historische Semantik einer spätantiken Ordnungsmetapher. Paderborn: Brill Schöningh 2023 (*Antike Imperien* 4). XI, 642 p. € 147.66/\$ 163.00. ISBN: 978-3-506-79021-7.

In “*Res publica continuata*”, Bastian Max Brucklacher examines the evolving justifications of imperial authority in the Eastern Roman Empire between 450 and 550 CE, challenging traditional narratives of a transition from republican to theocratic legitimacy. By integrating historical semantics and conceptual history, he argues that republican ideals persisted far longer than assumed, particularly in the rhetoric surrounding the consular reform, imperial ceremonies, and interactions between emperors and civic institutions. The study engages with an ongoing scholarly debate: to what extent did late antique rulers continue to justify their power through republican principles, and when (if ever) did religious explanations fully replace them?

For much of the modern era, scholars viewed the decline of the Augustan *principatus* and the rise of the late antique *dominatus* as a moment when emperors abandoned republican legitimising frameworks (still employed during the early imperial period) in favour of divine sanction and autocratic governance. This view suggested that, by the sixth century, imperial rule had become quasi-theocratic, with little remaining influence from earlier political traditions. However, since the late 1970s, scholars such as Hans-Georg Beck, Anthony Kaldellis and Marion Kruse have increasingly challenged this perspective, arguing that even in Late Antiquity, emperors continued to invoke republican rhetoric and civic legitimacy alongside religious justifications. Brucklacher positions his work within this debate, offering a nuanced synthesis between the ‘Theocratic’ and ‘Republican’ schools of thought.

Focusing on the fifth- and sixth-century Eastern Roman Empire, the book analyses how emperors balanced traditional republican ideals – such as stewardship of the *res publica* and the role of the Senate – with the increasing dominance of Christian legitimisation. In particular, it explores whether the nature of this justification evolved in response to the dramatic political, religious and social shifts of the time. By tracing these shifts through imperial documents, panegyrics, ecclesiastical correspondence and historiographical texts, the study provides a valuable reassessment of late antique political culture.



The book is structured into six chapters. Chapter 1 (“Einleitung”, pp. 1–35) establishes the dual foundation of imperial legitimacy, arguing that emperors had to be recognised both as stewards of the *res publica* and as divinely sanctioned rulers. It also introduces theoretical concepts from political theory, legitimacy and semantic dimensions of power, demonstrating how imperial legitimacy was framed as conditional upon meeting the expectations of the people and upholding the principles of *politeia*.

Chapter 2 (“Die Poetik der Wirklichkeit. Epistemologische und methodische Grundlagen”, pp. 37–68) outlines the study’s methodological and epistemological foundations, focusing on historical semantics and metaphorology (the study of metaphors and their conceptual significance) as tools for analysing political legitimacy. By integrating methods from the Cambridge School and French discourse analysis, Brucklacher engages with Hans Blumenberg’s work on political myths and Reinhart Koselleck’s *Begriffsgeschichte* (conceptual history) to argue that republican ideals did not merely survive in legal and ceremonial discourse, but actively shaped governance.

Chapter 3 (“Die Erbschaft des Mythos. Republikanische Semantiken im 5. Jahrhundert”, pp. 69–137) explores the interplay between republican and religious ideologies, highlighting the continued influence of republican traditions in imperial rhetoric, particularly in the capital. Here Brucklacher analyses the accessions of Leo I, Anastasius, and Justin, as preserved in Constantine VII Porphyrogenitus’ *Book of the Ceremonies*, to demonstrate that the Senate and the people were still invoked as sources of legitimacy, despite the growing dominance of Christian ideology. He also examines Priscus’ writings to highlight how republican ideals were used as a counterpoint to the failures of imperial rule (a theme later revisited, albeit somehow discontinuously, in the next chapters). The final section (“Limitation des Mythos: Orthodoxie und Republik, Bischof und Kaiser” pp. 112–137) considers the role of Christian orthodoxy in shaping legitimacy, arguing that this period marked a critical shift where emperors increasingly had to justify their rule through both civic ideals and adherence to Christian doctrine.

Chapter 4 (“Der republikanische Mythos als Problem. Die Anfechtbarkeit der imperialen Monarchie”, pp. 139–385) marks a turning point in the book, examining various challenges to imperial “republican” legitimacy up to Anastasius’ death. Key among these were the Acacian Schism, which further strained imperial-papal relations; the rise of an ascetic *politeia*; and the emergence of a competing Italo-Ostrogothic model of *res publica* – a hybrid polity

where a Gothic monarch ruled, but did so by ostensibly reviving and safeguarding Rome's republican heritage to an unprecedented degree. The chapter explores how these rival paradigms of legitimacy not only accelerated the shift toward religious justifications for imperial rule but also placed the very concept of monarchy under unprecedented scrutiny. On one hand, the author argues, panegyrists like Procopius of Gaza and Priscian intertwined divine sanction with republican ideals; on the other, political and intellectual currents – including Zosimus, Malchus of Philadelphia, hagiography, and Ostrogothic writers – began questioning the nature of one-man rule and exploring alternatives to absolute monarchy.

Chapter 5 (“Konfrontation und Krisis. Republikanische Grenzerfahrungen”, pp. 387–508) shifts the focus to the reigns of Justin and Justinian, exploring how imperial justification evolved in response to changing political fortunes. Brucklacher argues that Justinian initially maintained a mixed approach to legitimacy, amplifying republican rhetoric in the 520s and early 530s through legal and ceremonial reforms – most notably the revival of the ordinary consulship. He frames Justinian's decision to cease appointments in 541/542 as the collapse of a long-standing ‘republican restoration project.’ This transition is analysed through contemporary or near-contemporary literary reception, most notably Marcellinus Comes, John Malalas and the philosophical tradition, the last largely ignoring imperial claims for divine legitimacy in favour of epistemic ideals based on wisdom and virtue.

The final chapter (“Schlussbemerkungen”, pp. 509–518) synthesises the arguments presented throughout the book, concluding that the period from 450 to the mid-500s saw dramatic ideological experiments and shifts, which ultimately clarified that imperial absolutism would endure, whereas projects tinged with ‘republican’ legitimacy receded into the background.

The book makes a stimulating contribution by drawing attention to an often-underappreciated facet of late antique political culture: the tension between imperial autocracy and the vestiges of Rome's republican past. The author's central idea – that the late fifth and early sixth centuries served as a laboratory of ideological experimentation – is both compelling and thought-provoking. Many of the primary sources examined, including papal letters, imperial edicts, chronicles, and panegyrics, are indeed rich in rhetorical ambiguities that merit closer analysis. While greater attention to non-literary sources, such as coins and artworks, would have provided a fuller picture of imperial ideology, the book succeeds in assembling a diverse range of literary

evidence from both East and West, across secular and ecclesiastical spheres. The result is a vivid portrayal of a world in which Roman political thought was forced to adapt to new realities: the fall of the Western Empire, the rise of powerful ‘barbarian’ states and intensifying religious conflicts. These are legitimate and important areas of inquiry, and the study presents a compelling case for their significance.

However, certain aspects of the book’s analysis and execution limit the force of its conclusions. A key weakness is the absence of a clear pre-450 baseline, which undermines its assessment of ideological shifts. Without sufficiently engaging with developments before 450 CE, the book risks not only presenting post-450 changes as more novel or radical than they actually were but also asking the reader to accept its claims without fully demonstrating whether these shifts were genuinely new or part of a longer continuum. A more diachronic approach, extending back to the early fifth or even fourth centuries, would likely have revealed that many of the so-called ‘innovations’ of 450–550 were in fact foreshadowed by earlier practices.

A clear example of this problem is the book’s discussion of Pope Simplicius’ innovation in invoking *providentia* as the primary foundation of imperial legitimacy (pp. 112–137). The book persuasively argues that Simplicius elevated divine providence above other legitimating principles, making imperial rule explicitly contingent on adherence to Chalcedonian Christianity. However, while the argument for a shift in emphasis is compelling, the extent of this innovation could have been more critically examined. Although the author acknowledges the use of *providentia* rhetoric in earlier periods, this discussion is largely buried in footnotes (e.g., p. 124, n. 168) and is limited to its appearance only from the time of Marcian and Valentinian III. Yet earlier Christian and pagan traditions had already intertwined divine providence with imperial authority. Figures like Eusebius of Caesarea had long framed emperorship as part of God’s cosmic order, and the *providentia Augusti* of the imperial cult provided an even earlier precedent.<sup>1</sup> Additionally, the book could have more fully explored how both emperors and popes had previously articulated the idea that imperial authority depended on religious fidelity. A striking example is Pope Celestine’s letter to Theodosius II in response to the emperor’s summons to Ephesus, where he states:

1 W. den Boer (ed.): *Le culte des souverains dans l’Empire romain. Sept exposés suivis de discussions*. Geneva/Vandœuvres 1973 (Entretiens sur l’Antiquité Classique 19).

May the concern showed by your clemency suffice for the defence of the catholic faith, which out of love for Christ our God, who directs your reign, you hasten to support in every way. By condemning the error of perverse doctrines you keep the faith pure and immaculate; *in this you place the protection of your reign, knowing that your rule, when protected by the observance of holy religion, will endure more firmly.*<sup>2</sup>

This is particularly relevant because it shows a pope addressing an emperor with a claim remarkably similar to that of Simplicius – that the endurance of imperial power depends on the emperor’s commitment to Orthodoxy. Certainly, the idea of an emperor’s legitimacy being connected to religious orthodoxy was far from new. Additionally, the book could do more to highlight the contextual nature of Simplicius’ emphasis on divine delegation. When articulating legitimacy solely in terms of orthodoxy, he was often writing to fellow clerics or bishops, particularly within or near the immediate context of the Acacian Schism – a point acknowledged but again mostly buried in footnotes (pp. 124 and especially 126, note 173). In contrast, when addressing emperors, Simplicius did mention other legitimising secular principles, as seen in his letter to Basiliscus, where he referenced *utilitas publica* alongside *providentia* (p. 122). This suggests that the supposed ‘innovation’ of Simplicius’ claims was highly circumstantial – he was adapting his rhetoric depending on the audience rather than asserting a universally novel political theology. A deeper engagement with both earlier precedents and the situational pragmatism of Simplicius’ claims would have more effectively nu-

- 2 Translated by R. Price (ed.): The Council of Ephesus of 431. Documents and Proceedings. With an Introduction and Notes by T. Graumann. Liverpool 2020 (Translated Texts for Historians 72), p. 204. For the Latin text, see Celestinus, epist. 19, in E. Schwartz (ed.): Acta conciliorum oecumenicorum. Vol. 2.1.2: Concilium Universale Chalcedonense. Actio secunda. Epistularum collectio B. Actiones III–VII. Berlin/Leipzig 1933), pp. 25–26: *Sufficiat licet quod sollicitudo vestrae clementiae circa fidei catholicae defensionem, cui pro Christi Dei nostri amore qui vestri imperii rector est adesse modis omnibus festinatis, integram immaculatamque eam, pravorum dogmatum damnato errore, servatis; in hoc semper munimen vestri constituentes imperii, scientes regnum vestrum sanctae religionis observantia communitum firmitus duraturum.* Christian emperors had already emphasised the close relationship between religion and the state. Theodosius II, for instance, acknowledged how the stability of the empire depended on the faith through which the emperor honoured God. See the imperial letter that convened the Council, and the instructions for the Council: Schwartz (note 2), pp. 114–116; 1.1.1, pp. 120–121 (transl. Price [note 2], pp. 197–199; 214–216). The same points were fundamentally made by Zeno in his *Henotikon*; cf. Evagrius, HE 3.14 with M. Whitby (ed.): The Ecclesiastical History of Evagrius Scholasticus. Translated with an Introduction. Liverpool 2000 (Translated Texts for Historians 33), pp. 147–149 and notes.

anced the book's conclusions regarding his role in pioneering a new model of legitimacy.

Similarly, the author's discussion of the rise of ascetic authority from 450s onward is rich in detail but suffers from a lack of contextualisation ("‘Steh fest und stehe Deinen Mann!’ Die asketische *politeia* als Konkurrenzmodell", pp. 200–225). The book essentially asserts that the empire experienced a heightened crisis of legitimacy across the fifth and sixth centuries, when the moral authority of saints and ascetics, who were seen as guardians of orthodoxy and justice, began to assert itself as a structurally competing model of authority. The chapter concludes that a new political dynamic took shape, namely, that imperial legitimacy now had to reckon with the ascetic-religious sphere, implying that secular authority alone was no longer unquestioned.

While the events of Zeno's, Basiliscus' and Anastasius' reigns indeed show imperial policies contested by churchmen and monks, the idea that this was a new development triggered by a specific crisis of legitimacy, or that ascetic figures suddenly took on an unprecedented role in challenging imperial authority, risks overlooking the broader history of saintly opposition to emperors. Long before Zeno, earlier Christian tradition had already conceptualised religious figures as arbiters of imperial legitimacy. The ascetic *politeia* – the idea that the community of the faithful under spiritual leaders formed a sort of polity with moral jurisdiction – was not an invention of the late fifth century. St. Ambrose's confrontation with Emperor Theodosius I – barring him from church after the Thessaloniki massacre – is a famous example of ecclesiastical authority checking imperial power. Similarly, throughout the fourth and early fifth centuries, monks, hermits and bishops frequently mobilised public opinion against imperial religious policies, from the Arian controversies to the tumultuous episodes under Theodosius II, particularly Dalmatus' mobilisation of Constantinopolitan monks against Nestorius that forced the emperor to abandon his chosen patriarch. By not engaging with these earlier cases in greater depth, the author creates an impression of rupture where, in reality, the tension between imperial and ascetic authority was part of a continuum. A more nuanced chronological perspective would have strengthened the argument by showing that this tension was an ongoing dynamic, and perhaps one that intensified in the late fifth century, but certainly not a one-time anomaly triggered solely by recent imperial policies.

Further complicating the analysis is the book's definition of the republican elements within the ideology of legitimacy, which does not fully engage with

broader traditions of (East) Roman political thought, particularly the overlap between republican and Hellenistic monarchical traditions. One such element, the idea of the emperor as a ‘steward of the empire’, is indeed examined within a republican framework (pp. 69–137, especially “Exposition des Mythos: die Kaisererhebung Leons I. und die Integrität der *politeia*”, pp. 70–89; 139–159 etc.), but the book does not fully clarify to what extent this concept was primarily republican rather than a blending of multiple ideological strands, both older and newer. The idea of imperial power being constrained by law and the common good, as the book rightly highlights (pp. 4–5), does align with the republican tradition – most notably Cicero’s vision of governance as preserved in his *De re publica* and other works. However, late Roman conceptions of monarchy were not exclusively influenced by Roman republicanism but also by Christian moral frameworks, which imposed ethical obligations on rulers, as well as by the Hellenistic notion of *basileia*, particularly the Platonic-Aristotelian tradition of royal virtues. This tradition, which emphasised wisdom, clemency and the ruler’s duty toward his subjects, was well established in the fourth-century Roman Empire and commonly employed in Greco-Roman and Christian eulogistic oratory, historiography and political theory.<sup>3</sup> It is also attested in the West, with figures such as the Gallic orator Pacatus applying it in his panegyric for Theodosius I in 389.<sup>4</sup> It is possible that late antique Romans recognised aspects of this tradition as compatible with republican ideals, but the book does not explore this dimension in sufficient depth, with the result that the study risks oversimplifying the relationship between republicanism and the evolving imperial ideology in Late Antiquity.

These shortcomings are also evident in the book’s discussion of East Roman and Ostrogothic republican propaganda (“Theoderich und die Konstruktion eines zweiten republikanischen Mandatars”, pp. 226–322). Specifically, the author underscores Theoderic’s use of notions like *libertas* (liberty), *aequitas*

3 The idea of the ‘good sovereign’, with an emphasis on clemency, reverberates in Seneca (*De clementia* 1.11.4) and later in historiographical treatments of Marcus Aurelius (Cassius Dio 72.27–29; *Historia Augusta*, Marcus Aurelius 26.10–12). See also F. Dvornik: *Early Christian and Byzantine Political Philosophy. Origins and Background*. Vol. 2. Washington, D. C. 1966 (Dumbarton Oaks Studies 9), pp. 626–630 for a more detailed discussion.

4 C. Kelly: *Emperors, Government and Bureaucracy*. In: Av. Cameron/P. Garnsey (eds.): *The Cambridge Ancient History*. Vol. 13: *The Late Empire A.D. 337–425*. Cambridge 1998, pp. 138–183, p. 148 and n. 61.

(legal fairness), and *res publica* – particularly as received through Ennodius' panegyric and Cassiodorus' *Variae* – as well as his preservation of the consulship and Senate (*cura senatus*), aiming to demonstrate that Theoderic's official rhetoric was less imperial and more republican (p. 229). Later, the author provides some reasons for this innovation, arguing that the introduction of a distinctly 'republican' brand of political rhetoric was not a deliberate policy of the Ostrogothic government but rather arose as a consequence of its need to gain legitimacy from an Italian audience. Since Theoderic's rule faced a legitimacy deficit, partly due to his heretical status among the pro-Nicaean and pro-Chalcedonian majority, the Gothic administration leaned heavily on republican ideals and language to legitimise his reign. This rhetorical strategy, the author contends, would have provided a form of legitimisation that could resonate with the Roman aristocracy and the Italian population. It would have also made Theoderic a challenger for imperial rule (pp. 320–322).

To be clear, I support the author's conclusions that Theoderic (and, by extension, the Ostrogothic-led Roman state in the West) was unquestionably perceived as a threat by Constantinople. However, I am less convinced by the rest of the argument. Did earlier Arian emperors ruling in the West use republican rather than imperial rhetoric? If not, why would the Ostrogoths have done so? There is evidence that Odovacar, and even Visigothic and Burgundian kings, maintained Roman administrative forms and respected the prestige of Roman institutions to stabilise their own regimes. If one considers these parallels, Theoderic's policies appear less like a unique 'Gothic republicanism' and more like a particularly successful instance of barbarian kingship assimilating Roman legitimising conventions. On this point, I was often left wondering how the regime's public rhetoric would have looked had it been explicitly imperial rather than republican. In fact, is this distinction even meaningful? Since the time of Augustus, Roman emperors (and usurpers) had routinely cloaked their authority in republican terminology – restoring the *res publica*, defending the liberty of Rome, and cooperating with the Senate – even while wielding monarchic power. This political language was a standard idiom of legitimacy in Roman imperial discourse. For Theoderic in Italy, adopting such rhetoric was a natural means to ingratiate himself with his Roman subjects and the senatorial aristocracy. Therefore, here too a comparative analysis of the political discourse before Theoderic, particularly under Valentinian III and his immediate successors, would have

helped contextualise whether such a rhetorical strategy was truly novel or simply a continuation of existing traditions of governance – tradition within which Theoderic was positioning himself. Moreover, while the author does discuss the likely aims and context of Cassiodorus’ and Ennodius’ works (pp. 230–322), he never seriously considers the possibility that Cassiodorus, in the *Variae*, may have sought to present himself as serving a genuinely Roman (i.e. legitimate), rather than republican, government. Likewise, while the book rightly highlights Theoderic’s *cura senatus* – his careful relationship with the Senate – it does not sufficiently weigh how much of this perception is a consequence of *Variae*’s survival rather than an inherently unique feature of Theoderic’s rule. Since we lack a comparable collection of letters from emperors in the East or West to their respective senates, it is unclear whether Theoderic’s language was exceptional or simply in line with broader Roman political discourse.

This excessive emphasis on a ‘republican rhetoric’ is further evident in the book’s treatment of Anastasius’ address to the Roman Senate in 516, where the standard formula *Si vos liberique vestri valetis, bene est; ego exercitusque meus valemus* is cited as evidence of a republican revival (p. 372). Yet, this phrase was used by Roman emperors when addressing the Senate, long before Anastasius.<sup>5</sup> Its presence in 516, therefore, does not necessarily indicate a fundamental ideological shift. Later (“Ergebnis. Die erste republikanische Transformationsphase”, pp. 382–385), the author argues that terms like *res publica*, *politeia*, *populus*, *demos*, *senatus*, *consul* – all associated with the republican tradition – were increasingly used in contemporary sources during Anastasius’ reign, suggesting a revival or intensification of republican discourse. However, without comparing how and how often these terms were used in earlier texts, how can we assess whether this reflects a true ideological shift or merely the continuation of existing rhetorical conventions? The author acknowledges that more detailed quantitative and qualitative studies on these

5 See, e.g., Constantius II’s letter to the Senate of Constantinople in 355 concerning Themistius’ *adlectio*, in H. Schenkl/G. Downey/A. F. Norman (eds.): *Themistii orationes quae supersunt*. Vol. 3. Leipzig 1974 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana), p. 122, with P. Heather/D. Moncur (eds.): *Politics, Philosophy, and Empire in the Fourth Century. Select Orations of Themistius*. Translated with an Introduction. Liverpool 2001 (Translated Texts for Historians 36), p. 108, n. 183.



terms are needed, yet the lack of this analytical layer does not prevent him from presenting his conclusions as definitive.

Interconnected with the republican argument is the book's theory that the initial revitalisation and eventual suppression of the ordinary consulship in the reign of Justinian were tied to a grand republican restoration project (pp. 426–508). The author interprets the persistence of consular appointments – particularly in the Eastern Empire – as part of an effort to rejuvenate republican elements within the imperial system, supposedly championed by figures like Justinian to bolster legitimacy. Accordingly, when Justinian finally terminated the consulship in 541, by declining to appoint any new consuls after that year, the book sees this as the failure or abandonment of republican propaganda by his regime.

Admittedly, some arguments in these sections are highly persuasive, particularly where the author contends that the consulship amplified imperial successes, that its revival in the 530s was tied to Justinian's restoration propaganda (pp. 426–456, following a view advanced by Lorenzo Sguaitamatti),<sup>6</sup> and that its lapse in the 540s reflected shifting imperial fortunes (“Die Kontingenz der negativen Umstände”, pp. 490–504). However, the argument becomes less convincing, in my opinion, where it links both the reform and the abolition of the consulship entirely to this republican project. While the book acknowledges the existence of alternative explanations for Justinian's decision to reform and later terminate the institution, it does not seriously engage with longstanding theories that attribute the end of consular appointments to political and financial considerations rather than ideological inconsistencies. This omission is unfortunate, as incorporating this layer of analysis – particularly in the discussion of the reform and the legislation governing consular celebrations and public appearances – would have enriched an otherwise insightful and detailed examination. For instance, the analysis of *Novel* 105 is particularly valuable in demonstrating that the law probably aimed (among other things) to enhance the emperor's image through the heightened ceremonial grandeur of the imperial consulship (p. 453).

Moreover, if the author seeks to frame Justinian's reform as largely ideologically driven, the book should have addressed why this would stem primarily from a republican ideology rather than, for instance, the broader restoration

6 L. Sguaitamatti: *Der spätantike Konsulat*. Fribourg 2012 (Paradosis 53), pp. 112–113.

ideology Justinian actively pursued while presenting himself as reviving the Western Empire in the 530s. These two frameworks are not mutually exclusive, as the author himself acknowledges, but a discussion weighing their relationship – or at least explaining why the author’s preference for the republican element is preferable – would have helped clarify the issue. After all, if Justinian actively exploited the consulship to reinforce his image as a steward of the *res publica*, as the book argues (p. 493), then revitalising the institution could also have aligned with his triumphalist ideology of imperial restoration. Moreover, emperors before Justinian had already used the consulship to magnify their achievements, without this being linked to any ‘republican project.’ For instance, Theodosius II assumed the office in 431 (with Valentinian) after defeating the usurper John, and again in 438 when announcing the Theodosian Code. Similarly, Anastasius designated himself consul in 506 to mark his peace settlement with Persia. Thus, if this practice was not unique to Justinian, what does that imply for its supposed connection to a republican restoration programme? Further questions the book fails to address include: why did the honorary title continue to be bestowed if abolishing the consulship signalled the abandonment of republican rhetoric? And why, after its suppression, was the ordinary consulship only assumed by emperors and never granted to *privati*? Like other earlier scholars, the author primarily searches for the causes of the consular reform (and its supposed failure) within the immediate context of Justinian’s agenda rather than situating it within the broader historical framework – one of the main reasons why the book’s thesis is not entirely persuasive.

Next, the book advances the provocative idea that the institution of imperial monarchy itself was being fundamentally questioned during this period (“Inversion des Mythos: Priskos im *barbaricum*”, pp. 89–111; 142–200). This argument is intriguing and, to some extent, sensible when considering the political transformations in the West and their potential ramifications in the East. However, it remains problematic. While the period certainly witnessed turbulence and power shifts, nowhere is there concrete indication of any faction or movement attempting to abolish the imperial office or replace monarchy with an alternate system, at least in the East. The Eastern Roman state continued to function as a monarchy without interruption – no senate or council attempted to rule *in place* of an emperor. Even in the West, when the western imperial line ended in 476, the solution was not a true revival of

republican governance, but rather the (notional) acknowledgment of a single emperor in Constantinople and the (actual) rule of a *rex* in Italy.

The book leans heavily on subtle hints to argue that monarchy was concretely challenged. For example, it interprets Malchos' *Byzantiaka*, particularly fragment 15 (92.6–93.13) on Theoderic's demand that Zeno's decisions be ratified by the Senate, as evidence that the Senate in the East – like its counterpart in the West – assumed an increasingly sovereign role due to the emperor's perceived incapacity to govern effectively (pp. 197–198). It further concludes that Malchos' work suggests a future in which Rome might exist without an emperor (p. 199: "In der Gesamtschau eignete den *Byzantiaka* des Malchos daher der Charakter einer Ablösungs- und Transfergeschichte republikanischen Herrschaftswissens, die als Zeitgeschichte auf die nahe Möglichkeit einer römischen Geschichte ohne Kaiser verwies"). Yet, how much of Malchos' critique reflects a genuine alternative to monarchy rather than partisan hostility to Zeno? Writing under Anastasius, he may have sought to discredit Zeno rather than advocate systemic change.

A similar overreach appears in its reading of Zosimus. In *Historia Nova* 6.8.3, Zosimus writes:

ἀνενεγκὼν δὲ ὥσπερ ἐκ κάρου βαθέος Ὀνώριος τοῖς μὲν ἐκ τῆς ἐώας ἀφιγμένοις τὴν τῶν τειχῶν ἐπίστευε φυλακὴν, ἐγνώκει δὲ τέως ἐπιμεῖναι τῇ Ῥαβέννῃ, μέχρις ἂν ἀκριβέστερον τὰ κατὰ τὴν Λιβύην αὐτῷ δηλωθείη, καὶ εἰ μὲν Ἡρακλειανὸς ὑπέρτερος γένοιτο, τῶν αὐτόθι πραγμάτων ὄντων ἐν ἀσφαλεῖ παντὶ τῷ στρατεύματι πολεμεῖν Ἀττάλῳ καὶ Ἀλλαρίχῳ, τῶν δὲ εἰς τὴν Λιβύην παρ' αὐτοῦ πεμφθέντων ἐλαττωθέντων ταῖς οὐσαις αὐτῷ ναυσὶ πρὸς Θεοδόσιον εἰς τὴν ἐώαν ἐκπλεῦσαι καὶ τῆς τῶν ἐσπερίων βασιλείας ἐκστῆναι.

Most scholars interpret this passage as implying that Honorius was considering abdication and flight to Theodosius II in the event of military failure in Africa. However, the book argues that Zosimus portrays Honorius not merely as planning his own retreat but as contemplating the possible end of the imperial monarchy in the West (p. 187: "im Falle seines militärischen Scheiterns den Entschluss fassen ließ, 'die kaiserliche Herrschaft über die westlichen [Gebiete]' aufzugeben und sich zu seinem Neffen nach Konstantinopel abzusetzen, schrieb er das mögliche Ende der monarchischen Herrschaft sogar einem kaiserlichen Denkhorizont ein.") In reality, these incidents reflect specific and limited circumstances – usurpation, military uprisings or political crises – rather than a principled rejection of an emperor. The book extrapolates too much from ambiguous sources, framing isolated

events as part of a larger ideological shift that the evidence does not fully substantiate.

By incorporating a vast bibliography (pp. 521–631) – almost 100 pages of secondary literature – the author demonstrates an impressive mastery of a wide range of topics across the period covered. This depth of engagement is also reflected in the detailed and often extensive footnotes that accompany the book. Therefore, the following points are only minor suggestions for areas where future research could further enrich the discussion, rather than critiques of the book’s overall depth.

For instance, the sections examining the contemporary use and meaning of *politeia* (especially pp. 172–181) would have benefited from a deeper engagement with Kaldellis’ reflections on the same topic.<sup>7</sup> Does Kaldellis’ interpretation align with the author’s conclusions on Zosimus’ use of *politeia*? Would Zosimus’ perspective reinforce or complicate this framework? More broadly, Kaldellis’ research argues that late-antique and Byzantine Constantinople continued to understand itself as a *res publica* governed by consent and law, with true sovereignty resting with the people. Engaging more closely with this scholarship would have provided a richer interpretative framework, one which could either reinforce parts of the book’s thesis (by showing republican ideas were indeed ingrained in the contemporary political sphere) or temper it (by explaining those ideas as a continuous background norm rather than an intensified post-450 phenomenon).

Additionally, the discussion in section 4.2.1.2 (“Die Erschließung eines republikanischen Deutungswissens”, pp. 172–177) could have been enriched and strengthened by referencing the longstanding historiographical tradition that framed Rome’s history through the metaphor of the human life cycle (birth, growth, maturity, decline and potential rejuvenation). Florus and Seneca, as cited by Lactantius, exemplify this tradition, and it would have been useful to consider how late Roman historians such as Zosimus positioned themselves within, or diverged from, this framework.<sup>8</sup>

7 A. Kaldellis: *The Byzantine Republic. People and Power in New Rome*. Cambridge, MA/London 2015, especially chapters 1 (“Introducing the Byzantine Republic”, pp. 1–31) and 2 (“The Emperor in the Republic”, pp. 32–61).

8 See especially L. Bessone: *Senectus imperii. Biologismo e storia romana*. Padua 2008 (Ithaca).

Similarly, in the chapter on the consulship, a few bibliographical clarifications would have helped. For example, Roger S. Bagnall's "Consuls of the Later Roman Empire",<sup>9</sup> and the article by Alan Cameron and Diane Schauer,<sup>10</sup> are essentially the same study reprinted in different formats, so it would have been clearer to cite just one version consistently. When mentioning the financial motivations behind the termination of the consulship (pp. 428–429), the book would have benefited from acknowledging John B. Bury's early contribution to this theory.<sup>11</sup> Furthermore, while the author commendably references key works such as Gerhard Rösch<sup>12</sup> and Denis Feissel<sup>13</sup> when discussing the lasting impact of *Novella* 105 on provincial dating practices, the omission of "Chronological Systems of Byzantine Egypt",<sup>14</sup> which provides crucial papyrological evidence from Egypt, is a missed opportunity to strengthen this argument. As noted, these are minor refinements rather than fundamental criticisms. The book's extensive engagement with scholarship is one of its strengths, and its analysis is often highly insightful. However, integrating these additional perspectives would have further enhanced the discussion, particularly by clarifying connections between late antique political thought, historiographical traditions and institutional change.

To sum up, while the book presents a compelling argument about ideological adaptation in Late Antiquity, certain aspects of its execution and methodology limit the force of its conclusions. By treating some ideological developments as unprecedented without fully accounting for earlier prece-

- 9 R. S. Bagnall/Al. Cameron/S. R. Schwartz/K. A. Worp: Consuls of the Later Roman Empire. Atlanta 1987 (Philological Monographs of the American Philological Association 36), pp. 7–12.
- 10 Al. Cameron/D. Schauer: The Last Consul: Basilius and His Diptych. In: JRS 72, 1982, pp. 126–145, pp. 137–142.
- 11 J. B. Bury: History of the Later Roman Empire from the Death of Theodosius I. to the Death of Justinian (A.D. 395 to A.D. 565). Vol. 2. London 1923, pp. 346–348.
- 12 G. Rösch: Onoma basileias. Studien zum offiziellen Gebrauch der Kaisertitel in spätantiker und frühbyzantinischer Zeit. Vienna 1978 (Byzantina Vindobonensia 10).
- 13 D. Feissel: La réforme chronologique de 537 et son application dans l'épigraphie grecque: années de règne et dates consulaires de Justinien à Héraclius. In: Ktema 18, 1993, pp. 171–188.
- 14 R. S. Bagnall/K. A. Worp: Chronological Systems of Byzantine Egypt. 2nd ed. Leiden/Boston 2004.

dents, it at times overstates the novelty of these shifts. A broader comparative framework – particularly one incorporating pre-450 analysis – would have provided a stronger foundation for its claims. That said, “*Res publica continuata*” is an ambitious and stimulating study that makes a valuable contribution to ongoing debates about political legitimacy in Late Antiquity. Its strength lies in its willingness to challenge entrenched narratives about the decline of republican traditions, offering a fresh perspective on how emperors and intellectuals framed imperial authority in an evolving ideological landscape. As noted, some arguments might have benefited from greater contextualisation, and certain conclusions may be debated, but these are ultimately points for further discussion. The book raises important questions that will no doubt inspire future research, and its engagement with conceptual history, historical semantics and political rhetoric adds depth to the field.

It is a commendable effort to reassess the role of Rome’s republican past – whether as a lingering vestige or a living force – in a period traditionally viewed as dominated by autocracy and divine kingship. In this regard, Brucklacher succeeds in demonstrating that Late Antiquity was not just an era of continuity or decline but one of active ideological negotiation where older frameworks of governance were not simply discarded but strategically reinterpreted.

---

Marco Dosi, King’s College London  
History Department  
Affiliated Postdoctoral Researcher in Late Roman History  
[marco.dosi@kcl.ac.uk](mailto:marco.dosi@kcl.ac.uk)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Marco Dosi: Rezension zu: Bastian Max Brucklacher: *Res publica continuata*. Politischer Mythos und historische Semantik einer spätantiken Ordnungsmetapher. Paderborn: Brill Schöningh 2023 (*Antike Imperien* 4). In: Plekos 27, 2025, S. 321–335 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-brucklacher.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Beth Munro: *Recycling the Roman Villa. Material Salvage and the Medieval Circular Economy*. Cambridge: Cambridge University Press 2024. XVI, 262 p., 24 ill., 1 map, 6 diagrams, 12 plans, 22 tables. £ 85.00/\$ 110.00. ISBN: 978-1-009-47558-7.

The latest phases of activity at Roman villas, their dereliction and their subsequent dismantling for their materials have been an increasing focus of study and interpretation over recent decades, in parallel with similar attention to the equivalent phases at urban and other sites. In this work Beth Munro seeks to provide a conspectus not only of what went on at villas between the fourth and seventh centuries but also to offer interpretations of what this meant for villa structures themselves as well as of their place in a period of rapid political, social and cultural changes. The book is based on an Oxford doctoral thesis of 2010, revised and with the addition of some more recent publications down to 2022. The years since 2010 are a time when the subject has been developing rapidly, so that there is a risk of the book being left behind, as will be seen. The scope is broad: Italy, Iberia, Gaul, Germany, Britain, from the fourth to the seventh century. Though the geographical area is large, it becomes apparent that the author's main expertise lies in Italy, both as regards knowledge of sites and approaches, an emphasis that does have consequences in her very restricted treatment of regions outside the peninsula.

Chapter 1 ("Introduction", pp. 1–21) sets out the prospectus for the study. Curiously, it does not really justify why "villas" (a notoriously ill-defined term) should constitute a category for study separate from other site types, especially other rural ones, apart from some comments on p. 13. The focus of the work is on the "post-villa phases" (p. 3) of occupation or activity when the main structures were no longer maintained, seeing these as "productive" episodes. The colonisation events have in the past been characterised by the pejorative term 'squatterisation', the reoccupation of a ruinous villa by new inhabitants, sometimes interpreted as 'barbarian' or 'Germanic', but more recently viewed as the local inheritors of the villa and its agriculture. Munro argues against such perspectives and in favour of placing these episodes and processes in the exegetic framework of reuse/recycling/reprocessing, the purposive exploitation of villa buildings and their materials, passing no cultural or ethnic judgements. She rightly points out that recycling of materials was a long-established and entirely normal practice in antiquity. The recent

debates over *spolia* in the late-antique Mediterranean basin is a part of this topic familiar to students of the period, but one which tends to concern itself with carved, inscribed or sculpted material rather than the totality of recoverable materials. Recycling is also, of course, a major modern concern. Despite the subtitle of the book, Munro is not looking to reinterpret the late Roman world in such terms, but rather to argue that in contrast to the ‘throw-away’ societies and economies of some of the modern Western world, people in antiquity were far more frugal and throwing away usable items much rarer.

Chapter 2 (“Valuable Villa Architecture”, pp. 22–62) opens with considerations of how the materials of a disused villa could both hold value, not just financial but also cultural and historical due to their links with the past; equally they could find themselves devalued as the purposes to which they had been used became redundant (“Defining Material and Architectural Value”, pp. 22–28). Much of the rest of the chapter is concerned with the technologies of (re)working materials such as stone, ceramics, metals or the production of lime, thus covering what is already well-known territory to no great effect. A case-study of the San Giovanni di Ruoti (Potenza) villa based on the full publication by Alastair Small and Robert Buck<sup>1</sup> shows what really detailed study can give us in terms of estimates of volumes yielded in a range of materials and in what sequence, demonstrating the value of detailed case studies.

Chapter 3 (“Villa Decline and Material Salvage”, pp. 63–100) focuses on the processes and chronology of the removal of materials from disused villa buildings, especially the grandiose residential buildings which had expressed the particular economic, social and cultural conjuncture of the late Roman display villa. The first part of the chapter offers a tripartite chronological summary (fourth-sixth, sixth-ninth, ninth-fifteenth centuries), though with no discussion of the dating evidence and its very considerable problems. There follows a consideration of the evidence for the removal of materials, structured largely by place within a structure (furnishings, roofs, walls, floors, fixtures). But this evidence is essentially anecdotal, particular instances at particular villas, though there are not many of these and most are from Italy.

1 A. M. Small/R. J. Buck (eds.): *The Excavations of San Giovanni di Ruoti. Vol. 1: The Villas and Their Environment*. Toronto/Buffalo, NY/London 1994 (Phoenix. Supplementary Volume 33).



The Italian perspective also informs a theme of the final section of the chapter, that such demolition was often carried out by “travelling guilds” (pp. 68, 89), reflecting evidence for such organisations at Rome in the imperial period. Is there really evidence for this, or was removal of materials more opportunistic? Munro picks up on Robin Fleming’s arguments for “ritual” deposits associated with life-events of buildings,<sup>2</sup> of which demolition and recycling deposits are germane here, though the former is argued at only three villas (one Italian, one French, one Spanish) and the latter at one villa in Switzerland and an urban site in Italy: hardly coherent or consistent evidence for such practices.

Chapter 4 (“Materials Organization and Stockpiling for Recycling”, pp. 101–115) is a brief examination of whether materials were sorted and stockpiled against future reuse. Again, there is anecdotal evidence for this at a small number of sites across the West, which makes sense, but there does not seem to be evidence for it as a consistent practice.

Chapter 5 (“Material Reprocessing at Villas”, pp. 116–171) is a more substantial piece looking at the evidence for the recycling of materials on the actual villa sites. The first paragraph (“The Recycling of Roman Materials”, pp. 119–123) puts forward the proposition that materials could have been reprocessed “for immediate sale” (p. 116), implying a market-oriented system. The chapter then reprises some of the approaches of chapter 2, looking at materials and the technologies for working them, though at a general level before the following sections look at evidence from specific villa sites. The villa at Aiano-Torraccia di Chiusi (Toscana) presents excellent evidence for the systematic recovery and processing of certain materials such as glass (including recovering gold from it). The southern Italian villa of Faragola (Foggia) also affords evidence for systematic recovery, reprocessing and stockage in the sixth/seventh century. Various types of installation such as lime-kilns have been recovered and their purpose is clear; other heat-using installations could be for metals, glass or other materials. Again, this section (“Recycling Remains at Villas”, pp. 123–150) proceeds by individual instances from a restricted range of sites; that these sites covered several hundred years renders them far from a structured picture. The chapter closes with a considera-

2 R. Fleming: *The Material Fall of Roman Britain, 300–525 CE*. Philadelphia 2021, pp. 95–118 (chapter 5: “Pragmatic, Symbolic, and Ritual Use of Roman Brick and Quarried Stone”).

tion of the location of these installations in relation to the existing villa buildings, where the convenience of the recyclers seems to be the chief conditioning factor.

Chapter 6 (“Economics of Villa Recycling”, pp. 172–193) examines the economics of villa recycling, proposing that the destinations for the recovered materials were either new buildings (villas or churches), markets for the sale of such materials, consumer markets, or markets for finished objects (p. 173). This places an emphasis on “markets” and thus on particular types of economic formation, an emphasis that runs the risk of being anachronistic, especially after the collapse of Roman systems in the West. This again seems to be conditioned by an essentially Italian perspective. Much of the rest of the chapter is again structured by material (stone, glass, lead, lime etc.) and again often in rather general terms with few villas discussed. One might make more of the case here for the importance of timber, little considered in the book and on p. 75 regarded essentially as destined to be fuel. But in a period that saw a massive shift to construction in timber (including wooden structures colonising the stone-built spaces of abandoned villas), and where stone churches still had timber roofs, there is more to be said. Economic models and networks are then proposed, essentially “[c]ost-saving” and “[p]rofit-driven” (p. 185), again introducing very modernist perspectives of ‘economic rationality’. Of course the late-antique world knew about economic cost and profit, but to treat these as the main drivers rather than social, cultural or religious cost/benefit may be seriously to misinterpret motives. The chapter then considers the impact of road and river communications on the mobilisation of material from villas. One might (anecdotally) point to a specific instance of transport, the late-fifth-century request from Ruricius bishop of Limoges (Haute-Vienne) to his brother in Christ Clarus bishop of Éauze (Gers) thanking him for obtaining some columns for him and asking for a further ten smaller ones (presumably of Pyrenean marble and perhaps from villas such as nearby Séviac).<sup>3</sup> As the crow flies it is some 320 km from Éauze to Limoges and across rather than along river systems. The financial costs would have been considerable, but the profits will have been social and related to elite networking and mutual obligations rather than possible financial returns for any supposed *episcopus economicus*.

3 Ruric. epist. 2.64.

Chapter 7 (“Post-Roman Ownership and Legacy of Villas in the Western Provinces”, pp. 194–217) has a title concerning post-Roman ownership and legacy of villas. In fact it is essentially to do with a question that hangs over all discussion of the reuse of materials from buildings: where was the material destined for? Buildings were almost always dismantled and materials recovered to fulfil actual needs. The destination for recycled villa materials is very often given as the (re)construction of churches, which given the evidence for reused materials in many early mediaeval churches is a reasonable hypothesis, though Munro rightly points out that two thirds of the villas “noted in this study” (p. 194) did not have churches built on-site. It is worth sounding another note of caution: the remains of villas that archaeologists encounter are overwhelmingly stone, brick/tile, ceramics and metals, which with the exception of ceramics dovetail nicely with church building materials giving a pleasing origin and destination story. But the instance of wood and timber noted above may argue that we need to be a bit more circumspect and that we run the risk of concentrating on what is easily visible. Munro argues that the initial impulse to church construction on or near villas reflected aristocratic religious practice, either for their personal observance or for that of their dependents or by alienation to the Church, thus giving a context for the recycling of villa materials into churches. It is proposed that this might happen at periods of change of ownership, but how to demonstrate ownership from archaeology? There is a certain focus on churches on the sites of or close to villas, but ownership of more than one property or other links with more distant churches might result in longer-distance movement of materials, or there is the instance cited above of long-distance movement of prestige materials. A second hypothesis is “[v]illa into [v]illage” where villa materials were reused to construct new, early-mediaeval nucleated settlements, sometimes on the site of the villa itself, sometimes at a remove (“Villa into Village? Recycling without Church Construction”, pp. 207–213). In Italy this sometimes coincided with a pattern of settlement shift.

Chapter 8 (“Conclusions”, pp. 218–224) ends the book with a brief summary of the main lines of enquiry and argument already discussed in detail.

This brief summary of a book of over two hundred pages has tried to lay out the main approaches, evidence and arguments. There is undoubtedly a great deal of thought and argument, much of it very useful in characterising some of the terms of how the debates might be framed. Nevertheless, the reader

may have picked up disquiet on the part of this reviewer over some of the approaches taken and it is time to make a number of them more explicit.

By the fourth century several hundred villas stood in the area studied; today not one of them remains intact, and they have all been subject to the “Recycling” of the title, almost always leaving no above-ground trace. Incidentally, why a handful buck the trend and do have above-ground structures remaining would be well worth considering. How to approach such a huge database, one of very variable quality because of the date and nature of any archaeological investigation? Clearly one could not expect a comprehensive study of all the sites within the confines of a doctoral thesis or between the covers of this book. Equally clearly therefore there has to be some form of sampling. Table 1.1 (pp. 15–16) gives us a “Summary of Case Study Sites”, a grand total of thirty-nine sites to set against the several hundred possible, though no criteria for their choice are given beyond that they have evidence for recycling. Clearly this number is in no way statistically usable, rendering attempts at quantification on this basis invalid: everything remains at the anecdotal level. Chart 3.1 (p. 69) attempts a bar chart of the periodisation of villa abandonment, a very good idea, but one which the sample size renders statistically meaningless. When one considers the thirty-nine sites, thirteen are from Italy; four from Spain and one from Portugal; nine from France with two from Belgium and one from Luxembourg, together roughly constituting Gaul; five are from Germany and one from Switzerland; three from England. This distribution in no way reflects the overall incidence of villas, let alone of villas with relevant evidence, across the study area. The three sites selected in England: Fishbourne (West Sussex), Folkstone (*sic*) (Kent), Minster-in-Thamet (Kent) (only Fishbourne really figures) are eccentric to the point of perversity.

The obvious recourse would have been a series of regional case studies in areas with good evidence for villas and their fates. Such selection would introduce an element of bias, but this would be offset by the much larger numbers involved and the regions could be chosen across the whole geographical area to ‘compare and contrast’, since Munro lays emphasis on how regional variation is a huge factor in her study area. There are now several synthetic volumes covering regions of the West that could be used. For Italy, Angelo

Castorao Barba's 2020 book<sup>4</sup> on the subject may have appeared too late to be taken into account here, but it gives an extensive treatment of sites and a discussion of the subject which any further regional study could take as a point of departure. The project on Aiano-Torraccia di Chiusi has now led to detailed studies of the environs,<sup>5</sup> but these publications though referred to here were probably too recent to have been taken into detailed consideration. Alexandra Chavarría's 2007 treatment of the end of villas in Spain<sup>6</sup> would be a foundational work, along with many more recent regional studies there (Andalucía? Catalonia? the meseta? Portugal?). South-west Gaul would be an excellent study area, benefiting from Catherine Balmelle's treatment of the major regional group of villas<sup>7</sup> along with François Réchin's work<sup>8</sup> and Marie-Geneviève Colin's thesis on the Christianisation of the region, which includes the archaeological evidence for villas and churches, all of these pre-2010.<sup>9</sup> For Britain one can point to the compendium of villas in the five volumes of the "Roman Mosaics of Britain".<sup>10</sup> The comprehensive bibliographies of all these could be used to undertake structured site-by-site surveys looking for 'productive' activities at all the villas in these regions along with dating evidence and possible destinations for the materials recovered. Undoubtedly and frustratingly many of the villa sites will return a negative but it is to be hoped that enough would return usable information.

- 4 A. Castorao Barba: *La fine delle ville romane in Italia tra tarda antichità e alto medioevo* (III–VIII secolo). Bari 2020 (Munera 49).
- 5 M. Cavalieri/F. Sacchi/C. Sfameni (eds.): *La Villa dopo la Villa. Trasformazione di un sistema insediativo ed economico in Italia centro-settentrionale tra tarda Antichità e Medioevo*. 2 vols. Louvain-la-Neuve 2020–2022 (Collection Fervet opus 7/9).
- 6 A. Chavarría Arnau: *El final de las villae en Hispania* (siglos IV–VII D.C.). Turnhout 2007 (Bibliothèque de l'Antiquité tardive 7).
- 7 C. Balmelle: *Les demeures aristocratiques d'Aquitaine. Société et culture de l'Antiquité tardive dans le Sud-Ouest de la Gaule*. Bordeaux/Paris 2001 (Aquitania. Supplément 10).
- 8 F. Réchin (ed.): *Nouveaux regards sur les villae d'Aquitaine. Bâtiments de vie et d'exploitation, domaines et postérités médiévales*. Actes de la Table-Ronde de Pau, 24–25 novembre 2000. Pau 2006 (Archéologie des Pyrénées Occidentales et des Landes. Hors série 2).
- 9 M.-G. Colin: *Christianisation et peuplement des campagnes entre Garonne et Pyrénées, IVe–Xe siècles*. Carcassonne 2008 (Archéologie du Midi Médiéval. Supplément 5).
- 10 S. R. Cosh/D. S. Neal: *Roman Mosaics of Britain*. 5 vols. London 2002–2024.

Moreover, negatives, individually and collectively, have their own epistemological contribution to make. Likewise, destination sites might be identified, particularly in areas with detailed knowledge of the fabric of churches of the second half of the first millennium. Thus we might get a usable picture of practices in particular regions and how these practices varied across regions and thus how discussions of their significance may also have varied across the West.

There could perhaps also be a more generalising model of a range of processes occurring once villas were disused. Some were additive, the intrusion into villa spaces of more ephemeral structures along with installations such as hearths, ovens and pits, frequently overlying or cutting into earlier features such as mosaic floors. Others were subtractive, such as the removal of items suitable for reuse elsewhere, be it fixtures and fittings or else building materials, either as the villa was abandoned or sometimes much later, what archaeologists often refer to as 'robbing', including wall foundations. There was also the collapse of the structures of the villa, generally starting with the roofs, allowing the progressive degradation of the fabric, at the end of which the former villa was an uninhabitable ruin. These need not be sequential, different processes might be occurring in different areas of a former villa at the same or different dates. But as noted above, some 99+% of late Roman villas in the West ended up with nothing visible above ground, so cumulatively these processes recycled villas effectively out of existence.

This leads onto another reservation, questions of sequence and chronology. The approach taken here, whilst perfectly understandable, does tend to concentrate on specific events or phases at the villas cited, which leads to a sort of chronological flattening of the possible range of processes rather than exhibiting their variability across a villa complex and across time. An individual villa might be dismantled and its materials removed in several episodes over centuries. The chronology of these episodes does remain a major hurdle, given the relative paucity and problems of dating evidence across this period. Moreover, with the ephemeral nature of much post-villa occupation and the short-lived nature of the exploitation of villa carcasses, useful quantities of datable material rarely get incorporated into the archaeology. This tends to be particularly true of episodes such as the robbing of wall foundations. It may be possible to demonstrate the relative chronology of the phases of degradation and removal of a villa, but absolute dating of such phases can be much more difficult. Some villas of course continued to be

exploited for their materials long after the chronological range of this work. These considerations are not as fully developed here as might be wished.

The concentration on Italian sites and exegetic frameworks has already been noted. It of course means that most of the vast area included in this book gets treatment ranging from the scant to the non-existent. Some Italian sites such as Aiano-Torraccia di Chiusi, Faragola and San Giovanni di Ruoti are of the first importance, but the same could be said for a considerable number of sites elsewhere. This concentration also means that approaches and analyses developed in the circumstances of Italy predominate, especially ideas such as that recycling was carried out by a skilled workforce (pp. 172, 194) rather than representing opportunistic scavenging over time, which tends to be the impression (rightly or wrongly) in other areas of the West. Qualms over the rather modernist cost/benefit-driven framework for recycling have already been noted above.

Bringing villas into the developing debates over reuse/recycling/upcycling/repurposing, which has tended to focus on urban sites, is the valuable contribution of this book. It also warns archaeologists and others to take account of the totality of recyclable materials and how they might be used, in part as a corrective against the focus on *spolia*, which can have a certain art-historical slant. Another contribution is the attempt to devise a set of common frameworks and vocabulary for these processes, usable or refinable by excavators and researchers across a wide geographical and temporal areas. Such excavators and researchers will find in here much that is useful to think about for their particular projects. But there is a sense that the book remains at a rather generalising level, proposing frameworks or models but not really testing them by getting ‘down and dirty’ through a detailed application of the general principles to structured surveys rather than just to a restricted number of disparate case studies. Such a structured approach, had it been adopted, might well have produced a much more solid methodological foundation and interpretative superstructure and thus made this book considerably more valuable.

---

Simon Esmonde Cleary, University of Birmingham  
Department of Classics, Ancient History and Archaeology  
Emeritus Professor of Roman Archaeology  
a.s.esmonde\_cleary@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Simon Esmonde Cleary: Rezension zu: Beth Munro: Recycling the Roman Villa. Material Salvage and the Medieval Circular Economy. Cambridge: Cambridge University Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 337–346 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-munro.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Christian Rollinger/Nadine Viermann (eds.): *Empresses-in-Waiting. Female Power and Performance at the Late Roman Court*. Liverpool: Liverpool University Press 2024 (Women in Ancient Cultures). XI, 334 pp., 21 ill. £ 107.00/\$ 140.00. ISBN: 978-1-80207-593-9.

“*Empresses-in-Waiting*” sets out to assess the power and agency that imperial and near-imperial women could exert in the constrained settings of the Late Roman court, and of women’s abilities to act. It is made up of a collection of thirteen papers (including the Introduction and Conclusion), which are divided into three parts: “Political Agency and Power Brokerage” (pp. 41–154); “Performance and Representation” (pp. 155–201); and “Non- and Near-Imperial Women at Court” (pp. 203–260).

The editors of the volume, Christian Rollinger and Nadine Viermann open with an introduction, “*Empresses-in-Waiting? An Introduction*” (pp. 1–13), that sets the scene for the book and introduces the chapters, though their explanation of the structure seems to map onto what must have been an earlier version of the collection. This is followed by an essay by Anja Wieber, “Towards a History of Scholarship on Late Antique Imperial Women: From *Theodora, the Tigress* to Matronage” (pp. 15–39), which is in part a useful summary of previous scholarship on imperial women, in part a setting out of aspects that need future development – the mechanics of power and rule, issues around dynastic prestige, the public and the private, language used of these women, the question of where there might be women’s spaces. Wieber also discusses the term “matronage” and the range of meanings it encompasses. Her proposal is that we should understand the term as specifically female modes and means of expressing and manifesting status, influence, and power in the absence of legal authority.

Five chapters are grouped into the opening section on “Agency and Power”. These all focus on specific imperial women and share an interest in the power of these individuals. Silvia Holm considers Eusebia, wife of Constantius, “*Empress with Agency: Eusebia’s Efforts to Consolidate the Constantinian Dynasty*” (pp. 43–65). She uses Julian and Ammianus Marcellinus in particular to suggest that Eusebia was a political agent in her own right, promoting and preserving the dynasty of Constantine, in part to maintain her own position. Belinda Washington takes John Chrysostom’s account of the lives of imperial women in his *Letter to a Young Widow*, and sees the references to imperial women as Chrysostom’s way of telling the widow that

things could have been worse (“John Chrysostom’s *Letter to a Young Widow*: Reflections on Imperial Women’s Roles at Regime Change”, pp. 67–95). She looks to identify who these empresses might have been, focusing on their different fates at moments of political conflict and regime change. Both Silvio Roggo and Lewis Dagnall take Sophia, wife of Justin II, as their focus. Roggo argues that Averil Cameron’s<sup>1</sup> influential article on the empress published in 1975 needs reconsideration (“The Empress Sophia Reconsidered”, pp. 97–113). He reassesses the key text of John of Ephesos’ *Ecclesiastical History* in this context, specifically with regard to Sophia’s relationship with Justin’s successor, Tiberios. He suggests that Tiberios was, in fact, more powerful than had been realised and that Sophia’s power and influence was less than Cameron claimed. In this context, the idea that she proposed marriage to Tiberios is seen as hearsay; after Justin’s death, she was secure as empress-mother but not powerful. Dagnall is also concerned with Sophia’s power and influence, but specifically here in the context of imperial foreign policy (“The Empress Sophia and East Roman Foreign Policy”, pp. 115–136). He proposes that Sophia was less in favour of Justin’s hard-line ‘masculine’ views on tribute, managing to shift policy and achieve a truce with Persia. She, as a woman, could act in ways that the emperor, as a man, could not. Finally, Nadine Viermann looks at Martina, wife of Heraklios, who has had a notoriously bad press in the primary sources, specifically in relation to her role after the death of Heraklios in 641 (“Dynasty, Endogamy, and Civil Strife: Martina Augusta and the Role of Imperial Women in the Early Seventh Century”, pp. 137–154). Viermann makes the case that Martina tried to break out of the circumscribed role of mother that this left her in, to be an active player as guardian of her sons. In the end, she failed, underlining that an empress could not rule.

Under the heading of “Performance and Representation”, Mads Ortving Lindholmer contends that Theodora, wife of Justinian, had a place in imperial rituals, most significantly in the ‘admission’, though not in other significant rituals, such as imperial triumphs (“Constructing Power Through Rituals: The Case of Theodora”, pp. 157–176). Based on Procopius, Lindholmer sees this as a regular performance, targeting the aristocracy and emphasising Justinian and Theodora as a couple, and as a manifestation of the empress’ ‘soft power’. The other paper in this section, by Pavla Gkantzios

1 Av. Cameron: The Empress Sophia. In: *Byzantion* 45, 1975, pp. 5–21.

Drápelová is the only contribution to consider visual material [“Empresses on Early Byzantine Coins (Sixth to Seventh Centuries): Evidence of Power?”, pp. 177–201]. Drápelová examines coins depicting empresses from Sophia to Martina. Although each example is different with each empress presented in different ways, there seems to be a common theme, that of emphasising dynastic legitimacy and stability, to a wide public.

The final section is focused on “Non- and Near-Imperial Women”. Geoffrey Nathan looks at Anicia Juliana, for what her life might speak to in terms of elite female behaviours, limits and expectations (“Augusta Unrealized: Anicia Juliana and the Logistics of Place”, pp. 205–222). He sees a parallel between her life and those of imperial women, suggesting that legitimacy is not power and that female power depended on circumstance. Christopher Lillington-Martin considers Procopius’ portrayal of Antonina as ally, or not, of Theodora, in affairs of state (“Antonina *Patricia*: Theodora’s Fixer at the Female Court and the Politics of Gender in Procopius”, pp. 223–241). He explores the relationship between the two women and concludes that though Antonina might have been Theodora’s “fixer”, she acted first and foremost from self-interest. Finally, Marco Cristini discusses Matasuintha, granddaughter of the Gothic king Theoderic and daughter of Amalasuintha, whose marriages took her from Italy to Constantinople (“Matasuintha: From Gothic Queen to Imperial Woman”, pp. 243–260). As Cristini says, very few Late Antique women were both the queen of a post-Roman kingdom and the wife of a candidate for the imperial throne. Matasuintha, as wife of the Gothic leader Vitigis and then of Justinian’s cousin, Germanos, was both, though how far she had agency and power as either is a key element in the discussion.

Finally, Julia Hillner rounds off the volume, knitting together the themes (“Imperial Women after Curtains”, pp. 261–271). She pulls out questions around the problems of co-rulership, especially when associated with spatial segregation (how often did emperor and empress appear side by side in the same place?), around the potential irreplaceability of the empress, linked to dynastic legitimacy and male inheritance of power, and around the violence that so often surrounded these imperial and near imperial woman (as her table of the fates of imperial widows demonstrates only too clearly). Her lasting reflection is about the amount of hard work it took to survive.

Compilation volumes are always tricky in the sense that having one vision run throughout can be problematic. The editors make a virtue out of that,

explaining that it is a collection interested in a variety of imperial and near-imperial women and is concerned with a broad range of questions. In some ways, therefore, the book is a collection of essays about specific imperial or near-imperial women, considering how these women as individuals might have had power and agency. Several of these women are less regularly discussed by scholars – Matasuintha and Martina, for example. Others – Theodora and Anicia Juliana – are more familiar. But the nature of the volume and the spread of the women covered means that these essays are snapshots, each with different emphases and priorities, and the common themes of the book, well-expressed by Hillner, are harder to spot in the reading of the chapters. I am not sure that the promise of power and performance at court is always apparent. This is not a study of ‘the Late Roman court’ or even ‘Late Roman courts’ (the court in the volume is almost always the court in Constantinople), though it certainly is an important step towards that, and ‘performance’, however defined, does not feel a central theme. And despite the presence of twenty-one figures (though no list of figures), these images play a frustratingly small part in many of the arguments made about power and performance.

What the collection does offer, however, are new insights and good and thought-provoking questions about these women’s abilities to push boundaries through their wealth, family connections and personal connections in a court setting. And the editors are right to make the point that the imperial court, as institution, place of power, and physical space, would benefit from sustained analysis. The editors make the point that to truly understand the scope of imperial female agency in the late antique empire, a holistic approach to that subject is needed and one that firmly situates their potential influence and roles within imperial court society, and that without doubt is correct.

---

Liz James, University of Sussex  
School of Media, Arts and Humanities  
Professor of History of Art  
e.james@sussex.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Liz James: Rezension zu: Christian Rollinger/Nadine Viermann (eds.): *Empresses-in-Waiting. Female Power and Performance at the Late Roman Court*. Liverpool: Liverpool University Press 2024 (Women in Ancient Cultures). In: Plekos 27, 2025, S. 347–351 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-rollinger\\_viermann.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-rollinger_viermann.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Boudewijn Sirks: *The Colonnate in the Roman Empire*. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2024. IX, 348 S. £ 100.00/\$ 130.00. ISBN: 978-1-009-17260-8.

Fragen der Abhängigkeit liegen, wohl auch durch *Post-Colonial Studies*, im Trend. Es kann daher nicht verwundern, dass auch der Kolonat in letzter Zeit wieder stärker in den Blick der historischen Forschung rückte.<sup>1</sup> Das im Folgenden besprochene Buch könnte daher als Produkt des Zeitgeists wirken. Tatsächlich beschäftigt sich der Autor des Buches, Boudewijn Sirks, jedoch bereits seit vielen Jahren mit spätantiker Gesetzgebung allgemein und mit derjenigen zum Kolonat im Speziellen, sodass das Buch auch als eine Zusammenführung seiner zahlreichen Einzelstudien angesehen werden darf.<sup>2</sup>

Juristen neigen dazu, ihre Texte anders zu strukturieren als Historiker, wie auch das nachfolgend besprochene Buch durch seine zweifache Gliederung belegt. Nach Inhaltsverzeichnis und Einleitung folgen fünf Kapitel, die jeweils durch ihren zeitlichen Rahmen definiert sind. Gleichzeitig ist Sirks' Studie jedoch ab der Einleitung auch in 56 Abschnitte unterteilt, die zum Teil eigene Unterabschnitte aufweisen. Den Abschluss des Buches bilden erwartungsgemäß das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 321–337), außerdem ein Stellenregister (S. 338–346) und ein Sachindex (S. 347–348).

Überraschend wirkt auf den ersten Blick die Anordnung des Materials, denn Sirks geht nicht chronologisch vor, sondern erarbeitet im Anschluss an die Einleitung in Kapitel 1, das die Abschnitte 3–19 umfasst, zunächst die Rechtssituation in justinianischer Zeit. In Kapitel 2 blickt Sirks dann auf die Zeit des *Codex Theodosianus* (Abschnitte 20–37). Kapitel 3, das aus lediglich zwei Abschnitten besteht, widmet sich den Entwicklungen im oströmischen

1 Es sei hier für breite Aktualität solcher Fragen in jüngster Zeit exemplarisch auf das Bonn Center for Dependency and Slavery Studies, das jüngste Buch von O. Schipp: *Den Kolonat neu denken. Zur Aktualität eines Forschungsproblems*. Heidelberg 2023 (Mainzer Althistorische Studien 11) sowie die Teilprojekte E02 und F07 der zweiten Förderphase des Tübinger Sonderforschungsbereichs 923 „Bedrohte Ordnungen“ hingewiesen.

2 Aus den Publikationen seien, da sie Sirks' kontinuierliche Beschäftigung mit dem Kolonat besonders gut bezeugen, exemplarisch genannt: B. Sirks: *Reconsidering the Roman Colonnate*. In: ZRG 110, 1993, S. 331–369; ders.: *The Colonnate in Justinian's Reign*. In: JRS 98, 2008, S. 120–143, und ders.: *The Colonnate in the Later Roman Empire*. In: RHD 90, 2022, S. 129–147.

Reich zwischen 438 und 527. Danach blickt Sirks in Kapitel 4, das den Abschnitten 40–49 entspricht, in den römischen und poströmischen Westen. Das die Studie abschließende Kapitel 5 setzt sich aus sieben Abschnitten zusammen, die zunächst die Zeit ab circa der Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. bis zum *Codex Theodosianus* beleuchten und schließlich einen Überblick über die Gesamtentwicklung präsentieren.

Diese bemerkenswerte Stoffanordnung erklärt Sirks in der Einleitung (S. 1–29), und zwar in Abschnitt 2.2 („Justification of the Retrograde Research Method Applied Here“, S. 17–24), nachdem er zuvor seiner Leserschaft bereits einen Überblick über die Quellenlage und den *status quaestionis* geboten hat (S. 3–16). Er führt aus: Jeder Rechtstext zum (römischen)<sup>3</sup> Kolonat sei zunächst einmal nur für den Zeitpunkt seiner Veröffentlichung aussagekräftig. Darunter sei aber nicht das Datum zu verstehen, wann der einzelne Kaiser die jeweilige Regelung erließ, sondern der Zeitpunkt der Veröffentlichung des *Codex Iustinianus* beziehungsweise *Theodosianus*. Da bei deren Erstellung Bearbeitungen zulässig waren, könne man nicht sicher sein, dass der in den Kodifikationen veröffentlichte Wortlaut eines Rechtstextes vollumfänglich dem der ursprünglichen Regelung entspricht. Außerdem lasse sich erst dann, wenn man das Gesamtsystem zu einem bestimmten Zeitpunkt verstehe, der Sinn der Einzelregelung vollumfänglich erfassen und anschließend in anderen Kontexten prüfen, worunter auch der Zeitpunkt des ursprünglichen Erlassens falle (S. 17–24).

Abschnitt 2.3 (S. 24–29), der letzte Abschnitt der Einleitung, ist der Terminologie gewidmet. Hier legt Sirks unter anderem sein Verständnis des Begriffs *colonus* dar. Wenn er von *coloni* spreche, so meine er damit Personen, die einer von zwei *condiciones* unterliegen, entweder der *condicio adscripticia* oder der „*condicio* of the *coloni liberi* [...]“. The difference indicated by *liberi* is that the latter were not *alieni iuris*. The two *condiciones* have in common that they tie a person to a plot and that he (or she) has to perform services“ (S. 25). In den Quellen, so führt er weiter aus, gebe es

different designations for the *coloni*: *coloni*, *originales*, *originarii*, *censibus adscripti*, *censiti*, *tributarii*. With merely *coloni* one cannot be sure whether it concerns a true

3 Sirks, S. 320, sieht im poströmischen Westen ein „different colonate“ entstehen, der sich vom „colonate as formed as an institution under Diocletian“ unterscheide. Im Folgenden soll, sofern nicht anders angegeben, Kolonat als auf die römische Situation bezogen verstanden werden.

lessee or a person subjected to the colonate: the context must decide that. In all the other cases it is clear that it concerns a person subjected to the colonate (ebd.).

Sowohl *coloni adscripticii* als auch *coloni liberi* seien im *census* registriert (also *censiti*) und an ihre *origo* gebunden gewesen (also *originales* beziehungsweise *originarii*). Die *adscripticii* seien darüber hinaus *tributarii* gewesen (S. 25; S. 28).

Sirks nimmt also für *colonus* eine Bedeutungsverengung gegenüber der Begriffsverwendung in den Quellen vor. Dies verdeutlicht er mehrfach (unter anderem S. 27–28), und es erhöht zweifelsohne die Lesbarkeit. Es führt aber auch dazu, dass der Leser ohne Überprüfung am Quellentext nicht sicher sein kann, ob Sirks, wenn er das Wort *colonus* in unmittelbarer Nähe einer Quellenangabe verwendet, sein eigenes Verständnis des Wortes voraussetzt oder wörtlich aus der Quelle zitiert und das Wort somit eine allgemeinere Bedeutung haben könnte.

Man muss ihm zugestehen, dass dieses Problem zum Teil in der englischen Sprache begründet liegt, insofern sie gewissermaßen dazu zwingt, *colonus* als Quellenbegriff und als Forschungsbegriff zu verwenden, während beispielsweise im Deutschen zwischen *colonus* und Kolone oder im Französischen zwischen *colonus* und colon unterschieden werden könnte.<sup>4</sup>

Insgesamt bietet diese Einleitung allen, die dieses Buch zur Hand nehmen, einen guten Überblick über die Forschungslage und macht die Leserschaft mit Sirks' persönlicher Sicht, seiner Vorgehensweise und seiner Begriffsverwendung vertraut.

Das erste Kapitel („The Colonnate in the East under Justinian, 527/534–565/642“, S. 30–146) widmet sich, wie gesagt, der justinianischen Zeit. Es umfasst die Abschnitte 3–19 und macht mit seinen etwas über hundert Seiten rund ein Drittel des Buches aus. Quellengrundlage dieses Kapitels ist in erster Linie der *Codex Iustinianus*. Anhand von dessen Regelungen unterscheidet Sirks *coloni adscripticii*, *coloni* auf kaiserlichem Land sowie ‚freie‘ *coloni* und betont mit Recht, dass neben diesen *coloni* weitere Formen von agrarischen

4 Siehe dazu auch S. 27–28. Im Folgenden soll der Wortverwendung von Sirks gefolgt werden, um Verwirrung zu vermeiden. Das Grundproblem ist dadurch freilich nicht aus der Welt und der Rezensent ist sich bewusst, dass er auch selbst in dieser Hinsicht bisher möglicherweise nicht hinreichend eindeutig formulierte.



Arbeitskräften, etwa Saisonarbeiter, existierten („Farmers Not Subjected to the Colonate“, S. 135–137).

Minutiös arbeitet Sirks aus den Quellen die verschiedenen Charakteristika der besagten drei Gruppen heraus, wobei er feststellt, dass *coloni* auf kaiserlichem Land sich von den übrigen *coloni* in erster Linie durch einige für sie vorteilhafte Sonderregelungen unterscheiden. Diese könnten seiner Meinung nach auf die gesellschaftliche Sonderstellung des Kaisers zurückzuführen sein. Vielleicht sollten sie aber auch nur in besonderem Maße Arbeitskräfte für die kaiserlichen Güter sichern („The *Coloni* on State and Imperial Lands: CJ 11.63–64, 68–69“, S. 112–129). Die eigentliche Unterscheidung finde aber, wie Sirks bereits in der Einleitung (S. 24–25) betonte, zwischen ‚freien‘ *coloni* und *coloni adscripticii* statt, sodass er auf diese beiden Gruppen sein Hauptaugenmerk legt und ihre jeweiligen Merkmale ermittelt.

Eine wichtige Frage ist, wie man überhaupt *colonus* (*adscripticius*) wurde. Hierzu führt Sirks überzeugend auf Grundlage von Cod. Iust. 11,48,22 aus, dass eine freiwillige private Übereinkunft zwischen *colonus* und *dominus* und nicht staatliches Wirken den ersten (wenngleich nicht den einzig notwendigen) Schritt darstellte („Entering or Imposing the *Conditio Coloniaria*“, S. 36–42). Sirks ist in diesem Zusammenhang zuzustimmen, dass der *dominus* nicht, wie in der Forschung gelegentlich zu lesen, zu einem *tax collector* geworden ist in dem Sinne, dass er in staatlichem Auftrag die Steuern eintrieb (S. 145–146 u. ö.). Faktisch mag er zwar diese Funktion übernommen haben, wenn er, wie Sirks überzeugend darlegt, als Steuergarant für den *colonus* gegenüber dem Staat auftrat, doch stellt dies, wie Sirks richtigerweise betont, eine freiwillige Übernahme und keine formale Beauftragung durch den Staat im Rahmen eines Amtes dar („Paying Taxes“, S. 52–61; S. 188–189 u. ö.).

Eine weitere Möglichkeit, wie man *colonus* wurde, die Geburt als solcher, bespricht Sirks ausführlich in Abschnitt 10 und spürt dabei auch dem Einfluss des *Senatus Consultum Claudianum* nach („Transmission of the *Conditio* and the Effect of the Abolition of the *Senatusconsultum Claudianum*“, S. 67–85). Dadurch bietet dieser Abschnitt mehr als nur eine reine Darlegung der Rechtslage.

Zuletzt konnte man nach Sirks auch aufgrund staatlicher Verfügung *colonus* werden. In justinianischer Zeit beschränkte sich diese Möglichkeit auf einen einzigen Fall: Auf Grundlage von Cod. Iust. 11,26,1 konnten Bettler zum *colonatus perpetuus* verpflichtet werden, wenn sie körperlich geeignet waren

und nicht als geflohene *coloni* von jemand anderem beansprucht wurden (S. 41).

Die Rechte und Pflichten von *coloni* legt Sirks ausführlich dar und bündelt seine Erkenntnisse zu Beginn von Abschnitt 19 („Conclusions“, S. 138–146; hier S. 138–140): Steuerrechtlich sei das „estate“ (S. 139) zur *origo* des *colonus* geworden, der sich, obwohl frei (*i. e.* kein Sklave), in der *potestas* des *dominus* befunden habe. Diese Gesamtsituation habe in verschiedenen Punkten Einschränkungen bedeutet: Über sein Eigentum konnte der *colonus* nicht völlig frei verfügen und gegen den *dominus* waren nur wenige bestimmte Klagen möglich. Ferner sei der *colonus* zu Dienstleistungen gegenüber dem *dominus* sowie zu physischer Präsenz in angemessener räumlicher Nähe zum „estate“ verpflichtet gewesen. Bei Abwesenheit hatte der *dominus* das Recht, die Rückkehr des *colonus* zu verlangen. Ebenso ergaben sich eherechtliche Konsequenzen: „Being in the *potestas* made marriages with people not in public *potestas* into *coningia non aequalia*.“ (S. 139) Wenn der *colonus* Land besessen habe, sei er dort steuerregistriert gewesen. Aus dem Kolonat heraus führten laut Sirks zwei Wege: Zum einen sei ein *colonus adscripticius* nach dreißig Jahren automatisch ein ‚freier‘ *colonus* geworden. Zum anderen sei der ‚freie‘ Kolonat in einigen Gegenden des Reiches pauschal durch Aufhebung der Kopfsteuer eingeführt worden (Cod. Iust. 11,51,1–11,53,1).

Dieser ‚freie‘ Kolonat unterscheide sich vom gerade beschriebenen Kolonat, der vielleicht besser als *Adscripticiat* bezeichnet wäre, dadurch, dass der ‚freie‘ *colonus* nicht der *potestas* des Landeigentümers unterworfen gewesen sei. Ansonsten sei der *colonus* weiterhin im „estate census“ (S. 140) registriert, an den Ort gebunden und zu landwirtschaftlichen Tätigkeiten verpflichtet gewesen.

Da für Sirks die Registrierung im *census* des „estate“ somit ein grundlegendes Merkmal von freien *coloni* und von *coloni adscripticii* ist, hätte sich der Rezensent noch ein paar mehr Worte zu Cod. Iust. 11,48,4 gewünscht. Sirks scheint das gesamte Gesetz auf *coloni* zu beziehen: „This is a key text for the relation between *colonus* and estate owner“ (S. 58; siehe auch S. 59–61). Der hier interessierende Passus von Cod. Iust. 11,48,4,1 lautet: *sane quibus terrarum erit quantulacumque possessio, qui in suis conscripti locis proprio nomine libris censualibus detinentur, ab huius praecepti communione discernimus*. Sirks übersetzt ihn folgendermaßen: „Certainly we exclude from this order those who have land, however small and who, registered in their own places, are included in their own name in the tax registers“ (S. 58). Wie sich diese Registrierung „in their own

places“ und „in their own name in the tax registers“ zu der Tatsache verhält, dass *coloni* „registered on the estates, that is, in the census for these estates“ (ebd.) waren, bleibt leider ohne Erläuterung. Möglicherweise denkt Sirks an eine in irgendeiner Weise hinsichtlich Land- und Kopfsteuer differenzierte Erfassung, doch nähere Erläuterungen, wie dies ausgesehen haben mag, fehlen leider („The Landowner Is Factually and Administratively Surety of the *Capitatio Humana*“, S. 58–61).

In Kapitel 2 („The Colunate in the Year 438 in Theodosius’ Code“, S. 147–239), das die Abschnitte 20–37 umfasst, möchte Sirks den Kolonat für die Zeit des In-Kraft-Tretens des *Codex Theodosianus* nachweisen. Dieses Unterfangen ist freilich mit der Schwierigkeit verbunden, dass der *Codex Theodosianus* nur unvollständig überliefert ist, weswegen Sirks zu Kapitelbeginn seinen Umgang mit diesem Befund darlegt („Introduction“, S. 147–152). Seine Ansicht, dass keine obsoleten Regelungen im Codex zu finden seien (S. 148–149), stößt möglicherweise nicht auf ungeteilte Zustimmung.<sup>5</sup>

Unabhängig davon gelingt es Sirks, wesentliche Elemente des Kolonats der justinianischen Zeit in der Zeit des *Codex Theodosianus* wiederzuentdecken. Abweichungen und Sonderfälle wie das Skirengesetz (Cod. Theod. 5,6,3) integriert er recht problemlos, sodass er zu dem Schluss kommt, die Grundelemente des Kolonats zur Zeit des *Codex Theodosianus* seien so weit ausgeformt gewesen, dass der Kolonat als ein eigenständiges Phänomen angesehen werden könne.

Angesichts dieses Befundes sowie der Quellenlage verwundert es sicher niemanden, dass Sirks’ Analyse der oströmischen Kolonatsgesetzgebung der Zeit zwischen den beiden Codices in Kapitel 3, das aus den Abschnitten 38 und 39 besteht, überaus knapp ausfällt und keine wirklichen Überraschungen hinsichtlich der Rechtssituation bereithält („The Colunate in the East, 438–527“, S. 240–248): „The state of the colunate in 438 and in 534 does not differ greatly“ (S. 248). Dass die gerade zitierten Jahreszahlen (438 bis 534) nicht mit denen der Kapitelüberschrift (438 bis 527) übereinstimmen,

5 Zum Beispiel ist K. Harper: *The SC Claudianum in the Codex Theodosianus: Social History and Legal Texts*. In: CQ 60, 2010, S. 610–638, insbesondere S. 612, der Meinung, dass der *Codex Theodosianus* obsolete Regelungen enthalten habe. Für weitere Literatur zu dieser Frage siehe S. Schmidt-Hofner: *Codex Theodosianus*. In: S. Brather/W. Heizmann/St. Patzold (Hrsgg.): *Germanische Altertumskunde Online. Kulturgeschichte bis ins Frühmittelalter – Archäologie, Geschichte, Philologie*. Berlin/Boston 2010, insbesondere § 3.

mag man, auch wenn dies mit Blick auf Justinian durchaus einen gewissen Unterschied macht, als Unachtsamkeit auslegen. Gleiches möchte man vielleicht auch noch für die fehlerhafte Jahresangabe für den Regierungsbeginn Justinians (627 statt 527) (S. 240) geltend machen. Verwundern muss aber Sirks' Umgang mit Markian und besonders Justin I.

Zunächst zählt Sirks Markian zu den Kaisern, von denen „constitutions concerning the colonate“ (ebd.) bekannt seien. Auf der Folgeseite wird der Leserschaft dann jedoch das Gegenteil mitgeteilt. Der entsprechende Abschnitt besteht nur aus der Überschrift „No Constitutions on *Coloni* by Marcianus (455–457) Have Been Transmitted“ (S. 241) und enthält somit einen weiteren chronologischen Fehler, denn der Regierungsbeginn Markians wie auch der Tod Theodosius' II. datieren – anders als Sirks (S. 240–241) angibt – in das Jahr 450.<sup>6</sup>

Von Justin I., immerhin von 518 bis 527 (ost)römischer Kaiser,<sup>7</sup> fehlt in Sirks' Buch hingegen jede Spur. Selbst ein Abschnitt, der wie im Falle Markians das Fehlen von den Kolonat betreffenden Gesetzen mitteilt, ist nicht vorhanden. Es stellt sich unweigerlich die Frage nach dem Grund für diese Auslassung, die schon an anderer Stelle beobachtet werden konnte: Bei der Überlegung, welchem Kaiser des sechsten Jahrhunderts außer Anastasius Cod. Iust. 11,48,19 theoretisch zugewiesen werden könnte, wurde ohne weitere Erklärungen Justinian als der einzig mögliche Urheber angegeben (S. 100–101) und Justin I. nicht erwähnt. Selbst wenn Sirks Justin I. in Anlehnung an Prokops Geheimgeschichte (vor allem HA 6) als Marionette Justinians ansehen sollte, eine Sichtweise, die sicher nicht unproblematisch ist,<sup>8</sup> wäre doch ein entsprechender Hinweis gut gewesen.

Die Ausführungen im vierten Kapitel (Abschnitte 40–49) fallen wieder umfangreicher aus und behandeln den römischen und poströmischen Westen nach 438 („The Colonnate in the West, 438–ca. 506“, S. 249–291). Insgesamt gliedert sich das Kapitel in einen einführenden Abschnitt, eine Darstellung

6 A. Demandt: Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian. 284–565. 2. Aufl. München 2007 (Handbuch der Altertumswissenschaft 3,6), S. 218.

7 Demandt (wie Anm. 6), S. 232–234.

8 B. Croke: Justinian under Justin: Reconfiguring a Reign. In: ByzZ 100, 2007, S. 13–56.

der weströmischen Entwicklungen sowie einzelne Abschnitte zu den post-römischen Entwicklungen.

Der einführende Abschnitt gestaltet sich insgesamt recht kurz und vermittelt die wichtigsten Eckpunkte sowohl zu den relevanten Quellen als auch zu den politischen Entwicklungen („The Situation in the West, 438–ca. 506“, S. 249–254). Dabei werden jedoch die militärischen Operationen Justinians unglücklich verkürzt. Sirks schreibt: „Justinian reacted to Theodahad’s usurpation with a war in 534–535, beginning with the conquest of Africa and Sicily, after which a long war over Italy followed between the Byzantines and the Ostrogoths, ruining Italy“ (S. 251). Die Eroberung Africas steht aber nicht mit Justinians Gotenkrieg(en) in Verbindung, sondern mit der Eroberung des Wandalenreichs, die entweder mit der vandalischen Niederlage bei Tricamarum Mitte Dezember 533 oder mit der Kapitulation Gelimers im Frühjahr 534 abgeschlossen war.<sup>9</sup> Der Konflikt mit den Goten (unter verschiedenen Herrschern) dauerte in Italien bis in die 550er Jahre, während einzelne gotische Verbände an befestigten Orten sogar wohl erst in den frühen 560ern kapitulierten.<sup>10</sup>

Von den weströmischen Kaisern wird Valentinian III. quellenbedingt besonders ausführlich behandelt (S. 256–262). Dabei ist es durchaus amüsant zu erfahren, wie Valentinian III. einen Fehler der eigenen Gesetzgebung mittels Novell. Valent. 31 korrigiert. Vor allem aber ist dieser Text auch inhaltlich interessant, insofern er anordnet, dass ein flüchtiger *colonus originarius* nach dreißig Jahren zwar vor einer Rückforderung durch seinen eigentlichen *dominus* sicher sei, aber von jenem erworben werde, bei dem er die dreißig Jahre nachweislich verbracht habe (*illi eum iubemus adquiri, apud quem eosdem annos statuti temporis probatur inplesse* [Novell. Valent. 31,1]). Ebenso werden für den Fall, dass der *colonus originarius* durch Wohnsitzwechsel sich auch diesem Schicksal zu entziehen versucht, Regelungen erlassen (Novell. Valent. 31,1). Wir haben es also mit der Situation zu tun, dass nach dreißigjähriger

9 K. Vössing: Das Königreich der Vandalen. Geiserichs Herrschaft und das Imperium Romanum. Darmstadt 2014, S. 136–139; R. Steinacher: Die Vandalen. Aufstieg und Fall eines Barbarenreichs. 2. Aufl. Stuttgart 2017, S. 306–308; M. Meier: Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. 4. Aufl. München 2020, S. 723.

10 Meier (wie Anm. 9), S. 820–823.

Abwesenheit der flüchtige *colonus originarius* in keiner Weise freier wird, sondern in jedem Fall einem neuen *dominus* zugesprochen wird.

Es stellt sich nun die Frage, wie man sich dies in der Praxis vorzustellen hat. Wie erfuhr der neue *dominus*, dass die Frist abgelaufen war, wenn er nicht wusste, wann der *colonus originarius* seine Flucht begonnen hatte? Im Zweifelsfall konnte der ‚neue‘ *dominus* wohl erst nach dreißig Jahren sicher sein, dass eine Rückforderung des geflohenen *colonus originarius* nicht mehr möglich war. Aber wusste der aufnehmende *dominus* überhaupt, dass er es mit einem flüchtigen *colonus originarius* zu tun hatte? Dass ein flüchtiger *colonus originarius* selbst seine Flucht eingestand, ist vermutlich möglich, aber nicht unbedingt die Regel gewesen. Cod. Iust. 11,48,8 legt nahe, dass nicht ausgemacht war, dass ein *dominus* wusste, welche Art agrarische Arbeitskraft sich ihm präsentierte.

Alles in allem bedeutet dies, dass die valentinianische Bestimmung nur dann greifen konnte, wenn auf irgendeine Weise bekannt war oder bekannt wurde, dass es sich bei der konkreten agrarischen Arbeitskraft um einen geflohenen *colonus originarius* handelte. Eine rechtlich sichere Akquise (*adquiri*) nach dreißig Jahren hing also davon ab, ob es sich überhaupt um einen flüchtigen *colonus originarius* handelte.

Der Rezensent hatte angesichts der Relevanz von agrarischen Arbeitskräften vermutet, dass im Illyricum versucht wurde, in Anlehnung an die geschilderte Rechtslage agrarische Arbeitskräfte nach Ablauf der dreißig Jahre fest an das eigene Land zu binden, indem man behauptete, sie seien geflohene *coloni originarii*, und Anastasius diesem Verhalten durch Cod. Iust. 11,48,19 einen Riegel mit Kompromisscharakter vorschieben wollte.<sup>11</sup> Sirks hingegen sieht, wie bereits oben ausgeführt, in Cod. Iust. 11,48,19 eine Möglichkeit für *adscripticii*, auf legalem Wege dem Adscriptiziat zu entkommen und ‚freie‘ *coloni* zu werden. Eine erneute Betrachtung von Cod. Iust. 11,48,19 sowie damit zusammenhängender Texte wäre daher wohl lohnend.

11 F. Battistella: Kaisertum und Kolonat. Untersuchungen zur Agrargesetzgebung Justinians und zu ihrem Kontext. Stuttgart 2024 (Roma Aeterna 14), S. 174–186; der Rezensent verwendete in diesem Zusammenhang den Begriff Ersitzung, was von B. Sirks: Rezension von: Florian Battistella: Kaisertum und Kolonat. Untersuchungen zur Agrargesetzgebung Justinians und zu ihrem Kontext, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2024. In: Sehepunkte 24 (2024), Nr. 12 [15. 12. 2024], URL: <https://www.sehepunkte.de/2024/12/39235.html>, kritisiert wurde.

Nicht nur könnte man die grundsätzliche Frage, was durch Cod. Iust. 11,48,19 angeordnet wurde, endgültig klären – der von Sirks (S. 101) aus den *Ποπαί* zur Unterstützung seiner These angeführte Passus könnte auch als Beleg für die grundsätzliche Verpflichtung zur Steuerzahlung gelesen werden, die für die Nicht-*adscripticii* in Cod. Iust. 11,48,19 ebenfalls genannt wird. Ebenso könnten der konkrete Entstehungshintergrund sowie die kaiserliche Handlungsmotivation noch einmal abschließend geklärt werden. Da Cod. Iust. 11,48,19 – hierin sind sich Sirks (S. 103–104) und Rezensent einig<sup>12</sup> – an den *praefectus praetorio per Illyricum* Thomas erging, könnte zudem im Rahmen der Untersuchung das Verhältnis von Cod. Iust. 11,48,19 zu Cod. Iust. 11,53,1 eindeutiger beschrieben werden, denn gemäß Sirks hatte der letztgenannte Rechtstext die *colonos inquilinosque per Illyricum vicinasque regiones* (Cod. Iust. 11,53,1pr.) bereits pauschal zu freien *coloni* gemacht (S. 129–133; S. 232). Ferner könnte dargelegt werden, warum Cod. Iust. 11,48,23, das auf Cod. Iust. 11,48,19 aufbaut, die Formulierung *liberos* [...] *permanere* und nicht etwa *ingenuos* [...] *fieri* verwendet, wenn doch laut Sirks in den beiden Rechtstexten von einem Freiwerden im Sinne des Verlassens der *potestas* des *dominus* auszugehen ist und diese Freiheit durch das Adjektiv *ingenuus* ausgedrückt wird (S. 71; S. 73, S. 133 u. ö.). Zuletzt könnte, da wir in Novell. Valent. 31 einen weströmischen Text vorliegen haben, während Cod. Iust. 11,48,19 und Cod. Iust. 11,48,23 zweifelsfrei oströmisch sind, das Ergebnis der Untersuchung auch das Verhältnis von west- und oströmischer Gesetzgebung nach 438 erhellen, insofern es zwar unbestritten ist, dass Osten und Westen sich nach 438 langfristig auseinanderentwickelten, es aber gleichwohl nicht zwingend erscheint, dem Jahr 438 einen radikalen Zäsurcharakter zuzuschreiben.<sup>13</sup>

Für die Zeit nach der römischen Herrschaft untersucht Sirks – auch in Auseinandersetzung mit der 2009 erschienenen Dissertation von Oliver Schipp<sup>14</sup> – überwiegend, aber keinesfalls ausschließlich Rechtsquellen hinsichtlich der Frage, inwiefern jeweils Besteuerung und Schicksal der *coloni* noch gekoppelt waren. Der jeweilige Befund dient ihm zur Entscheidung der Frage, ob der (römische) Kolonat fortbestand, da in diesem die Steuer-

12 Battistella (wie Anm. 11), S. 179.

13 So ließe sich (möglicherweise unbeabsichtigt?) Sirks' Formulierung auf S. 320 verstehen.

14 O. Schipp: Der weströmische Kolonat von Konstantin bis zu den Karolingern (332 bis 861). Hamburg 2009 (Studien zur Geschichtsforschung des Altertums 21).

registrierung, wie gesehen, ein zentrales Element darstellte. Sirks kommt zu dem Schluss, dass man im Burgunder- und im Frankenreich nicht mehr vom (römischen) Kolonat sprechen könne. In anderen Fällen (gotische Gebiete) möchte er sich in diesem Kapitel nicht endgültig festlegen (S. 287–289), entscheidet sich aber letztendlich dazu, von einem Fortbestand aufgrund einer fiktiven Verbindung des Kolonats mit der Besteuerung zu sprechen (S. 320). Ausschließlich im bereits früher behandelten Wandalenreich ist Sirks sich des Fortbestands eines (römischen) Kolonats sicher und widerspricht auch der vielfach zu lesenden These, Geiserich habe die Steuerregister vernichtet (S. 286; S. 83–84). Diesem letzten Punkt ist sicher zuzustimmen.<sup>15</sup> Hinsichtlich der übrigen Punkte wäre ein detaillierter Vergleich mit dem aktuelleren Buch von Schipp zum Kolonat sicher interessant.<sup>16</sup> Dies war Sirks, als er sein Buch abfasste, noch nicht möglich und würde hier den Rahmen sprengen.

Die Notwendigkeit eines solchen Vergleichs zeigt sich im Übrigen schon für die römische Zeit. „[*Coloni*] were primarily attached to the land and not its owner“ (S. 239), konstatiert Sirks für die Zeit des *Codex Theodosianus*, also die Zeit um 438, während Schipp schreibt: „Die Bodenbindung wich im Zeitraum vom Ende des 4. bis Anfang des 5. Jahrhunderts *deutlich erkennbar* einer juristisch noch nicht genau bestimmten inferioreren Stellung der Kolonen zu ihren Grundherren. Sie waren stärker diesen verpflichtet als an den Boden gefesselt und wurden mehr und mehr der tatsächlichen Herrschaft ihres Grundherren unterworfen.“<sup>17</sup>

Nachdem Sirks am Ende von Kapitel 4 konstatiert, dass der Kolonat in den (meisten) poströmischen *regna* nur in veränderter Form (fort)existiert habe, also nicht mehr als eigentlicher (römischer) Kolonat anzusehen sei (S. 250; S. 290–291), kommt Sirks in Kapitel 5 („The Colonnate between ‘Theodosius’ Code and Diocletian and the Third Century, 438–293/268/249“, S. 292–320), das sich aus den Abschnitten 50–56 zusammensetzt, auf die Zeit vor

15 Battistella (wie Anm. 11), S. 355–357.

16 Schipp: Den Kolonat neu denken (wie Anm. 1), S. 125–147.

17 Ebd., S. 130 [Hervorhebung, F. B.]; ähnlich S. 133 unter Bezugnahme auf Cod. Theod. 5,18,1. Siehe aber auch Sirks’ Feststellung auf S. 289 mit Bezug auf Schipp: Der weströmische Kolonat (wie Anm. 14), S. 329: „Schipp has concluded that the shift from Late Antiquity to Early Middle Ages regarding the colonate occurred when the *Bodenbindung* was replaced by a bond to the *Grundherr*. But is it not so that where there is a *Grundherr* there is a *Boden*?“



dem *Codex Theodosianus* zu sprechen (S. 292–308) und entwirft abschließend noch einmal ein Gesamtbild der Entwicklungen (S. 308–320).

Besonders interessant an diesem Kapitel ist zweifelsohne, wie Sirks das Entstehen des Kolonats rekonstruiert. Er sieht im Kolonat keine kaiserliche Kreation *ex nihilo*. Inspiriert von Dominic Rathbones Analyse des Heroninos-Archivs und verwandter Texte,<sup>18</sup> geht Sirks vielmehr davon aus, dass *παράμυνη*-Verträge den Ausgangspunkt für die Entstehung des Kolonats bildeten in dem Sinne, dass „[a]t some moment, this private law construction must have come into the reach of the imperial administration where it concerned the administration’s business, namely the taxation“ (S. 311). Was folgte? „[I]n the estate census an insert (*adscriptio*) is made, apparently based on or made from this agreement, because its effect was that now the owner was liable if the farmer himself did not pay“ (ebd.). Infolgedessen sei die Übereinkunft ein *contractus publicus* geworden; gleichzeitig habe – wegen der Funktion des *census* als Eigentumsverzeichnis – durch diese Eintragung der *colonus* mit seinem Eigentum – nun ein *peculium* – der *potestas* des entsprechenden *dominus* unterstanden. Durch den Eintrag sei demnach die Umwandlung in eine *condicio* öffentlichen Rechts vollzogen worden und zugleich die *origo* der agrarischen Arbeitskraft festgelegt worden (ebd.; siehe auch S. 294). Auf diese Weise, also über die steuerrechtliche Erfassung privater Übereinkünfte zur Steuerzahlung, habe Diokletians Reform der Besteuerungspraxis letztlich den Kolonat als Rechtsinstitut eingeführt („A Connection with Diocletian’s Tax Reforms?“, S. 294–295; S. 312). Und seitdem habe auch die Unterscheidung in kaiserliche und normale *coloni* ihren Lauf genommen (S. 314). Die *condicio coloniaria* (*sic!*) habe bereits existiert, bevor sie durch Cod. Theod. 5,17,1 von 332 erstmals belegt sei (S. 315). Im vierten und fünften Jahrhundert seien primär Folgefragen geklärt worden, etwa hinsichtlich des Eherechts. Insgesamt habe dabei die Bodenbindung der *coloni* und damit die Präsenz agrarischer Arbeitskräfte im Zentrum der kaiserlichen Aufmerksamkeit gestanden, was angesichts der politisch-militärischen Umstände, auf die Sirks hinweist, nicht völlig überrascht (S. 315–320), wenngleich die Kolo-

18 D. Rathbone: *Economic Rationalism and Rural Society in Third-Century A.D. Egypt. The Heroninos Archive and the Appianus Estate*. Cambridge u. a. 1991 (Cambridge Classical Studies).

natsgesetzgebung im Einzelnen nach Ansicht des Rezensenten auch durch weitere Faktoren bestimmt wurde.<sup>19</sup>

Zuletzt skizziert Sirks in Abschnitt 56.3 noch einmal die Entwicklungen in Ost und West nach 438 („Development after the Theodosian Code“, S. 320): Im Westen sei der Kolonat verschwunden beziehungsweise habe nur durch eine fiktive Verbindung mit der Besteuerung fortbestanden, während im Osten sich die Situation der *coloni* (*adscripticii*) durch Cod. Iust. 11,48,19 sowie die Abschaffung des *Senatus Consultum Claudianum* ein wenig verbessert habe (ebd.). Unerwähnt bleibt in diesem Abschlussbild die Situation im Wandalenreich, die Sirks zuvor überzeugend als Fortbestand im Westen deutete (S. 83–84).

The purpose of this book is twofold. On the one hand it intends to provide a survey and analysis of the colonate in the Roman Empire from the legal point of view, embedded as much as necessary in the social and economic context of Roman society. On the other hand, it is meant to show how to approach the sources in a case like this and, in general, how to work with the codes of Theodosius and Justinian, in a way that does justice to the place of the texts in the whole of these codifications, that is, taking account of their function within a codification (S. 1),

erklärt Sirks ganz zu Beginn seiner Ausführungen und setzt auf der Folge-seite hinzu, dass sein kleinteiliges Vorgehen „boring [...] at some moments, but [...] absolutely necessary“ (S. 2) sei.

Tatsächlich arbeitet Sirks sehr kleinteilig und zeigt dabei exemplarisch, wie aus den einzelnen Bestimmungen der beiden Codices jeweils ein kohärentes Gesamtbild des Kolonats im Jahre 438 beziehungsweise im Jahre 534 rekonstruiert werden kann. Dies ist angesichts der Fülle an Bestimmungen bereits eine Leistung, selbst wenn man womöglich einzelne Details noch einmal überprüfen möchte und Sirks unter anderem bei der Deutung der in Cod. Theod. 5,17,1 vorgesehenen Strafe unterschiedliche Positionen im Verlauf seiner Ausführungen einnimmt („condemned to slavery“ [S. 161], „in chains, as if slaves“ [S. 174, ähnlich S. 238; S. 271]).

Ein Punkt, der vermisst werden könnte, ist eine gebündelte Darstellung der Rolle von Kirche und Mönchtum in Bezug auf *coloni*, denn hier ist das Sach-

19 Battistella (wie Anm. 11), insbesondere S. 97–276; s. auch Schipp, Den Kolonat neu denken (wie Anm. 1), insbesondere S. 113–123.

register (s. v. *coloni* and the Church [S. 347]) nicht immer zielführend. Auf S. 89 geht es beispielsweise allgemein um Christusverehrung, Gebet und christliche Werte, nicht aber um die Kirche.

Inwiefern das für die justinianische Zeit entwickelte Gesamtbild nach einem Abgleich mit dem *Codex Theodosianus* mit weiteren minimalen Abstrichen tatsächlich in die diokletianische Zeit transponiert werden kann, ist eine andere Frage. Ein Auszug aus der Lex Romana Burgundionum (Lex Burg. Rom. 14,6) mag zwar für das Jahr 293/294 „the assumption that other essential elements were present“ (S. 294) zulassen, aber belegt ist die Existenz dieser Elemente dadurch nicht. Sowohl Lex Burg. Rom. 14,6 als auch Cod. Iust. 7,16,18 (ursprünglich aus dem Jahr 293) befassen sich mit der Veräußerung des *peculium* durch eine der *potestas* des *dominus* unterstehende agrarische Arbeitskraft, die als *colonus* bezeichnet wird. Es bleibt jedoch unklar, inwieweit dieser *colonus* (*iuris alieni*) der Quellen mit dem *colonus* (*adscripticius*), den Sirks für seine Untersuchung definiert hat, bereits identisch, also ins öffentliche Recht übergetreten ist. In Bezug auf die diokletianischen Reformen schreibt Sirks: „In that context a new use of the census registers *may* have taken place“ (S. 312 [Hervorhebung, F. B.]). Und an anderer Stelle gibt er an, dass der Begriff *origo* im vierten Jahrhundert seinen Charakter geändert habe (S. 26–27). Es scheint dem Rezensenten daher plausibel, dass, wie Sirks vermutet, Diokletians Reformen die Grundlage für den Kolonat schufen (S. 312 u. ö.). Jedoch scheint es ihm noch nicht sicher, dass man für die privaten *παράμνη*-Vereinbarungen einen geschlossenen Übertritt ins öffentliche Recht annehmen müsste. Vielmehr scheint ihm auch ein unter anderem durch das situative Lösen von Streitfragen hervorgerufenen schrittweises Hinübertreten der Konditionen der privaten *παράμνη*-Verträge in den Bereich des öffentlichen Rechts denkbar, welches in der *adscriptio* im *census* ihren sichtbarsten Ausdruck fand.<sup>20</sup>

Trotz der Kritik im Detail ist abschließend festzuhalten: Das von Sirks entwickelte System mag kein Abbild der Realität sein – Sirks warnt selbst vor einer solchen Interpretation: „Nobody will assume from the extent of the regulations about the *cura furiosi* that a large part of the population is insane“ (S. 3) –, aber Sirks’ umfassende, strikt nach Themengebieten gegliederte Un-

20 Cod. Iust. 10,39,4 aus dem Jahr 293/294 untersagt zwar jedermann den Wechsel der *origo*, doch ist dadurch nicht belegt, dass die *origo* eines *colonus* zu diesem Zeitpunkt bereits grundsätzlich auf dem Grund und Boden seines *dominus* lag.

tersuchung aus juristischer Perspektive schließt eine wichtige Lücke.<sup>21</sup> Dem intendierten breiteren Publikum (S. I) ermöglicht Sirks' Studie einen guten Einstieg in die Materie.

- 21 Die anderen beiden zuletzt erschienenen Monographien setzen andere Schwerpunkte: Battistella (wie Anm. 11) ist auf die Dynamiken hinter einzelnen Gesetzen fokussiert, während für Schipp: Den Kolonat neu denken (wie Anm. 1) die chronologische Entwicklung im Vordergrund steht.

---

Florian Battistella, Bischöfliches Willigis-Gymnasium Mainz  
Studienreferendar  
FBattistella@willigis-online.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Florian Battistella: Rezension zu: Boudewijn Sirks: *The Colonnade in the Roman Empire*. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 353–367 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-sirks.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

David Ungvary: *Converting Verse. The Poetics of Asceticism in Late Roman Gaul*. New York: Oxford University Press 2024 (Oxford Studies in Late Antiquity). XIII, 272 p., 2 maps, 2 tables. £ 78.00/\$ 120.00. ISBN: 978-0-19-760074-0.

Late antique Christian authors wrestled with the problem of their pagan literary inheritance. Was it appropriate for monks and theologians to compose classical poetry after the prohibition of pagan worship in 392 by Emperor Theodosius the Great? To what extent were Christian poets allowed to put Latin verse to use in their pursuit of new ascetic ideals, like those fostered at the abbey of Lérins? Did holy subject matter justify the composition of poems redolent with the vocabulary and cadence of Virgil and Horace? David Ungvary's book pursues these questions through an investigation of the literary production of a handful of Christian Latin writers active in fifth-century Gaul. Over the course of six chapters, "Converting Verse" examines the ways in which these Gallo-Roman authors "debated and reconfigured the forms, meanings, and functions of Christian Latin poetry [...], partially as a way to make sense of drastic religious transformations and political crises in their worlds" (p. 12).

Chapter 1 ("Verse and Conversion: Augustine and His Protégés", pp. 14–49) begins the story not in Gaul, but in Italy, more specifically, in a rural villa at Cassiciacum on the outskirts of Milan, where Augustine retired in the summer of 386 for an introspective retreat with friends. Among those in attendance was a young poet named Licentius. He was struggling to write a poem about the pagan lovers Pyramus and Thisbe, whose star-crossed romance was best known from Ovid's *Metamorphoses* 4.55–166. Augustine (ord. 1.8.24) suggested to his friend that he overcome his difficulties by shifting the focus of his composition from the tragic death of the lovers to praise for the "pure and honest love, whereby beautifully virtuous souls gifted with learning are joined to understanding through philosophy, and not only escape true death, but also enjoy the happiest life" (p. 16). In Augustine's view, classical poetry could serve Christianity so long as poets abandoned pagan themes and adopted a moralizing voice, a line of argument that he developed more fully in his treatise *De doctrina Christiana* (composed between 397 and 426). Around the same time, Paulinus of Nola took a similar stance in response to his old teacher Ausonius of Bordeaux. When confronted about his ascetic withdrawal from aristocratic life, Paulinus composed a verse

rebuttal that evoked his new Christian muse (carm. 10.142–143): “I confess that I have a new state of mind, a mind not my own – well, it was not my own in the past, but now it is mine through God its author” (p. 30). His conversion to Christianity and subsequent divestment of material wealth did not require a repudiation of verse composition, despite its close association with pagan culture. Ungvary refers to this as “compromised asceticism” (p. 31). Christian poets in fifth-century Gaul turned to Paulinus as the model of a pious man who had successfully wed traditional literary practice with his commitment to live a rigorous religious life.

Chapter 2 (“Authoring Asceticism in Late Roman Gaul, ca. 400–430”, pp. 50–85) surveys the efforts of three Christian authors active in Gaul in the decades around 400 – Sulpicius Severus, John Cassian, and Eucherius of Lyon – to reconcile their writing enterprises with ascetic practice. For Sulpicius, the impresario of the cult of Saint Martin of Tours, conversion and composition went hand in hand. After his fateful encounter with this holy man, Sulpicius wrote an idealized account of his life, the *Life of Saint Martin* (ca. 396), as well as the *Dialogues* (406), which presented a debate about the character of Gallic asceticism in a climate of criticism leveled at Martin by Christian elites. According to Sulpicius, Martin sanctioned differed registers of devotional activity, including the composition of literary works like sacred biography, the sharing and imitation of which established an ascetic textual community. In the early 400s, the development of a new center for monastic activity on the Mediterranean coastal islands of Lérins near Marseilles shifted attention away from Martin’s charismatic model of sanctity to the paradigm of a cloistered community where elite converts to Christianity melded aristocratic pastimes and ascetic virtues. Before 430, John Cassian composed the *Conferences* and the *Institutes*, in which he contested the value of traditional literary practice for Christians and championed religious practice based on the cultivation of a disciplined life in emulation of the experienced monks of the Egyptian desert. Eucherius of Lyon offered a riposte in the form of an exhortatory letter known as *On the Contempt of the World*, where he argued for “the compatibility of refined aristocratic literariness and the transformative spirituality of the ascetic” (p. 79). Taken together, the writings of these authors highlight the tensions facing Gallic Christians who composed poetry between 400 and 430.

Chapter 3 (“Verse and Incursion: The *Epigramma Paulini* and a Post-406 Poetics of Reform”, pp. 86–128) steps back slightly in time to offer a thematic

survey of literary responses to catastrophe in the first decade of the fifth century. The crossing of the Rhine by barbarians in 406 and the ensuing political turmoil in the Gallic provinces prompted authors to leverage these calamities “to reinforce radical spiritual critiques and moral exhortations of their Gallo-Roman Christian communities” (p. 95). The chapter focuses on the earliest poetic response to these events: the *Epigramma Paulini*, which comprised 110 lines of hexameter composed by an anonymous author before 410. Set in a bucolic landscape evocative of Virgil’s *Eclogues*, the poem portrays a dialogue about the relationship between worldly hardships and spiritual care. Comparing the human soul to a villa plundered and left in ruin by sin, the poet exhorts his readers to cultivate virtue and undertake moral reform. He then concludes his composition with a denunciation of contemporary sinners that shifts the poem’s register from Virgilian pastoral to Horatian satire, an example of “generic hybridity” (p. 128) first examined by Kurt Smolak in an article published in 1999.<sup>1</sup> Another feature of the *Epigramma* is what Ungvary calls its metapoetical self-consciousness, that is, the ways in which the poem “presses on the boundary between poetic representation and reality” (p. 107). Rather than offering a literary escape to a pastoral setting untouched by contemporary troubles, the poem challenges readers to jettison their concern for their imperiled aristocratic estates and to focus instead on their spiritual reform. Unfortunately, the author of the *Epigramma* does not offer “any assurance of compatibility between the structures of classical Roman literature and the demands of a burgeoning ascetic Christian culture,” but rather “generates a sense of ambiguity and ambivalence about that prospect” (p. 106).

The second half of the book features three chapters that offer case studies of Gallo-Christian poets, some of whom experimented with generic hybridity and metapoetic self-consciousness to make sense of the rapidly changing world of fifth-century Gaul. Chapter 4 (“A Double Life: Paulinus of Pella’s *Eucharisticos*”, pp. 129–159) examines a confessional poem of 616 hexameters composed around 460 by Paulinus of Pella. Known as *Eucharisticos Deo sub ephemeridis meae textu* (“Thanksgiving to God according to the Text of my Diary”), this poem is a paradox. Inspired in equal parts by Virgil, Ausonius, and Augustine, the *Eucharisticos* stands as “the first sustained attempt at Christian confessional self-writing in classical Latin verse” (p. 134). Render-

1 K. Smolak: Zwischen Bukolik und Satire: Das sogenannte *Sancti Paulini Epigramma*. In: IJCT 6, 1999, pp. 3–20.

ing in verse the copious notes about his life that he kept in a diary (*ephemeris*), Paulinus recounted his upbringing, education, and marriage, before lamenting the loss of his property, the death of his wife and sons, and his displacement due to barbarian invasions. Fortunately, an unnamed patron saved him from destitution in his old age, which compelled him to write his thanksgiving to God. The poem presents many puzzles, from the character of the poet's source material to the questionable sincerity of his gratitude to the seeming contradiction between the pretentious form of the *Eucharisticos* and its humiliating content. The poet displays knowledge of his grandfather Ausonius's suite of short poems likewise called *Ephemeris*, which includes an *oratio* to God that may have inspired his own composition. While I was not convinced by Ungvary's suggestion that Paulinus's integration of the terms *eucharisticos* and *ephemeris* in some way "signals his participation [...] in ongoing efforts within Latin poetry to achieve synthesis among Roman aristocratic and Christian ideals of life and literary practice" (p. 147), it is clear that the poet's novel thanksgiving offered his readers a striking alternative to the theories of prayer promulgated by John Cassian. With its unique combination of "Augustinian confession and Ausonian verse," the *Eucharisticos* was "[t]he fittingly amalgamated composition of an in-between Christian" (p. 159).

Chapter 5 ("Announcing Renunciation: Sidonius Apollinaris and Poetic Disavowal", pp. 160–195) focuses on the literary career of Sidonius Apollinaris (ca. 430–479). This aristocrat wrote poetry in the service of his advancement in the imperial administration, including verse panegyrics for the emperors Avitus in 456 and Anthemius in 468. By 470, however, he had abandoned his secular ambitions to become the bishop of Clermont. Sidonius's conversion also entailed his abandonment of verse composition. Shortly before doing so, he experimented with Christian poetry by writing an ode of thanksgiving (carm. 16) addressed to a fellow bishop but then attempted to give it up completely. According to Ungvary, the bishop's "relationship to poetry was at the center of a pervasive anxiety to reorient his literary habits around his religious vocation" (p. 181). But this portrait is complicated by the fact that Sidonius returned to writing poetry in the later 470s, when he composed a handful of poems on Christian ascetic themes couched in the style of Horace at the request of some aristocratic patrons (epist. 9.12–16). It is difficult to explain both Sidonius's choice to return to verse composition and his decision to emulate Horatian lyric, when so many other styles of poetic expression were available to him. Ungvary hedges on the meaning of these par-



adoxical poems, stating that “Sidonius neither fully adopts nor completely rejects Horatian poetics as suitable for Christian composition” (p. 193).

Chapter 6 (“The Poet and the Virgin: Avitus of Vienne’s *De consolatoria castitatis laude*”, pp. 196–226) concludes the book with a discussion of the poetry of Avitus, the bishop of Vienne (490–518). He was the author of a sprawling five-book Old Testament epic in verse entitled *De spiritalis historiae gestis* as well as a shorter poem composed in 506 on the Christian pursuit of female chastity known as *De consolatoria castitatis laude*.<sup>2</sup> Although he was only a generation older than Sidonius, Avitus lived in a world of radically altered expectations. Gone were the imperial pretensions of Sidonius’s early career and the classical vocabulary and allusion that aided and abetted his ambitions. For his part, Avitus was not averse to verse so long as it served as a vehicle for ascetic activity. Ungvary focuses his attention on *De consolatoria castitatis laude*. In order for this composition to operate as a handbook for devout readers, the bishop sanitized it of all references to pagan themes and populated it with exegesis of biblical episodes, holy models of behavior, and moral precepts. In this way, “[p]oetry could serve as a discourse of solidarity among educated Romans [...], but pride in one’s Romanness was no longer central to such an enterprise” (p. 226).

An epilogue (“Beyond Gaul – Ennodius of Pavia’s *Eucharisticon*”, pp. 227–236) briefly considers the legacy of the tension between classical verse and Christian asceticism in the sixth century through a discussion of Ennodius’s *Eucharisticon*, a confessional prose work written around 511 in response to the author’s escape from a life-threatening sickness. Ungvary implies that this treatise marked a turning point in Ennodius’s life, during which he pledged to forsake poetic practice to advertise his candidacy for a vacant bishopric. Indeed, the future bishop of Pavia alluded several times in the *Eucharisticon* to the dangers posed to Christian authors who engaged in verse composition, but like Sidonius before him this did not prevent him from indulging in this practice at least once after he assumed his episcopal rank in 513.

“Converting Verse” tackles a difficult historical question through an analysis of textual evidence that is reluctant to divulge clear answers. The book is at its best when Ungvary applies his skills as a Latinist to the analysis of the

2 On the latter, see most recently M. Roberts: Advice to a Sister: Avitus on Chastity (*De consolatoria castitatis laude*). In: *Traditio* 78, 2023, pp. 1–16.

fifth-century poems that form the basis of his study. Readers will surely benefit from his close reading of the *Epigramma Paulini* and the poems of Paulinus of Pella, Sidonius Apollinaris, and Avitus of Vienne. Taken as a whole, however, the book does not measure up to the sum of its individual chapters. To be sure, Ungvary's analysis identifies many tensions and paradoxical features in the verses produced by Christian authors in fifth-century Gaul as they navigated and negotiated the boundaries between their classical inheritance and their ascetic vocation, but these observations do not cohere into a broader statement about literary change in the period. Sometimes, the stated conclusion is a predictable generalization, as when the chapter on Sidonius ends with the observation that "conversion was not a straightforward and simple process" (p. 194). More often, however, Ungvary summarizes his analysis by restating the conflicting nature of his source material without explaining why it is so, as with the statement that closes the book: "[w]hen classical poetics met Christian asceticism, paradoxical syntheses resulted [...]" (p. 236).

While the introduction (pp. 1–13) to "Converting Verse" nods to literary and practice theory, attention to recent scholarship on religious identity in Late Antiquity may have shed more light on the conflicting tendencies of these fifth-century poets. Éric Rebillard's incisive book "Christians and Their Many Identities in Late Antiquity, North Africa, 200–450 CE" argued persuasively that "most Christians practiced a situational selection of identities; that is, they did not give salience to their Christianness at all times."<sup>3</sup> Drawing inspiration from Bernard Lahire's 2001 study "L'homme pluriel," Rebillard proposes that late antique Christians had a fluid and complex understanding of their identities and the competing religious and social allegiances that accompanied them.<sup>4</sup> Viewing the cultural production of fifth-century Christian poets through the lens of identity studies and with particular attention to the expectations of patrons and audiences may help to explain some of the seemingly contradictory impulses of authors who both protested the practice of verse composition and nevertheless embraced it.

3 É. Rebillard: *Christians and Their Many Identities in Late Antiquity, North Africa, 200–450 CE*. Ithaca, NY/London 2012, p. 8. See my review in *BMCRev* 2013.05.28 (<https://bmcr.brynmawr.edu/2013/2013.05.28/>).

4 B. Lahire: *L'homme pluriel. Les ressorts de l'action*. Nouvelle édition. Paris 2001; id.: *The Plural Actor*. Translated by D. Fernbach. Cambridge/Malden, MA 2011.

---

Scott G. Bruce, Fordham University, New York  
Professor of History  
sbruce3@fordham.edu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Scott G. Bruce: Rezension zu: David Ungvary: *Converting Verse. The Poetics of Asceticism in Late Roman Gaul*. New York: Oxford University Press 2024 (Oxford Studies in Late Antiquity). In: Plekos 27, 2025, S. 369–375 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ungvary.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Anthony Dupont/Raul Villegas Marín/Giulio Malavasi/Mattia Cosimo Chiaratti (eds.): *Sancti viri, ut audio*. Theologies, Rhetorics, and Receptions of the Pelagian Controversy Reappraised. Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2023 (Bibliotheca Ephemeridum Theologicarum Lovaniensium 336). IX, 385 p. € 78.00. ISBN: 978-90-429-5185-3.

This collection of seventeen essays<sup>1</sup> is the outcome of a conference in Barcelona in 2021. In their preface, the editors set out their aims: to present a *status quaestionis* concerning scholarship on the so-called ‘Pelagian’ controversy, to offer new insights, and to provide impetus for future research.

Opening the volume is Otto Wermelinger’s chapter which provides a summary overview of contributions to study of Pelagius on selected themes as well as reference works, plus a list of what are identified as “*Scripta Pelagiana*” (p. 13) which Wermelinger presents as provisional. While a list of works and fragments of works attributed to Pelagius himself may be useful, a key issue is what the list contains and excludes. This list assumes that the category ‘Pelagiana’ exists and includes ‘Pseudo-Pelagius’, the Caspari Corpus, Pseudo-Jerome, works by Caelestius and Julian of Aeclanum, etc. This selection represents the individuals identified by Augustine of Hippo and proponents of the doctrines he proposed, i. e. the usual suspects according to the narrative inherited from these writers. However, the list excludes a great many works which propounded the version of Christianity that Pelagius defended. The list therefore enshrines circular thinking, particularly if the aim of the volume is to reconsider the roots of discussion of the relationship between human effective free will and divine involvement in human decision making.

Thereafter the book is divided into three sections, titled respectively “Theologies” (pp. 23–108), “Rhetorics” (pp. 109–252), and “Receptions” (pp. 253–362). The first section (“Theologies”) looks at Christ, grace, and sin. Starting the section, Anthony Dupont considers Augustine’s use of three passages in Ambrose and whether they indeed show that Ambrose expounded a theology that encompassed the notion of original sin (*peccatum originale*). Dupont gives a summary of previous discussion of the relationship between Ambrose and Augustine’s theologies and how far Ambrose propounded the idea

1 For a detailed table of contents, readers are referred to the end of this review (pp. 383–384).

of original sin. This survey might have benefited from inclusion of the study by Rowan Greer in “Fear of Freedom”.<sup>2</sup> Dupont himself concludes that Augustine’s interpretation of the effects of the Fall is significantly different from Ambrose’s. Next up, Jonathan Yates discusses the use of Scripture in five North African letters (Aug. epist. 175–179) to ask whether this represents polemics in a pastoral guise. He sets out the letters’ commonalities, focusing on their shared use of Matt. 6:12–13. Joshua Evans considers the arguments proposed by Augustine of Hippo and Julian of Aeclanum concerning the flesh of Christ, showing clearly how far apart their conceptions of Christ’s nature were. Evans suggests both conceptions might seem strange to today’s readers. The final chapter in section one is Mathijs Lamberts’ on Julian of Aeclanum’s interpretation of God’s grace and mercy, which outlines Julian’s conception of grace.

Section two, “Rhetorics”, opens with Andrew Chronister’s essay looking at whether Augustine’s representation of a relationship between Pelagius and Caelestius was historically accurate or rhetorical invention, focusing on their views on grace. Useful here would have been reference to heresiology as a genre and heresiological practice more widely. Next comes a paper by Rafał Toczko on the tradition of Roman invective, which contextualises the polemical texts discussed elsewhere in the volume. Juana Torres contributes a literary analysis of Jerome’s *Liber aduersus Pelagianos*, discussing whether it should be viewed as a *dialogus* or an *altercatio*. Torres surveys the different terms used to describe the text and the terminology available, concluding that its content is ‘moderate’ in tone and thus a *dialogus*, whereas an *altercatio* would have a more aggressive tone. María Victoria Escribano Paño offers a paper on the Emperor Honorius’ letter to Aurelius of Carthage of 9 June AD 419. She points out that Honorius’ statements that Imperial officers should not involve themselves in ecclesiastical affairs was contradicted by his chancery’s relatively frequent legislation on religious matters in response to petitions from ecclesiastics unable to enforce their conciliar decisions. She also describes the contents of Honorius’ letter to Aurelius and discusses what it set out to do, as well as discussing Aurelius’ letter to the bishops of North Africa. Next David Burkhart Janssen looks at the label enemies of God’s grace (*inimici gratiae Dei*) and Augustine’s construction of a heresy named after Pelagius in his *Contra duas epistulas Pelagianorum*, suggest-

2 R. A. Greer: *Fear of Freedom. A Study of Miracles in the Roman Imperial Church*. University Park, PA/London 1989.

ing that Augustine created it as a christological-soteriological heresy, a new tactic resulting from the context after 418. Janssen takes aim at scholarship embracing post-structuralist approaches to heresiology, and seems to want to exclude from the remit of such deconstruction soteriology and eschatology. However, religion as a whole is challenged by post-structuralist perspectives because religion is a discourse of power. Concepts of salvation and the end of days are human constructions just like heresiology and are part of the process of negotiation surrounding “le savoir-pouvoir” (“knowledge-power”, Michel Foucault, 1980<sup>3</sup>) and any religion’s “régime de vérité” (“regime of truth”, Foucault, 1975<sup>4</sup>). Following Janssen, Mickaël Ribreau contributes an interesting paper on Augustine’s “double construct” of Julian of Aeclanum, arguing that Augustine systematically presented Julian as angry and as linked to Pelagius. Ribreau identifies reasons for Augustine’s rhetorical tactics, for example that they allowed Augustine to exclude Julian from the group Augustine identified as ‘Christians’, and contextualises them within heresiological practice. Finally in section two of the volume, Timo Nisula looks at the anti-Manichaean argumentation used by Julian of Aeclanum. He concentrates on Julian’s *Ad Florum* and argues that Julian opted for the rhetorical tactic of associating Augustine’s style and terminology with material filth such as vomit and slime as a way to brand Augustine’s theology as Manichaean as effectively as possible. As part of his examination of Julian’s rhetorical strategy he refers to the Letter to Menoch to compare Augustine’s teachings with those of Mani.

The third and final section of the volume (“Receptions”) opens with a paper by Volker Henning Drecoll on a dossier in the *Collectio Quesnelliana* composed of documents involved in the indictment of those who objected to Augustine of Hippo’s soteriology and anthropology. This paper usefully sets out clearly the contents of the *Collectio Quesnelliana* and in an appendix gives preliminary critical editions of Innocent I’s *epistula familiaris* to Aurelius of Carthage, Honorius’ (and Theodosius II’s) rescript of 418, Palladius’ proclamation of 418, Aurelius of Carthage’s letter to the bishops of Byzacena of 419, the letter of the emperor Constantius III to Volusianus, and Volusianus’

3 M. Foucault: *Power/Knowledge. Selected Interviews and Other Writings 1972–1977*. Ed. by C. Gordon. New York 1980.

4 M. Foucault: *Surveiller et punir. Naissance de la prison*. Paris 1975 (Bibliothèque des histoires); English translation: *Discipline and Punish. The Birth of the Prison*. New York 1977.

resulting proclamation. Drecoll suggests that some of the documents must have originated in North Africa (such as Aurelius' letter of 419), and that these documents may then have travelled elsewhere; he suggests that the *Collectio Quesnelliana* as it stands may have been put together either in Rome or southern Gaul. Next comes a paper by Gert Partoens discussing a pseudo-Augustinian sermon preserved in an early (possibly pre-Carolingian) collection of texts supporting the indictment of Christians who rejected Augustine of Hippo's anthropology and soteriology. The sermon was exegesis on Psalm 22, intended for catechumens. Partoens discusses the homilist's exegesis on each verse of Psalm 22 and compares it with Cassiodorus' treatment of the psalm in his *Expositio psalmorum*. He then presents arguments for the existence of a collection of texts promoting Augustine of Hippo's anthropology and soteriology, including the *Hypomnesticon* and four letters preserved among Augustine's correspondence relating to Augustine's absolutist account of prevenient grace and its related doctrines. Partoens suggests these texts were put together to form a dossier before the Carolingian era. Giulio Malavasi contributes a paper on a set of theses which he titles *De duobus baptizatis*, looking at surviving statements of the theses and later reception of the issues raised by them. He notes the different responses of authors often identified as having some connection to Pelagius to these questions about the need for infant baptism. Raul Villegas Marín offers a clear, useful paper on Isidore of Seville's reception of Augustine's theology concerning original sin, the nature of prevenient grace, and the nature of predestination. Villegas Marín notes Isidore's assertion of double predestination (i.e. to heaven and hell) and points to Isidore's method of abbreviation and his desire to simplify doctrine so that it could be easily memorised (for example by candidates for the priesthood) as an explanation for Isidore's position. He also suggests that despite many refugees from North Africa bringing manuscripts to the Iberian peninsula, Augustine's many polemical writings seeking to install his own views by attacking a constructed set of tenets Augustine attributed to Pelagius, were not available to Isidore. Finally in section three, and closing the volume, Matthew Drever offers a paper that critiques what he argues are misreadings by two contemporary writers (Hans Blumenberg and Michael Gillespie) who have used their conceptions of Augustine's theology and resistance to it to discuss 'modernity',<sup>5</sup> defined by

5 H. Blumenberg: *The Legitimacy of the Modern Age*. Cambridge, MA 1983; M. A. Gillespie: *The Theological Origins of Modernity*. Chicago, IL 2008.

Drever as a radical human autonomy. However, post-structuralism poses the challenges to inherited ways of thinking currently in play, and there are more compelling accounts of its implications than the ones discussed in this paper under Drever's definition of 'modernity'. Furthermore, Drever's analysis might recall for some a polemical binary proposed by US Senator Josh Hawley.

Overall, throughout this volume the terms 'Pelagian', 'Pelagianism', and 'Pelagian controversy' appear repeatedly (*passim* with the exception of Joshua Evans who compares Augustine and Julian of Aeclanum on Christ's flesh and Mickaël Ribreau who takes a critical approach to terminology). Inevitably this limits any reappraisal possible, because the users of these terms have implicitly endorsed Augustine of Hippo's construct as representing historical reality. They appear to have internalised Augustine's ideology and be unable to think outside it. Symptomatic of this is the fact that the late antique authors discussed are the usual suspects, namely Pelagius, Caelestius, and Julian of Aeclanum, who are presented as a group throughout not least through inclusion of essays on them in the collection and exclusion of other writers apart from Ambrose of Milan. As with the term 'Pelagian', this decision likewise starts from and confirms the model constructed by Augustine of Hippo. Pelagius and the context are read through the paradigm of Augustine's polemical construct. But there are many other contemporary authors who illuminate the theological context far better than Augustine or the authors included in these papers. As a result, if this volume was intended to offer a reappraisal, its achievement is limited. For example, the notion of a separate "post-Pelagian controversy" triggered by the "most problematic aspects of Augustine's theological thought" (Malavasi, p. 318) fails to acknowledge that debate was initially triggered by Augustine's novel theology which many Christians found problematic. The need to predicate a second controversy (or several more) can only be explained by the presence of a tenacious ideological paradigm; those in the grip of this model cannot see past it. If you cannot stop using the terms 'Pelagian' and 'Pelagianism' then you are always working within the fictive construction Augustine created, and how much of a reappraisal can you ever achieve? That said, within the parameters of Augustine of Hippo's paradigm, several contributions to this volume advance clarity about details of events and theological arguments deployed and, as noted above, a few approach the paradigm from a critical perspective.



---

Alison Bonner, University of Cambridge  
Associate Professor in Celtic History of the Medieval Period  
acb64@cam.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Alison Bonner: Rezension zu: Anthony Dupont/Raul Villegas Marín/Giulio Malavasi/Mattia Cosimo Chiaratti (eds.): *Sancti viri, ut audio*. Theologies, Rhetorics, and Receptions of the Pelagian Controversy Reappraised. Leuven/Paris/Bristol, CT: Peeters 2023 (Bibliotheca Ephemeridum Theologicarum Lovaniensium 336). In: Plekos 27, 2025, S. 377–384 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-sancti-viri.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

## Table of Contents

|                                                                                                                                                                                                                                                                |     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Preface                                                                                                                                                                                                                                                        | IX  |
| Otto Wermelinger (Freiburg/CH)<br>New Research on Pelagius, Caelestius, and Julian of Aeclanum                                                                                                                                                                 | 1   |
| <b>Part I: Theologies. Christ, Grace, and Sin</b>                                                                                                                                                                                                              |     |
| Anthony Dupont (Leuven)<br>Augustine's Anti-Pelagian Appeal to Ambrose's <i>exc. Sat.</i> 2,6;<br><i>in psalm.</i> 48,8,1; and <i>in Luc.</i> 1,36–37 Reconsidered: Milanese Roots<br>of Augustinian <i>peccatum originale</i> or Heresiological Manipulation? | 25  |
| Jonathan P. Yates (Villanova, PA)<br>Polemics in a Pastoral Guise: Scripture in Five North African<br><i>epistulae</i> of 416 CE                                                                                                                               | 45  |
| Joshua M. Evans (Denver, CO)<br>The Strange Flesh of Christ? Rival Notions of Christological<br>Heresy in the Dispute between Augustine and Julian                                                                                                             | 67  |
| Mathijs Lamberigts (Leuven)<br>Julian of Aeclanum on God's Grace and Mercy                                                                                                                                                                                     | 91  |
| <b>Part II: Rethorics. Heresiology, Polemics, and Correspondence</b>                                                                                                                                                                                           |     |
| Andrew C. Chronister (Saint Louis, MO)<br>Heresiology and Reality: Is Augustine's Portrayal of Pelagius's<br>and Caelestius's Relationship and Views on Grace Accurate?                                                                                        | 111 |
| Rafal Toczko (Toruń)<br>The Tradition of Roman Invective and the Portrayal of Pelagius                                                                                                                                                                         | 133 |
| Juana Torres (Santander)<br>Jerome's <i>Liber aduersus Pelagianos: Dialogus</i> or <i>Altercatio</i> ?                                                                                                                                                         | 151 |
| María Victoria Escribano Paño (Zaragoza)<br>Honorius' Letter to Aurelius of Carthage (419): The Confluence<br>of Politics, Church, and Doctrine at the Time of the Pelagian<br>Controversy                                                                     | 173 |
| David Burkhart Janssen (Tübingen)<br><i>Inimici gratiae Dei</i> : Augustine's Construction of Pelagianism<br>in <i>Contra duas epistulas Pelagianorum</i>                                                                                                      | 197 |

|                                                                                                                     |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Mickaël Ribreau (Université Sorbonne Nouvelle)                                                                      |     |
| Julian of Aeclanum, an Angry Pelagian, according to Augustine:<br>Study of a Double Construct                       | 221 |
| Timo Nisula (Turku)                                                                                                 |     |
| The Slime of Mani (c. Iul. imp. 4,5): On the Anti-Manichaean<br>Argumentation of Julian of Aeclanum                 | 235 |
| <br><b>Part III: Receptions. Textual Transmission and Theological<br/>Recuperation</b>                              |     |
| Volker Henning Drecoll (Tübingen)                                                                                   |     |
| The Anti-Pelagian Dossier in the <i>Collectio Quesnelliana</i>                                                      | 255 |
| Gert Partoens (Leuven)                                                                                              |     |
| A Pseudo-Augustinian Sermon Preserved in an Early<br>(Pre-Carolingian?) Collection of Anti-Pelagian Texts           | 279 |
| Giulio Malavasi (Porto Mantovano)                                                                                   |     |
| <i>De duobus baptizatis</i> : Theological Differentiation and Historical<br>Reception of an Alleged Pelagian Thesis | 309 |
| Raul Villegas Marín (Barcelona)                                                                                     |     |
| Isidore of Seville on Pelagianism and Predestination                                                                | 327 |
| Matthew Drever (Tulsa, OK)                                                                                          |     |
| Augustine, Luther, and the Narratives of Modernity                                                                  | 341 |
| <br><b>Indexes</b>                                                                                                  |     |
| Abbreviations                                                                                                       | 365 |
| Index of Authors                                                                                                    | 367 |
| Index of Early Christian Writings                                                                                   | 373 |

William Lewis: *Division of Empire. The Reign of the Sons of Constantine*. New York: Oxford University Press 2024 (Oxford Studies in Late Antiquity). XI, 227 p., 3 ill., 4 tableaux. £ 78.00/\$ 120.00. ISBN: 978-0-19-774514-4.

Cet ouvrage est issu d'une thèse soutenue à l'Université de Cardiff en 2019 sous le titre « Political Networks, Imperial Relations, and the Division of the Roman Empire, AD 337 to 350 ».

Il tient compte du livre de Pierre Maraval<sup>1</sup> qui portait en 2013 exactement sur la même période. Le propos en est cependant différent, dans la mesure où il ne prétend pas proposer une synthèse de tous les aspects des règnes des fils de Constantin mais réfléchir plus précisément sur les relations entre structures administratives et événements politiques, ainsi que l'indiquent le titre et le sous-titre<sup>2</sup>.

Le chapitre 1, tenant lieu d'introduction (« *Partes regendae* », pp. 1–16), rappelle que la perspective de la division du pouvoir remonte aux origines de l'Empire romain. S'il cite les cas des pluralités de successeurs envisagés par certains empereurs, il pourrait davantage s'arrêter sur la seule situation de vrai partage concerté du pouvoir lors du Haut Empire, celle qui advint entre Marc Aurèle (161–180) et Lucius Verus (161–169), même si le premier avait l'ascendant sur le second<sup>3</sup>. Il faudrait dire combien cette situation fut liée aux menaces militaires présentes sur les frontières du Danube et de l'Euphrate. Ce sont les nécessités de la défense du territoire qui expliquent aussi la créa-

1 P. Maraval : *Les Fils de Constantin*. Constantin II (337–340), Constance II (337–361), Constant (337–350). Paris 2013. Je me permets de renvoyer à mon compte rendu dans : RH 672, 2014, pp. 913–915.

2 L'auteur tient également compte de N. Baker-Brian : *The Reign of Constantius II*. London/New York 2023 (ouvrage pourtant paru très peu de temps avant le sien), mais pas de E. Zuddas : *La tetrarchia costantiniana*. Fonti e problemi della successione a Costantino (317–340 d. C.). Trieste 2023 (Polymnia 1) (dont la perspective est très proche du sien).

3 B. Rossignol : *Marc Aurèle*. Paris 2020 (Perrin biographie), p. 166 : « Dans cette association, Marc avait cependant un ascendant très net, le couple d'Augustes était hiérarchisé : héritier de premier rang d'Antonin, dont il reprenait le nom, quittant celui de Vêrus, Marc était plus âgé, plus expérimenté, sa dignité et son autorité étaient supérieures, surtout il avait été désigné empereur en premier et seul, et avait associé Lucius dans un second temps. Il était aussi le seul des deux à avoir le titre de *Pontifex Maximus* ».

tion de la Tétrarchie par Dioclétien. L'auteur a raison de préciser que le concept de « tétrarchie » est cependant anachronique (p. 6) mais il aurait fallu souligner, à la suite d'Adrastos Omissi<sup>4</sup>, que les panégyriques des empereurs avaient justement pour fonction de défendre l'unicité du pouvoir, par-delà les formes territoriales de sa délégation. L'introduction réfléchit surtout sur la division du pouvoir pendant tout le quatrième siècle, au-delà des règnes des seuls fils de Constantin. Elle pose qu'une véritable division du pouvoir étatique se fonde sur trois critères : souveraineté territoriale (avec des frontières inviolables), indépendance des dirigeants et gouvernements de chaque territoire (sans insertion dans une hiérarchie des pouvoirs), séparation des pouvoirs exécutifs, administratifs, judiciaires et militaires entre ces territoires. À l'aune de ces critères, la Tétrarchie et la période constantinienne connurent une telle division du pouvoir étatique en 305–306 (entre Constance Chlore et Galère) puis en 313–324 (entre Constantin et Licinius), et, dans une moindre mesure, en 306–313 (avec la multiplication maximale du nombre d'augustes et leur épisodique coordination) : davantage que de l'introduction, une telle chronologie ressort plus clairement du tableau figurant en conclusion (pp. 202–203). Pour sa part, l'introduction se termine par un utile résumé des six autres chapitres du livre.

Le chapitre 2, intitulé « Constance, Diviseur d'Empires ? » (pp. 17–38) revient sur le massacre de leurs cousins par les fils de Constantin : Constantin II, Constance II et Constant. L'auteur estime que ces derniers étaient alors, depuis le règne de leur père, encore césars : il pourrait plus explicitement affirmer qu'il se rallie à la chronologie finalement retenue en dernier lieu par Maraval, celle du massacre survenu avant la fin juillet 337, et donc précédant et non suivant la proclamation des fils comme augustes le 9 septembre 337. Dans ces conditions, l'auteur propose avec la prudence d'une hypothèse une interprétation nouvelle du massacre. Furent assassinés avec certitude neuf descendants de Théodora, la seconde femme du père du grand empereur, Constance Chlore : sont identifiables les demi-frères de Constantin Julius Constantius et Flavius Dalmatius, ainsi que les fils de ce dernier Hannibalianus et le César Dalmatius, évidemment le plus gênant, pour tous en raison de son titre et plus particulièrement pour Constance II par son implantation

4 A. Omissi : *Emperors and Usurpers in the Later Roman Empire. Civil War, Panegyric, and the Construction of Legitimacy*. Oxford 2018 (Oxford Studies in Byzantium).

depuis 335 en Mésie et Thrace. Le témoignage de Zosime<sup>5</sup> associe clairement à ce massacre le patrice Flavius Optatus et l'ancien consul et préfet du prétoire Ablabius. L'auteur propose d'ajouter d'autres personnages à ce groupe de victimes, qu'il présente comme une faction constantinopolitaine favorisée par Constantin à la fin de son règne (pp. 27–29). Il suggère que cette faction pouvait gravement menacer le pouvoir de Constance II, installé dans la lointaine Antioche depuis 335 : si la reconstitution de ce groupe aristocratique est intéressante, il n'est cependant pas sûr qu'il ait pu avoir la capacité de contester la position de force des fils de Constantin, qui se méfièrent d'abord de leur parentèle. En tout cas, l'auteur adhère à l'idée que Constantin avait prévu sa succession sous la forme d'une « post-tétrarchie », où Constantin II et Constance II seraient devenus augustes et Constant et Dalmatius leurs césars, respectivement en Occident et en Orient, mais la prudence reste de mise à propos de cette reconstitution.

Le chapitre 3 est dédié à la « triarchie constantinienne » (pp. 39–61), puisque l'élimination de Dalmatius aboutissait à un partage du pouvoir entre Constantin II, Constance II et Constant pendant les années 337–340. Les territoires furent bien partagés : Constantin II gouvernait la Gaule, l'Espagne, la Bretagne et la Maurétanie tingitane, Constant l'Italie, l'Afrique et la Pannonie, et Constance II l'Orient ; des anciens territoires de Dalmatius, la Mésie revint à Constant et la Thrace (si importante pour la défense de Constantinople) à Constance II. Néanmoins, dans l'ensemble de l'empire, l'aîné Constantin II fut reconnu comme l'auguste *senior*, et en pratique les fonctionnaires des territoires gouvernés par ses frères pouvaient parfaitement s'adresser à lui. Réciproquement, en 339, il laissa Constance II et Constant revêtir le consulat : depuis l'origine, il avait accumulé lui-même quatre consulats tandis que ses jeunes frères en disposaient respectivement de deux et un ; en outre, pendant ces années, les consuls extérieurs au collège impérial relevaient des territoires de Constance II et Constant, ce que l'auteur interprète judicieusement encore comme une volonté d'équilibre de la part de l'auguste *senior*. Au total, cette période associa une coordination certaine entre les pouvoirs avec de potentielles manifestations d'affirmation individuelle de l'un des augustes.

Le chapitre 4 est consacré à la guerre civile de 340 (pp. 62–84). En reprenant des éléments d'un article publié dans un ouvrage collectif sur les fils de Cons-

5 Zos. 2,40,2.

tantin<sup>6</sup>, l'auteur remet en cause la version traditionnellement reçue du conflit entre Constantin II et Constant en Occident. Les sources historiographiques latines du quatrième siècle, dont le témoignage est retenu par la recherche contemporaine, évoquent toutes l'invasion du territoire italien de Constant par Constantin II. L'auteur qualifie cette version de « récit officiel » et suggère une autre interprétation, fondée sur un « récit non autorisé », c'est-à-dire prohibé à la cour du vainqueur, Constant. En s'appuyant sur des sources très souvent grecques, tardives et peu explicites, il cherche à montrer que Constantin II avait parfaitement le droit d'entrer en Italie et que c'est Constant qui chercha à l'éliminer. Il prétend en outre que la cour de Constance II aurait pour cette raison véhiculé une image négative de Constant, mais il faut bien noter que les deux augustes étaient de toute façon rivaux pour le contrôle de l'Illyricum oriental, ainsi que dans l'attitude à adopter à l'égard des évêques favorables au concile de Nicée (en particulier Athanase d'Alexandrie) exilés par Constance II. Cette réinterprétation paraît pouvoir être discutée du point de vue de l'usage de la documentation mais surtout reposer sur une manière de faux problème de fond : il existait évidemment une rivalité entre les deux augustes occidentaux pour le contrôle de l'Italie et il est compréhensible que la querelle ait été vidée par les armes, en l'occurrence sur le fleuve Alsa près d'Aquilée peu après le 9 avril 340 (pp. 71–72)<sup>7</sup>.

Le chapitre 5, intitulé « Ulpus Limenius et l'Occident » (pp. 85–118) examine les conditions dans lesquelles la décennie 340–350 vit la mise en place d'une division administrative entre les deux *partes imperii*. Il se focalise sur le territoire occidental gouverné par Constant dans la mesure où l'administration orientale de Constance II a été scrutée récemment en détails par Muriel Moser<sup>8</sup>. Ce chapitre centre son approche sur le personnage de Ulpus Limenius, ce qui peut paraître paradoxal car ce fonctionnaire débuta en 342 comme proconsul de Constantinople, une charge qui ne classait pas parmi

6 W. Lewis : Constantine II and His Brothers: The Civil War of AD 340. Dans : N. J. Baker-Brian/S. Tougher (eds) : The Sons of Constantine, AD 337–361: In the Shadows of Constantine and Julian. Cham, Suisse 2020, pp. 57–94.

7 Il ne s'agit là que la répétition de l'affrontement entre Constantin et Maxence en 312, sans remonter plus haut dans l'histoire romaine à d'autres épisodes de guerre civile sur le sol italien.

8 M. Moser : Emperor and Senators in the Reign of Constantius II. Maintaining Imperial Rule Between Rome and Constantinople in the Fourth Century AD. Cambridge 2018 (Cambridge Classical Studies).

les sénateurs *illustres* (au contraire de la future préfecture urbaine). On le retrouve ensuite dans une position majeure en Occident : entre le 12 juin 347 et le 8 avril 349 d'après les sources disponibles, il cumula les fonctions de préfet de la Ville de Rome et de préfet du prétoire ; en outre, il fut consul *prior* en 349 – un cumul de trois titres unique parmi les nominations de Constantin, ce qui atteste son influence au sein du régime. Sa place y était d'autant plus importante qu'il avait d'abord acquis une expérience administrative en Orient : ce fut un parcours propre à quelques autres sénateurs de la cour de Constantin, mais l'auteur a raison de ne pas en faire une tendance trop systématique. L'auteur mobilise alors une approche prosopographique pour discuter de la question complexe de la mise en place des préfectures du prétoire régionales en Occident, et l'on peut maintenant compléter son étude par celle de Szymon Olszaniec<sup>9</sup>. Dans ce contexte, l'auteur montre de façon convaincante que Ulpius Limenius fut certainement préfet du prétoire à la fois d'Italie et d'Afrique (p. 99–100). Une étude précise des consulats (avec un tableau p. 106) révèle que Constantin et Constance II surent respecter leurs prérogatives respectives, en alternant les nominations des consuls *prior* et *posterior* – ce qui permet de relativiser encore davantage le prétendu conflit radical entre les deux augustes, par ailleurs longtemps invoqué dans le domaine théologique.

Le chapitre 6, sous le titre « Fabius Titianus et la préfecture urbaine de Rome » (pp. 119–161), use encore de la méthode prosopographique, non plus seulement pour établir une structure administrative mais aussi pour interpréter le complot qui devait emporter le pouvoir de Constantin en 350. Il débute par une étude de la préfecture urbaine, évidemment dans les pas de celle d'André Chastagnol<sup>10</sup>, et d'abord par une présentation du Calendrier de 354. Ce texte contient en annexe une liste des préfets de Rome depuis 337 qui sont répertoriés dans un tableau (p. 124). Sur cette base l'auteur étudie les carrières des préfets sous le règne de Constantin. Celle de Fabius Titianus avant sa préfecture s'avéra particulièrement riche car, sous Constantin, il fut

9 S. Olszaniec : Praetorian prefect of Italy and Africa in the system of power in the Late Roman Empire. Dans: P. Porena/O. Huck (eds.) : La préfecture du prétoire tardo-antique et ses titulaires (IVe – VIe siècle). Bari 2023 (Munera 54), pp. 87–116.

10 La bibliographie cite l'ouvrage prosopographique d'A. Chastagnol (Les Fastes de la Préfecture de Rome au Bas-Empire. Paris 1962 [Études prosopographiques 2]) mais pas sa somme historique sur le sujet (La Préfecture urbaine à Rome sous le Bas-Empire. Paris 1960 [Publications de la Faculté des Lettres et Sciences Humaines d'Alger 34]).



successivement *corrector* de Flaminie-Picénum, consulaire de Sicile, proconsul d'Asie, comte du premier ordre (c'est-à-dire potentiellement membre du conseil impérial), consul ordinaire en 337 ; l'auteur émet l'hypothèse séduisante (p. 126) que le gouvernement d'Asie fut obtenu après la victoire sur l'auguste oriental Licinius en 324, ce qui correspondrait bien à un personnage très proche de Constantin. Nommé par Constant préfet de Rome en 339–341, il devint ensuite préfet du prétoire des Gaules en 341–349. C'est alors qu'il joue un rôle décisif dans la soumission du territoire gouverné par lui (Gaule, Espagne, Bretagne) au pouvoir de l'usurpateur Magnence, proclamé à Autun (*Augustodunum*) le 18 janvier 350. Il en est récompensé par une seconde préfecture de Rome en 350–351. On sait enfin que ce personnage fut *quindecimvir sacris faciundis* et dédia à ce titre une inscription votive dans l'autel de la Sibylle à Cumae, probablement sous le règne de Magnence. Si ce dernier, personnellement chrétien, s'appuya sur l'aristocratie païenne de Rome, l'auteur montre fort justement, encore à l'aide d'un tableau (p. 135), que Constant, pieux rejeton de Constantin, nomma presque exclusivement des païens à la préfecture de Rome, révélant de la sorte une évidente stratégie politique. Le chapitre s'achève par un rappel des proclamations impériales incarnant la légitimité constantinienne, celles de Vétranion en Illyricum et de Népotien à Rome en 350–351 ; dans ce contexte, il se livre à un pertinent examen prosopographique du groupe des sénateurs qui trahirent Constant pour Magnence. La victoire finale de Constance II sur Magnence en 353 se solda pour Fabius Titianus par la confiscation de ses biens. Ce personnage est décidément très représentatif de cette période de guerre civile incontestablement marquée par une division administrative du territoire impérial.

Le chapitre 7, baptisé « L'échec de Constance et la fin de l'unité » (pp. 162–195) traite en fait des alternances entre unité et division du pouvoir jusqu'au règne de Théodose Ier, prolongeant ainsi le titre d'ensemble de l'ouvrage. Ce faisant, il constitue un survol de l'histoire politique du quatrième siècle. Après un bilan des divisions survenues entre 337 et 350, il expose la réunification de l'empire par Constance II, qui eut à mener pendant trois ans un combat décisif contre Magnence, lequel s'adjoignit même comme César l'un de ses parents, Decentius. Constance II répliqua en nommant César le 15 mars 351 son cousin Gallus, marié à sa sœur Constantina et installé à Antioche. Mais la brutalité avec laquelle Gallus traita certains hauts fonctionnaires de la *pars orientalis* conduisit en 354 à sa propre exécution sur ordre de l'auguste et à son remplacement comme César en 355 par son frère Julien,

dépêché pour sa part en Gaule. Constance avait clairement pour dessein l'unité de l'empire, symbolisée par sa visite à Rome en 357. La proclamation de Julien comme auguste à Lutèce en 360 ne porta pas préjudice à l'unité, simplement dans la mesure où Constance mourut de maladie l'année suivante. Le règne de Julien fut écourté en 363 par son assassinat lors de sa campagne contre les Perses. Après l'intermède du règne de Jovien, les deux frères militaires Valentinien et Valens devinrent augustes en 364, respectivement en Occident et en Orient. L'auguste oriental Valens connut un pouvoir stable jusqu'à sa défaite et à sa mort face aux Goths lors de la bataille d'Andrinople le 9 août 378. C'est en Occident que la situation politique devint plus complexe. Le frère de Valens, Valentinien, proclama auguste le 24 août 364 son fils Gratien, qui ne détint réellement le pouvoir qu'à la mort de son père le 17 novembre 375, alors qu'il était âgé de seize ans. Cinq jours après, son demi-frère, Valentinien II, âgé de quatre ans, fut proclamé auguste par l'armée d'Italie commandée par le maître des milices Mérobaude, mais il fut placé sous la tutelle de Gratien tant que ce dernier régna. Le désastre militaire de 378 entraîna la proclamation le 19 janvier 379 à Sirmium d'un autre auguste, Théodose, qui, en tant que maître des milices, dirigeait des opérations sur la frontière danubienne, et reçut l'accord de Gratien pour gouverner l'Orient. Mais en 383 le comte militaire des Breagnes Maxime se fit proclamer auguste par ses troupes puis passa sur le continent et fut reconnu par l'armée de Germanie. Depuis l'Italie, Gratien conduisit ses troupes en direction de Maxime, les deux armées se rencontrèrent en Gaule et Gratien fut tué le 25 août 383. Monté au pouvoir en Gaule en 383, Maxime s'installa à Trèves en Germanie et gouverna l'Occident romain, tandis que Valentinien II était à la tête de la cour de Milan. En 387, face aux attaques barbares sur le Danube, Valentinien II demanda son assistance militaire à Maxime, qui gagna en fait l'Italie tandis que le jeune empereur de seize ans se repliait à Thessalonique, où il fut rejoint par l'auguste d'Orient Théodose. La dynastie faisait bloc contre l'usurpateur Maxime car Théodose épousa alors Galla, sœur de Valentinien II, dans l'idée de restaurer le pouvoir de ce dernier et de venger la mort de Gratien. En 388, Théodose dirigea son armée vers l'ouest et l'emporta militairement sur les troupes de Maxime, qui fut exécuté. Les circonstances de la chute de Maxime révélèrent cependant toute la puissance en Occident du maître des milices franc Arbogast, qui élimina Valentinien II le 15 mai 392. Puis, le 22 août 392, à Lyon, il fit proclamer auguste Eugène, rhéteur et chef de bureau (*magister scrinii*) de l'administration centrale. Au printemps 393 Eugène s'installa à Milan et à l'été 394 Théodose le vainquit

en Italie. Face à la concurrence des augustes qu'il avait dû subir, Théodose n'omit pas d'élever à l'augustat ses deux fils, Arcadius en 383 et Honorius en 393, dans le but de gouverner respectivement l'Orient et l'Occident, ce qu'ils firent à la mort de leur père en 395.

Le chapitre 8, autrement dit la conclusion (pp. 196–210), réfléchit sur la manière dont le règne des fils de Constantin servit de matrice aux divisions du pouvoir impérial pendant l'ensemble du quatrième siècle. Un tableau chronologique (pp. 202–203) décrit la succession entre les périodes d'unité et celle de division et, surtout, tente d'évaluer les degrés de séparation des administrations, depuis des situations d'autonomie relative jusqu'à des époques de guerre civile. Répondant aux critères de division du pouvoir étatique exposés dans le premier chapitre introductif, cette conclusion révèle bien l'intérêt de cet ouvrage. En combinant une réflexion générale sur le fonctionnement administratif avec quelques analyses prosopographiques ponctuelles des conditions de son exercice, il montre que l'Empire romain du quatrième siècle fut politiquement bien plus perturbé que certains schémas généraux sur la fin de l'Antiquité l'avaient laissé entendre. On remarquera simplement que le propos en reste sur certains épisodes à un rapide état de la question. On regrettera davantage un usage parfois un peu limité de la bibliographie, en particulier s'agissant de l'étude de Sylvain Destephen<sup>11</sup> sur les déplacements des empereurs au quatrième siècle – un ouvrage qui éclaire la dimension géographique de l'exercice réel du pouvoir impérial. Mais on appréciera au total ce livre comme un essai original et bienvenu d'histoire politique.

11 S. Destephen : *Le voyage impérial dans l'Antiquité tardive. Des Balkans au Proche-Orient*. Paris 2016 (*De l'archéologie à l'histoire* 68).

---

Vincent Puech, Université de Versailles Saint-Quentin-en-Yvelines (Université Paris-Saclay)  
Institut d'études culturelles et internationales  
Département d'histoire  
Maître de conférences HDR en Histoire ancienne  
vincent.puech@uvsq.fr

**[www.plekos.de](https://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Vincent Puech: Rezension zu: William Lewis: Division of Empire. The Reign of the Sons of Constantine. New York: Oxford University Press 2024 (Oxford Studies in Late Antiquity). In: Plekos 27, 2025, S. 385–393 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-lewis.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Anna Flückiger/Jan Bemmman (eds.): *Coining Values. Bronze between Money and Scrap in Late Roman and Early Medieval Europe*. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2025 (Limes und Legion 2). 224 p., 149 ill. € 69.00. ISBN: 978-3-7520-0816-6.

In the last decades, several coin hoards comprising large numbers of poor-quality small Theodosian bronze coins have been found in the former Roman Northwest. These coin finds portray remarkable similarities in their composition, consisting of official Roman coins but also cut-up and clipped coins, third and fourth-century imitations, blank flans, and sometimes even fused masses of melted coins. These remarkable ‘hoards of small change’ have been interpreted in various ways by numismatists and archaeologists, but have not yet been considered in the broader landscape of bronze coin and base metal recycling in this region and the adjacent Barbaricum. The volume under review here is a first attempt to bring together various disciplines to answer a simple question: what happened to bronze coins after ca. AD 400 in the Roman Northwest and the adjacent Barbaricum?

This volume follows the conference “Coining Values. Bronze Between Money and Scrap in Late Roman and Early Medieval Europe” held in Bonn from 26 to 28 October 2023 during which scholars from various disciplines came together, attempting to explain the use and reuse of bronze (coins) in Late Antiquity. The book is structured in two parts: the first (“Overviews”, pp. 9–70) deals with conceptual approaches to the phenomena in the late Roman period of ‘scrap metal’, ‘hackbronze’ and the so-called “End of the Small Change”.<sup>1</sup> The second part (“Thematic Studies”; pp. 71–223) comprises nine articles that introduce specific case studies on hoarding, bronze coin recycling, or ‘barbaric’ imitations. Many of the case studies include recent archaeological finds or ongoing projects like the “Roman and Early Medieval Alloys Defined” (REMADE) project. While the first part of the book offers a strong thematic approach to various parts of this complex phenomenon, like hackbronze and disappearing small change, some articles in the

1 For this conceptualisation see the title of a recently published article on the disappearance of bronze coinage in Late Antiquity in Northern Gaul, see: J. van Heesch: *The End of the Small Change Economy in Northern Gaul in the Fourth and the Fifth Centuries AD*. In: J. Mairat/A. Wilson/C. Howgego (eds.): *Coin Hoards and Hoarding in the Roman World*. Oxford/New York 2022 (Oxford Studies on the Roman Economy), pp. 294–312.

second part are difficult to relate to the larger discussion concerning the re-use of bronze coins and metals in the fifth century and beyond. That being said, other case studies fit the topic perfectly and therefore offer enlightening and recent examples of archaeological finds that could provide answers to the conceptual issues outlined in the first part of the book. It is, however, unfortunate that the connection between the two parts of the book is not made explicitly by any author, nor is there a conclusive chapter that unites the various case studies with the thematic approaches and therewith attempts to answer the provoking questions formulated in the introduction.

The first article written by Fleur Kemmers (“Money, Metal and the Social Construction of Value”, pp. 9–14) analyses the use of standardised bronze objects as “money” in the second half of the first millennium BC in Italy and the fifth century AD in the Roman Northwest. Kemmers describes four functions of money (store of value, unit of account, means of exchange, and method of payment) and applies these functions to the uncoined bronze phenomena in both periods. Uncoined bronze in Iron Age Italy functions mostly as money according to the given functions. Much like the *Aes Rude*, scrap bronze had no link to the (disappearing) Roman authority and seemed to have functioned in a similar manner, namely as a practical and socially acceptable solution to the lack of small change in short-term transactions. Kemmers’ article provides an important starting point by indicating that scrap bronze could function as (para)monetary objects even without a central authority to validate these fiduciary objects. Other studies in the book, such as the articles of Anna Flückiger and Marcus Zagermann, provide examples in which scrap bronze works as money, but others, such as the article by Holger Komnick, indicate where it does not, indicating the relevance of this thematic approach.

The article by Ralph W. Mathisen (“The Value of Base Metals in Late Roman Law, Administration, and Economies”, pp. 15–24) analyses the appearance of base metals and their value in literary sources to provide a historical background in which the value of these metals can be understood. Literary sources indicate that base metal was always important and could function as a means of payment even in the monetised society of Rome. Anna Flückiger (“Hackbronze – Coining a Term for Late Antiquity”, pp. 25–42) considers the idea of “hackbronze” as a bronze equivalent to the phenomenon of ‘hacksilver’ which is well-known to have occurred between the fourth and sixth centuries. By transferring the paramonetary ‘hacksilver’

concept onto the scrap bronze of the late Roman period, Flückiger demonstrates that these bronze fragments might have functioned as a middle way between coins and bullion. Fragmenting and reusing Roman copper alloys with standardised weights could have functioned as a replacement or addition to the shrinking number of circulating late Roman bronze coins. Both articles, therefore, indicate the value of base metal and their (re)use in both a Roman and a post-Roman society.

David Wigg-Wolf (“What happened after Coins? The Collapse of a Coin-Using Economy in the Late-Roman Northwest”, pp. 43–60) discusses the end of the supply of Roman bronze coins to this region by arguing that the withdrawing armies and administration resulted in the fact that fewer people needed to be paid in this region. This effect trickled down to the markets and the rural villas that sold their products at these markets because there was a decreasing demand for goods. Wigg-Wolf rightfully points out that a massive imitation phenomenon does not occur contrary to the situation in the late third and mid-fourth centuries, indicating a lesser demand for coins. The cutting and melting of coins indicate that these objects were repurposed and revalued in early medieval society. This article is especially relevant when considering the Theodosian hoard finds that could be considered symptoms of this ‘end of small change’.

A curious addition to the set of overview articles comes from Fraser Hunter (“‘Scrap Silver’? Changing Perspectives on Silver’s Transformation in the Late Roman and Early Medieval Periods”, pp. 61–70) discussing ‘hacksilver’ as a ‘barbaric’ re-use of material. Hacksilver concerns the careful cutting of silver in regular forms and weights, mostly in Roman weight standards. Hacksilver transforms items into bullion, the author ends his article by asking whether the same concept could be transferred to the bronze scraps found in fourth-century hoards. This question has, however, already been answered in the article by Flückiger. The author himself also notes that “bringing the topic of silver to a conference focused on bronze might seem a curious choice” (p. 62). This would have been less of a curiosity if this article had been presented as the first of the overview articles to familiarise the reader with the concept of ‘hacksilver’ before discussing the end of bronze coinage and the ‘hackbronze’ concept. In the current order, however, this article feels a bit redundant and out of place, even though the conclusions are relevant for the consideration of the way bronze scraps might have functioned in the late Roman period. Overall, the five articles in the first part

of the book perfectly lay out the conceptual framework in which the archaeological finds discussed in the second part should be placed. This happens only to a degree, however, sometimes because of a lack of coherence between the case studies and the central topic or because the author might not have consulted the articles that appear in the first part of the book.

The second part of the book starts with two case studies of coin use in Italian cities, far removed from the Northwest or Barbaricum. The study by Giulia Bison (“The View from the City: the Social Aspects and Value of Copper Alloy Recycling in Late Antique Rome”, pp. 71–82) focuses on copper alloy recycling in Rome, considering the phenomenon in this city in Late Antiquity from economic, cultural, and technological perspectives. Concerning the latter, the author introduces the results of archaeological excavations that attest to the presence of metallurgical furnaces, cut vases, and dozens of bronze coins in parts of Rome, indicating that metal recycling even occurred in the Eternal City itself. This seems somewhat at odds with other scrap metal interpretations that focus specifically on the Roman Northwest or the adjacent Barbaricum; unfortunately, nowhere in the book is there a reflection upon this interesting and somewhat surprising parallel. The second case study concerns the monetary circulation in Mediolanum during the fifth century by Alessandro Bona (“Traces of Complexity. Monetary Circulation in *Mediolanum* during the Fifth Century AD: Persistence and Change”, pp. 83–110). By analysing a large number of coin finds in Milan between the late fourth and early sixth century, the author concludes that coins kept circulating in this period without being replaced by metal scraps or other para-monetary objects, the only indication of a lack of small change is the appearance of cut-up coins and some imitations. With respect to the preceding article, the reader is left with the question of why the recycling of bronze coins did occur in Rome, where coins were still struck/produced, but not in Milan?

One case study is specifically focused on one of the recent Theodosian hoard finds, including the earlier-mentioned late bronze circulation characteristics. This study, presented by Rahel Otte (“Coins without Value? The Hoard from Rheindahlen and the End of Monetisation in the Rhineland”, pp. 141–158), introduces the late Roman Theodosian hoard find of Rheindahlen together with an analysis of coin finds from the hinterland of the Rhine frontier. The combination of these two datasets sheds a new light on the end of coin use in the Rhineland. Otte indicates the end of coin supply to this region in the early fifth century, but she simultaneously mentions that the end of



coin use is significantly more complicated. The Rheindahlen hoard indicates that these Theodosian coins were still in use in the 410s and 420s in this region, however, the coin find dataset from the same region conveys another pattern. In the cities and fortresses on the Rhine, no coin use after 403 has been attested, much unlike the Germanic settlements. Because of the end of small change in this region for the same reasons that were also discussed by Wigg-Wolf in this volume, locals hoarded these worthless coins either for external trade or for melting purposes which highlights the transfer from a monetary to a barter economy, as Otte concludes: the smallest Theodosian bronze coins were precisely “between money and scrap” (p. 155).

Another set of articles discusses the use of coins and scrap bronze in various post-Roman or ‘barbaric’ contexts. The article by Marcus Zagermann [“Die spätantike Höfensiedlung von San Martino (Lomaso, Trentino) als sicherer Aufbewahrungsort von Metallen”, pp. 111–128] analyses various bronze scraps in a hillside settlement in the region of Trentino. The finds here contain many old coins, sometimes cut or clipped, that seem to have re-entered the market because of a lack of bronze coinage. Besides these coins, hammered-down fibulae and bronze crosses and nails have also been found. The author notes that an extensive weight analysis could indicate if there is coherence that could indicate a ‘hackbronze’ use of these objects (p. 123), although the archaeological location seems to exclude a place for reworking or melting because of limited resources. The article does, however, not answer whether these objects could be seen as hackbronze, likely because of the lack of a weight analysis. Anna Zapolska (“Is Bronze the ‘New Gold’? The Role of Roman Bronze among the West Balts’ Societies in the Late Roman Period”, pp. 183–198) considers coin finds in the western Baltics in the late Roman period as grave gifts and potentially ‘grave hoards’. Besides coins, large numbers of bronze artefacts are also found in these graves. Zapolska argues that the formation of local Baltic elites seems to be indicated by the amount of (raw) bronze in a grave. This bronze was retrieved by melting down the incoming *sestertii* via the sea trade with the Romans. In this case, bronze became an indicator of social status and prestige, demonstrating the relevance of the base metal in this region. The article by Ellen Swift (“The Uses and Values of Copper Alloy Artefacts in the Late to Post-Roman Transition Period in Britain”, pp. 199–212) discusses the use of copper alloy artefacts in the late to post-Roman transition period in Britain. Copper alloy objects transitioned in this period in use and value because

of political turmoil and economic collapse. Some objects were curated because they were no longer produced, while others fell out of use and were modified and transformed. Coins specifically were either melted down, pierced for votive uses and/or functioned as an iconographical inspiration for copper rings. Finally, the contribution of Holger Komnick (“Kein Geld oder Kleingeld? Römische Bronzemünzen des 4. Jahrhunderts n. Chr. und fragmentierte Bronzeobjekte aus Brandenburg, Berlin und Sachsen”, pp. 159–182) discusses coin and bullion metal finds in the Barbaricum, specifically in modern Brandenburg, Berlin, and Saxony, concluding that coins were not used in this region, and neither does it seem that the bronze hoarding had a paramonetary form. It seems more likely that everything was meant for melting to distract the valuable base metal. This is attested by finds of coins that were cut, clipped, or melted, as well as other bronze bullion finds. Moreover, the coins found come from the first to the third century and are therefore not representative of contemporary circulation.

The article by Peter Bray (“Chemical Eddies: An Introduction to the REMADE Project’s Approach to Coins, Chemistry and Recycling”, pp. 213–223) concerns the Roman and Early Medieval Defined project (REMADE), which aims to perform chemical analysis on the metal use in Britain in the first millennium AD. Copper alloys are mutable and could undergo complex patterns of reuse and recycling, which could be uncovered by chemical analysis. The present article only gives a very broad overview of the copper alloys in Britain in the Roman period, as also acknowledged by the author (p. 217). It would, however, be especially interesting to consider the results of this chemical analysis of ‘hackbronze’ and other repurposed bronze items, including melted coins. This is not explicitly mentioned in the present article, but seems to be part of the aims of this ambitious project, which has received funding until 2029. Finally, Eckhard Wirbelauer’s (“*Argentei minuti* aus dem elsässischen Niedernai: Überlegungen zur Interpretation einer Fundmünzengruppe”, pp. 129–140) study is a bit of a strange inclusion because it concerns silver imitations in a specific grave find, which seems the most unrelated article to the general topic of the volume. Wirbelauer showcases an interesting case of extremely light silver ‘barbaric’ imitations that did not have a monetary role but were rather used for grave rituals. Apart from the fact that the coins are silver, they can also not be considered as an example of the re-use of Roman coins in a ‘barbaric’ context because the coins are contemporary imitations of fifth-century silver types.

The result of the above-described collection of articles is a volume that presents various approaches and case studies concerning the use of bronze coins, ingots or objects in the late Roman period. The book itself is richly illustrated with 149 illustrations, including helpful figures, tables, and high-quality images of the various bronze objects, imitations, and bronze coins. The structure of the book is, moreover, easy to follow with a helpful footnote system followed by a bibliography after every article. This volume is of particular interest because it combines various disciplines to answer questions about the economic, cultural, and practical uses of bronze as a metal and for the striking of coinage. The introduction's (pp. 7–8) ambitious aims are, perhaps logically, only partly fulfilled by the present volume. Not all of the articles seem to fit perfectly with the aims of the volume, especially those on silver coinage, and because of the lack of a concluding chapter, some readers could have trouble connecting the various case studies to the general topic. Nonetheless, the book offers a comprehensive and modern introduction to the transition period from a bronze monetary to a base metal barter economy in North-Western Europe and is an interesting read for archaeologists, numismatists, and historians studying the early medieval economy.

---

Jehan Hillen, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck  
Doktoratskolleg „Entangled Antiquities“ – CoE EurAsian Transformations  
Doktorand der Alten Geschichte  
Johann.Hillen@uibk.ac.at

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Jehan Hillen: Rezension zu: Anna Flückiger/Jan Bemmman (eds.): *Coining Values. Bronze between Money and Scrap in Late Roman and Early Medieval Europe*. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2025 (Limes und Legion 2). In: Plekos 27, 2025, S. 395–401 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-flueckiger\\_bemmann.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-flueckiger_bemmann.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Timo Stickler/Umberto Roberto (Hrsgg.): Das Weströmische Reich und seine Erforschung. Neue Perspektiven. Stuttgart: Kohlhammer 2024 (Geschichte in Wissenschaft und Forschung). 391 S., 15 Abb., 2 Tabellen. € 69.00. ISBN: 978-3-17-042086-1.

Auch 25 Jahre nachdem Andrea Giardina den Begriff von der „*esplosione di tardoantico*“<sup>1</sup> geprägt und die nach Jahrzehnten aus dem Dornröschenschlaf neu erweckte Spätantike-Forschung treffend beschrieben hat, bleiben noch immer viele Fragen offen und ‚Mosaiksteinchen‘ zu einem großen Bild zusammenzufügen. Während einzelne Zeiträume und Personen – man denke etwa an die zahlreichen Monographien zu Konstantin, Julian oder Justinian – recht gut erforscht sind, wurden andere bislang weniger ausgeleuchtet. Dies gilt für das weströmische fünfte Jahrhundert wie für kaum ein anderes Themenfeld.<sup>2</sup> Um dies zu ändern, hatte sich 2021 eine – in Anbetracht der damaligen Weltlage unvermeidbar – digitale Tagung an der Universität Jena das Ziel gesetzt, diese ‚vielfältigen‘ neuen Perspektiven zusammenzuführen.<sup>3</sup> Der vorliegende, von den damaligen Tagungsorganisatoren Timo Stickler und Umberto Roberto herausgegebene Sammelband zeigt nun, in leicht veränderter Zusammensetzung der Beiträgerinnen und Beiträger die beeindruckende Bandbreite aktueller Forschungen zum spätantiken Westrom in sechzehn Beiträgen in deutscher, italienischer und französischer Sprache auf.

In ihrer konzisen „Einführung“ verweisen Timo Stickler und Umberto Roberto auf das Konzept des ‚langen fünften Jahrhunderts‘, das sich von der folgenreichen Niederlage des Valens in der Schlacht bei Adrianopel (378) bis zum Tod des Gotenherrschers Theoderich des Großen (526) und dem

1 Vgl. A. Giardina: *Esplosione di tardoantico*. In: *StudStor* 40, 1999, S. 157–180.

2 Einen ausführlichen Überblick über die spätantike Geschichte Westroms bietet Henning Börm; vgl. H. Börm: *Westrom. Von Honorius bis Justinian*. 2. Aufl. Stuttgart 2018 (Urban-Taschenbücher 735); eine erste Aufsatzsammlung zu verschiedenen bedeutenden Aspekten findet sich in: H. Brandt (Hrsg.): *Gedeutete Realität. Krisen, Wirklichkeiten, Interpretationen* (3.–6. Jh. n. Chr.). Stuttgart 1999 (Historia. Einzelschriften 134). Eine neuere Publikation mit regionalem Schwerpunkt auf Italien bietet: J. W. P. Wijnendaele (Hrsg.): *Late Roman Italy. Imperium to Regnum*. Edinburgh 2023.

3 Ein ausführlicher Tagungsbericht wurde von Hansjoachim Andres angefertigt; vgl. H. Andres: Tagungsbericht „Das Weströmische Reich und seine Erforschung – neue Perspektiven“, Jena 04.-06. 06. 2021. In: *H-Soz-Kult*, 28. 06. 2021, URL: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127547>.

Ende der vandalischen Herrschaft in Nordafrika (534) erstreckt habe (S. 7–12). Die unterschiedlichen Ansetzungen des Endpunktes des Beobachtungszeitraums verweisen bereits auf zwei zentrale Probleme bei der Beschäftigung mit der weströmischen Geschichte. Zum einen ist die starke regionale Vereinzelung mit teilweise miteinander konkurrierenden Kaiserresidenzen und den im fünften Jahrhundert auf römischem Territorium entstehenden germanischen *regna* zu nennen. Andererseits ist auch die Quellenlage zu den einzelnen regionalen Entitäten mit ‚vereinzelte‘ noch sehr schmeichelhaft beschrieben, wobei außerdem deutliche qualitative Unterschiede zwischen den überlieferten Werken des vierten und fünften Jahrhunderts sowie die ihnen teils inhärente oströmische Perspektivität zu berücksichtigen sind. Zudem verweisen die Autoren darauf, dass sich die Forschung zum fünften Jahrhundert allzu lange auf vermeintliche Zäsuren – wie die sogenannte ‚Reichsteilung‘ nach dem Tod Theodosius des Großen (395) oder die Plünderung Roms (410) – konzentriert habe, deren langfristige Bedeutung mittlerweile ganz oder teilweise anders beurteilt werde, wohingegen zahlreiche Detailfragen weiterhin ungeklärt sind. Hinzu kommen literarische, epigraphische und archäologische Quellenneufunde, die den Blickwinkel auf das politische, wirtschaftliche, militärische und gesellschaftliche Geschehen im fünften Jahrhundert verändern. Der Zuschnitt des Sammelbandes orientiert sich an den von Roberto bereits an anderer Stelle als zentrale „[p]rospective di ricerca“ (S. 9) postulierten Schwerpunkten zum fünften Jahrhundert.<sup>4</sup> Diese nehmen den Einfluss der ‚Barbarenreiche‘ und ‚Schattenkaiser‘ in den Blick, hinterfragen aber auch die Bedeutung der Stadt Rom sowie das Handeln weströmischer Eliten im Allgemeinen und der Senatsaristokratie und des Militäradels im Besonderen. Auch die seit längerem geführte Debatte über das ‚Ende‘ des Heidentums und damit verbundene Entwicklungen versteht Roberto als Kernstück der weiteren wissenschaftlichen Beschäftigung.

So ist es wenig verwunderlich, dass alle diese Schwerpunkte auch im vorliegenden Band Niederschlag gefunden haben. Den Anfang macht dabei ein programmatischer Beitrag von Rene Pfeilschifter („Vernichtung, Übergang, Fortdauer. Der Fall Roms und die Kontinuität des Lokalen“, S. 13–25). Dieser umreißt die bisherige Rezeption des fünften Jahrhunderts und legt einen Fokus auf die unterschiedlichen semantischen Betrachtungsebenen des Umgangs mit dem ‚Fall‘ Roms. Dem altertumswissenschaftlichen

4 Vgl. U. Roberto: Prospettive di ricerca sul quinto secolo. In: *Koinonia* 46, 2022, S. 461–467.

Diskurs seien dabei auf den ersten Blick nur vermeintlich *Pathos* und *Telos* abhandengekommen, das Narrativ vom unaufhörlichen Niedergang sei erfreulicherweise einer multiperspektivischen und nüchterneren Herangehensweise gewichen. Pfeilschifters kundige „Ausflüge in die Nachantike“ (S. 16) helfen dabei, die lange anhaltende, teils emotional und symbolisch aufgeladene Debatte zu dekonstruieren. Im weiteren Verlauf seines Beitrags entwickelt Pfeilschifter ein engagiertes Plädoyer für eine zeitgemäße Westrom-Forschung, die seinem Paradigma vom „Nebeneinander zweier engverbundener, aber dennoch selbständiger und auseinanderstrebender Teilreiche“ (S. 18) Rechnung trägt. In diesem Sinne sollten west- und oströmische Perspektiven in einem komparativen Zugriff stärker zusammengedacht werden. Schließlich liefen diese parallel ab und könnten daher wertvolle Antworten auf die Frage liefern, weshalb sich – ausgehend von ähnlichen Voraussetzungen – das römische Staatswesen in der östlichen Reichshälfte mit langanhaltendem Erfolg transformiert habe, während es dem westlichen Reichsteil an Autonomie und Schlagkraft gefehlt habe, um die großen Herausforderungen bewältigen zu können. Somit sei die Spätantike wie kaum eine andere weltgeschichtliche Epoche für einen solchen ‚systemischen‘ Vergleich geeignet. Gleichzeitig mahnt Pfeilschifter aber auch eine stärkere Konzentration auf regionale Fragestellungen an, bildeten die lokalen Entitäten doch eine basale und konstante Einheit des Gemeinwesens, die fernab von den zumeist in den Quellen zu fassenden Eliten existiere. Um die lokalen Perspektiven gewinnbringend einbeziehen zu können, sei nicht nur eine enge Kooperation mit Archäologen, sondern auch mit den naturwissenschaftlichen Disziplinen nötig.

Die Plünderung Roms durch die Westgoten wurde lange zweifellos als eine der bedeutendsten Zäsuren der spätrömischen Geschichte angesehen. Hendrik A. Wagner beschäftigt sich in seinem Beitrag hingegen mit der komplexen Vorgeschichte dieses Ereignisses und der Rekonstruktion des *itinerarium* Alarichs („Alle Wege führen nach Rom? Die Ereignisgeschichte zum *Itinerarium* Alarichs und zum ‚Fall‘ Roms 408“, S. 27–66). Wie Wagner einleitend feststellt, werden diese Aspekte von den antiken Autoren im Streben nach Deutungshoheit über das einschneidende Ereignis nur unzureichend behandelt. Zudem werde Alarich aus einer *ex post*-Perspektive schon früh zur großen Gefahr und zum ‚Eroberer Roms‘ stilisiert, obwohl der Kaiserhof ihm zunächst nur eine untergeordnete Bedeutung beigemessen habe. Auch die moderne Forschung habe sich in der Vergangenheit primär mit

rezeptionsgeschichtlichen Fragen beschäftigt. Wagner spricht sich dafür aus, einen deutlich längeren Zeitraum in den Blick zu nehmen, den er mit der folgenreichen Entmachtung Stilichos im Jahr 408 beginnen lässt. Anhand der vereinzelter Überlieferung weist Wagner pointiert auf einige Quellenprobleme hin, beispielsweise Stilichos eigenartige Passivität bei seinem Sturz, den Verbleib seiner Familie in Rom und die im Zusammenhang mit Alarichs erstem Romzug stehenden ‚Hungerrevolten‘. So kommt er zu dem Schluss, dass eine exakte Datierung der in den Quellen beschriebenen Plünderungsereignisse auf den August 410 schwerfalle. Stattdessen seien in den literarischen Schilderungen auch Erfahrungen der vorherigen Alarichzüge eingeflossen und zu einem „punktuellen ‚Hyperereignis‘ kumuliert“ (S. 35) worden. In Bezugnahme auf das bekannte Hieronymus’sche Diktum *Quid salvum est, si Roma perit?* (Hier. epist. 123,16,14) weist er darauf hin, dass Alarichs Romzug im Jahr 408 eine kaum zu überschätzende Bedeutung zukomme, schließlich habe er die Stadt danach im sprichwörtlichen Würgegriff gehalten und die politische und wirtschaftliche Ordnung beeinflusst: „Der ‚August 410‘ war dann nur noch eine letzte Razzia, bevor Alarich nach zwei ergebnislosen Jahren des Krieges, der Politik und des Verhandelns endlich das *caput mundi* aus seiner Gewalt entließ“ (S. 61).

Im Folgenden widmet sich Frank Schleicher mit Orosius einem Autor, dem wir eine der ausführlichsten Schilderungen der Plünderung Roms verdanken („*Patria* und *imperium sine fine* im fünften Jahrhundert? Orosius und der Geist der Zeit“, S. 67–91). Dabei geht es Schleicher weniger um das Œuvre des Orosius als vielmehr um ein „Phänomen der Zeitgeschichte“ (S. 68) rund um die Wende vom vierten zum fünften Jahrhundert: die häufige Bezugnahme auf das in augusteischer Zeit von Vergil geprägte Konzept vom *imperium sine fine* (Verg. Aen. 1,279) und die damit einhergehende Vorstellung einer gesamtrömischen *patria*. Die Motivik lässt sich in einschlägigen Quellenstellen bei Claudian, Prudentius und Rutilius Namatianus nachweisen. Wie Schleicher nachvollziehbar schlussfolgert, erwies sich die *sine-fine*-Idee somit sowohl bei christlichen Autoren als auch bei solchen, die „fest in den Traditionen des alten Roms verwurzelt“ (S. 76) waren, als wirkmächtig. Die aus den voneinander abweichenden religiösen Überzeugungen resultierenden Unterschiede in der Auslegung des Ideals seien trotz aller sonstiger Polemik dabei gradueller Natur. Während Claudian in seinen offiziellen Hofdichtungen Stilichos militärische Erfolge mit der *pax Augusta* des frühen Prinzipats in Verbindung bringe und aus naheliegenden Gründen mit der

Idee einer weltumspannenden römischen Herrschaft verbinde, stelle Prudentius die grenzenlose Herrschaft Roms in den Dienst der christlichen Religion und ihrer Transzendenzlehre. Aus Rutilius' *De reditu suo* spreche hingegen der optimistische Glaube an ein Wiedererstarken Roms nach dem *annus horribilis* 410. Am ausführlichsten diskutiert Schleicher Orosius' *patria*-Konzeption in den *Historiarum adversos paganos libri VII*, die als einzige politische und religiöse Dimensionen konsequent zusammendächten. So rühme sich der Kirchenhistoriker einer einheitlichen römischen Herrschaft unter einem einheitlichen christlichen Glauben, die dem reisenden Christen Freiheit und Rechtssicherheit im gesamten Reichsgebiet gewähre. Dabei nehme Orosius, wie Schleicher kundig zeigt, Anachronismen und Inkonsistenzen – vor allem in Bezug auf die Behandlung germanischer Reichsgründungen – billigend in Kauf.

Trotz aller Beschwörungen der Einheit und Größe Roms geriet die weströmische Reichshälfte im fünften Jahrhundert in schwieriges Fahrwasser. Henning Börm's Beitrag („Schattenkaiser? Handlungsoptionen und Spielräume der letzten weströmischen Herrscher“, S. 93–111) wendet sich mit dem sogenannten ‚Schattenkaisertum‘ einer der typischerweise als Krisenphänomene ausgemachten Entwicklungen zu. Dabei stellt er sich gegen eine bereits seit dem neunzehnten Jahrhundert greifbare, allzu stereotype Betrachtungsweise der letzten weströmischen Kaiser nach dem Ende der valentinianisch-theodosianischen Dynastie. In Fortführung bereits bestehender Forschungsansätze lasse sich – mit Ausnahme des auf Basis der vorhandenen Quellen kaum greifbaren Libius Severus und des nur wenige Monate regierenden Olybrius – eine große Bandbreite unterschiedlicher Herrschaftsstile und Legitimationsstrategien ausmachen, die sich auch deutlich von der Herrschaftskonzeption östlicher Amtskollegen in Konstantinopel unterschieden. Während deren einzelne Herrschaften sich durch ein stabiles Palastkaisertum auszeichneten und eine Distinktion von den Vorgängern nicht erforderlich machten, waren weströmische Bestrebungen zur Errichtung eines Palastkaisertums unter Honorius bereits früh gescheitert.<sup>5</sup> Dieser Umstand und die ebenfalls seit Honorius immer stärkere Delegation von

5 Zum spätantiken Palastkaisertum und seinen Implikationen vgl. zuletzt F. K. Maier: Palastrevolution. Der Weg zum hauptstädtischen Kaisertum im Römischen Reich des vierten Jahrhunderts. Paderborn 2019 (Antike Imperien 1); sowie grundlegend auch R. Pfeilschifter: Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole. Berlin/Boston 2013 (Millennium-Stu-



Machtbefugnissen auf die Heermeister schränkten die Handlungsspielräume der Kaiser zunehmend ein. Börm spricht sich vor diesem Hintergrund für einen Ansatz aus, der das Handeln der einzelnen Herrscher stärker nuanciert, ähnlich wie dies bereits seit geraumer Zeit für die sogenannten ‚Soldatenkaiser‘ diskutiert wird. Zu diesem Zweck müsse der Gedanke einer Unausweichlichkeit, wie er für die negativen Urteile über die letzten weströmischen Kaiser ursächlich sei, dem Konzept der Kontingenz weichen: „[M]an darf nicht übersehen, dass die meisten *Augusti* tatkräftige Männer waren, die sich durchaus als Hoffnungsträger eigneten. Sie standen vor schwierigen Aufgaben, nicht vor unmöglichen“ (S. 105).

Die folgenden zwei Beiträge beschäftigen sich mit einer historischen Person, die zugleich für den Fortgang der ost- und weströmischen Geschichte bedeutsam war: Attila. Attilas undurchsichtige Legitimation seines Vorgehens gegen Westrom im Rahmen der sogenannten ‚Honorio-Affäre‘ sowie die schnelle Desintegration seiner Herrschaft unter seinen Söhnen geben der Forschung bis heute Rätsel auf. Mischa Meier nähert sich dem Hunnenherrscher mit einem frischen Blick vom Ende her und wählt dessen „merkwürdig banale[s] Ableben“ (S. 114) als Ausgangspunkt für einige grundlegende Überlegungen zur Herrschaftspraxis Attilas („Der späte Attila und das Ende des ‚Hunnenreiches‘. Spuren eines verhängnisvollen Strategiewechsels“, S. 113–143). Dieser sei sehr stark auf ein entsprechendes Charisma angewiesen gewesen, um seinen Führungsanspruch über einen heterogenen Verband nomadischer Reiterkrieger dauerhaft behaupten zu können. Die Hunnen zeichneten sich, so Meier, wie andere vergleichbare Verbände dadurch aus, dass sie zunächst an der Peripherie der oströmischen Reichshälfte operierten, um deren Ressourcen gewinnbringend durch Plünderungen und teure Zugeständnisse in diplomatischen Verhandlungen maximal gewinnbringend auszubeuten. Dabei durfte Konstantinopel aber nicht allzu sehr überfordert werden, damit die hunnische Existenzgrundlage nicht gefährdet wurde. Meier erweitert dieses plausible Konzept aber um die wichtige These, wonach Attila zugleich eine zu starke Einmischung in die inneren Strukturen und Konflikte des Ostens vermeiden und zu seinem eigenen Machterhalt eine ‚hunnische Alternative‘ aufrechterhalten musste. Entgegen den bishe-

dien 44); St. Diefenbach: Zwischen Liturgie und *civilitas*. Konstantinopel im 5. Jahrhundert und die Etablierung des städtischen Kaisertums. In: R. Warland (Hrsg.): Bildlichkeit und Bildorte von Liturgie. Schauplätze in Spätantike, Byzanz und Mittelalter. Wiesbaden 2002, S. 21–49.

gen Forschungsmeinungen argumentiert Meier dafür, dass Attila nicht vom weströmischen, sondern vom oströmischen Kaiserhof zum Heermeister ernannt worden sei. Darin sieht er eine Konstantinopeler Strategie, um den Hunnen für sich zu vereinnahmen und ihn stärker in die römische Sphäre zu integrieren, was dieser erkannt und weitgehend erfolgreich vermieden habe. Somit habe Attilas ab 450 vollzogene Abwendung vom Osten und Hinwendung zum Westen mehr als nur rein geographische Bedeutung, markiere sie doch zugleich eine Abkehr von der bis dahin praktizierten strikten „Trennung zwischen hunnischen und römischen Sphären“ (S. 131) und somit nichts weniger als einen radikalen Strategiewechsel. Das offensive Vorgehen gegen die westlichen Provinzen, dem erst mit dem römisch-westgotischen Kraftakt auf den Katalaunischen Feldern Einhalt geboten werden konnte, diene somit letztlich dem Ziel, die Hunnen dauerhaft als Machtfaktor innerhalb des Imperiums zu verankern und so eine dynastische Legitimation für Attila und seine Nachkommen zu schaffen. Das Scheitern dieser Pläne bedingte somit auch den Misserfolg der Attila-Söhne, die den an ein charismatisches Agieren gerichteten Anforderungen nicht gewachsen waren.

Timo Sticklers folgender Einwurf auf Meiers These stellt einmal mehr unter Beweis, wie sehr ein engagierter Diskurs zu den zahlreichen Quellenproblemen der weströmischen Geschichte des fünften Jahrhunderts notwendig ist („Zur Frage des Heermeisteramtes Attilas“, S. 145–150). Dabei unterstützt Stickler Meiers Annahme eines späten Politikwechsels Attilas, der eine Trennung hunnischer und römischer Machtsphären aufgebrochen und letztlich den Anfang vom Ende der Hunnen als Machtfaktor eingeläutet habe. Im Gegensatz zu Meier deutet Stickler eine zentrale Priskos-Stelle jedoch nicht als Hinweis auf eine Ernennung Attilas zum Heermeister durch Ostrom als Teil einer ‚subversiven‘ Strategie, um dessen Autorität bei seiner eigenen Klientel zu untergraben. Stattdessen sieht er eine Ernennung durch Westrom weiterhin als wahrscheinlich an und stellt diese in den Kontext eines regen diplomatischen Austauschs zwischen Attila und dem Hof Valentinians III., was auch eine frühere Datierung der strategischen Neuausrichtung Attilas auf die Mitte der 440er Jahre zur Folge habe.

Der Zeitraum zwischen 423 und 425 wird in der Westrom-Forschung bereits seit geraumer Zeit als entscheidende Wegmarke für ein Auseinanderdriften der beiden Reichshälften angesehen. So zeigte der oströmische Kaiserhof nur wenig Interesse daran, die Situation im Westen nach dem Tod des Honorius zu regeln. Erst nachdem interessierte Kreise in Ravenna mit der Er-

hebung des Johannes die Sache selbst in die Hand genommen hatten, rang sich Theodosius II. zu einer militärischen Intervention zu Gunsten seiner Tante Galla Placidia und ihres sechs Jahre alten Sohnes, des letzten valentinianisch-theodosianischen ‚Kinderkaisers‘, Valentinians III., durch. Laura Mecella erweitert diese Perspektive und nimmt das ost- und weströmische Zusammenwirken bis zum Ende der 430er Jahre in den Blick [„I funzionari orientali e l’Occidente (425–426 d.C.)“, S. 151–166]. Entgegen dem oftmals in Quellen und Forschung gezeichneten Bild von Theodosius II. als Zauderer unterstreicht sie dessen entschlossenes Vorgehen gegen den weströmischen Usurpator mit dem Ziel einer „vittoria senza compromessi“ (S. 153). Dabei dürfe nicht übersehen werden, dass Konstantinopel nicht nur Soldaten zur Machtsicherung Valentinians entsandt, sondern auch mit den bei Mecella titelgebenden „funzionari orientali“ administrativ im Sinne eines gesamtrömischen Machtanspruchs im Westen gewirkt habe. Dies lasse sich trotz aller prosopographischer Unklarheiten in einer gesteigerten juristischen Aktivität oströmischer Beamter im Westen ablesen, die auch maßgeblichen Einfluss auf die Entstehung des *Codex Theodosianus* gehabt habe. Für Mecella markiert der Zeitraum 425/426 eine letztmalig fassbare „concreta collaborazione tra gli apparati burocratico-amministrativi delle due partes“ (S. 163). Im Vergleich zu den Zeiten des Arcadius und Honorius habe die Möglichkeit reichsteilübergreifender Karrieren für Beamte und Funktionsträger in den 430er Jahren immer weiter abgenommen, bis sie später auf rein ‚diplomatische‘ Kontexte beschränkt gewesen sei.

Jeroen Wijnendaele kehrt zu dem Problem der sogenannten ‚Schattenkaiser‘ und ihrer militärischen Misserfolge zurück, wobei er diese in eine längere Betrachtung militärischer Autorität im Westen ab dem Jahr 395 einordnet („Die Delegation militärischer Befugnisse im Weströmischen Reich“, S. 167–183). Mit semantischer Präzision widmet er sich zunächst mit „military manager“, „generalissimo“, und „warlord“ (S. 169) den vielen Termini, die in den letzten Jahrzehnten von der Forschung für die Bezeichnung militärischer Oberbefehlshaber vorgeschlagen wurden. Dazu nimmt er kurzfristig auch die „üblichen Verdächtigen“ (S. 168), wie Stilicho, Constantius, Aëtius, Bonifatius und Ricimer, in den Blick. Wijnendaele warnt vor einer allzu statischen top-down-Wahrnehmung der Befehlsgewalt dieser Personen und entwirft stattdessen einen neuen Ansatz der „Kategorisierung von Krisen“ (S. 171). Auf diese Weise gelingt es ihm, plausibel nachzuzeichnen, dass die weströmische Zentrale auf die verschiedenen Herausforderungen auch

unterschiedlich reagierte. Während die wichtigsten militärischen Entscheidungsträger auf Großkrisen – wie die Italienzüge Alarichs oder die Invasion Attilas – persönlich ins Feld zogen, delegierten sie ihre Befehlsgewalt bei als lokal begrenzt empfundenen Ereignissen auf untergeordnete Befehlshaber. Dies dient Wijnendale als Ausgangspunkt einer trotz aller Probleme der fragmentarischen Quellenlage überzeugenden Rekonstruktion weströmischer ‚Befehlsketten‘. Durch die territorialen Verluste Westroms im fünften Jahrhundert seien die militärischen Ressourcen und Handlungsspielräume jedoch immer stärker limitiert worden, sodass die Strukturen sich ab den 450er Jahren nur noch einseitig auf das italische Bewegungsheer stützen konnten. Weitere Probleme speisten sich, so Wijnendale, aus dem Nebeneinander kaiserlicher und heermeisterlicher Befehlsgewalt, als die Kaiser ab Valentinian III. wieder stärkere Mitspracherechte für sich reklamierten – eine Redundanz, die erst durch die faktische Abschaffung des weströmischen Kaisertums durch Odoaker behoben worden sei: „Was 476 geschah, war nicht der Untergang des ‚Römischen Reiches‘. Vielmehr war es ein Geständnis, dass Italien die Abwärtsspirale der internen Kämpfe zwischen westlichen Kaisern und *magistri militum* um die endgültige Autorität in der Befehlskette nicht fortsetzen konnte“ (S. 180).

Während sich die vorangehenden Beiträge nachdrücklich um eine Dekonstruktion und Entmystifizierung spätantiker Erinnerungsorte und vermeintlicher ‚Epochenjahre‘ bemüht haben, eröffnet Udo Hartmann mit seinen Überlegungen zu dem neuplatonischen Philosophen Damaskios von Damaskos eine Reihe von Beiträgen zu besonderen Quellenstellen („Damaskios und die Geisterkrieger der Attila-Schlacht“, S. 185–221). In einem be fremdlich anmutenden Exkurs seiner *vita Isidori* berichtet Damaskios von einem Kampf zwischen Römern und den von Attila angeführten Hunnen, den er ahistorisch vor die Mauern Roms verlegt. Die auf beiden Seiten äußerst verlustreiche Schlacht habe anschließend in nächtlichen Kämpfen schattenartiger Geisterwesen, die Damaskios als „Abbilder der Seelen“ der Verstorbenen (τὰ εἰδωλα τῶν ψυχῶν, Dam. vita Isid. 63) bezeichnet, ihre Fortsetzung gefunden, was Damaskios mit weiteren angeblichen *exempla* von Geisterkriegern garniert. Die fragliche Textstelle hat bislang weder das Interesse der Attila- noch der Damaskios-Forschung geweckt, sich aber ab dem neunzehnten Jahrhundert vermehrt künstlerischer Rezeption erfreut. Auch Hartmann schätzt ihre historische und historiographische Aussagekraft als überschaubar ein. Dabei dürfe man sie aber auch nicht als unkundiges Desinter-

esse eines oströmischen Gelehrten abtun. Vielmehr spreche aus Damaskios' Exkurs eine für ihn und den von ihm porträtierten Lehrmeister, Isidoros von Alexandria, typische pagane Begeisterung für Wundergeschichten, mit deren Hilfe sich die Anhänger der traditionellen Kulte des Wirkens ihrer Gottheiten in der Welt versicherten. Düster ausgemalte Erzählungen von Schattenwesen fügten sich dabei, so Hartmann, in das „pessimistische Grundschema“ (S. 213) ein, mit dem die Neuplatoniker auf das sie umgebende, christlich gewordene Imperium schauten, das sie für einen allgemeinen Niedergang verantwortlich machten.

Auch Hartmanns Jenaer Kollege Hansjoachim Andres spürt dem literarischen Niederschlag eines mit den Ideen des Neuplatonismus eng verwandten Themas nach („Olympiodor von Theben und die literarische Tradition der Zerstörung apotropäischer Statuen“, S. 223–257). Seine minutiöse, aber bisweilen etwas verworrene Analyse der Erwähnung apotropäischer Statuen und des Konzepts der ‚Telestik‘, die im vierten und fünften Jahrhundert vor allem im Kontext theurgischer Praktiken standen, zielt vor allem auf das fragmentarisch überlieferte Geschichtswerk des paganen Autors Olympiodor von Theben ab. Darüber hinaus gelingt Andres eine Einordnung solcher Narrative in das politische, philosophische und literarische Gesamtpanorama des ‚langen fünften Jahrhunderts‘. Das vornehmliche Anliegen paganer Vertreter sei es dabei gewesen, zu belegen, dass die von ihnen verehrten Statuen mehr als nur einen ästhetischen Mehrwert hatten und keineswegs von ihren angestammten Plätzen entfernt werden dürften, da sie Unheil abwendeten: „Eine Statue kann der Garant eines Teils der Weltordnung sein, die in sich zusammenbricht, wenn sie gestört wird“ (S. 250). Der Heide Olympiodor sei daher darum bemüht gewesen, mit den entsprechenden Exkursen in seinem Theodosius II. gewidmeten Werk den Kaiser und seine Entscheidungsträger für diesen Standpunkt zu gewinnen. Daher habe er von einer zu starken Verknüpfung mit paganen Glaubensinhalten abgesehen und stattdessen den Versuch unternommen, die Telestik als Teilaspekt der Philosophie und der Wissenschaften darzustellen.

Tabea L. Meurer hinterfragt in ihrem Beitrag spätantike *otium*-Konzepte und wird dabei vor allem in den Briefcorpora der gallo-römischen Literaten Sidonius Apollinaris, Ruricius von Limoges und Avitus von Vienne fündig („Nur mehr stille Distinktion? *Otium*-Konzepte und die Transformation senatorischer Statusdiskurse im spätantiken Gallien“, S. 259–276). Meurer wendet sich gegen ein von ihr wahrgenommenes Missverständnis, wonach

die aristokratische Muße ein reines Freizeitvergnügen gewesen sei, was sich in modernen Diskursen über die Spätantike zudem mit dem Vorwurf einer ‚Realitätsflucht‘ oder einer ‚Rückwärtsgewandtheit‘ entsprechender Exponenten vermische (S. 260). Dahingegen sei schon den republikanischen und frühkaiserzeitlichen Quellen eine ‚Zeitökonomie‘ als Teil einer ‚senatorischen Statusökonomie‘ inhärent (S. 261). Bei Sidonius lasse sich, so Meurer, ein geradezu traditionelles Changieren zwischen ostentativem ‚Mußehabitus‘ und defensiver ‚Mußeapologetik‘ beobachten (S. 273). Daraus ergebe sich außerdem eine Kritik an einem Rückzug aus dem öffentlichen Leben, auch im Sinne eines asketischen *otium religiosum*. Dieses werde von dem rund zehn Jahre jüngeren Ruricius bereits anders interpretiert, der im Gegensatz zu seinem Briefpartner Sidonius keine administrativen Ämter anstrebte, sondern eine Karriere als Bischof einschlug. Auch die episkopalen Amtsgeschäfte rechtfertigten ein von Ruricius großzügig ausgelegtes *otium*-Bedürfnis, da die Lebenszeit letztlich nach jenseitigen Anforderungen zu gestalten sei. Für alle von Meurer untersuchten Personen firmierte der Mußehabitus nach wie vor als sich aus ihrem sozialen Stand ergebende elitäre Selbstverständlichkeit und „Mittel stiller Distinktion“ (S. 274) zur Abgrenzung von den tiefgreifenden politischen und sozialen Veränderungen im vormals römischen Gallien.

Roland Steinachers Aufsatz greift die von Roberto einleitend aufgeworfene Perspektive der barbarischen Reichsgründungen auf und wirft dabei einen Blick auf Nordafrika („Römische Barbaren und neue Horizonte. Nordafrika im 5. Jh. n. Chr.“, S. 279–303). Während sich die Vandalen in den letzten Jahrzehnten einiger wissenschaftlicher Aufmerksamkeit erfreuen konnten, sind andere Verbände bislang noch wenig erforscht. Steinacher greift dabei die für Westeuropa bereits etablierte Dichotomie von den Verbänden „erster“ und „zweiter Reihe“ (S. 281) auf, die durch die unterschiedliche Permanenz und Nachhaltigkeit ihrer Einflussnahme sowie ihres Niederschlags in den Quellen voneinander abgegrenzt werden können.<sup>6</sup> Für Nordafrika

6 Zur Terminologie ‚erste‘ vs. ‚zweite‘ Reihe vgl. H. Wolfram: Das Römerreich und seine Germanen. Eine Erzählung von Herkunft und Ankunft. Wien/Köln/Weimar 2018. Neuere Forschungen zu den Vandalen wurden in den letzten zehn Jahren in größerer Anzahl vorgelegt. Vgl. exemplarisch Y. Moderán: Les Vandales et l’empire romain. Édité par M.-Y. Perrin. Arles 2014 (Civilisations et Cultures); K. Vössing: Das Königreich der Vandalen. Geiserichs Herrschaft und das Imperium Romanum. Darmstadt 2014; R. Steinacher: Die Vandalen. Aufstieg und Fall eines Barbarenreichs. Stuttgart 2016; K. Vössing: Die Vandalen. München 2018 (C. H. Beck Wissen 2881); U. Roberto: Il secolo dei Vandali. Storia di un’integrazione fallita. Palermo 2020 (Aspettando i barbari).

ließen sich analog dazu in „erster Reihe“ die Vandalen ausmachen, während in „zweiter Reihe“ vor allem die Berber und *Mauri* stehen, wobei es sich bereits um nicht unproblematische römische Sammelbegriffe handle. Im Wirken der Mauren und ihrer Interaktion mit dem weströmischen Kaiserhof seien schon Muster vorweggenommen, die typischerweise den Vandalenherrschern zugeschrieben würden. Steinacher verweist auf die Dynastie Nubels und seiner Söhne, die im vierten Jahrhundert Afrika kontrollierte und dabei abwechselnd mit und gegen die römische Zentrale agierte. In der Analyse Steinachers erscheinen ihre Vertreter als Prototypen und gewissermaßen als ‚Türöffner‘ für die Herrschaft Geiserichs rund fünfzig Jahre später: „Männer wie Firmus und Gildo legten die Grundlage, auf der die Vandalen ihr afrikanisches Militärkönigtum errichteten. Geiserich sollte gewissermaßen beenden, was die Söhne Nubels begonnen hatten“ (S. 290). Auch kann Steinachers Studie zu einer Neuperspektivierung einiger vermeintlicher Gewissheiten in der lückenhaft überlieferten Geschichte Nordafrikas im fünften Jahrhundert beitragen. So sei die althergebrachte Theorie vom Scheitern der vandalischen Herrschaft durch Migrationsströme aus der Sahara nicht mehr aufrechtzuerhalten. Der numidische Raum biete hingegen zahlreiche archäologische und epigraphische Zeugnisse, die eine Kontinuität in der Herrschaftspraxis maurischer *reges* nach der Desintegration Westroms nahelegten. Diese zeichneten sich durch die Betonung einer „in gleicher Weise [...] maurische[n] wie römisch-christliche[n] Identität“ (S. 296) aus.

Leo der Große gilt als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der späten weströmischen Geschichte und erster ‚Papst‘, der diese Rolle machtpolitisch auszufüllen wusste. Während sich die bisherige Forschung bislang vor allem mit Leos Bemühungen um eine Anerkennung des Primats Roms innerhalb der Christenheit und seinen Verhandlungen mit Attila beschäftigt hat, beleuchtet Philippe Blauddau mit dessen Bestrebungen um die Rehabilitation der auf dem Konzil von Ephesos Verbannten einen bislang weniger beachteten Aspekt im Wirken des römischen Bischofs [„L’évêque de Rome Léon, la cour de Valentinien III et la controverse christologique (448–455)“, S. 305–323]. Blauddaus Analyse zeigt das Verhalten Leos im Spannungsfeld christologischer Debatten und diplomatischer Bemühungen zwischen den Kaiserhöfen auf. Nachdem die zur Feier der *cathedra Petri* in Rom versammelten westlichen Bischöfe kein Gehör in Konstantinopel gefunden hatten, konnte Leo durch Anrufung Valentinians III., seiner Mutter Galla Placidia und seiner Ehefrau Licinia Eudoxia einen indirekten Gesprächskanal zu

Theodosius II. aufbauen. Blaudeau formuliert dabei die These, dass der Bischof vor allem Placidias Bemühungen um eine Repräsentation in der Nachfolge Konstantins und eine Stärkung des nicaenischen Glaubens als hilfreich erachtete, um seine eigenen Interessen in Konstantinopel zu vertreten. Theodosius sei aus Sorge um seine Autorität in christologischen und legislativen Fragen in der Debatte um die Rehabilitation des Flavianus von Konstantinopel und anderer Bischöfe aber nicht zu Kompromissen bereit gewesen. Der plötzliche Tod des oströmischen Kaisers habe alle weiteren Hoffnungen zunichtegemacht. Dabei unterstreicht Blaudeau, dass der Thronwechsel von Theodosius zu Markian aufgrund der dadurch einsetzenden Spannungen mit dem weströmischen Kaiserhof nicht nur in Leos Sinne gewesen sein könne. Auch wenn Valentinians Zögern bei der Anerkennung Markians unstrittig ist, lässt sich der von Blaudeau insinuierte Grund einer Rache des weströmischen Kaisers für die dreißig Jahre zuvor nicht erfolgte Anerkennung seines Vaters durch Konstantinopel sicherlich hinterfragen.

Auch Carla Sfameni greift das Thema religionspolitischer Auseinandersetzungen auf und nimmt einmal mehr das Ende des Heidentums in den Blick („Essere pagani dopo Teodosio tra Roma e Atene: una prospettiva archeologica“, S. 325–342). Den Ausgangspunkt bildet dabei das 2011 von Alan Cameron publizierte Werk „The Last Pagans of Rome“ und die darin geäußerte und seitdem vieldiskutierte These vom „natural death“<sup>7</sup> des Heidentums, das bereits vor Theodosius’ weitreichenden antipaganen Maßnahmen am Ende des vierten Jahrhunderts irreparabel geschwächt gewesen sei. Sfameni verfolgt in dieser langen und aufgeheizten Debatte einen durchaus innovativen Ansatz, der auf eine konsequente Auswertung archäologischer Befunde aus Rom und Athen setzt. Neben der aufgrund seiner polemischen Implikationen schwierigen Definition des ‚Heidentum‘-Begriffs zeugten auch die im *Codex Theodosianus* überlieferten Rechtstexte davon, wie problematisch die praktische Umsetzung antiheidnischer Maßnahmen war, wodurch der Aussagewert archäologischer Zeugnisse erschwert werde. Der Befund zu Rom sei daher auch alles andere als eindeutig: Tempel seien zwar verlassen und umgewidmet und einzelne Bauteile als Spolien zweckentfremdet, grundsätzlich aber geschützt und erhalten worden. Es lasse sich eine Verlagerung religiöser Praktiken ins Private ablesen, die mit der Zeit zu kulturellen Traditionen umgedeutet worden seien: „Malgrado la diffusione del

7 Al. Cameron: *The Last Pagans of Rome*. Oxford/New York 2011, S. 131.



Cristianesimo, molti romani rimasero tenacemente attaccati a riti e feste religiose che, a loro avviso, dovevano garantire la sopravvivenza stessa di Roma e dell'impero" (S. 330). Während sich in Rom also die implizite Verbindung zwischen traditionellen Kulturen und imperialen Vorstellungen erhalten habe, sei die Transformation ins Private für Athen deutlicher nachweisbar. Dabei seien heidnische Motive und Praktiken als ideelle Zeugnisse einer „identità romana“ (S. 336) zu verstehen, die von ihren religiösen Bedeutungen nach und nach entkernt worden seien.

Die Bedeutung religiöser Riten und ihre Transformation in der Spätantike stehen ebenfalls im Zentrum des Beitrags von Ignazio Tantillo, der diese Aspekte anhand eines exemplarischen Quellenproblems untersucht („L'adorazione delle colonne nelle chiese nell'Africa di Agostino“, S. 343–355). Den Ausgangspunkt bildet dabei eine Stelle aus dem *sermo* 26 des Augustinus von Hippo, der den umfangreichsten Text aus dem Predigtencorpus des Kirchenvaters darstellt (Aug. *serm.* 26,10–16). Darin berichtet und urteilt Augustinus über die eigentümliche Praxis einiger nordafrikanischer Christen, die bestimmte Säulen in Kirchen verehrten. Augustinus' Standpunkt in dieser Frage sei durchaus ambivalent, da er die Existenz heiliger Bilder nicht grundsätzlich ablehne, ihre Anbetung in rituellen Zusammenhängen aber kritisiere. Entgegen früher vertretenen Hypothesen, wonach die von Augustinus diskutierte Praxis mit dem in anderen kirchenhistorischen Werken beschriebenen Küssen der Kirchentürschwelle gleichzusetzen sei, deutet Tantillo die Säulen als mehrschichtiges „simbolo polisemico“ (S. 349). Auch die bislang oftmals vertretene These, wonach Heiden die zu Kirchen umgewidmeten Tempel weiterhin aufsuchten und angestammte Praktiken fortsetzten, greift nach Tantillos Ansicht zu kurz, um Augustinus' Aufmerksamkeit für dieses Phänomen zu erklären. Er wertet dazu archäologische und epigraphische Befunde aus und postuliert eine religiöse Umdeutung von Säulen zu christologischen Symbolen. Dies beziehe sich auf das im alttestamentarischen Buch Exodus erwähnte Bild Gottes als Wolken- und Feuersäule, die Moses und seinem israelitischen Gefolge den Weg aus Ägypten gewiesen habe (Ex 13,21–22). Dennoch habe die Verankerung der Praxis in den Sitten der alten Kulte beinahe zwangsläufig Augustinus' Argwohn und Ablehnung hervorrufen müssen: „A disturbare Agostino non era allora la sostanza cripto-pagana di questa forma di culto, ma il gesto, l'atto stesso cioè la adorazione di un oggetto, che rievocava forme di idolatria tanto antiche e familiari quanto ora inaccettabili“ (S. 353).

Den Abschluss des Sammelbands bildet Lucrezia Speras ausführliche Betrachtung der Bedeutung Roms als Kaiserresidenz und Repräsentationsort der weströmischen Kaiser im fünften Jahrhundert, die thematisch an die wichtigen Arbeiten von Mark Humphries und Andrew Gillett zum spätantiken Verständnis Roms anschließt („Gli Imperatori a Roma – gli Imperatori e Roma‘ nel V secolo. I contesti“, S. 357–383).<sup>8</sup> In der jüngeren Vergangenheit habe eine Neubewertung der kaiserlichen Nutzung Roms zwischen der Tetrarchie und dem Ende des weströmischen Kaisertums stattgefunden. Der von Spera als „riaffezione“ (S. 357) betitelte Prozess sei vor allem unter Theodosius und Honorius vorangetrieben, aufgrund der zahlreichen politischen und militärischen Herausforderungen dieser Zeit aber nie vollständig abgeschlossen worden. Dennoch komme Ravenna als Kaiserresidenz vor allem eine funktionale Bedeutung zu, die es nicht mit den symbolischen Implikationen des *caput mundi* aufnehmen können. In einer ambitionierten Auswertung literarischer, epigraphischer und archäologischer Zeugnisse kann Spera einige wichtige Trends aufzeigen. Neben restaurativen und praktisch bedingten Projekten, wie der Instandhaltung der Stadtmauern, habe der Kaiserhof das übergeordnete Ziel einer Modernisierung der Residenz verfolgt. Neubauten dienten dabei vor allem der Manifestation des christlichen Glaubens, sowohl in Kooperation mit als auch teilweise in Konkurrenz zu bischöflichen Akteuren. Die christliche Umgestaltung des städtischen Raums sei ebenso wie die Schaffung einer kaiserlichen Vorstadt erkennbar dem Vorbild Konstantinopels gefolgt.

Der vorliegende Tagungsband liest sich wie ein buntes Panoptikum der zeitgenössischen Westrom-Forschung, das viele einzelne Quellen- und Forschungsprobleme aufgreift, ohne einer allzu großen Vereinzelung Vorschub zu leisten. Die von Roberto als zentrale Forschungstrends ausgemachten Aspekte bleiben dabei stets im Blick der Beiträgerinnen und Beiträger. Auch Pfeilschifters eingangs skizzierte Ermahnungen zu vergleichenden und zusätzlich das Lokale in den Blick nehmenden Perspektiven haben bei den Au-

8 Vgl. A. Gillett: Rome, Ravenna and the Last Western Emperors. In: PBSR 69, 2011, S. 131–167; M. Humphries: From Emperor to Pope? Ceremonial, Space, and Authority at Rome from Constantine to Gregory the Great. In: K. Cooper/J. Hillner (Hrsgg.): Religion, Dynasty, and Patronage in Early Christian Rome, 300–900. Cambridge/New York 2007, S. 21–58; M. Humphries: Valentinian III and the City of Rome (425–55): Patronage, Politics, Power. In: L. Grig/G. Kelly (Hrsgg.): Two Romes. Rome and Constantinople in Late Antiquity. Oxford/New York 2012 (Oxford Studies in Late Antiquity), S. 161–182.

torinnen und Autoren Gehör gefunden. Während einige Beiträge bestehende Forschungsmeinungen erweitern oder ersetzen, bilden weitere die Essenz an anderer Stelle bereits monographisch erörterter Fragestellungen. Einige wiederum skizzieren neue Forschungsvorhaben und zeigen bestehende Desiderate auf, die auf Anhieb das Interesse des Lesers wecken. Die Verbindung von Perspektiven der deutschen, italienischen und französischen Forschung erweist sich vor dem Hintergrund der behandelten Thematik als Glücksgriff. Zudem bestechen die Beiträge uneingeschränkt durch Quellennähe und detaillierte Literaturanhänge. Das bewährte leserfreundliche Layout der Reihe „Geschichte in Wissenschaft und Forschung“ wird durch die mitunter aufgebrochene chronologische und inhaltliche Stringenz in der Abfolge der Beiträge etwas geschmälert. So wäre eine explizitere Orientierung an den Sektionen der zu Grunde liegenden Tagung („Kaisertum und Hof“, „Aspekte von Verwaltung und Recht“, „Kulturgeschichtliche Aspekte“, „Religiöse Aspekte“, „Archäologische und epigraphische Aspekte“ und „Regionale Aspekte“),<sup>9</sup> die indirekt durchaus noch anklingt, aus Lesersicht erfreulich gewesen. Solcherlei Monita fallen aber gegenüber der gelungenen Gesamtkonzeption und dem Erkenntnisgewinn der einzelnen Beiträge nicht weiter ins Gewicht. Die Zukunft der Westrom-Forschung und eine weitere Aufarbeitung der letzten verbliebenen ‚weißen Flecken‘ in der Geschichte der Spätantike muss einem also keine Sorgen bereiten.

9     Andres (Anm. 3).

---

Christoph London, Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen  
 Lehrstuhl für Alte Geschichte mit dem Schwerpunkt Geschichte als Wissenskultur  
 Wissenschaftlicher Mitarbeiter  
 london@histinst.rwth-aachen.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Christoph London: Rezension zu: Timo Stickler/Umberto Roberto (Hrsgg.): Das Weströmische Reich und seine Erforschung. Neue Perspektiven. Stuttgart: Kohlhammer 2024 (Geschichte in Wissenschaft und Forschung). In: Plekos 27, 2025, S. 403–418 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-stickler\\_roberto.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-stickler_roberto.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Stefania Santelia (ed.): Sidonio Apollinare, *Carmina Minora*. Testo, traduzione e note. Saggio introduttivo di Silvia Condorelli. Napoli: Paolo Loffredo Editore 2023 (Studi Latini n. s. 97). XC, 338 p., 8 ill. € 35.50. ISBN: 979-12-81068-18-6.

Scholarship on Sidonius Apollinaris acquires a valuable contribution in this new and important work by Stefania Santelia, introduced by an extensive and learned essay by Silvia Condorelli: not only the first complete Italian translation of Sidonius' *carmina minora*, but also the first complete and annotated edition devoted exclusively to this poetic corpus.

While essays and commentaries dedicated to some individual poems of the collection already exist, this volume is the first study which offers an overall view of the corpus, highlighting the peculiarities that distinguish Sidonius' *carmina minora* from his panegyrics (Sidon. *carm.* 1–8), and make them a cohesive group, with its own internal narrative and a clearly definable poetic line. The author herself presents her work as a translation accompanied by notes “without any claim to exhaustiveness” (p. 1), and not as a true commentary. However, the notes condense a monumental exegetical work in a masterly manner, and have the merit of giving an account of any possible philological or interpretative problems that the text may present, while remaining agile. Therefore, the reader can easily follow the translation and the textual choices made by Santelia without losing sight of the historical and cultural context that underlies the individual compositions, the possible intertextual and intratextual references, and the play of mutual correspondences within the collection. Each *carmen* is prefaced by a brief introduction, which offers the reader indispensable information for a correct framing of the text in the collection, sometimes providing diagrams that help to better understand the otherwise arduous passages written by Sidonius. These introductory pages also serve to better highlight the unitary character of the corpus, presenting the characteristics of each composition as features that are part of a wider, consistent design.

The introduction by Silvia Condorelli (“Le *nugae* di Sidonio: la vita lunga di una *brevis charta*”, pp. VII–XC) accompanies the reader into Sidonius Apollinaris' poetical world, outlining with meticulous analysis the process that led to the drafting of the collection and the dynamics that enabled its circulation and ensuring it a ‘long life’. Sidonius' work is characterized by a marked polyphonic nature: it is not only the result of the poet's literary

choices, but also a narrative of the life of an elite, of a group of friends and correspondents who share the same literary, linguistic, and cultural values. In the *carmina minora*, as Condorelli highlights, this element is translated into poetry manifesting experimentalism, excess, variety of metre and content, literary memory and linguistic innovation, laying before Sidonius' audience a real *tour de force* of allusion to the past and its transformation into new forms. With his poetry of neoteric inspiration, Sidonius speaks to his companions and makes his *nugae* a manifesto of their shared tastes.

The quest for novelty that emerges from the collection is examined in all its aspects. Condorelli dwells on Sidonius's metrical choices, which aim both to display uncommon technical knowledge and to introduce further elements of variety into a corpus already characterized by an explosion of themes, addressees, genres – a corpus that includes a poetic epistle which is also a riddle, a philosophical epithalamium, as well as a number of epigrams that mix jokes and observations of political crisis. Exactly this aesthetics of *variatio* is proposed, according to Condorelli, as a challenge to the reader, who is called upon to follow the impervious path of Sidonius' poetic acrobatics (Sidon. carm. 9.14–15: *Mandatis famulor, sed ante testor | Lector quas patieris hic salebras*). Condorelli's reading, which sees variety as the *trait d'union* of the collection, offers a compelling argument in favour of a unitary design that underlies all the poems in a coherent manner, in a single sylloge edited by the author himself between 468 and 469.

The introduction and the translation with notes constitute two deeply complementary sections of the volume. The section of the introduction devoted to Sidonius' library (pp. L–XC), for instance, continuously makes reference to the commentary on the individual *carmina*: thus, it offers the reader an initial exegetical framework and the key to access Santelia's translation and notes. For example, Condorelli addresses the *vexata quaestio* of Sidonius' knowledge of Greek sources by examining a wide range of case studies, highlighting, for example, how the Anacreontic dimeters in Sidon. epist. 9.13 closely resembles Anacreon's own verses, as can be seen from the possible textual consonances with fr. 11 a Page and fr. 2 West. She presents this case-study just before introducing the analogy between Sidon. carm. 17 and Anth. Pal. 11.44, which is further developed in Santelia's pages devoted to the poem (pp. 151–159). Of particular interest, in this regard, is the case of the adjective *trebacissimus* and the adverb *trebaciter* in epist. 1.11.2 and epist. 9.11.4, two terms not otherwise attested that seem to be related to the Greek words

τρῖβαζ/τριβαχός. In my opinion, this type of neologism is analogous to *tapinomata* found in epist. 4.3.4: *O liber multifariam pollens, o eloquium non exilis sed subtilis ingenii, quod nec per scaturrigines hyperbolicas intumescit nec per tapinomata depressa tenuatur!* The term *tapinoma* is a *hapax*, coined by Sidonius from the Greek *ταπείνωμα*, “lowering”. The term is proposed by the poet as a variant of *tapinosis*, indicating the use of an excessively humble tone, according to Serv. Aen. 1.126: *in gurgite vasto, tapinosis est, id est rei magnae humilis expositio*. While *tapinosis* and the Greek equivalent *ταπείνωσις* are common in the rhetorical-grammatical language, *ταπείνωμα*, which also indicates the act of lowering, is only used to characterize the movements of the planets, as is evident from Plut. symp. 2.149a and Ptol. tetr. 41. In this case, therefore, *tapinoma* is not only an otherwise unattested Grecism, but also a learned variant of *tapinosis*, which Sidonius had certainly learnt at school: the search for a word belonging to such a technical branch as astronomy would suggest a knowledge of Greek that is not superficial, but rather sufficient to create new words not accessible to the wider public.

The volume is clearly aimed at an audience of experts, but it also offers new readers a guide through the sometimes tortuous meanders of Sidonius’ poetic universe. Santelia offers an elegant translation, which manages to be very faithful to the original text, while clarifying some otherwise obscure passages. As an example, one may consider the translation of the first verse of the epithalamium for the wedding of Ruricius and Iberia (carm. 11.1: *inter cyaneas Ephyraea cacumina cautes*) “tra scogli cerulei, cime efiree”. As is well known, the incipit of the poem is problematic: the commonly accepted text actually has *cyaneas* not as an adjective referring to the blue-green color of the rocks, but as a toponym (commonly printed in editions with a capital letter, *Cyaneas*) that would identify the Symplegades as *Cyaneae cautes*, according to Lucan. 2.716: *Cyaneas tellus emisit in aequora cautes* and Valerius Flaccus (1.630: *Cyaneae concurrunt aequore cautes*; 7.41–42: *quodnam hominum Minyae genus aut ubi cautes | Cyaneae?*). The identification of the Cyanean Rocks with the Symplegades is, however, inconsistent with *Ephyraea cacumina*, which indicates the peaks of Corinth, far from the Black Sea. It is true that the geographical notions proposed by Sidonius are strongly influenced by the literary filter and are sometimes generic; however, Santelia’s solution allows for a much simpler interpretation and is in line with the poet’s tendency towards amphibology. In using the expression *cyaneae cautes*, in fact, Sidonius winks at the reader who is aware of the double meaning of the adjective, making the

location a game that surprises and amuses. Moreover, it seems to me that the use of the attribute in the more generic sense of ‘cerulean’ corresponds to its use in Late Antiquity, as shown by the occurrences in Avien. orb. terr. 370: *cyaneo* [...] *aequore*; Prud. psych. 858: *cyanea* [...] *stagna*; perist. 12.41: *cyaneus latex*, where there are no allusions of any kind to the Symplegades.

Sometimes the translation also reflects the effects produced by the Latin text also on a phonic level. This is the case in vv. 1–2 of *carm.* 20. Where Sidonius writes *natalis noster Nonas instare Novembres | admonet*, Santelia translates “il giorno della mia nascita mi ricorda che sono imminenti le none di novembre”, which somehow reproduces in Italian the alliterative tendency of the model thanks to the insistence on the letters *n* and *m*.

In some cases, the translation alone fails to account for the complexity of Sidonius’s poetry, for which the notes offer indispensable support. Particularly interesting, in my opinion, are the annotations aimed at emphasizing the points of contact between *carm.* 9 and, on the one hand, Ausonius’ *Griphus ternarii numeri*, and, on the other, his dedicatory letter to Symmachus. In taking up the themes and vocabulary of the prefatory letter to the *Griphus*, Sidonius steps into Ausonius’ shoes, implicitly identifying Felix and Symmachus. It is therefore noteworthy, as pointed out on p. 30, n. 1, that in the *inscriptio* that opens *carm.* 9, i.e. vv. 1–3: *Largam Sollius hanc Apollinaris Felici domino pioque fratri dicit Sidonius suus salutem*, occurs the epithet *dominus et frater*, which is used six times in Symmachus’ letter collection (Symm. epist. 3.69; 2.65; 5.16; 5.34; 5.36; 5.43). Of course, it should be emphasized that this expression is also attested elsewhere in the epistolary genre: it cannot be read as a trait exclusively connected to Symmachus. The earliest occurrences are in Fronto, both in contexts where Marcus Aurelius or Lucius Verus allude to their respective brother (Fronto *epistula ad Antoninum imperatorem* 1.1: *In iis primis hunc tuum discipulum ponito, inibi dominum meum fratrem*; 1.4: *Domino meo fratri peto scriptites*; 3.3: *Orationes desiderat dominus meus frater vel a me vel a te quam primum mitti*; *ad Verum imperatorem* 1.6: *Postremo, si quid humanitas absente Victorino et domino fratre meo mihi accidisset, huic iusta corpori meo curanda mandavi*) and in a passage where *dominus frater* is used as a simple formula of respect, as it will later be in Symmachus and Sidonius (Fronto *epistula ad amicos* 1.27: *tibi domine frater, commodius evenit*). The same expression is then present in a letter in the works of Hilarius of Poitiers (*Domino Fratri Athanasio Ursacius et Valens*) as well as Ambrose’s letters (epist. 42: *Domino dilectissimo fratri Syricio papae, Ambrosius, Sabinus, Bassianus. Laudamus hoc, Domine frater nobis dilectissime, et toto*

*concelebramus affectu*). Therefore, this is a relatively common epistolary formula that developed no earlier than the second century AD. On the other hand, I find remarkable that precisely the dedicatory letter to the *Griphus*, which according to Santelia is taken up in several places in *carm.* 9, reveals an intertextual linkage with Fronto: see the reference to the *poetica scabies* (p. 111.16–21 Green), where Ausonius seems to recall the reference to the literary *scabies* in Fronto *de orationibus* p. 159 l.8–9 van den Hout: *scabies, porrigo ex eiusmodi libris concipitur*. Therefore, the fact that *dominus et frater* is present in both Fronto and Symmachus might be read as a further piece in the allusive game played by Sidonius.

The translation and the notes proposed in the volume are further enriched by images, as well as by a useful index of ancient authors, works and quoted passages (pp. 315–340), and a note by Emanuele Castelli to *carm.* 16 (pp. 148–149).

In conclusion, the book is an original and fundamental study to understand Sidonius' poems and, more generally, his literary practice. The introduction, translation and the notes really open an insight into the author's way of conceiving his own poetry, and disclose his view on his world. Sidonius' *carmina minora* are a masterpiece in the art of depicting, from the inside, an elite community facing enormous societal and political change. Santelia and Condorelli help us to hear these aristocrats' voices even clearer – and this makes the book an invaluable work for any scholar interested in fifth century Gaul and its culture.

---

Sara Fascione, Université de Liège  
 Faculté de Philosophie et Lettres  
 Département des sciences de l'antiquité – UR Mondes anciens  
 Chargée de cours, Langue et littérature latines  
 sara.fascione@uliege.be

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Sara Fascione: Rezension zu: Stefania Santelia (ed.): Sidonio Apollinare, *Carmina Minora*. Saggio introduttivo di Silvia Condorelli. Napoli: Paolo Loffredo Editore 2023 (Studi Latini n. s. 97). In: Plekos 27, 2025, S. 419–423 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-santelia.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Linda Jones Hall: *The Poems of Optatian. Puzzling out the Past in the Time of Constantine the Great*. London/New York: Bloomsbury Academic Publishing 2024 (Bloomsbury Classical Studies Monographs). XVI, 238 S., 23 Abb. £ 85.00/\$ 115.00. ISBN: 978-1-3503-7437-9.

Trotz des gestiegenen wissenschaftlichen Interesses an den Gedichten Optatians in den letzten rund zehn Jahren bleiben seine *carmina* selten ausschließlicher Gegenstand einer Monografie. Umso mehr erfreut es, dass Linda Jones Hall den faszinierenden und zugleich sprachlich sowie literarisch hochanspruchsvollen Texten des Dichters aus konstantinischer Zeit ihr jüngstes Buch widmet. Es steht in einer Reihe von Publikationen, die sich in der letzten Dekade verstärkt der Erschließung und partiell auch der Übersetzung dieses Autors gewidmet haben und dadurch vor allem seine kunstvollen Gitter-, Figuren- und Sprachspielgedichte sowie die höfische Chronologie Konstantins und die ihm zugedachte Panegyrik in den Vordergrund rückten.<sup>1</sup> Mit ihrer nun erschienenen Monografie nimmt das Buch von Hall insofern eine Sonderstellung ein, als es erstmalig eine Gesamtübersetzung aller *carmina*, die in der einschlägigen Textausgabe von Giovanni Polara unter dem Namen des Publilius Optatianus Porfyrius geführt werden,<sup>2</sup> in englischer Sprache bietet.

Der Untertitel „Puzzling out the Past in the Time of Constantine the Great“ nimmt in performativer Weise Bezug zur Fragestellung des Buches. In der Vorrede (S. XI–XII) schreibt Hall, dass sie sich in diesem Buch auf die „literary intentions“ (S. XI) konzentrieren wolle, die in Optatians *carmina* steckten. Lange habe die Forschung Optatians Zitate und intertextuelle Referenzen als Ausdruck literarischer Plagiate und mangelnder Kreativität gesehen (S. XI). Allerdings zitiere Optatian in seinen panegyrischen Texten, die ja vor allem dazu dienten, Konstantins zwanzigjähriges Regierungsjubiläum sowie die *decennalia* seiner Söhne Crispus und Constantinus zu preisen, unerschwerlich vor allem solche Autoren, deren Werke Bürgerkriege verurteilten (S. XI). Im fünften Kapitel der Einleitung („The Library of Optatian“, S. 21–25) listet Hall demnach einen beachtlichen und durch zahlenmäßige Beweise

1 Zu nennen ist hier besonders der Sammelband von M. Squire/J. Wienand (Hrsgg.): *Morphogrammata. The Lettered Art of Optatian. Figuring Cultural Transformations in the Age of Constantine*. Paderborn 2017 (Morphomata 33).

2 G. Polara (Hrsg.): *Publilii Optatiani Porfyrii carmina*. 2 Bde. Turin 1973 (Corpus Scriptorum Latinorum Paravianum).

geführten Katalog zitierter römischer Autoren auf, unterteilt in „Early Roman Writers (Third to Second Centuries BCE)“, „The ‚Golden Age Authors‘ (70 BCE to 18 CE)“, „The ‚Silver Age Authors‘ (18 BCE<sup>3</sup> to 133 CE)“ und „Late Latin Authors (Second, Third, and Fourth Centuries)“. Sie identifiziert Vergil, Ovid, Silius Italicus, Statius und Lukan als die Autoren, die Optatian am häufigsten zitiert (S. 22).

Nach einem Vorwort, in dem Hall ihre Motivation für dieses Buch darlegt, und vorangestellten Anmerkungen inklusive Danksagungen (S. XIII–XV) eröffnet sie die Monografie mit einer Einleitung (S. 1–25), die sich in sechs Unterkapitel teilt. In den ersten beiden Kapiteln („Life of Publilius Optatianus Porfyrius“, S. 1–6; „Chronology: Dating the Poems“, S. 7–10) diskutiert Hall sowohl epigrafische als auch literarische Testimonia zu Leben und Wirken Optatians und setzt diese zu den sehr raren Angaben in Beziehung, die sich aus seinen Texten selbst ergeben (Abschnitt „Evidence from the poems about the background of Optatian“, S. 6). Hall bleibt dabei ihrem eigenen Anspruch treu, keine dezidierte Neubewertung der historischen oder religiösen Entstehungskontexte der *carmina* Optatians vornehmen, sondern sich vielmehr auf die grundlegenden Arbeiten derjenigen Historiker zu stützen zu wollen, die sich in diesem Feld besonders profiliert haben, zum Beispiel Timothy D. Barnes und Johannes Wienand (S. XI).<sup>4</sup> Dennoch zeigt ihre Darstellung ein profundes sowie detailreiches Wissen über einzelne Zeugnisse und ihre kontextuelle Verortung, insbesondere an den Stellen, an denen die Chronologie der konkreten Lebensumstände Optatians für uns eher ins Dunkle fällt und sein Buch im Rahmen der *vicennalia* Konstantins ins Licht der Festlichkeiten tritt. In den Abschnitten „Traditional dating of the exchange of letters and the gift of the poems“ (S. 7) und „Revisionist dating proposals“ (S. 7–8) listet sie verschiedene in der Forschung diskutierte Möglichkeiten der Geschenkübergabe des Buches auf und stellt diese in einen Zusammenhang mit dem Briefwechsel zwischen Kaiser und Dichter, der – so die jüngste Deutung von Wienand – dem eigentlichen Geschenkband vorausgegangen sein dürfte. Hall scheint sich, was die Präsentation des Geschenkbandes anlässlich der *vicennalia perfecta* Konstantins 326 in Rom an-

3 So bei Hall, S. 23, obwohl offenbar 18 CE gemeint ist, wie man an dem bis zu diesem Jahr reichenden Zeitrahmen der vorausgehenden Rubrik erkennen kann.

4 T. D. Barnes: Publilius Optatianus Porfyrius. In: *AJPh* 96, 1975, S. 173–186. J. Wienand: Publilius Optatianus Porfyrius: The Man and His Book. In: Squire/Wienand (Hrsgg.): *Morphogrammata* (wie Anm. 1), S. 121–163.

geht, der von Wienand erarbeiteten Chronologie anzuschließen. Für den Briefwechsel zwischen Kaiser und Dichter nimmt sie jedoch an, dass insbesondere der Brief Konstantins an Optatian nach dessen Rückkehr aus dem Exil – und damit zu einem für uns nicht mehr greifbaren Zeitpunkt – entstanden sei, da der Kaiser auf eben das Bezug nehme, um was Optatian ihn ersucht habe: seine Entlassung aus dem Exil sowie Lob für sein literarisches Talent (S. 27).

In den vier folgenden Unterkapiteln der Einleitung umreißt Hall den thematischen Rahmen der *carmina* („Themes of the Poems“, S. 10–15), vorrangig ihre panegyrische Dimension sowie die in ihnen erscheinenden Orte und Regionen, die unterschiedlichen Textsorten und (Oberflächen-)Figuren der Gedichte („Formats and Techniques of the Poems“, S. 15–21), die von Optatian zitierten römischen Autoren sowie kurz die Relevanz und das Nachleben seiner Gedichte („Evaluation of the Importance of Optatian“, S. 25).

Im Folgenden präsentiert Hall die Gedichte Optatians sowie den Briefwechsel zwischen Dichter und Kaiser, welcher der Sammlung in der einschlägigen Textausgabe von Polara vorangestellt ist, in einer innovativen Reihung („Part Two: Letters Between Constantine and Optatian [Porphyrius]“, S. 27–34). Nach der *Epistula Porfyrii* und der *Epistula Constantini* folgt ein Block an Gedichten, denen gemein ist, dass sie Konstantin als Leser und Adressaten ansprechen („Part Three: The Poems of Optatian to Constantine“, S. 35–116). Zu diesen Gedichten zählt Hall die *carmina* 1 bis 20, wobei sie *carmen* 17 als unauthentisch ausweist und im Sinn der weitläufigen Forschungsmeinung als einen Paratext zu *carmen* 18 beschreibt, der vermutlich nach Optatian entstanden ist. Hall macht nicht explizit, warum sie diesen Text als an Konstantin adressiert bezeichnet, jedoch verweist sie bei Opt. Porf. *carm.* 17,13: *Augustus victor* (S. 100, Anm. 333) auf das durchaus christlich konnotierte Konzept des immerwährenden Siegers (*victor*), das Konstantin im Lauf seiner Regierungszeit für sich beanspruchte und das damit seinen früheren Beinamen *invictus* ablöste.<sup>5</sup> Der zweite Teil an Gedichten umfasst diejenigen Texte, die Optatian nicht an den Kaiser und seine Söhne, sondern andere Rezipienten richtete („Part Four: The Poems of Optatian to Other Recipients“, S. 117–148). Zu diesen Gedichten zählt sie die *carmina* 21 bis 31, wobei sie ausweist, dass die Gedichte 24 und 31 als unauthentisch gelten. Für den

5 P. Stephenson: *Constantine. Unconquered Emperor, Christian Victor*. London 2009.

Adressaten von *carmen* 22, das in der Forschung ebenfalls weitgehend als ein Werk der Nachahmung Optatians gesehen wird, diskutiert Hall drei verschiedene Bassi: Caesonius Bassus (*consul* 317), Iunius Bassus (Prätorianerpräfekt 318–331) und Septimius Bassus (Stadtpräfekt von Rom 317–319). Allerdings lässt sich eine solche Zuschreibung aus dem Text selbst kaum ermitteln; eine solche Identifikation kann überhaupt nur dann möglich sein, wenn man *carmen* 22 mit *carmen* 21 in Verbindung bringt, in dem ein *optume Basse* (Opt. Porf. *carm.* 21.i.2) als Adressat genannt wird. Der in *carmen* 22,24 genannte *Sidonii [...] patroni* gibt hingegen keinen Aufschluss auf einen konkreten prosopografisch ausdeutbaren Hinweis, sondern ist wohl eine Referenz auf die literarische Bildung des uns unbekannten Patronus, dem dieser Text gewidmet ist – und in dieser Weise deutet auch Hall *Sidonii [...] patroni* (S. 120).

Die beiden Kapitel zu den Briefen Optatians bilden zugleich das Kernstück der Monografie und folgen einem strukturierten Aufbau. Hall weist jedem Gedicht ein Unterkapitel zu und vergibt pro Gedicht eine eigens zugewiesene Überschrift, beispielsweise „Poem 2: Plea for Mercy and Reference to False Accusation“ (S. 37). Jedes Gedicht wird von einem einleitenden Text begleitet, der in die kontextuellen Umstände seiner Entstehung, Testimonia, historischen Hintergründe, literarischen Motive und weiterführenden Beobachtungen einführt. Darauf folgt zuerst der lateinische Text, danach – bei *carmina cancellata* – der lateinische Text der Intextverse und zuletzt eine englische Übersetzung. In Form von Endnoten nimmt Hall Annotationen am lateinischen Text vor, in denen sie sowohl Lesarten des Textes in unterschiedlichen Handschriften diskutiert als auch philologisch-literarische Verweise und Diskussionen präsentiert (S. 149–208). Die Besprechung jedes Gedichts schließt Hall mit dem Abdruck des entsprechenden Gedichts in Gitterform aus der Textausgabe von Polara ab.

Es ist eine herausfordernde Aufgabe, die Gedichte Optatians nach sprachlichen und literarisch-ästhetischen Gesichtspunkten in eine gut lesbare und verständliche Übersetzung zu überführen. Nicht nur der selbst auferlegte Zwang des Autors, in einem Gitterraster von meist 35 auf 35 Buchstaben zu dichten, sondern auch die mehrdimensionale Textstruktur stellen sowohl für den Dichter als auch für moderne Übersetzerinnen und Übersetzer erschwerte Bedingungen dar. Hall schafft es, Optatians Texte in eine ansprechende, verständliche und auch selbstreferentielle Übersetzung zu überführen. Mehrdeutigkeit und Pluralität von Bedeutungen diskutiert sie im An-

merkungsapparat, so zum Beispiel eine Anmerkung zu Opt. Porf. *carm.* 1,1: *sueras* (S. 35, Anm. 6), das sowohl „du warst gewohnt“ als auch „du hast genährt“ bedeuten kann. In der Übersetzung entscheidet sie sich an solchen Stellen konsequent für eine Deutung.

Die philologisch-literarischen Beobachtungen, die Hall im umfänglichen Endnotenapparat anstellt, geben einen breiten und variantenreichen Überblick über die von Optatian zitierte Literatur. Nach eigener Aussage basiert dieser Katalog weitgehend auf der Sichtung der Stellen, die Polara im Similienapparat seiner Textausgabe bietet (S. XI). Diesem Muster folgt Hall an den meisten Stellen, wobei sie häufig die zitierten Passagen nennt, jedoch kaum literarische Deutungen oder Hypothesen bietet, aus welchem Grund an dieser oder jener Stelle Texte bewusst intertextuell eingeblendet werden. In Opt. Porf. *carm.* 6,10: *nullo discrimine metri* wird ein häufig im Epos verwendeter Hexameterschluss aufgerufen und auf die metrische Gestalt des Optatian'schen Textes projiziert. Hall selbst zitiert nach dem Apparat von Polara unter anderem Belegstellen aus Lukrez, in der *Aeneis* Vergils, in den *Tristia* Ovids, bei Lukan und Silius Italicus (S. 170, Anm. 129). Insbesondere die Stellen aus der *Aeneis* sind mit Szenen verbunden, in denen Kampfhandlungen angekündigt werden, durch die Feinde schonungs- und rücksichtslos vernichtet werden sollen. In *carmen* 6 schreibt Optatian, dass er die Buchstaben seines Textes wie Soldaten aufs Feld führe (Opt. Porf. *carm.* 6,3–4); einzelne Textbausteine der *versus intexti* sind auf dem Gitterraster variabel und können permutativ gelesen werden. Mit der Adaption dieses epischen Ausdrucks ließe sich im Fall des Optatian'schen *carmen* 6 demnach eine weitere, poetologische Deutung erzeugen: Gerade indem Optatian epische Prätexte referenziert und – wie hier – auf die metrische oder ästhetische Dimension der Gittergedichte bezieht, begründet er seine vielschichtige und multimodale Poetik des Gittergedichts als literarische Kleinform. Dass insbesondere Texte, die den römischen Bürgerkrieg aufrufen, sowohl der Selbstpräsentation des Dichters als auch der panegyrischen Dimension der Gedichte Optatians eine weitere intertextuelle Dimension geben, die quasi unterhalb des Gitterrasters liegt, hat Meike Rühl 2017 gezeigt.<sup>6</sup>

6 M. Rühl: Vielschichtige Palimpseste. Optatians Gedichte und die Möglichkeiten individueller Lektüren. In: Squire/Wienand (Hrsgg.): *Morphogrammata* (wie Anm. 1), S. 227–255.

Ein Buch zu Optatian, wie Hall es nun geschrieben und veröffentlicht hat, war lange überfällig. Es leistet wertvolle und basale Erschließungsarbeit an diesem Autor, der so zukünftig hoffentlich noch stärker in die Forschung zur spätantiken Panegyrik, insbesondere der Konstantinischer Zeit, treten wird. Der Modus, den Hall gewählt hat, ist ein zweifacher: Sie präsentiert Übersetzungen und zugleich einen literarisch-philologischen Kommentar, in dem viele Details zu den *carmina* erstmals in so verdichteter Form zusammenkommen. Dieser doppelte Anspruch kommt unweigerlich dann an eine Grenze, wenn Kommentar und Übersetzung mit weiterführenden Erklärungen zu metapoetischen Ausdeutungen in ein Narrativ gesetzt werden müssten. Hier bietet sich die strukturierte und weniger narrativ ausgerichtete Form, die Hall gewählt hat, kaum an. Umso mehr ist mit diesem Buch ein Stein ins Rollen gebracht worden, der zu weiterführenden intertextuellen Analysen einlädt, für die Hall eine hervorragende Basis geschaffen hat.

---

Anna-Lena Körfer, Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung, Marburg  
Abteilung für Digitale Geschichte und Informationssysteme  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin  
Anna-Lena.Koerfer@herder-institut.de

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Anna-Lena Körfer: Rezension zu: Linda Jones Hall: *The Poems of Optatian. Puzzling out the Past in the Time of Constantine the Great*. London/New York: Bloomsbury Academic Publishing 2024 (Bloomsbury Classical Studies Monographs). In: *Plekos* 27, 2025, S. 425–430 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-hall.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Michael Hanaghan: *Future Knowledge and Imperial Acceptance in Late Antique Historiography and Epideictic Rhetoric. From Constantine to Honorius*. Leiden/Boston: Brill 2025 (*Historiography of Rome and Its Empire* 20). XII, 286 S. € 117.70. ISBN: 978-90-04-71478-6.

Den Manifestationen des Zukunftswissens widmet Michael Hanaghan eine Monographie, in der er die Bedeutung dieses Wissens für die Akzeptanz und Repräsentanz der römischen Kaiser des vierten Jahrhunderts von Konstantin dem Großen (306–337) bis Honorius (395–423) anhand geeigneten Quellenmaterials untersucht. Für den Erwerb dieses Wissens kamen unter anderem Träume, Omina, Orakel, Kontaktaufnahme mit Göttern durch Gebete oder Theophanie, astrologische Praktiken, Opfer und die Konsultation heiliger Bücher in Frage. Eine Inanspruchnahme des Zukunftswissens für politische Zwecke vermochte den Kaisern Ansehen durch Zuerkennung ihrer Nähe zu den Göttern beziehungsweise zum christlichen Gott zu verleihen oder aber durch Aberkennung dieser Nähe ihre Akzeptanz zu vermindern. Für diesen Aspekt beruft sich Hanaghan auf Egon Flaigs Akzeptanzmodell<sup>1</sup>, das er in Anlehnung an Rene Pfeilschifter<sup>2</sup> und dessen Argumente für eine Erweiterung der in Frage kommenden Akzeptanzgruppen auf die Verhältnisse in der Spätantike überträgt (S. 12–15). Dabei ergänzt er über Pfeilschifter hinaus den Akzeptanzgedanken um eine weitere Dimension: die Akzeptanz durch die Götter beziehungsweise den christlichen Gott und deren Folgen für die von verschiedenen Bevölkerungsgruppen dem Kaiser zuerkannte Akzeptanz. Darin enthalten sei die Zuweisung eines Wissens um die Zukunft an die in göttlicher Gunst stehenden Herrscher, „who knew or at least could claim to know that they would provide the better future, that they could protect Rome from its enemies, foreign and domestic, establish dynastic stability, and administer an increasingly complex polity“ (S. 15).<sup>3</sup> Die Gültigkeit dieser für das römische Kaisertum generellen Fest-

1 E. Flaig: *Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich*. Frankfurt am Main/New York 1992, S. 174–207. 2. aktualisierte u. erweiterte Aufl. 2019 (*Historische Studien* 7), hier S. 39–74.

2 R. Pfeilschifter: *Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole*. Berlin/Boston 2013 (*Millennium-Studien* 44), S. 1–40. Vgl. bereits St. Diefenbach: *Frömmigkeit und Kaiserakzeptanz im frühen Byzanz*. In: *Saeculum* 47, 1996, S. 35–66.

3 Dabei fehlt eine genauere Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von Marie Theres Fögens rechtshistorischer Untersuchung: *Die Enteignung der Wahrsager*. Stu-

stellung und den Umgang mit ihr in bestimmten literarischen Quellen sucht Hanaghan nunmehr für das vierte Jahrhundert zu erhärten.

Neben grundsätzlichen Überlegungen dieser Art enthält die Einleitung in Hanaghans Studie (S. 1–22) auch Ausführungen zu den Gattungen derjenigen literarischen Quellen, die er für die Auswirkungen des kaiserlichen Zukunftswissens auf die Akzeptanz des Herrschers im vierten Jahrhundert auswertet: Geschichtsschreibung sowie Panegyrik und Invektive. Dabei lehnt er zu Recht die Ansicht von Verena Schulz ab, man müsse für die Auswertung der kaiserlichen Repräsentation zwischen Historiographie und Panegyrik, unter anderem bedingt durch die unterschiedliche zeitliche Nähe zur Lebenszeit des Kaisers, aufgrund ihrer, wie sie meint, voneinander abweichenden Haltung gegenüber dem Herrscher sorgfältig unterscheiden (S. 7–8).<sup>4</sup> Hanaghan führt diese Ansicht ad absurdum unter Hinweis auf die Bedeutung der Panegyrik als Quellenvorlage für historiographische Werke sowie die Gattungsvermischung etwa im Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus und der Kirchengeschichte oder der Konstantin-Biographie des Eusebios von Kaisareia. Dabei weist der Autor darauf hin, Historiographie stelle zwar Vergangenheit dar, beanspruche aber durch ihre didaktische, auf pragmatischen Nutzen ausgerichtete Zielsetzung zugleich eine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, und gerade das verbinde diese Gattung mit der Panegyrik (S. 8–10).

Hanaghans Untersuchung umfaßt vier Teile in chronologischer Reihenfolge: Zunächst widmet sich der Verfasser in vier Kapiteln Konstantin und der Tetrarchie (S. 23–74) mit der Auswertung einiger Lobreden aus der Sammlung der *Panegyrici Latini*, ferner von Passagen der Schrift *De mortibus persecutorum* des Laktanz sowie der Kirchengeschichte, der Konstantin-Biographie und der ebenfalls diesem Kaiser zugedachten Lobrede aus der Feder des

dien zum kaiserlichen Wissensmonopol in der Spätantike. Frankfurt am Main 1997 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1316). Diese Arbeit bereitet eigentlich auch für Hanaghan Grundlagen vor, die es erlauben, das Quellenmaterial vor dem Hintergrund der Leistungen des Zukunftswissens und der mit ihm verbundenen Gefahren einzuschätzen.

- 4 Vgl. V. Schulz: Deconstructing Imperial Representation. Tacitus, Cassius Dio, and Suetonius on Nero and Domitian. Leiden/Boston 2019 (Mnemosyne-Supplements 427); dazu die kritische Besprechung von I. Künzer: Von der Konstruktion der Dekonstruktion oder: Über das Verhältnis von Text und Kontext. Nero und Domitian in der Darstellung des Tacitus, Cassius Dio und Sueton. In: Plekos 24, 2022, S. 79–118, URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2022/r-schulz.pdf>.



Eusebios. Im zweiten und mit seinen fünf Kapiteln ausführlichsten Teil der Studie geht es um Constantius II. und Julian (S. 75–163) anhand einiger zu Lebzeiten Julians auf diesen Kaiser gehaltener Lobreden des Libanios, der beiden Invektiven Gregors von Nazianz gegen Julian, des von Libanios verfaßten Epithaphios auf Julian, der Constantius und Julian gewidmeten Bücher im Geschichtswerk Ammians und der von verschiedenen Autoren des fünften Jahrhunderts verfaßten Kirchengeschichten. Im dritten Teil, dem kürzesten des Buches, über Kaiser Valens (S. 165–191) stehen in zwei Kapiteln wiederum Passagen aus Ammian und den kirchengeschichtlichen Werken des fünften Jahrhunderts im Mittelpunkt. Der letzte Teil (S. 193–233) gilt in einem Kapitel Theodosius I. und der Verarbeitung der Schlacht am Frigidus in kirchengeschichtlichen Werken sowie in zwei weiteren Kapiteln dessen Sohn Honorius anhand der Invektiven Claudians auf die oströmischen Gegenspieler des römischen Westreichs und die Panegyrik desselben Autors auf Stilicho und Honorius. Ein kurzer Epilog (S. 234–237) schließt die Studie ab. Es folgen Datenübersichten zu wesentlichen Ereignissen des vierten Jahrhunderts und in dieser Zeit entstandenen literarischen Quellen (S. 239–240), das Literaturverzeichnis (S. 241–269) und die Indizes (S. 270–286).

Jedes der vierzehn Kapitel verfügt über den gleichen Aufbau: eine Einleitung, die über die zeitliche Einordnung der hier behandelten Inhalte und die zur Sprache kommenden Quellen informiert, einen aus zwei bis fünf Unterkapiteln bestehenden Hauptteil mit genauen Einzelinterpretationen hinsichtlich des in den Quellen behandelten Zukunftswissens und schließlich eine Zusammenfassung der Ergebnisse mit Überleitung zum nächsten Kapitel. Dabei richtet Hanaghan die Quellenauswertung zielgerecht auf sein Thema, das Zukunftswissen, aus und ordnet dessen Bedeutung für die Akzeptanz des Kaisers und dessen politischer Maßnahmen ein.

Im Zentrum der Studie Hanaghans steht mit den Kapiteln über Constantius II. und Julian der zweite Teil des Buches: Aufgrund der Quellenvielfalt an Geschichtsschreibung mit positiven und negativen Würdigungen sowie an Panegyriken und Invektiven zu diesen beiden Kaisern vermag der Autor ein recht detailliertes und aufschlußreiches Bild über das den beiden so unterschiedlich beurteilten letzten männlichen Angehörigen der konstantinischen Dynastie zugewiesene beziehungsweise aberkannte Zukunftswissen und dessen Auswirkungen auf die Akzeptanz beider Persönlichkeiten zu

zeichnen. Daher soll der zweite Teil im Rahmen dieser Rezension etwas genauer gewürdigt werden.

In den Constantius und Julian gewidmeten Kapiteln des zweiten Teils seiner Monographie – wie auch in den anderen Teilen der Studie – analysiert Hanaghan die von ihm herangezogenen Quellen in der zeitlichen Reihenfolge ihrer Entstehung, um so der Genese und Entwicklung des Diskurses vom Zukunftswissen der Kaiser und dessen Wirkung auf die Zeitgenossen und die Nachwelt gerecht zu werden, wie sie sich unter anderem in Quellen spiegelt, die in Reaktion auf ältere Stellungnahmen und deren Echo entstanden sind und die ihrerseits wiederum später verfaßte Meinungsäußerungen beeinflussten. Den Anfang bilden drei Reden des Libanios auf Julian (or. 13, 12 und 15) aus den Jahren 362 und 363, in denen der Rhetor mit zunehmender Intensität die Nähe Julians zu den Göttern entwickelt, ihm im Gegensatz zu Constantius göttliche Unterstützung und damit Akzeptanz zuerkennt, die sich in seinen politischen und militärischen Fähigkeiten und seinem Wissen um die Zukunft zeige. Mit dem Hinweis auf die umfassende Auswertung julianischer Schriften durch Libanios für seine Rede anlässlich der Übernahme des Konsulats durch den Herrscher am 1. Januar 363 (or. 12) zeigt Hanaghan (S. 81)<sup>5</sup> nicht nur das Verschwimmen literarischer Gattungsgrenzen in der Rhetorik auf, sondern billigt ihr an diesem Beispiel mit einer Quellennutzung dieser Art zugleich die sonst der Historiographie zuerkannte didaktisch-pragmatische Zielsetzung zu.<sup>6</sup>

Dieser Aspekt findet sich auch in den beiden folgenden Kapiteln über die Invektiven Gregors von Nazianz gegen Julian (or. 4–5) und den Epitaphios des Libanios auf Julian (or. 18) wieder. Gregor nutzt den Tod Julians im Perserkrieg, um diesem Kaiser göttliche Akzeptanz und Zukunftswissen gänzlich abzuspochen, so daß im Vergleich dazu der Homöer Constantius in den

5 Hanaghan, S. 81 mit Anm. 23, unter Verweis auf H.-U. Wiemer: Libanios und Julian. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Politik im vierten Jahrhundert n. Chr. München 1995 (Vestigia 46), S. 162–164. Zugleich weist Hanaghan in Anm. 27 auf Libanios' Anspruch hin, nicht nur das Publikum der Gegenwart zu informieren, sondern auch das der Zukunft (Lib. or. 12,2: τοῖς τε παροῦσιν ὑμῖν τοῖς τε ὕστερον ἐντετυχόμενοις), und schreibt ihm damit Ambitionen zu, die mit denen der Geschichtsschreibung vergleichbar sind.

6 Dieser ist von Cicero bezeichnenderweise in einer rhetorischen Schrift mit der Sentenz Ausdruck verliehen worden (De orat. 2,36): *Historia vero testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis, qua voce alia nisi oratoris immortalitati commendatur?*

Augen des Nizäners Gregor nahezu als regelrecht guter Christ dasteht. Hanaghan illustriert Gregors Urteil über Julian durch philologisch kompetente Interpretationen von Schlüsselpassagen aus den beiden Reden. Abermals verweist der Autor auf die didaktische Bedeutung dieser Invektiven und damit auf Gregors „historicising ambition“ (S. 95) mit den Versuchen, „to use Julian’s past to envisage his future“ (S. 101). Mit den Invektiven Gregors war also nach dem Scheitern des Feldzugs gegen die Perser die Absicht verbunden, das zukünftig gültige Bild Julians zum Nachteil dieses Kaisers und zum Vorteil Konstantins und dessen Sohnes Constantius zu beeinflussen; damit sollte auf die folgende historiographische Tradition eingewirkt werden (S. 109). Mit dem Epitaphios des Libanios (or. 18) ließ eine erste publizistische Reaktion auf die Invektiven Gregors von Nazianz wohl nicht lange auf sich warten, wenn man davon ausgeht, daß Libanios Gregors beide Reden kannte (S. 113); unterstützt wird dieses Argument unter anderem durch eine Spätdatierung dieser Rede des Libanios auf das Jahr 368.<sup>7</sup> Der antiochenische Rhetor unternimmt damit einen Versuch der Ehrenrettung Julians, indem er die Fähigkeit dieses Kaisers zur Deutung göttlicher Zeichen für die Zukunft, „which seemingly now can only indicate a potential future that is still somewhat contingent on the correct human actions taking place“ (S. 119), wesentlich vorsichtiger als bisher faßt. Zugleich spricht er ihm keineswegs die göttliche Akzeptanz und den Zugang zum Zukunftswissen ab: Dahinter steckt ebenfalls die entschiedene Absicht, auf das zukünftige Geschichtsbild einzuwirken und auf diese Weise „to ameliorate Julian’s place in imperial memory“ (S. 121).

Wie sich dies in der von Libanios rhetorisch bereits präfigurierten Gegenüberstellung der beiden Cousins Constantius und Julian in der Jahre später zu theodosianischer Zeit entstandenen historiographischen Darstellung des Ammianus Marcellinus niederschlug, zeigt Hanaghan im nächsten Kapitel auf. Kurz gesagt, spricht Ammian dem Constantius göttliche Akzeptanz und Zukunftswissen ab, Julian dagegen in vollem Umfang zu<sup>8</sup>, um den seines Er-

7 Hanaghan, S. 112, unter Verweis auf P. Van Nuffelen: *Earthquakes in A. D. 363–368 and the Date of Libanius, Oratio 18*. In: *CQ* 56, 2006, S. 657–661, hier S. 659. Hanaghan, S. 113: „A definite answer may well be elusive.“

8 Von einer anderen Seite, nämlich der Vertrauensfrage im Verhältnis zwischen Constantius II. und Julian, nähert sich der Rezensent in einem Sammelbandbeitrag der Gegenüberstellung beider Kaiser bei Ammian und in anderen Quellen, doch mit einem Ergebnis, das durchaus zu Hanaghans Resultaten paßt. Hiernach war, was die eigenen Absichten und Hoffnungen betrifft, die Gewißheit Julians, in der Gunst der

achtens angemessenen Platz beider Kaiser in der römischen Geschichte zugunsten Julians zurechtzurücken. So deutet Ammian die Maßnahmen des Constantius gegen Weissagungen zu Lasten der Akzeptanz des Kaisers als dessen fehlendes Zukunftswissen, während „future signs and experience of them“ (S. 133) Julian begünstigten und für seine Fähigkeit, Erkenntnisse über die Zukunft zu gewinnen, und seine Akzeptanz durch Götter und Menschen stünden. Hanaghan sieht angesichts der Debatte um den Victoria-Altar in den 380er Jahren im Urteil Ammians über Constantius daher zugleich eine indirekte Stellungnahme gegen die Entfernung des Altars aus der Kurie, die Constantius II. 357 erstmals veranlaßt hatte.

Den Abschluß des zweiten Teils bildet ein Kapitel über das spätere, durch teilweise neue Einzelheiten angereicherte christliche Julianbild, wie es vor allem in den Kirchengeschichten des fünften Jahrhunderts, verfaßt von Sokrates Scholastikos, Theodoret von Kyrrhos und Sozomenos, aber auch vorher, zum Beispiel durch Rufinus von Aquileia, tradiert wurde. An verschiedenen Beispielen, die in den Kirchengeschichten verarbeitet werden, wie dem Umgang Julians mit dem Grab des Märtyrers Babylas und dessen Folgen, der Zerstörung des Tempels in Jerusalem und der Beisetzung Julians, veranschaulicht Hanaghan die etwa von Gregor von Nazianz und Johannes Chrysostomos rhetorisch vorbereitete Ablehnung jeglichen Zukunftswissens und jeglicher Akzeptanz Julians. Die Kirchengeschichtsschreiber nahmen auf diese Weise erheblichen Einfluß auf das von christlichen Standpunkten bestimmte Urteil über Julian.

Die Quellenvielfalt zu Julian macht es möglich, daß Hanaghan an diesem Beispiel die mit ‚future knowledge‘ und ‚imperial acceptance‘ verbundenen Leistungen und Probleme für den Platz einzelner römischer Kaiser in der öffentlichen *memoria* besonders gut veranschaulichen kann. Vielleicht hätte er zur Abrundung dieser Thematik, was Julian betrifft, auch auf bestimmte

Götter zu stehen, mit einem Lernprozeß verbunden, der von der Schlacht bei Straßburg 357 und der Augustus-Erhebung im Frühjahr 360 bis zum Eintreffen der Nachricht über den Tod des Constantius im November 361 über verschiedene Stationen verlief und ihn nach und nach die Überzeugung gewinnen ließ, für seine zukunftsgerichteten Ambitionen den Göttern statt menschlichen Vertretern wie Constantius allumfassendes Vertrauen auf Förderung entgegenbringen zu können und zu müssen; vgl. U. Lambrecht: *Apparitor fidus?* Die Vertrauensfrage im Verhältnis zwischen Julian und Constantius II. In: I. Künzer u. a. (Hrsgg.): *Vertrauen und Vertrauensverlust in antiken Gesellschaften*. Göttingen 2022, S. 281–329, insbesondere S. 314–315 und S. 320–324.

Werke des Kaisers selbst zurückgreifen sollen, auch wenn möglicherweise Zweifel bestehen, inwiefern diese Schriften den literarischen Gattungen der Historiographie oder Rhetorik zugewiesen werden können; hier greift aber wohl ebenso Hanaghans in anderem Zusammenhang vorgetragenes Argument des Verschwimmens der Gattungsgrenzen. Dabei wäre etwa an Julians Brief an die Athener zu denken, der über weite Strecken panegyrisch-autobiographisch geprägt ist,<sup>9</sup> zugleich aber, was Constantius betrifft, Elemente der Invektive enthält, oder auch an den autobiographischen ‚Mustermýthos‘ in der gegen den Kyniker Herakleios gerichteten Schrift (or. 7,227 c–234 c)<sup>10</sup>. Julians Werke dürften nämlich auch von der in Hanaghans Studie behandelten Geschichtsschreibung und Panegyrik zu Julian als Quellen genutzt worden sein, wie der Verfasser es für die Lobreden des Libanios selbst voraussetzt.

Gegenüber den Kapiteln über Constantius II. und Julian erwecken die wesentlich kürzer ausfallenden Teile über Konstantin und die Tetrarchie, Valens sowie Theodosius und Honorius den Eindruck einer Hinführung zum Thema beziehungsweise Abrundung des Ganzen, die dem Ziel dienen, durch Erweiterung auf einen angemessenen zeitlichen Rahmen die Feststellungen Hanaghans zur Bedeutung des Zukunftswissens der Herrscher und zur kaiserlichen Akzeptanz für das gesamte vierte Jahrhundert zu belegen und auf diese Weise ihre Gültigkeit zu erhärten. Dabei lebt die Veranschaulichung des Zukunftswissens auch der hier behandelten Kaiser von der Gegenüberstellung mit Personen, denen diese Fähigkeit abgeht oder auch zukommt, falls sie dem Kaiser selbst nicht zuerkannt werden kann. Ersteres trifft etwa auf Konstantin im Gegensatz zu seinem späteren Gegner Licinius zu, ebenso auf Theodosius im Gegenteil zu Eugenius oder auf Honorius und Stilicho in Gegenüberstellung zu Rufinus, Gildo und Eutropius, letzteres auf Valens, dem in Anbetracht der von ihm angestregten Magieprozesse und seiner Niederlage bei Adrianopel von Ammian, anders als seinen gotischen Feinden, die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen, völlig abgesprochen wird (S. 179) – ein Bild, das die Kirchengeschichtsschreibung des fünften Jahrhunderts für Valens mit Blick auf dessen homöisches Bekenntnis im wesent-

9 Vgl. etwa U. Huttner: *Recusatio Imperii*. Ein politisches Ritual zwischen Ethik und Taktik. Hildesheim / Zürich / New York 2004 (Spudasmata 93), S. 267–271; Lambrecht (wie Anm. 8), S. 314–315.

10 Vgl. beispielsweise Huttner (wie Anm. 9), S. 274–277; K. Rosen: *Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser*. Stuttgart 2006, S. 54–69.

lichen bestätigt. Der Teil über Theodosius und Honorius wirkt, anders als die vorausgehenden Abschnitte, zweigeteilt, weil die Quellen zu Theodosius von denen zu Honorius differieren und hierbei daher keine zeitüberschreitende durchgängige chronologische Entwicklung des Zukunftswissens und der kaiserlichen Akzeptanz dargestellt werden kann.

Im Gegensatz zu vielen aktuellen altertumswissenschaftlichen Veröffentlichungen in englischer Sprache ist anzuerkennen, daß Hanaghan deutschsprachige Literatur in wirklich nennenswertem Maße in seine Darstellung eingearbeitet hat.<sup>11</sup> Neben ein paar marginalen sachlichen Fehlern<sup>12</sup> und einigen Druckfehlern fällt eine Reihe fehlender bibliographischer Angaben auf, die in den Anmerkungen abgekürzt zitiert werden, aber im Literaturverzeichnis nicht enthalten sind. Inhaltlich ist Hanaghans Monographie aber durchweg positiv zu würdigen: Ihm gelingt es überzeugend, anhand der Untersuchungskategorien ‚future knowledge‘ und ‚imperial acceptance‘ für die im vierten Jahrhundert n. Chr. regierenden römischen Kaiser sowohl zeitgenössische als auch nach dem Tod der Herrscher bis ins fünfte Jahrhundert

11 Davon abgesehen wird man eigentlich immer auch weitere Titel anführen können, deren Berücksichtigung sinnvoll gewesen wäre. Man könnte etwa allgemein denken an G. Weber: *Kaiser, Träume und Visionen in Prinzipat und Spätantike*. Stuttgart 2000 (Historia-Einzelschriften 143); speziell für Julian an Huttner (wie Anm. 9), S. 248–295, und für Valens an F. J. Wiebe: *Kaiser Valens und die heidnische Opposition*. Bonn 1995 (Antiquitas I 44). Wiebes Monographie hat sehr bald nach dem Erscheinen der Studie von Noel Lenski [*Failure of Empire. Valens and the Roman State in the Fourth Century A. D.* Berkeley/Los Angeles/London 2002 (The Transformation of the Classical Heritage 34)] nur noch wenig Beachtung gefunden, weil sie für das zu Ende gehende vierte Jahrhundert eine klare Dichotomie zwischen Christentum und Paganismus voraussetzt – und damit einen Ansatz vertritt, der in dieser Grundsätzlichkeit in der Forschung aus gutem Grund inzwischen nicht mehr verfolgt wird –, deren Konsultation für die Magieprozesse und -gesetzgebung des Valens sich jedoch nach wie vor lohnt. – Für die Abrundung des Julian-Bildes hilfreich gewesen wäre vielleicht auch die Verwendung von H. C. Teitler: *The Last Pagan Emperor. Julian the Apostate and the War against Christianity*. Oxford/New York 2017, weil diese Monographie viele sonst wenig behandelte Einzelheiten zur Entwicklung der christlichen Julian-Rezeption nach dem Tod des Kaisers enthält.

12 Arcadius war, im Gegensatz zu seinem Bruder Honorius, bei der Leichenrede des Ambrosius auf Theodosius am 25. Februar 395 nicht anwesend (anders Hanaghan, S. 14); Themistokles wirkte nicht im Peloponnesischen Krieg (so aber Hanaghan, S. 84), sondern in den Perserkriegen; statt des Nominativs μέγας (S. 97 Anm. 20) muß es μέγας heißen; Johannes Chrysostomos war nicht „the archbishop of Constantinople from 397 to his death in 407“ (S. 146), sondern wurde bereits 404 abgesetzt.

hinein entstandene spätere, pagan ebenso wie christlich orientierte historiographische und rhetorische Quellen hinsichtlich der von ihnen behandelten Elemente kaiserlicher Repräsentation und *memoria* auszuwerten – und so vermag er standortgebundene und teils wesentliche Verschiebungen in den Deutungspotentialen aufzuzeigen, die dem Zukunftswissen und der Akzeptanz dieser Kaiser im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts zugewiesen werden. Ein nicht unwesentlicher weiterer Effekt ist der Nachweis, daß bei der Auswertung von Quellen hinsichtlich ihrer Haltung zum Kaiser zwischen Schriften der Historiographie und der Panegyrik beziehungsweise Invektive methodisch keineswegs prinzipiell unterschieden werden muß, weil nämlich in der Panegyrik aufbereitete Inhalte gleichermaßen in die Geschichtsschreibung eingingen und diese literarischen Gattungen infolgedessen nicht scharf voneinander zu trennen sind.<sup>13</sup>

- 13 Vgl. die Auseinandersetzung mit Schulz (wie Anm. 4) bei Künzer (wie Anm. 4) und Hanaghan, S. 7–8 und S. 236; dazu auch diese Rezension oben S. 432.

---

Ulrich Lambrecht, Bornheim (Rheinland)  
ulrich.lambrecht@plekos.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Ulrich Lambrecht: Rezension zu: Michael Hanaghan: Future Knowledge and Imperial Acceptance in Late Antique Historiography and Epideictic Rhetoric. From Constantine to Honorius. Leiden/Boston: Brill 2025 (Historiography of Rome and Its Empire 20). In: Plekos 27, 2025, S. 431–439 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-hanaghan.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Heinz-Günther Nesselrath: *Lukian von Samosata. Der Weg eines Syrrers ins Römische Reich und in die europäische Geisteswelt*. Baden-Baden: Georg Olms Verlag 2024 (Studienbücher Antike 20). 387 S. € 29.00. ISBN: 978-3-487-16653-7.

Heinz-Günther Nesselrath has written an inspiring new guide to Lucian of Samosata. I will begin my discussion of it at the very end of this extensive work. In a brief epilogue (pp. 332–335), the author reflects on the key qualities of his subject Lucian, characterizing him as a perspicacious truth-speaker, as someone who makes the reader think, as an intensely multi-faceted author, and, finally, as an empathetic person. In sum, Nesselrath writes, Lucian is “an attractive messenger from antiquity for our modern time” (“ein[...] attraktive[r] Botschafter der Antike für unsere heutige Zeit”, p. 335). It is for exactly this reason, which this reviewer wholeheartedly subscribes to, that both Lucian’s own works and Nesselrath’s introduction to them make for worthwhile and important reading.

The book has been published as part of the series “Studienbücher Antike” by Georg Olms Verlag, in which twenty volumes have appeared since 1998, including introductions to other authors like Herodotus and Tacitus, but also to broader topics like Latin declamation and slavery in the Greco-Roman world.<sup>1</sup> The series’ stated aim is to provide introductory works useful “not just” for classicists, but also for students and scholars working in other fields. “Lukian von Samosata. Der Weg eines Syrrers ins Römische Reich und in die europäische Geisteswelt” falls squarely within this specific remit. It is not popularizing for a general audience, but neither is it directed at Lucian scholars. The book would be most useful as a first point of entry for classicists, ancient historians, and researchers and educators in related fields unfamiliar with him and his works. Similarly, it would be a tremendous resource for an advanced undergraduate or graduate student embarking on a project about

1     Respectively: R. Bichler / R. Rollinger: *Herodot.* 4th edition. Hildesheim/Zürich/New York 2014 (Studienbücher Antike 3); S. Schmal: *Tacitus.* 4th edition. Hildesheim/Zürich/New York 2016 (Studienbücher Antike 14); S. Knoch: *Die lateinische Deklamation.* Hildesheim/Zürich/New York 2021 (Studienbücher Antike 17); E. Herrmann-Otto: *Sklaverei und Freilassung in der griechisch-römischen Welt.* 3rd edition. Hildesheim/Zürich/New York 2018. (Studienbücher Antike 15).



or relating to Lucian. That being said, a motivated lay reader would find no real obstacles to enjoying and benefiting from this introduction either.<sup>2</sup>

The book consists of ten chapters in total, which, in keeping with the style of German academic monographs, are subdivided further into sections and subsections. A short preface (pp. 9–10) lays out the structure of the book. The first chapter (“Lukian und seine Zeit”, pp. 11–62) gives a brief outline of Lucian’s historical context and goes on to reconstruct his biography, to the extent that this is possible. The second chapter (“Lukian über seine eigene Kunst und ihre Quellen”, pp. 63–86) discusses four Lucianic works in which he appears to speak, in particular, to his own literary production. In the third chapter (“Ein vielfältiges Œuvre: Kurzer Überblick über Lukians Werk nach Gattungen”, pp. 87–103) Nesselrath offers an overview of Lucian’s oeuvre organized by genre. The fourth through eighth chapters, that is to say, the bulk of the book, offer discussions of Lucian’s works organized by theme. The ninth chapter treats the responses to and reception of the Lucian’s writings, from the second century CE up to and including the 1980s (“Ein viel und gern gelesener Autor: Lukians Rezeption von Galen bis Tutscholsky – und darüber hinaus”, pp. 295–331). The tenth chapter consists of the brief epilogue, which I already discussed, and is followed by several helpful bibliographies, an *index locorum*, and an *index rerum*. These are particularly useful, because some of Lucian’s works are discussed across several thematic chapters. Of the bibliographies especially the list of commentaries (pp. 337–339) is most welcome, also because a bibliography for Lucian still remains a desideratum among the generally invaluable “Oxford Bibliographies Online”.<sup>3</sup>

Nesselrath puts his methodological cards on the table right at the outset of the book. When he speaks of Lucian, he thinks of him as a real, historical person, whom one can get to know reasonably well by reading his works carefully. The author distances himself sharply from those researchers who

2 Barring, perhaps, the recurring use of the expression “Oxfordseiten”: a term used by classicists to refer to the number of pages a given work or passage takes up in the Oxford Classical Texts-edition, published by Oxford University Press, for the author.

3 One recent addition to this list, which appeared too late for Nesselrath to include and is referenced here solely as a service to the reader of this review, is: L. Bottenberg: *Friendship and Otherness in Lucian’s ‘Toxaris’*. A Literary Commentary. Berlin/New York 2025 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 162).

might reject his approach as “outdated” (“nicht mehr zeitgemäß”) because they “do not want to relate any of Lucian’s claims about himself to the reality of his person in any way” (“die keine von Lukians Selbstaussagen in irgendeinen realen Bezug zu seiner Person setzen möchten”), and he humorously labels such opponents as “Pant’-Aporetiker”, that is, everything-doubters (p. 9). The scholarly trend to read Lucian’s works as highly contrived, literary artifacts in which nothing can be taken at face value emerged in the 1980s, and has been prominent in recent years, but the question of the historical value of his works is an ongoing debate with active proponents on either side.<sup>4</sup> In the course of the book Nesselrath does indeed generally identify Lucian’s authorial personae and alter egos closely with the historical Lucian, but he always retains a suitable measure of epistemic humility, acknowledging that there is little that we can know for certain about the man from Samosata. Because it is still such a contested issue, this reviewer would have liked to read more on Nesselrath’s interpretation of moments when Lucian inserts himself under his own name into entirely fantastical settings, like *True Histories*, or ones that seemingly have undergone much embellishment, like *Alexander or the False Prophet*.

The first and longest thematic chapter (pp. 104–186) deals with a wide array of works that are gathered under the umbrella “Lucian’s engagement with phenomena of contemporary *paideia*” (“Lukians Auseinandersetzung mit Phänomenen der zeitgenössischen Paideia”), meaning rhetoric and other forms of literary production, philosophy, and religious entrepreneurship. In this section Lucian’s unvarnished critical voice and his wit emerge powerfully. The next thematic chapter (“Götter, Schicksal und Orakel: Lukian und die metaphysische Komponente der Welt”, pp. 187–203) covers those pieces in which the gods take center stage, like *Tragic Zeus* and *Divine Assembly*, which in Nesselrath’s analysis together amount to a discrediting of the gods, leaving

4 A recent example of the more skeptical outlook (applied to Lucian alongside Dio Chrysostom and Aelius Aristides) is I. Brodersen: *Das Spiel mit der Vergangenheit in der Zweiten Sophistik*. Stuttgart 2023 (Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 86). A good overview of the debate with respect to Lucian and the underlying methodological problems is provided in S. Kidd: *Lucian on Reading, Performing, and the Difference. Living Life as Fiction*. London/New York 2025, pp. 1–21. Based on his comments (e.g. at pp. 23 n. 28, 32 n. 48, 33 n. 50) Nesselrath appears to have in mind as “Pant’-Aporetiker” especially M. Baumbach/P. von Möllendorff: *Ein literarischer Prometheus. Lukian aus Samosata und die Zweite Sophistik*. Heidelberg 2017.

humanity to fend for itself. In the following chapter (“Von armen Reichen und glücklichen Armen: Lukian und die soziale Frage”, pp. 204–224) the author turns to the question of the possibility of social engagement in Lucian, discussing *Cock*, *Downward Journey*, *Menippus*, *Timon*, *Saturnalia*, and *Dialogues of the Hetaerae*. He discerns some sympathy for the struggles of the poor, and links this, tentatively, to Lucian’s own modest family background. The next thematic chapter (“Von Griechen und Nichtgriechen: Gegensatz und Gleichberechtigung”, pp. 225–238) engages with the issue of (non-)Greekness in Lucian, focusing primarily on the Scythian pieces (*Anacharsis*, *Scythian*, *Toxaris*), and traces the persistent theme of virtue and wisdom existing among non-Greeks, too. The final thematic chapter („Durch unbekannte Welten bis ins Jenseits: Lukian als phantasievoller Erzähler”, pp. 239–294) treats Lucian’s skills as a creator of distant worlds through narrative: the afterlife, the heavens, and other exotic locales. The juxtaposition of seemingly disparate works here (*True Histories* alongside *Toxaris*, *Dialogues of the Dead*, and *Lover of Lies*) is remarkably productive, and readily justifies the chosen theme. All four of these chapters offer insightful and engaging accounts of Lucian’s works, that showcase his signature qualities, and are likely to stimulate Nesselrath’s readers to pick up the *Icaromenippus*, *Hermotimus*, or any other Lucianic piece. The book is at its best whenever Nesselrath zooms out to trace connections between different works, to contextualize Lucian in the ancient Greek literary canon, or to analyze the inner workings of his literary craftsmanship. In these chapters the balance between such analysis and summary of Lucian’s works is occasionally skewed towards the latter, and some readers may find themselves wanting more of the former in those moments.

A true standout in the book is the penultimate chapter (pp. 295–331) covering the afterlife of Lucian’s works. It is a rich and lucid account of the diverse cast of readers, translators, and imitators who were inspired by his oeuvre through the centuries, ranging from big names like Thomas More and Erasmus in the sixteenth century, to less familiar figures, like their contemporary Willibald Pirckheimer, who wielded his Lucian translations as weapons in intra-church polemics. Nesselrath lays out the fascinating trajectory of Lucian’s reputation, who was at times held up as a model moralist, at times reviled *and* hailed as a radical subversive. A helpful overview of nineteenth and twentieth century scholarship on Lucian is also included, but, as mentioned, Nesselrath does not venture beyond the 1980s, other than to list recent commentaries and translations. A reason for this endpoint is not given,

but perhaps the author felt it too early to evaluate more recent trends. Tentatively, this reviewer would venture to suggest that the most vibrant areas of research in Lucian studies in the past decades have been his cultural, ethnic, and racial identity,<sup>5</sup> the resonances of Roman (intellectual) life in his works,<sup>6</sup> and his engagement with, and participation in the ancient Greek literary tradition.<sup>7</sup>

Nesselrath, drawing on over forty years of experience studying Lucian's work, has produced a phenomenally rich introduction in which the fruits of that labor are on full display. To think that someone who is just getting to know Lucian now has this book available to them as a guide frankly speaking

- 5 See: D. S. Richter: *Cosmopolis: Imagining Community in Late Classical Athens and the Early Roman Empire*. Oxford 2011, pp. 135–176; N. J. Andrade: *Syrian Identity in the Greco-Roman World*. Cambridge 2013 (*Greek Culture in the Roman World*), pp. 245–348; S. F. Derbew: *Untangling Blackness in Greek Antiquity*. Cambridge 2022, pp. 129–157. This footnote and notes 6 and 7 include only monographs (entirely or significantly) engaging with Lucian published since 1990, listed here as a service to the reader of this review. Nesselrath does reference the monographs of the 2000s on Lucian by Fabio Berdozzo and Karen ní Mheallaigh in the course of his discussion in earlier chapters, which is why I have omitted them from this list.
- 6 See: I. Lada-Richards: *Silent Eloquence. Lucian and Pantomime Dancing*. London 2007 (*Classical Literature and Society Series*); E. Bozia: *Lucian and His Roman Voices. Cultural Exchanges and Conflicts in the Late Roman Empire*. New York/London 2014 (*Routledge Monographs in Classical Studies* 19); A. Free: *Geschichtsschreibung als Paideia. Lukians Schrift "Wie man Geschichte schreiben soll" in der Bildungskultur des 2. Jhs. n. Chr.* Munich 2015 (*Vestigia* 69); D. F. Fields: *Frankness, Greek Culture, and the Roman Empire*. London 2021 (*Routledge Monographs in Classical Studies*), pp. 162–190; I. N. I. Kuin: *Lucian's Laughing Gods. Religion, Philosophy, and Popular Culture in the Roman East*. Ann Arbor, MI 2023; D. W. F. Stiffler: *Lucian and the Atticists. Linguistic Satire in the Second Sophistic*. London 2025 (*Bloomsbury Classical Studies Monographs*).
- 7 J. Ureña Bracero: *El diálogo de Luciano. Ejecución, naturaleza, y procedimientos de humor*. Amsterdam 1995 (*Classical and Byzantine Monographs* 31); A. Camerotto: *Le metamorfosi della parola. Studi sulla parodia in Luciano di Samosata*. Pisa 1998 (*Filologia e critica* 83); O. Karavas: *Lucien et la tragédie*. Berlin/New York 2005 (*Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte* 76); L. Kim: *Homer between History and Fiction in Imperial Greek Literature*. Cambridge 2010 (*Greek Culture in the Roman World*), pp. 140–174; A. Camerotto: *Gli occhi e la lingua della satira. Studi sull'eroe satirico in Luciano di Samosata*. Milan/Udine 2014 (*Classici contro* 2); A. Peterson: *Laughter on the Fringes. The Reception of Old Comedy in the Imperial Greek World*. Oxford/New York 2019, pp. 82–142; N. Bryant Kirkland: *Herodotus and Imperial Greek Literature. Criticism, Imitation, Reception*. Oxford/New York 2022, pp. 186–260.

inspires some jealousy in this reviewer – if only it had existed when I started out! – but much more so gratitude that the author has shared his vast expertise in such an accessible volume. Nesselrath's introduction is perfectly suited to inspire a new generation of Lucian scholars in Germany and beyond, and hopefully it will do just that.

---

Inger N. I. Kuin, University of Virginia, Charlottesville  
Assistant Professor of Classics  
ik6mg@virginia.edu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Inger N. I. Kuin: Rezension zu: Heinz-Günther Nesselrath: Lukian von Samosata. Der Weg eines Syrrers ins Römische Reich und in die europäische Geisteswelt. Baden-Baden: Georg Olms Verlag 2024 (Studienbücher Antike 20). In: Plekos 27, 2025, S. 441–446 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-nesselrath.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Jane Chick: *From Wilderness to Paradise. A Sixth-Century Mosaic Pavement at Qasr el-Lebia in Cyrenaica, Libya*. Oxford: Archaeopress 2024. X, 155 p., 166 ill. £ 35.00. ISBN: 978-1-80327-730-1.

This short book sets out to analyse the meaning(s) of a mosaic pavement found in a Christian cultic complex dated to the sixth century, in Qasr el-Lebia (Roman Cyrenaica, current Libya). Despite its narrow focus, the book is a fascinating read, as both the mosaic in itself and its treatment by the author offer yet another confirmation of the wonderful complexity of Christian art produced during the reign of Emperor Justinian I (r. 527–565).

Measuring ca. 10 x 5 metres, the pavement contains fifty separate scenes, arranged in ten rows of five square panels. Organised symmetrically around the central row of ten panels, the scenes make for a strange, heterogeneous combination even for this period of iconographic creativity. This diversity and the seemingly blatant ‘unchristian’ character of some of the scenes led most of the past scholars who analysed the mosaic to believe that the selection was not made following a coherent concept. Jane Chick takes the opposite stance, arguing instead for a deliberate design and pointing to the visual culture of the time as characterised by both diversity – e.g., *varietas* / ποικιλία – and a passion for creating artworks that afforded several readings. This was particularly true of the art produced under Justinian when, as pointed out by Henry Maguire, “some works of art exhibited a kaleidoscopic shifting and overlapping of meanings, and in particular a use of ambiguous symbols to reconcile religious and political ideas.”<sup>1</sup> This captures perfectly the character of the mosaic at Qasr el-Lebia, which combines references to urban centres, political activities, and nature in ways that amount to a religious discourse.

After introducing the mosaic and its past interpretations (pp. 1–19), Chick presents the cultic complex in relation to other Christian spaces in late antique Cyrenaica (pp. 20–29). Although concise, the text is thorough and benefits from a copious visual documentation. With 166 figures over 136 pages, most of them in colour, the book provides the reader with the necessary support to understand the mosaic, its location, the individual scenes, and the multiple analogies Chick uses to build her argumentation.

1 H. Maguire: *Earth and Ocean. The Terrestrial World in Early Byzantine Art*. University Park, PA/London 1987 (Monographs on the Fine Arts 43), p. 83.

The introductory chapters are followed by a systematic analysis of the panels realised by topic, while also dwelling on each individual scene. Chick marshals an impressive range of parallels from across the late Roman/early Byzantine world to reconstruct the potential meaning of the scenes. Following the arrangement of the scenes, from east to west, aquatic scenes are discussed first (divided into Nilotic and Oceanic, “Ocean and Nile”, pp. 40–53). Personifications (“Personifications – *Kosmesis*, *Ktisis* and *Ananeosis*”, pp. 53–75) and “The Rivers of Paradise” (pp. 75–86) are discussed next, followed by more singular images, such as a representation of the water nymph Kastalia (“Kastalia and the Eagle”, pp. 86–95) – who was associated with the cult of Apollo and prophecy – and is depicted here in a lascivious manner that is hard to reconcile with the Christian nature of the space. Panels showing various buildings/cities and animals make up the other categories that afford rich interpretations, given also the important number of extant analogies and various potential readings of the scenes. Chick addresses them methodically, pointing out each time which symbolism seems to match best the overall programme of the pavement. In a short chapter, Chick proposes a coherent reading of the mosaic, which she claims is revealed as one follows the path of the late antique viewer, from the north-east corner towards the west (“Overall Programme”, pp. 116–125). Her interpretation, based on the common meaning ascribed to these scenes in the culture of the time and on their specific combination at Qasr el-Lebia, points toward a catechetical function of the pavement. Drawing on ultimately indecisive details, Chick proposes that the space with the mosaic, which previous scholars saw as an extension of the church’s nave, was a separate room used as a *consignatorium*; i.e., the space where neophytes were taken after undergoing baptism. To support her thesis, in the final chapter Chick points out the baptismal dimension of the scenes and overall programme, drawing again on extensive analogies (“Architectural Setting and Hypotheses”, pp. 126–136). While the baptismal quality of the scenes and overall programme is credible, the size, location, and rich decoration of the space seem to point to a more varied use than just the post-baptismal confirmation.

At the church of Santa Sabina in Rome (ca. 430), the nave’s doors are decorated with panels representing Old and New Testamentary miracles, as well as several other scenes, with particular focus on water. The selection of scenes and the presence of an adjacent baptistery indicates that the narthex and its decoration targeted several categories of audience: passers-by (since

the narthex also functioned as an urban passageway), non-baptised or penitent Christians relegated to the narthex during the central part of the Eucharistic liturgy, catechumens receiving instructions prior to baptism, and neophytes being taught the meaning and implications of the initiation. The several potential meanings of the images and the overall programme allowed for interpretations to be elaborated for each of these categories. A similar dynamic can be imagined for the large space at Qasr el-Lebia, with the post-baptismal function and interpretation offered by Chick being one of several and enabling further analyses of possible readings.

Chick's interpretative exercise thus takes the reader on a fascinating journey, as she pieces together potential meanings in order to reconstruct the mosaic's experiencing by newly baptised Christians, under the guidance of local clerics who would have revealed to them the Christian symbolism of the scenes and of the overall programme. While the range of meanings available to us is limited by the extant sources, making it thus impossible to ascertain all potential interpretations, Chick's effort is worthwhile since late antique viewers, too, would only have been able to grasp part of the meanings. The book thus has the great merit of drawing attention to the varied interpretations of Justinianic art by members of the lay audience; a dimension in need of further attention, since most scholarship to date focused on understanding this art through the prism of the erudite but small intelligentsia of the time. Thus, the book will hopefully serve as a model for future analyses of late antique art, to shed further light on the polysemy that represented one of its main features.

---

Vladimir Ivanovici, University of Lugano  
Mendrisio Academy of Architecture  
Lecturer  
vladimir.ivanovici@usi.ch

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Vladimir Ivanovici: Rezension zu: Jane Chick: From Wilderness to Paradise. A Sixth-Century Mosaic Pavement at Qasr el-Lebia in Cyrenaica, Libya. Oxford: Archaeopress 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 447–449 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-chick.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Verena Fugger: *Gestaltungsprinzipien spätantiker Grabräume. Untersuchungen zu visuellen Strukturen und Wirkungsmechanismen in der römischen Katakombenmalerei*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2023 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften 552 = *Forschungen zur antiken Religion* 3). 444 S., 60 Tafeln mit 188 Abb., 51 Tabellen, 26 Diagramme, 19 Fig. (in Beilagenmappe). € 150.00. ISBN: 978-3-7001-9010-3.

Die Fresken in den römischen Katakomben stellen neben dem, was in Pompeji erhalten ist, den größten uns bekannten Bestand antiker Wandmalerei dar. Auch wenn ihre künstlerische Qualität überwiegend recht bescheiden ist, waren sie seit dem frühen siebzehnten Jahrhundert Gegenstand großen Interesses und einer entsprechend langen Forschungstradition, bei der es neben ihrer Dokumentation vor allem um die Frage der Bedeutung dieser Fresken ging. In beiden Bereichen sind in den letzten fünfzig Jahren Fortschritte erzielt worden. Zu diesen gehört die hier zu besprechende Wiener Dissertation von 2015, die nun in einer gekürzten Form vorliegt. Sie stellt einen Schritt in die richtige Richtung dar, freilich – wie mir scheint – nur einen Zwischenschritt.

Die Verfasserin ist im Arbeitsbereich Christliche Archäologie und Byzantinische Kunstgeschichte am Kunsthistorischen Institut der Universität Mainz tätig. Von 2010 bis 2014 war sie am Projekt der Dokumentation der Domitilla-Katakombe beschäftigt.<sup>1</sup> Eingereicht wurde die Arbeit bei Andreas Pülz, seit 2019 Herausgeber des Reallexikons zur byzantinischen Kunst, doch ist der Einfluss Norbert Zimmermanns (Zweiter Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts Rom), des Leiters jenes Dokumentationsprojekts, unverkennbar, das seit 2005 läuft und auf dessen Ergebnisse man gespannt sein darf. Die Domitilla-Katakombe ist neben der Petrus-und-Marcellinus-Katakombe das am reichsten mit Malereien ausgestattete Coemeterium.

Der Malereibestand der christlichen römischen Katakomben beziffert sich insgesamt auf 467 Muster in 43 Coemeterien (S. 210, Anm. 971). Auffällig

1 Vgl. N. Zimmermann/V. Tsamakda: Das START-Projekt „Domitilla“. Arbeitsbericht über die Dokumentation und Erforschung einer römischen Katakombe unter Einsatz des 3D-Laserscanners. In: *MiChA* 13, 2007, S. 9–30; N. Zimmermann/G. Strapazzon/R. Giuliani: Rapporto preliminare della prima campagna di indagine geofisica nel sopraterra della catacomba di Domitilla. In: *RAC* 98, 2022, S. 267–296.

ist dabei, dass sich viele der Malereimotive in oft sehr ähnlicher Weise wiederholen und auch kombiniert werden. Es war angesichts dessen nur eine Frage der Zeit, bis man die Kombinatorik einmal statistisch untersuchte, was mit der elektronischen Technik viel einfacher geworden ist als noch vor einem halben Jahrhundert. Das leistet die Verfasserin in äußerst gründlicher Weise, wobei sie auch auflistet, in welcher Raumposition sich die einzelnen Malereien befinden. Dies war auf der Basis der früheren Publikationslage häufig nur schwierig zu ermitteln. Forschungen der Art, wie hier nun vorgelegt, anzustoßen war der Sinn der neueren Malereirepertorien zu den römischen Katakomben, die im Jahr 1976 mit der Petrus-und-Marcellinus-Katakombe unterhalb des constantinischen Grabmonuments begannen.<sup>2</sup>

Verena Fugger geht in ihrer Arbeit in drei Schritten vor. Zunächst (Kap. 1, „Die Ordnung der Bilder: Zur Anordnung von Bildern im Raum“, S. 41–154) erörtert sie die statistisch am meisten zu verzeichnenden Bildmotive und deren Position in 118 (beziehungsweise 119) ausgewerteten Grabräumen (Auflistung S. 305). Am häufigsten gemalt wurden (S. 41):

das Quellwunder des Mose: 74 Beispiele,  
 die Auferweckung des Lazarus: 65 Beispiele,  
 der ruhende Prophet Jona: 64 Beispiele,  
 Daniel in der Löwengrube: 59 Beispiele,  
 Noah in der Arche: 44 Beispiele,  
 die Brotvermehrung Jesu: 41 Beispiele.

Bei diesen und weiteren biblischen Motiven (insgesamt zwanzig) sowie bei denen, die die Verfasserin als „Verstorbenenporträts“ anspricht (Oranten, Philosophenbilder, Berufsverkörperungen, mit unterschiedlichen Merkmalen ausgestattete Personendarstellungen), ferner beim Christusbild in verschiedener Form gibt sie in ihren Statistiken jeweils den bevorzugten Anbringungsort im Raum an. Hierbei unterscheidet sie (S. 36; Fig. 1) folgende Positionen nach ihrem Aufmerksamkeitswert:

Lichtschacht/Lucernar: primär,  
 Deckenzentrum: primär,  
 untergeordnete Bildfelder der Decke: sekundär,  
 Front-/Stirnwand: primär,  
 Arkosolfront/Loculusfront: primär,

2 Der Rezensent war an diesen beteiligt.

Arkosollünette: primär,  
 Arkosollaibung Zentrum: primär,  
 Arkosollaibung Nebenfelder: sekundär,  
 Eingangswand (besser: Rückwand): sekundär.

Dass das Zentrum einer Arkosollaibung wirklich ein Feld primärer Aufmerksamkeit darstellt, scheint mir nicht unmittelbar gegeben zu sein. Manche Arkosollaibungen verfügen zwar, um eine bessere Sicht zu gewährleisten, über eine nach außen leicht ansteigende, sich etwas erweiternde Gewölbekappe, aber die im Durchschnitt kleineren Menschen der Antike mussten sich dennoch, um zu sehen, was in der Laibung abgebildet war, vorbeugen. Nach meiner Ansicht kann deshalb die Position der Bilder dort nur einen sekundären Aufmerksamkeitswert beanspruchen.

Christus-Darstellungen treten nach Fuggers Erhebungen stets positionsfavorisierend-zentral auf, sei es in Form des ‚Guten Hirten‘, als Brustbilder oder später als Thronender. Unter dem Gesichtspunkt der ‚Rhetorik der Bilder‘ scheint mir dabei wichtig, genau zu sehen, dass die allegorische Figur des ‚Schafrägers‘ als antike Personifikation der Bukolik, sobald er zum christlichen *pastor bonus* geworden ist, eine typologische Figur darstellt.

Für die zuvor aufgeführten am häufigsten anzutreffenden Szenen hat Fugger stets die gleichen favorisierten Positionen an Wänden und Decken ermittelt, jedoch solche untergeordneter Art. Eine Ausnahme bildet nach ihren Erhebungen die Daniieldarstellung. Sie ist nach der Statistik Fuggers positionsflexibel. Gleichfalls in allen Positionen findet man die Darstellung der/des Orans, in der die *pietas* des/der Verstorbenen gelobt wird. Davon gibt es 122 Beispiele, statistisch in den meisten Fällen an der Arkosolfront beziehungsweise einer Loculuswand.

Für die weitere Forschung sind Fuggers Statistiken von großer Bedeutung, kann man ihnen doch in einer Weise, die angesichts der Menge ausgewerteten Materials durchaus als signifikant gelten darf, entnehmen, welche Bilder den Grabinhabern beziehungsweise ihren Nachfahren wichtig oder auch weniger wichtig waren. Genauso gewichtig sind die chronologischen Balkendiagramme, welche die Entwicklung der Beliebtheit der einzelnen Motive anzeigen. Nach den vorliegenden, im Einzelfall nicht unumstrittenen Datierungen unterscheidet Fugger dabei vier Phasen (S. 305):

- I: ca. 230–260 n. Chr.,
- II: ca. 260–320 n. Chr. (spättetrarchisch/frühconstantinisch),

III: ca. 320–350 n. Chr. (mittel- bis spätconstantinisch),

IV: ab 350.

In einem weiteren Schritt (Kap. 2, „Das Zusammenspiel der Bilder: Zur Kombination von Bildern im Raum“, S. 155–254) sucht die Verfasserin nach den Kombinationsschemata der Bildmotive. Hierfür rekurriert sie, wie sie wiederholt betont, auf ‚Prinzipien‘ beziehungsweise ‚Kategorien‘ der antiken Rhetorik (S. 161; vgl. auch S. 22–23; 39; 166; 285). Sie stellt additiv-affirmative, komplementäre, kontrastierende und konsekutiv-narrative Kombinationen fest. Dabei gibt es zum Beispiel an einer Rückwand mit vier Bildmotiven oder einer Decke mit vier Lünetten in einem konzentrischen Kreissystem jeweils drei Kombinationsmöglichkeiten des Bezugs der Bilder aufeinander (Darstellung: S. 160), im ersten Fall von solchen in einer Position sekundärer, im zweiten von primärer Aufmerksamkeit, hingegen untergeordneter Art.

Die von Fugger mit 29 Beispielen als häufigste festgestellte Bildkombination ist die des Quellwunders mit der Lazarusauferweckung. Beim Quellwunder sind jenes des Mose in der Wüste und das für die stadtrömische Frömmigkeit bedeutende des Petrus nicht immer auseinanderzuhalten. Diejenigen, die eindeutig als des Petrus zu identifizieren sind, hat Fugger ausgeschlossen (S. 64, Anm. 285). Die uneindeutig sind, hat sie in die Statistik der Kombinationen aufgenommen. Diese interpretiert sie in beiden Fällen als „komplementär[e]“ beziehungsweise „additiv-affirmativ[e]“ Bildaussage, die „plakativ das göttliche Heilswirken aus zwei unterschiedlichen narrativen Perspektiven [...] illustrieren“ (S. 169). Auch ein „baptismaler Nebensinn“ (S. 172) scheint ihr möglich.

Beispiele für eine kontrastierende Kombination sind die Verbindung der Darstellung des Sündenfalls Adams und Evas mit dem Quellwunder oder die der Drei Jünglinge im Feuerofen mit der Anbetung des Jesuskinds durch die drei Magier. Für die erste gibt es sechs Beispiele, davon vier in der Petrus- und Marcellinus-Katakomben (S. 190), was auf eine lokale Tradition hinweist und die Frage aufwirft, wer oder was sie verursacht haben könnte. Die zweite Kombination ist viermal zu verzeichnen. Die erste visualisiert das Muster von Ursache (Sündenfall; nicht Taufe: S. 191) und Wirkung (Sündenvergebung durch Taufe, sofern hier das Petrusquellwunder gemeint ist). In der zweiten Motivkombination kontrastiert die Huldigung des falschen mit der des wahren Gottes (S. 198).

Für die Interpretation der Konstellationen greift die Verfasserin noch deutlicher als in Kapitel 1 auf patristische Quellen zurück. Dabei gibt es allerdings zahlreiche Ungereimtheiten, die die Frage aufwerfen, wie intensiv sie diese Quellen selbst studiert hat, die öfters nach veralteten oder auch unterschiedlichen Ausgaben zitiert werden.<sup>3</sup> Ob deren Rhetorik sich mit jenen ‚rhetorischen Prinzipien‘, die Fugger anwendet, in Übereinstimmung befindet, wird leider nirgends gezeigt. Von einer genauen Analyse der Rhetorik der Texte hätte die Arbeit hinsichtlich der ‚Rhetorik der Bilder‘ und ihren ‚Prinzipien‘ gewiss profitiert.

In einem dritten Schritt erweitert die Verfasserin die Kombinatorik nochmals in Richtung der Frage nach Räumen mit ganzen Bildprogrammen. „Programmähnliche“ Bildbezüge findet sie in insgesamt neun Grabkammern. Das sind acht Prozent der von ihr untersuchten. Darunter ist die Kammer C der Via-Latina-Katakombe, die als solche eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Unter den weiteren Cubicula, in denen sie ein „relativ geschlossenes und einheitliches Ausstattungskonzept“ (S. 219), eine „gedankliche Geschlossenheit“ (S. 227) beziehungsweise „durchdachte“ Konzeption (S. 235) feststellt, befinden sich vier, bei denen man die Auftraggeber erschließen kann: Die sogenannte Sakramentskapelle A 3 in der Callistus-Katakombe (um 230–240 n. Chr.) und das Cubiculum 69 in der Petrus-und-Marcellinus-Katakombe (ca. 320–350 n. Chr.) zeigen ‚Portraits‘ (besser: Personifikationen) von Fossoren (Abb. 85: äußere Bildfelder links und rechts; Abb. 51). Diese waren die Wärter jener unterirdischen Anlagen, für die An-

3 Das Verzeichnis der Texteditionen und Übersetzungen auf S. 343 ist höchst unvollständig. Zu korrigieren sind: Greg. Nyss. *In Christi resurrectionem oratio* 1 (neuerer Titel: *De triduo spatio*): Standardedition (StEd) in GNO 9 (S. 182, Anm. 813 nach PG 46); Iust. Mart. dial.: StEd in Paradosis 47,1 (S. 171, Anm. 763 nach PG 6); Max. Taur. hom. 23 de Epiph.: StEd. in CCSL 23 (S. 208, Anm. 963: de Piph. [sic] nach PL 57); S. 209, Anm. 968 serm. 16 richtig nach CCSL 23); Melito von Sardes *Fragmentum ex catena in Genesin*: StEd: CCSG 2 (S. 217, Anm. 997 ist die lateinische Übersetzung des griechischen Textes aus PG 5 abgedruckt); Methodios von Olympos *Symposium sive convivium decem virginum*: StEd in GCS 27 oder FC 95 (S. 201, Anm. 919 nach PG 18); Orig. in Matth.: StEd in GCS 49 (S. 171, Anm. 763; S. 176, Anm. 786 [dort: comm. in Mt.] und S. 186, Anm. 844 nach PG 13); Orig. hom. 8 in Gen.: StEd in OWD 1,2 (S. 217, Anm. 998 nach PG 12); Petr. Chrys. serm. 160 de Epiph.: StEd in CCSL 24B (S. 208, Anm. 963 nach PL 52); Prud. apoth.: StEd in CCSL 126 (S. 176, Anm. 786 nach PL 59).

lage der Coemeterien zuständig und auch den Verkauf der Grabplätze.<sup>4</sup> Das Cubiculum 74 der Domitilla-Katakomben (zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts) zeigt Bilder aus dem Alltag der *mensores frumentarii*. Getreidehändler gehörten zu den Wohlhabenden, was die Ausstattung der als solcher singulären Kammer auch zeigt. Die Abfolge ihrer beiden Bilderzyklen bezeichnet Fugger als eine „inhaltlich aufeinander abgestimmte und mit der Architektur des Grabraumes verschränkte“ (S. 243). Im Fall des Cubiculum 5 der Commodilla-Katakomben (ca. 380–390 n. Chr.) ist der Auftraggeber inschriftlich bekannt: Es ist der *officialis annonae* Leo<sup>5</sup>, also ein höherer Steuerbeamter. In den Bildern seines Grabraums, der zugleich ein Zeugnis der spätantiken Märtyrerverehrung ist, erkennt Fugger eine „klare Bildhierarchie“ und hält theologische Konzepte bei der Gestaltung für „gut vorstellbar“ (S. 251). Dass ab der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts „Programme“ beziehungsweise eine „programmähnliche“ Gestaltung der Grabanlagen von Angehörigen der wohlhabenden Schicht feststellbar sind, überrascht angesichts des voranschreitenden Hineinwachsens des Christentums in diese Gesellschaftsschicht und der damit verbundenen Intellektualisierung nicht. Erstaunlicher ist die ‚Programmatisierung‘ der früheren Kammern, die mit den Fossoren in Verbindung gebracht werden können. Der Gedanke liegt nahe, dass jene nicht allein bei der Grabausstattung, die sie für sich selbst planten, ein Stück weit ‚programmatisch‘ dachten, sondern auch andere Grabinhaber beraten haben, was man malen könne. So könnten lokale Eigenheiten wie das vermehrte Auftreten der Bildkombination von Sündenfall und Quellwunder in der Petrus-und-Marcellinus-Katakomben erklärbar sein.

Indes ist bei all den Überlegungen zu „Programmen“ Vorsicht angebracht. Fugger weist in einer Anmerkung darauf hin, dass einen vergleichbaren Motivschatz wie in der von ihr als „programmähnlich“ analysierten Sakramentskapelle A 3 auch die Nachbarräume aufweisen, „allerdings ohne dass ihre Motive einem bestimmten Ordnungsprinzip zu folgen scheinen“ (S. 217, Anm. 992). Und wenn sie dem in einem Exkurs zum Vergleich herangezogenen Istanbuler Hypogäum beim Silivri-Kapı (nach 425 n. Chr.), dessen Funktion als Grabraum allerdings nicht völlig gesichert ist (S. 275, Anm.

4 In Anm. 1019 (S. 161) wird die im Literaturverzeichnis durchaus aufgeführte Monographie zu diesem Thema von E. Conde Guerri: *Los „Fossore“ de Roma paleocristiana* (Estudio iconográfico, epigráfico y social). Vatikanstadt 1979 (*Studi di antichità cristiana* 33) nicht genannt.

5 Warum heißt er auf S. 248 italienisch „Leone“?

1219)<sup>6</sup>, ein „ausgeklügelte[s] System“ (S. 276) bescheinigt, so ist doch zu fragen, ob der ‚moderne Betrachter‘ derlei nicht selbst ausgeklügelt hat.

Bei den von ihr besprochenen Vergleichsmonumenten (Kap. 3, „Exkurs: Sepulkrale Bild-Räume außerhalb Roms“, S. 255–280) beschränkt sich die Verfasserin auf christliche, vornehmlich des Balkans und Makedoniens.<sup>7</sup> Die jüdischen Katakomben Roms bleiben unberücksichtigt. Die paganen Hypogäen Roms werden nur sehr kurz erwähnt (S. 157). Von der Auseinandersetzung mit der Studie von Francisca Feraudi-Gruénais<sup>8</sup> hätte die Arbeit profitieren können. Die Dekorationsschemata und Anbringungsorte der Bilder sind teilweise ganz ähnlich wie in den Katakomben. Immer wieder tauchen auch dort zum Beispiel Pfauen, andere Vögel und viele Streublumen auf, die gewiss nicht als „paradiesisch“ interpretiert werden können (vgl. S. 145; 264).

Mit den Fragen der Deutung der Bilder ist insgesamt ein altes Problem berührt, das die Verfasserin nicht zu verantworten hat, der Frage nach dem, was der Interpret der spätantiken Bilderwelt dort insinuiert findet beziehungsweise jeweils selbst an Gedanken induziert – ein komplexes hermeneutisches Problem, das die Grundlagen der Christlichen Archäologie berührt. Früher waren es dogmatische Inhalte, die man in den Bildern widergespiegelt sah. Diese Phase ist überholt. Sie ging auch von einem falschen Begriff der altchristlichen Dogmatik aus. Aus diesem Grund sollte man auch frühere Bezeichnungen wie ‚Sakramentskapellen‘ inzwischen vermeiden und konsequent die Ziffern des Repertoriums von Aldo Nestori anwenden<sup>9</sup>, was zudem den Vorteil hat, dass man die Lage der Malereistellen in den Katakomben auf seinen Faltpänen schnell identifizieren kann.

Insbesondere Josef Engemann (1926–2020) vertrat die Position, dass „der Gehalt eines Bildwerks nicht analytisch aus ihm selbst abzulesen [ist], sondern er muß synthetisch unter Heranziehung äußerer Hilfsmittel ermittelt

6 Es könnte ein Raum ‚privater‘ Märtyrerverehrung sein.

7 Lohnenswert wäre die Berücksichtigung der Hespekli-Grabkammer bei İznik (Nicaea) gewesen: Vgl. R. Sörries: *Christliche Archäologie compact. Ein topographischer Überblick. Europa – Asien – Afrika*. Wiesbaden 2011, S. 199.

8 F. Feraudi-Gruénais: *Ubi diutius nobis habitandum est. Die Innendekoration der kaiserzeitlichen Gräber Roms*. Wiesbaden 2001 (Palilia 9).

9 A. Nestori: *Repertorio topografico delle pitture delle catacombe romane*. 2. Aufl. Vatikanstadt 1993 (Roma sotterranea cristiana 5).

werden“.<sup>10</sup> Im Falle der Dissertation Fuggers ist das Hilfsmittel die Statistik. Engemann aber wurde nicht müde, vor der Heranziehung patristischer Quelle zu warnen: Es handelt sich „fast ausschließlich um Werke von Theologen, die nur mit größter Vorsicht zur Deutung von Bildwerken herangezogen werden dürfen, für die ein unmittelbarer Einfluß durch Kleriker nicht nachzuweisen ist. [...] das Vorkommen eines Gedankens in der Literatur einer Epoche [sichert] keineswegs, daß gleichzeitige Bildwerke hiervon beeinflusst waren.“<sup>11</sup> Diese Warnungen haben die jüngere Generation der Christlichen Archäologen nachhaltig beeinflusst. Dementsprechend vorsichtig ist Fuggers Umgang mit patristischen Deutungen von Bibelstellen, die sie dargestellt findet. Manchmal sollte sie sogar noch vorsichtiger sein. Für die Interpretation römischer Bildbelege griechische Autoren wie Cyrill von Jerusalem oder Gregor von Nyssa heranzuziehen (zum Beispiel S. 208, Anm. 963) ist bedenklich. Hier muss man deutlich regionaler denken. Insgesamt ist jedoch Fuggers Urteil im Umgang mit patristischem Quellenmaterial stets ausgewogen. Schlussendlich findet sie allerdings in all den vielen Bildern, die sie mit Recht als „semantisch variabel“ interpretiert (S. 287), eher „plakative Heilsbotschaften“ (S. 286). Dem soll nicht widersprochen werden, denn die antiken Christen waren, wie die Gesellschaft damals überhaupt, weitgehend illiterat und eben keine Theologen.<sup>12</sup> Indes darf man statt deren Wissen in die „Heilsbotschaften“ der Bilder auch keine Katechismuskatechismen moderner Art hineinragen. So sollte man angesichts von Bildern und Bilderfolgen nicht von einer Illustration der „Heilsgeschichte“ reden (S. 159; 239; 133, Anm. 586). „Heilsgeschichte“ ist ein Begriff, der erst im neunzehnten Jahrhundert entstand.<sup>13</sup> Die Zeitvorstellung antiker Christen war nicht linear, sondern eher zyklisch. Die häufigen Darstellungen des Jahreszeitenzyklus an den Decken der Grabkammern (auf die Fugger in ihren Analysen nicht eingeht) zeigen dies. Die antike christliche Vorstellung der Oikonomia Gottes, der die Zeitläufte in der Apokalypse plötzlich abbrechen wird, in welcher dann die Rettung (σωτηρία, unzureichend mit „Heil“ über-

10 J. Engemann: Deutung und Bedeutung frühchristlicher Bildwerke. Darmstadt 1997, S. 96; vgl. dazu meine Besprechung in: ZAC 2, 1998, S. 315–319.

11 Engemann (wie Anm. 10), S. 96.

12 Vgl. meinen Aufsatz: Litteratulus christianus. Beobachtungen und Bemerkungen zum Bildungsgrad der antiken Christen. In: ThQ 183, 2003, S. 297–312.

13 Vgl. J. Zehner: Heil. In: Religion in Geschichte und Gegenwart 3, 4. Aufl. 2000, Sp. 1524–1526, hier Sp. 1524.



setzt) erfolgt, war etwas anderes als die „Heilsgeschichte“, in der etwas widerhallt vom philosophischen Denken des Deutschen Idealismus. Desgleichen ist der Begriff der „Selbstoffenbarung“ (S. 174) Gottes ein moderner. Er wurde durch Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling geprägt und von Karl Barth aufgenommen.<sup>14</sup> Auch sollte man vor dem Konzil von Ephesus (431 n. Chr.) nicht davon reden, es werde die „Gottesmutter“ dargestellt. Maria so zu nennen, war seinerzeit hochumstritten. Die Bezeichnung der Märtyrer war damals nicht einheitlich die von „Heiligen“. Sie alternierte mit Titeln wie ‚selig‘ oder sogar ‚göttlich‘. Die Benennung von Figuren als „Heilige“ (Fig. 17) insinuiert Personen eines Heiligenkults, der im dritten/vierten Jahrhundert in seiner späteren Entfaltung noch nicht überall gegeben ist. Mithin: Auch das, was ‚plakatives‘ religiöses Wissen war, muss streng historisch gedacht werden!

Ein zweites und ungleich größeres Problem ist die unzureichende methodische Reflexion der rhetorischen ‚Prinzipen‘ oder ‚Kategorien‘, die in Fuggers Arbeit eine große Rolle spielen. Um sie einzuführen, gibt es nur knappe Verweise auf andere Literatur (S. 161), insbesondere die Studie von Katharina Lorenz über die Mythenbilder in pompejanischen Häusern.<sup>15</sup> Als „Prinzipien“, durch die „das Rezeptionsangebot an die Betrachter gesteuert wird“ (S. 161, Anm. 712), nennt Fugger *similitudo*, *vicinitas* und *conduplicatio*. *Vicinitas* ist allerdings kein Begriff der antiken Rhetorik. Was die Verfasserin zu meinen scheint, sind die Techniken der rhetorischen *amplificatio*. Bei dieser spielten *allusio*, *comparatio*, *similitudo*, *analogia*, *exemplaritas*, *contraritas*, *signum*, *figuratio*, *praefiguratio*, *personificatio* eine tragende Rolle als Redefiguren, die in der Argumentationskunst der antiken Rhetorik vielfach angewandt wurden. Es ist unschwer zu sehen, dass diese rhetorischen Techniken ein gestaltendes Element in den von Fugger analysierten Bilderwelten darstellen.

Wenn auch nicht ausreichend ausgeführt, ist Fuggers Verweis auf die antike Rhetorik als Basis der Bildauswahl, -gestaltung und -kombination jedoch wertvoll. Sie hat damit die Tür zum ‚rhetorical turn‘ in der Christlichen Archäologie aufgestoßen und eine Fährte dorthin gelegt. Freilich sollte in Bezug auf ihre Fragestellungen noch deutlicher überlegt werden, welche rheto-

14 Vgl. T. Trappe: Selbstoffenbarung und Freiheit. Spätidealistische Perspektiven zu einem Schlüsselbegriff heutiger Theologie. In: PhJ 104, 1997, S. 150–170.

15 K. Lorenz: Bilder machen Räume. Mythenbilder in pompeianischen Häusern. Berlin/New York 2008 (Image & Context 5), besonders S. 41–43.

rischen Hauptaufgaben und Themen angesichts des Todes in der Antike anstanden. Dies waren vornehmlich zwei: der Trost und das Totenlob. Letzteres erwähnt Fugger zwar immer wieder, wenn auch eher beiläufig (S. 80–81; 103, Anm. 452; 141; 146–147; 158; 195; 202, Anm. 922; 205; 214; 254), wurde aber nicht methodisch in ihre Überlegungen eingebracht. Es sollte noch konsequenter versucht werden, die Bilderwelt in den Grabesräumen als *laudatio funebris* zu verstehen. Dann sind es nicht abstrakte religiöse Inhalte von ‚Heil‘, so ‚plakativ‘ sie gewesen sein mögen, welche die Bilder widerspiegeln, sondern es wird in den Bildern die *pietas* der Verstorbenen gelobt, mag der Inhalt ihrer Frömmigkeit auch einfach gewesen sein; es kann jedenfalls kein Zufall gewesen sein, dass die häufigste Darstellung in der Katakombenmalerei die von Oranten ist. Dies gilt allerdings auch jenseits von Bildkombinationen oder gar „programmähnlichen“ Ausmalungen. Schon ein *einzelnes* Bild, eine einzelne Bildgravur auf einer Grabverschlussplatte, ist semantischer Träger einer Aussage. Dieser in angemessener Weise auf die Spur zu kommen, bleibt eine spannende Aufgabe.

Die Drucklegung der auf sehr breiter Literaturkenntnis beruhenden Arbeit (das Literaturverzeichnis umfasst 29 eng bedruckte Seiten, S. 344–372<sup>16</sup>) erfolgte äußerst sorgfältig.<sup>17</sup> Der Text umfasst auch ein ikonographisches (S. 376–378) und topographisches Register (S. 378–383). Leider erreicht der umfangreiche Abbildungsteil (S. 385–444) nicht die Qualität der anderen Teile. Etwa ein Drittel der 188 Abbildungen und auch das Umschlagbild sind dem alten Tafelwerk Joseph Wilperts<sup>18</sup> (1857–1944) von 1903 entnommen. Fugger rechtfertigt das damit, dass dessen Abbildungen von einigen Motiven bis heute die einzigen seien und sie „einen heute nicht mehr vorhandenen Erhaltungszustand“ (S. 17, Anm. 38) wiedergäben. Es ist bekannt, dass die Wilpertschen Aufnahmen in einem hohen Maße retuschiert sind, insbesondere die farbigen. Die Verfasserin hätte sich, was die in ihrer Arbeit wichtige sogenannte Sakramentskapelle A 3 in der Callistus-Katakombe anbelangt, mit einem Blick in die im Zusammenhang der jüngeren Restaurierungen der Katakombenfresken entstandene Dokumentation mühelos davon überzeugen können, was Wilpert allenfalls gesehen hat: im Vergleich mit seinen ent-

16 Uneinheitlich gestaltet ist die Angabe der Reihentitel, die oftmals fehlen.

17 Es fielen lediglich auf: S. 190 ein fehlender *spiritus lenis*; S. 268: Dimostenous (statt „Dimosthenous“; richtig S. 267); im Literaturverzeichnis ist auf S. 350 der Name des Rezensenten falsch geschrieben (richtig S. 368).

18 J. Wilpert: Die Malereien der Katakomben Roms. Freiburg im Breisgau 1903.

sprechenden Abbildungen erschreckend wenig.<sup>19</sup> So gewinnt, wem die Autopsie der von Fugger besprochenen Malereien nicht möglich war, von vielem einen falschen, viel zu ‚schönen‘ Eindruck. Hinzu kommt, dass eine große Zahl der Abbildungen relativ klein und im Druck oft recht grob gerastert ist. Mitunter ist nicht genau zu erkennen, was im Text beschrieben wird.<sup>20</sup> Das ist schade, geht aber gewiss zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auf das Konto des ansonsten renommierten Verlags der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der allerdings die Studie bereits online gestellt hat, was wiederum ihr Studium und die Auseinandersetzung mit ihr in wünschenswerter Weise befördern dürfte. Dem spätantiken Christentum kommt man dabei in jedem Fall ein Stück näher.

19 Vgl. K.-D. Dorsch/H. R. Seeliger: Römische Katakombenmalereien. Dokumentation von Zustand und Erhaltung 1874–1994. Münster 2000, S. 69–82.

20 So zum Beispiel Abb. 112: S. 129; Abb. 124: S. 243; 245; Abb. 134: S. 85; 249; Abb. 168: S. 259.

---

Hans Reinhard Seeliger, Eberhard-Karls-Universität Tübingen  
Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Christliche Archäologie  
Professor a. D.  
hans-reinhard.seeliger@uni-tuebingen.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Hans Reinhard Seeliger: Rezension zu: Verena Fugger: Gestaltungsprinzipien spätantiker Grabräume. Untersuchungen zu visuellen Strukturen und Wirkungsmechanismen in der römischen Katakombenmalerei. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2023 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften 552 = Forschungen zur antiken Religion 3). In: Plekos 27, 2025, S. 451–461 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-fugger.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Lucy Grig: *Popular Culture and the End of Antiquity in Southern Gaul, c. 400–550*. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2024. XI, 260 pp., 7 ill., 6 maps. £ 85.00/\$ 110.00. ISBN: 978-1-108-49144-0.

In this meticulous and briskly written book, Lucy Grig conducts a close regional and temporal study of cultural dynamics and change that were at work across the late antique Mediterranean world more broadly. She explores the interactions between, on the one hand, the clearly visible, heavily-imposed, ‘official’ cultural dictates of the late- and post-Roman state and the imperially-supported Christian church, and, on the other, the near-invisible, non-official (but not necessarily anti-official) practices of people who were constituents but not agents of these institutions – in other words, dominant versus popular culture, in an age of totalising ecclesiastical cultural ambition and rapidly revolving military-political control.

In her choice of topic, Grig builds upon several healthy fields of research. Analytically, she constructs her model for discussion on the now substantial bibliography of studies of popular culture as an element of subaltern studies in history, from Mikhail Bakhtin through to more recent works within the Classics discipline, informed by models of major Anthropologists and Sociologists including Claude Lévi-Strauss and Pierre Bourdieu, and with particular attention to the 1980s work of Stuart Hall. These models are used informatively, not dogmatically; one can see how earlier discussions have sparked curiosity and questions in the author, rather than create a restrictive template to reproduce. As her object of research, Grig examines southern Gaul (roughly modern Provence and part of eastern Occitanie), with inevitable attention to the leading city of Arles, for the century and a half during which the region moved from direct Roman imperial rule to incorporation into the post-imperial states, first Visigothic Aquitania, then Ostrogothic Italy, and finally Frankish Gaul. The last two to three decades have seen considerable research centred on or overlapping with this region, which Grig uses fruitfully: William Klingshirn on the Gallic episcopate, Lisa Bailey on Gallic sermon literature, Kim Bowes and Cam Grey on the late Roman peasantry and countryside, and the extensive French- and English-language archaeological literature, among others.

Late antique southern Gaul (‘Late Antiquity’ is used here in its general UK and European sense as ‘late- and immediately post-Roman’ rather than its

wider North American sense) is a time and place for which there is, if not an abundance, at least an adequacy of source material, both literary and archaeological. The literary sources come almost entirely from the growth of the church there and elsewhere in Gaul, with its attendant production of functional texts (letters, council records, hagiography used to complement liturgy for institutional commemoration). These sources, in turn, are part of a wider epiphenomenon of the fragmentation of the western half of the Roman empire, namely the first appearance of texts written in the former Roman western provinces, all of which (except parts of Gaul) are virtually silent to us prior to the withdrawal of imperial rule (it should give us pause that the best, indeed the only, substantial contemporary narrative source of the major events of the Roman west in the fifth-century comes from Gallaecia, in the *Chronicle* of Hydatius). The archaeological sources, several decades of digs and reports on both cities and countryside in southern France (some of it courtesy of TGV expansion rescue digs), inform the early background chapters where they are usefully surveyed (Chapter 2, “Urban Contexts for Popular Culture in an Age of Transformation,” pp. 36–72, and Chapter 3, “Popular Culture, Society and Economy: The Countryside in Transition in Late Antiquity,” pp. 73–109) and help build a fuller picture of economic life and change in the period. Although, in the main argument of the book, Archaeology primarily serves its once-traditional role as handmaid to History, the discussion is fuller for being well anchored to the *realia* of growth and contraction of urban sites, accumulating household detritus, and the size of shepherds’ housing. Holding the textual and material evidence in mind simultaneously is valuable; for example, the well-worn military-political narrative of rule (imperial, Gothic, Frankish) can be seen as a function of the underlying geography of the region, a crossroad between northern Italy, Atlantic Gaul, and northern Gaul; while the casual appearance of lacustrine and pastoral industries in hagiographic texts similarly reflects the region’s underlying geography of Mediterranean coastal river delta with relative proximity to the Alps.

Grig’s choice of temporal and geographical focus, however, is not dictated by the limited availability of evidence, but is motivated by awareness that the period is one of significant transition, and the desire to investigate whether popular culture played a part in directing that mutation, alongside the well-known military and religious drivers of change. It’s an ambitious question. For all the (relative) availability of evidence, the topic of popular culture

in antiquity itself generally presents what weaker souls might consider a wretched dearth of material. Popular culture has been a white whale for some historians since the middle of last century; the idea that subaltern beliefs and behaviour can be excavated offers the prospect of seeing a history of Europe other than the familiar one dominated by statist institutions. There is an inherent social force in pursuing the topic. Grig is to be praised for her insistence on discussing her topic as a class phenomenon, a reality, as she notes, often and ingenuously omitted from much recent scholarship. Widely-adopted concepts of genuine analytical value, such as ‘agency,’ too often serve to elide the fact that the late and post-Roman world presents a class-defined society as red in tooth and claw as there has ever been (Grig is similarly prudent to give short shrift to the scholarship of ethnicity in the post-Roman west, wisely citing Guy Halsall; p. 53).

There are few source-types that we may consider as documentary materials or artefacts produced by popular practices in antiquity, independent from one or another official and institutional agent; the obvious exception, graffiti, is abundant in Rome but rare or missing from the provinces. Accommodating this absence, Grig’s discussion focuses on communal entertainment as a discernible venue for the display of popular culture, in particular the rise of communal, “bottom-up” (p. 71) celebrations that, she argues, took the place of the officially-approved and managed public entertainments of theatre, circus, and amphitheatre. These entertainments are seen by us entirely from ‘outside,’ largely through the medium of episcopal sermons. The climax of the book is Chapter 6 (“The Kalends of January: The Persistence of Popular Culture,” pp. 173–218), a study of the annual Kalends festivities as described and denounced in the sermons of bishop Caesarius of Arles (469/470–542), a figure perhaps even more commanding in recent scholarship than he was in the Gallic church of his time (the “villain rather than [the] hero” [p. 223] of Grig’s discussion). The description of Kalends activities by Caesarius and in other comparanda (Augustine and his contemporary Cappadocian bishop Asterius of Amaseia) comprises both outright condemnation and, as an argumentative device, dramatic representation of revellers, “ventriloquism” (p. 211) as Grig puts it.

Such a source clearly has many pitfalls; it also has some specific virtues, well exploited by Grig, for the sermon was a live performance in which the local church leader interacted with his congregation, which we can imagine largely consisting of his secular peers, that is, the elite, landowning class. In some

of the most interesting pages of the book, Grig analyses the push and pull between Caesarius and his elite audience, as he sought to disengage his peers from what he constructed as the lower-class, rural, crass fun (*scurrilitas*, pp. 129–131) of the annual misbehaviour. The Kalends events included the invasion of the urban space by some of the rural population, and were a public festivity of inversions, such as animal costumes and cross-dressing, “practices and behaviours [that] made noisily visible real-life fissures of social and economic inequality” (p. 212). Just what these revels achieved is the obscure grail. Grig considers them in a variety of anthropological interpretations ranging from ritualised performance of social order to means of social healing (p. 203); an earlier observation, quoting Leslie Dossey’s study of North African social relations,<sup>1</sup> is worth emphasising: “‘what really disrupted power structures in the countryside was not opposition movements against the Roman government [...] but rather a desire by rural populations to participate in the same material culture, community structures, and intellectual currents as were affecting urban society’” (p. 77; the same is true for the relationship between the empire and its economically underdeveloped northern neighbours). What offended Caesarius and other bishops was partly the apparent breach of moral boundaries, but also, and perhaps more fundamentally, of social and class boundaries; revellers, for example, expected to enter the homes of the wealthy and demand hospitality or gifts, including money. Texts refer to elite homeowners, including high officials, tossing out money as gifts, in a show of bonhomie to the partygoers barely concealing anxiety at the risk of violence, the dynamics of trick or treat. Caesarius, Grig argues, condemned the *rusticitas* of the lower-class revellers as much to dissuade elite landowners from sanctioning the activities, by apparent good-natured tolerance of the ‘fun,’ as from concern for the moral turpitude of the participants themselves. Grig describes this as a triangularization between ecclesiastical elites, secular elites, and non-elites; as both the church and secular elites were large landowners, this dynamic may also be seen as one half of the elite trying to induce the other to present a common front to the underclass.

Grig’s discussion of sources is fastidious. Texts are considered with an open-eyed and frank acknowledgement of the limitations posed by their genres and functions (e.g. the ‘cut and paste’ construction of sermons, preserving rhetorically useful but historically misleading anachronisms), and analysed

1 L. Dossey: *Peasant and Empire in Christian North Africa*. Berkeley/Los Angeles/London 2010 (*The Transformation of the Classical Heritage* 47), p. 174.

simultaneously against historical and anthropological models for the function of popular culture and textual comparanda from other regions of Late Antiquity (with side trips to earlier Roman and Greek antiquity and to medieval and early modern Europe). The limits of comparison are transparently noted (e.g. several aspects of Kalends behaviour mentioned in comparison texts lack confirmation for southern Gaul in Caesarius' sermons: specific Kalends songs, p. 210; outright violence, p. 211; explicit civic participation, p. 214; demands for gifts, p. 215). The most fundamental tool of analysis, however, is "reading against the grain" (p. 34 and *passim*), the inversion (ironically) of bishops' critiques in an attempt to reconstruct the actions and motivations both of their declass   *b  tes noires* and of their audiences. It is an approach that rests upon the author's historical judgement and instinct, and requires, as here, sensitivity, wide reading, restraint, and transparency.

For a somewhat different sort of study, a more organic analysis of individual passages within the literary context of their texts might, perhaps, render additional insights. An example (noted solely because of the reviewer's personal interests) appears, more or less as a framing device, in Chapter 3, the useful and typically thorough survey of social and economic changes in the rural environment of southern Gaul during Late Antiquity. Grig cites, as a 'case study,' a brief passage of the *Vita* of Hilary, one of Caesarius' predecessors as bishop of Arles (401–449). In it, Hilary visits shepherds on La Crau plateau, in the northern hinterland of Arles, an area exploited for centuries for extensive winter pasturing of sheep and goats (as also in modern times). Hilary visited while traversing the region, before Easter, and performed baptisms and gave instruction to the *pastores*. It is one of three, fleeting passages Grig discusses in which we see the bishop interacting with the primary industries that formed the economic support for the Arles region. The other two passages show, first, the bishop multitasking by working fishing nets while dictating texts to a scribe, an indication of the nutritional importance of the lakes and coastal lagoons to the south of Arles (and reminiscent perhaps of the widespread practice, in later centuries, of knitting as a profitable use of hands while engaged in other activities); and, secondly, Hilary's inspection of the 'machinery' of saltworks, another important, ancient industry arising from Arles placement near sea coast, river delta, and plain.

The fishing net and salt-work incidents occur in a short section in the middle of the *Vita* outlining the bishop's manner of life and conduct of his office, where they underscore Hilary's busyness and humility. The account of his



visit to the sheep pastures would seem to fit naturally into this section as a third example, but it is placed instead in a quite different context: in the peroration of the text, after the narrative conclusion of Hilary's death, burial, and (presumed) entry into heaven. The incident interrupts, both thematically and grammatically, a series of vocative, rhetorical, and conventional Christian praises of Hilary, leading up to a plea to the saint in heaven to pray for his congregation; the anecdote, with its abrupt change in register, intrudes between the praises and the plea. Rather jarringly, this unusually specific incident (dated, at least by the liturgical calendar, and broadly localised both geographically and socially) briefly brings the discussion back to gritty earth before returning to salvific heaven. The passage is tantalising to a modern economic historian but would surely have been bemusing to a contemporary audience (especially if the text was orally performed, as may have been the case with late antique *vitae*). Why? Is the passage an awkward, late interpolation? A clunky play on the bishop's role as spiritual *pastor*, clumsily drawing on the everyday reality that his see lay in a sheep-rearing area (the conventional image appears earlier in the text once, with no subtlety, in the account of Hilary's episcopal elevation)? Or was the wool industry still so important to the region (archaeological indications of retraction notwithstanding) that a strategically-placed 'shout out' to the owners of the flocks and their bergeries was prudent? What was the purpose of the trip? One suggestion is that it was part of a regular pastoral visit to rural parishes ("au cours de tournées pastorales dans les campagnes"<sup>2</sup>), but the passage assumes a unique incident. The timing, before Easter Sunday, was of course liturgically significant as the customary time for baptism to be performed (and so perhaps an unusual time for the bishop to be absent from his see). The date range of Easter, however, also falls between winter, when the Mistral makes the open plain of La Crau potentially deadly, and early summer, when transhumance to the southern Alps (now thought to have been practiced during antiquity) was undertaken; pre-Easter was a likely time to find owners of the flocks and bergeries, not only their hired labourers, in situ. The oddity of the passage suggests we are missing something significant, perhaps another shard of evidence for the relationship of bishop and rural areas.

2 L. Pietri/M. Heijmans (eds.): *Prosopographie chrétienne du Bas-Empire*. Vol. 4.1: *La Gaule chrétienne (314–614), A–H*. Paris 2013, pp. 998–1007, Hilarius 3, at p. 1006.

So much for the aside. What is clear is that Grig's study is characterised by attentiveness, honesty, and good sense. What it has to say about the social life of the period is carefully weighed and precise, and therefore valuable.

---

Andrew Gillett, Buderim, Queensland, Australia  
Independent scholar  
gillett.a.k@gmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Andrew Gillett: Rezension zu: Lucy Grig: Popular Culture and the End of Antiquity in Southern Gaul, c. 400–550. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 463–469 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-grig.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Paul Magdalino: *Roman Constantinople in Byzantine Perspective. The Memorial and Aesthetic Rediscovery of Constantine's Beautiful City, from Late Antiquity to the Renaissance*. Leiden / Boston: Brill 2024 (Brill Research Perspectives in Byzantine Studies). 177 p. € 74.90 / \$ 84.00. ISBN: 978-90-04-69889-5.

In this lively and compelling volume, Paul Magdalino charts the shifting perception of Constantinople in the imaginations of Byzantine writers over a millennium of the city's history. Scholarly approaches to the question of how Constantinople and its history were imagined and described by its contemporaries are not, of course, new. Publications over the past few decades have witnessed important reassessment of Byzantine literary traditions of *ekphrasis* and contemporary descriptions of Constantinople's most important buildings and spaces of civic and political expression – many no longer extant, and others not unaffected by the renovations and changes implemented by their post-Byzantine custodians and users in later centuries.<sup>1</sup> In a similar vein, scholars of medieval western Europe have eagerly charted the fluctuating impression of the imperial city in the minds of Latin audiences, as they looked on from a far, and sought to situate the city within their own developing worldview. Far less attention however, had been devoted to examining how Constantinople's past, and sense of history, was imagined and understood by those whose lives played out within in the city; whether in familial, political, or intellectual terms. In this regard, Magdalino's study is an important contribution to our understanding of Constantinople from the perspective of its inhabitants and intellectual milieu, and one which (all importantly) recognises the city as a place possessing its own internal dynamics and traditions which were concurrent with, but not contingent upon, the city's status as the Roman imperial centre.

The strength of Magdalino's book lies in its diachronic approach to the theme, spanning the fourth to fifteenth centuries, and in its erudite weaving together of multiple genres and authors to chart the shifting value of Constantinople's past and cityscape in the minds of Byzantine writers. The result

1 In English this includes F. Spingou (ed.): *Sources for Byzantine Art History*. Vol. 3: *The Visual Culture of Later Byzantium (c.1081–c.1350)*. Cambridge/New York 2022, H. Maguire: *Nectar and Illusion. Nature in Byzantine Art and Literature*. Oxford/New York 2012 (Onassis Series in Hellenic Culture), L. James (ed.): *Art and Text in Byzantine Culture*. Cambridge/New York 2007.

is not only a powerful testament to the importance of cross-disciplinarity and a remedy to the intellectual silos imposed by periodisation. Through careful analysis of individual authors, their sources, and intellectual context, Magdalino offers a nuanced and textured study which draws attention to the inner tensions which existed concerning Constantinople's sense of its own urban history, and how memories of its buildings, its landscape, and its 'origin myths', were reworked over a thousand years.

The book is organised into five sections in a broad chronological arrangement, which resemble the structure of chapters but lack the signposting and narrative framing that are more traditionally associated with monographs. While evidently a stylistic framework of the "Brill Research Perspectives" series, the format has the positive effect of encouraging readers to engage with all sections of the work, rather than focus on their specific area of interest. What readers will find, as a result, is a study rich in opportunities for comparison (comparing how individual writers and periods differed in their approach and why), and one which enables readers to explore the subsequent reception of classical and late antique writings in the works of later medieval writers.

Section 1 ("Historical Research on Constantinople, 330–600", pp. 7–38) sets out the intellectual schema of the book, as well as the intellectual justification for the work. Taking aim at the tendency of past scholarship to conflate the history of the city with that of wider Byzantine state (in its varying shapes), Magdalino establishes the importance of understanding how the Byzantines themselves conceptualised and made sense of the history and aesthetic beauty of their principal city. Magdalino (p. 6) defines these in terms of two modes of operation, the *memorial* and the *aesthetic*, which serve as the structuring themes of the remainder of the book.

Section 1 then proceeds to address the narratives concerning the foundation of Constantinople as a city and their development over the course of Late Antiquity (broadly defined here as 300–600). Addressing the context of the *Notitia Urbis Constantinopolitanae*, the now lost traditions of *Patria* literature, and the writings of Hesychios of Miletos, John Lydos, Sozomen and John Malalas, the chapter lucidly demonstrates the formative nature of this three-hundred-year period in establishing some of the core foundational stories of the city's origins: its relationship with 'old' Rome, the complexity of its 'pagan' past, and the city's status as a Christian city. The importance of Magdalino's discussion here is twofold. One, by demonstrating the contested and

incremental nature of those traditions, the section carefully deconstructs teleological histories of the city which view Constantinople's later reputation as the Christian 'new Rome' as predetermined and inevitable. Second, it highlights how negotiations of the city's past and urban topography, remained intertwined with efforts to codify the memory of Constantine as emperor and the status of the Theotokos as guardian of the city. These are recurrent themes throughout the discussions addressed by the volume and serve as useful points of comparison for scholars willing to engage in sections of the book beyond their own period of specialism or interest.

Section 2 ("Memorial Literature and Research Culture, 6th–10th Centuries", pp. 38–66) continues discussion of the theme into the seventh to tenth centuries (termed the Dark Ages), focussing principally on the *Parastaseis Synotomoi Chronikai* and the revival of *Patria* literature in the form of the tenth-century *Patria Constantinoupoleos*. The nature of the surviving evidence invariably skews the balance of the section towards the tenth century, although Magdalino's treatment of the *Parastaseis* provides clear proof of the continued interest writers took in the history of Constantinople's material past. Readers may quibble with Magdalino's assessment of 'research culture' during the period of Iconomachy as not primarily antiquarian (p. 42), in view of the importance that copies of older books and accusations of tampering with ancient texts were to play throughout the disputes over images between the eighth and ninth centuries. These represent a different form of antiquarianism, one not concerned with material space but nonetheless originating in similar efforts by Constantinopolitan writers to negotiate the role of images within their collective past. Reference to Constantinople's topography within the works of Theophanes and Nikephoros, some evoking the memories of past emperors, may also nuance this position, but are not examined within the work.

This is not intended as a criticism of the section – the limits of word length and breadth of coverage mean that one cannot have everything – but serves as a testament to the thought-provoking nature of Magdalino's writing, and its ability to encourage us to return to long-familiar material with new questions. The latter half of Section 2 covers more familiar ground with the revival of traditions in the *Patria Constantinoupoleos*. Here, Magdalino convincingly situates the re-emergence of interest in Constantinople alongside the production of the *Souda* and *Synaxarion* of Constantinople, in its efforts to

negotiate and systematise Constantinople's relationship to its ancient and more recent past.

Section 3 ("Cultural Heritage and Tourist Disinformation 1000–1453: From Bureaucratic to Scientific Antiquarianism", pp. 66–91) of the book shifts focus to examine the emergence of popular reception of city's history through what Magdalino describes as "tourist literature" (p. 67), and the construction of Constantinople as a destination of Christian pilgrimage. Here, the discussion draws attention to the blending of popular and elite narrative in tenth-century accounts, which Magdalino views as having emerged from a tradition of tourist guides. Such a discussion draws attention to one of the essential tensions which run throughout the work: whether scholars are wise to view such testimonies in empirical terms (i.e. what information they might supply about the physical city and its monuments), or view them as entirely rhetorical and literary constructs. Magdalino treads a fine balance between these positions throughout most of the volume, although is perhaps more accepting of the premise that monument lists and itineraries represent straightforward iterations of local information, as opposed to literary devices with their own agendas. Comparison with examples from Jerusalem, where scholars have long noted the rhetorical and exegetical inflections enshrined within such works, may prove a useful trajectory for future Byzantine scholarship (pp. 68–70) in addressing this question.<sup>2</sup> Similarly, the idea that western visitors to the city simply reiterated information supplied to them, devoid of their own intellectual and literary frameworks, may not meet with universal accord from other scholars. These are minor points, however, which do not detract from the richness of discussion. Elsewhere in Section 3, Magdalino once more reflects upon the codification of Constantine's memory and attempts by Byzantine writers (among them Manuel Chrysolaras), to affirm Constantinople's status in relation to Rome, in the wake of western expansionism and counterclaims to the Roman legacy beyond the eleventh century.

Section 4 ("The Rhetorical Rediscovery of Constantinople, 10th–13th Centuries", pp. 91–109) and Section 5 ("The *Byzantios* of Theodore Metochites

2 See, for example, T. O'Loughlin: *Adomnán and the Holy Places. The Perceptions of an Insular Monk on the Locations of the Biblical Drama*. London/New York 2007, and my own D. Reynolds: *History and Exegesis in the Itinerarium of Bernard the Monk (c. 867)*. In: *Medieval Worlds* 10, 2019, pp. 252–296, URL: [https://doi.org/10.1553/medievalworlds\\_no10\\_2019s252](https://doi.org/10.1553/medievalworlds_no10_2019s252), with further references.

and Its Legacy”, pp. 109–143), form a much tighter chronological and thematic pairing. Isolated from the imperial capital after 1204, and subsequently negotiating the city’s diminished political position beyond the thirteenth century, Byzantine writers turned to new modes of expression to celebrate and explore the city’s past. Structured around an analysis of the works of Theodore Prodromos, Manuel Holobolos, and Theodore Metochites, Magdalino explores how the exile of imperial power from the city encouraged renewed emphasis both on the physical beauty of the city and its natural surroundings, and on its status as an orthodox city. In addressing these themes, Magdalino takes great care to situate these discussions within the broader themes of Hellenism and revisionist approaches to late Byzantine literary production which have long-sought to rescue it from the much-maligned assessments imposed by Classicists and western medievalists. What emerges is not simply the impression of a vibrant and responsive culture of interest in Constantinople’s past, but an intellectual culture which was to have lasting influence over the trajectory of the European Renaissance. While Magdalino’s work offers areas unresolved – the question of a ‘Dark Age’ antiquarianism and the contributions of Constantinople to the antiquarian interests of the Renaissance are two areas in need of further scrutiny – it is to be commended for its capacity to energise and provoke renewed interest in the theme, and for the rigour in which it draws together such a rich and expansive body of material. One hopes that it will engender the ‘explorations of the depths’ of the subject (p. 149) among future generations of scholars that its conclusions highlight. It is, as a result, an important step on resituating the urban history of Constantinople, as understood by its contemporaries, alongside studies of medieval Rome and the Renaissance city states in whose shadow it has too long resided.

---

Daniel Reynolds, University of Birmingham  
Centre for Byzantine, Ottoman and Modern Greek Studies  
Associate Professor in Byzantine History  
d.k.reynolds@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Daniel Reynolds: Rezension zu: Paul Magdalino: Roman Constantinople in Byzantine Perspective. The Memorial and Aesthetic Rediscovery of Constantine's Beautiful City, from Late Antiquity to the Renaissance. In: Plekos 27, 2025, S. 471–476 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-magdalino.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Sarah Bassett: *Style and Meaning in Late Antique Art. Ancients and Moderns on Seeing and Thinking*. Cambridge: Cambridge University Press 2024. XIV, 243 p., 46 ill. £ 39.99. ISBN: 978-1-009-46632-5.

What does it mean to confront one of the great-old-hoary-big themes of art history in the current moment? In the case of this book, the invention and study of late antique art has been a theme of intense scholarly interest since the end of the nineteenth century, torn between conflicting cultural narratives of the heroic rise of Christianity (that is, the European arts of the Christian world) and the tragic decline of ancient civilization (that is, Classical naturalism), both it may be said inescapably Eurocentric models of formulation. It is a brave scholar who takes up the challenge.

Sarah Bassett divides her model of approach into two parts respectively called “Moderns” (pp. 25–95) and “Ancients” (pp. 97–215). She grasps the need for understanding the foundational critical historiography of the nineteenth and twentieth centuries as both the creative invention of, and also the disciplinary frame for, the very field of late antique art. Each of her two sections toggles between actual art objects and ‘theory’, namely the art-historical formulation of the field for the “Moderns” and the rich range of Greco-Roman philosophical and rhetorical writing about art for the “Ancients”. So far, so good. The problem in my view (in both parts of the book) is that she is very sparse in discussion of the extraordinarily rich and diverse scholarly literature on both the historiography of late antique art and the rhetorical approach to ancient art (especially characterised by the idea of vivid description, ‘ekphrasis’). This matters because the former field, the historiography of late antique art, segues swiftly into the vast literature on the historiography of all European art history, since both Erwin Panofsky’s *Iconology* and the Second Vienna School’s ‘structuralism’ of form [Strukturforschung] are fundamental revisionist appropriations of Alois Riegl’s key concept of *Kunstwollen* (the “will to art” or “artistic volition” as a collective cultural drive), which was the underlying drive for his seminal “*Die spät-römische Kunst-Industrie*” of 1901.<sup>1</sup>

1 A. Riegl: *Die spät-römische Kunst-Industrie nach den Funden in Österreich-Ungarn im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung der Bildenden Künste bei den Mittelmeervölkern*. Wien 1901.

The latter theme, the complex of art and rhetoric, is one of the most vibrant and rich current literatures in Classical philology and archaeology. The lack of engagement with a vast critical corpus means that Bassett reads her ‘sources’ – whether ancient texts or modern art historians – at face value and with little of the complex nuance and resonance that make both the ancient and the modern brigades so interesting and so plain difficult. Moreover, the distinction seems to assume that one *can* in fact divide between ancient and modern: I would argue the two are mutually implicated and inextricably bound up with one another. A further (and related) problem is that Bassett explains none of the paired terms that govern her title – what she implies by ‘style’ or ‘meaning’, let alone what she means by ‘seeing’ and ‘thinking’. Yet ‘style’ and ‘meaning’ are central to the reception of Riegl – style being key to the formalist model espoused by the Second Vienna School and meaning to Panofsky’s Iconological approach (as in his famous book “Meaning in the Visual Arts”).<sup>2</sup>

Thus, one answer to the question of how we might do it now – and specifically not a programme undertaken by Bassett – would be to go deep into the literatures both on what ancient rhetoric was doing in relation to visual culture and what art historians at the end of the nineteenth century and through the last century thought they were doing. In the latter case, that would place the projects of the key founding students of late antique art, Franz Wickhoff, Alois Riegl, Josef Strzygowski, Nikodim Kondakov – theoretically, methodologically, historically, historiographically – in the intellectual contexts in which they arose and to which they spoke. While Bassett absolutely sees the significance of this, she hardly discusses the scholarship *about* her key figures – from the very rich revisionist and interpretative work on the Vienna School of Wickhoff and Riegl either by its immediate successors, whether in the Second Vienna School (from Max Dvořák, Hans Sedlmayr and Otto Pächt to Guido Kaschnitz von Weinberg) or its re-assessment by a series of monumental scholars, many of them associated with the Warburg Library (from Karl Mannheim to Panofsky and Edgar Wind), or by the current students of these hugely important and foundational strands in art history (such as Christopher Wood, Karl Johns or Ian Verstegen on the Viennese, none of whom is even cited). Bassett does offer a brief historical contextualization

2 E. Panofsky: *Meaning in the Visual Arts. Papers in and on Art History*. Garden City, NY 1955 (Anchor Books A59).

of late Habsburg Vienna (in chapter 2, “Rome on the Danube: Late Antique Art and Austrian Identity”, pp. 47–57). But the observation that prior to their “groundbreaking publications, neither author [Wickhoff and Riegl] had evinced much interest in things Roman” (p. 47) misses the compelling continuity repeatedly constructed by the late nineteenth-century successors of the Holy Roman Empire with their ancient Roman predecessor, or the line of Catholic monarchy traced between Emperor Franz Joseph and Emperor Constantine, the great convert forebear (by contrast with all those Protestant upstarts in imperial Germany and Britain, or non-imperial Switzerland). That is, specific scholarly interests or expertise were at that time (and perhaps always are) subservient to the broader sphere of cultural concerns – then, the ideological needs of the old European empires, in our day, such topics as identity politics and the opposition to them.

What Bassett *does* do within the nexus of complexities and receptions of the invention of late antique art by Wickhoff and Riegl is to make a good case for their fundamental influence on the birth of abstraction as a key modern theoretical frame for art history. Among art historians, she focuses especially on Wilhelm Worringer (whose “Abstraction and Empathy” was published in 1908)<sup>3</sup> and among artists on the spirituality of modernist painters like Odilon Redon or Wassily Kandinsky. This story, told in roughly the first 100 pages of the book, is a genuine contribution but incomplete and too selective as an account of the transformation not only in the arts but in the methods of writing about them, which is the deep subject underlying her book. For instance, in relation to Strzygowski (whom she discusses briefly) she genuflects to the Russian school (here represented by Dmitri Ainalov in relation to Kondakov) but fails entirely to register the fundamental importance of a theory of Byzantine Christian spirituality, born of Hellenistic origins and the direct ideological ancestor of the self-image of late Tsarist Russia, to the spirituality of the Theosophists (such as Helena Petrovna Blavatsky) or modernist Russian artists like Kandinsky. The story is simply much more complex, intertwined and nuanced than she has space to explicate.

Her second section, “Ancients”, is necessarily selective in that she speaks only of a few categories of material in a large corpus: after an opening on

3 W. Worringer: *Abstraktion und Einfühlung. Ein Beitrag zur Stilpsychologie*. Munich 1908 (*Abstraction and Empathy. A Contribution to the Psychology of Style*. Translated by M. Bullock. New York 1953).

“The Styles of Mimesis” (pp. 99–124) (rightly discussing the hugely important problems of style and of naturalism in antiquity), she quickly focuses on narrative imagery and story-telling (notably following Wickhoff on the Vienna Genesis manuscript and comparing it with the fifth-century mosaics of St Maria Maggiore, before a few pages on imperial art from Antoninus Pius in the second century to Arcadius in the fifth), on ceremonial images (which is mainly a chapter on the reliefs of the Arch of Constantine and on the mosaics of Justinian’s San Vitale at Ravenna) and finally portraiture, civic and sacred, from the fourth to the sixth centuries. These are actually rather creative and fruitful pairings, not preceded in the literature and constitute an original contribution. But they are so very selective. We have nothing on narrative painting (such as the catacomb frescoes so emphasized by Dvořák), nothing on sarcophagi (a key category for Riegl), nothing on architecture, very little on the decorative arts (again a key driver in Riegl) with the exception of a brief account of the Mildenhall silver dish of the fourth century. Arguably, Riegl’s own division of the material into architecture, sculpture painting and ‘Kunstindustrie’ (shall we say “decorative arts”?) was much more encompassing and richer.

Constantly, and again creatively, Bassett interfaces her discussions of objects and monuments with reference to the ancient philosophical and rhetorical writings about art (she might have gone further to include texts from the rich corpus of late antique and Byzantine ekphrastic epigrams in both Greek and Latin). That systematic imbrication of material with literary culture remains rare in Classical archaeology or art history and it is a good reflex. But, again, she makes very little reference to any of the vast quantity of discussions in all the European languages of these texts and their relation to visual culture. She reads them as if they have never been read before and as if there is no history of discussion or debate about their meanings. Even the key ancient monuments she examines receive very cursory and selective bibliographies – in the case of the Arch of Constantine (which many would see as the key monument of transition), among the major monographs (not to mention dozens of articles) which receive no reference at all are those (to list them alphabetically) by Bernard Berenson, Iain Ferris, Antonio Giuliano, Robert Ross Holloway, as well as Patrizio Pensabene and Clementina Panella, the last of which is key for the late twentieth century restorations. The issue of restorations is not trivial since it demonstrates the essential problem with any insistence on a hard distinction between ancient and modern. An

egregious case of this in the material culture is Bassett's illustration of the famous sixth-century encaustic Christ Pantokrator from Mount Sinai (pp. 7–8). She is not the only person to claim the image in its current form is sixth century, but she and everyone else fails to comment that the restorers of the 1970s only cleaned (radically cleaned) the body and background to remove all paint that was not encaustic: the face remains entirely unrestored, with all the additions and accretions of centuries of repainting, most of it in tempera and some perhaps in oil, the last phase of which is probably nineteenth century.

So, to return to my opening question: how do we write today about the big themes in a venerable discipline like art history or Classical archaeology? Bassett's decision – to keep it manageable and to prevent a quadrupling of her bibliography – is to avoid the secondary literature and generally to cut the range of reference to the bone. The price? A serious credibility gap in whether the reader can be sure she is on top of the full range of what is known about her chosen subjects of discussion and whether she grasps the many prisms through which they have been seen. For myself, having spent an entire career treading all areas of this territory (and Bassett is kind enough to refer to me generously), I think we have to take on the modern history of the debates about our subjects (that is, not only Wickhoff and Riegl but all that has been written about them; not only – say – Pliny's art historical anecdotes or Philostratus' *Imagines*, but the very large critical literature that has accumulated about these incredible and scintillating texts) as well as tackling the primary objects and their primary secondary literatures. The challenge is a nightmare. But it makes art history – especially the art history of the deep past – extremely exciting, since it is also always the critical history of the ideologies governing the very recent past and even the near present seen through the prism of modern takes, interpretations and mis-takes ...

---

Jaś Elsner, Corpus Christi College Oxford  
Professor of Late Antique Art  
jas.elsner@ccc.ox.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Jaś Elsner: Rezension zu: Sarah Bassett: *Style and Meaning in Late Antique Art. Ancients and Moderns on Seeing and Thinking*. Cambridge: Cambridge University Press 2024. In: *Plekos* 27, 2025, S. 477–482 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-bassett.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Anne Boud'hors/Frederic Krueger/Almuth Märker/Tonio Sebastian Richter (eds.): *Coptica Lipsiensia. Koptische Texte aus der Papyrus- und Ostrakasammlung der Universitätsbibliothek Leipzig* (P.Lips. Copt. I). Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete. Beiheft 52). VI, 297 p., 4 ill., 70 tavole, 3 tabelle. € 119.95/£ 107.00/\$ 129.99. ISBN: 978-3-11-142394-4.

Come ben sanno gli specialisti della tradizione manoscritta copta, tanto documentaria quanto letteraria, una delle più importanti sfide che la disciplina deve ancora affrontare è disseppellire i numerosi tesori nascosti nelle scansie e nei depositi di istituzioni bibliotecarie e museali, che sono ancora ben lungi dall'essere state esplorate a dovere o il cui patrimonio è così cospicuo da richiedere un lavoro di una squadra.

Tale missione è, a parere di chi scrive, persino più urgente della pubblicazione dei nuovi testi che costantemente, seppur non copiosamente, emergono dagli scavi. Se questi ultimi infatti portano con sé il valore aggiunto di una contestualizzazione sicura (quando lo scavo è condotto con rigore scientifico, si intende), contribuendo così alla definizione di una 'geografia della produzione manoscritta' – fondamentale per l'avanzamento di numerose sub-discipline, dalla dialettologia alla paleografia fino naturalmente alla paleografia e oltre –, raramente sono in un numero che possa essere comparato ai 'giacimenti' delle più importanti biblioteche moderne, vere e proprie miniere che, anche per questioni meramente contingenti – l'essere stati rinvenuti in tempi in cui i contesti di rinvenimento erano generalmente meno disturbati –, sono spesso particolarmente significativi.

Naturalmente si tratta in gran parte di materiali di cui non è nota la provenienza esatta, o perché acquisiti sul mercato antiquario o perché, per volontà o disattenzione, a suo tempo non se ne è rivelata l'origine.

È questa, dunque, una sfida nella sfida, che richiede tanto competenze multidisciplinari quanto una rete di collaborazioni – una vera e propria *amicitia coptologorum* – che sia di ausilio nel ricostruire, con ogni mezzo a disposizione (incluse le più moderne tecnologie), antichi fondi librari oggi dispersi.

Tra le collezioni più importanti, più ricche di materiali inediti e dunque potenzialmente più foriere di sorprese, vi è senza dubbio quella della biblioteca universitaria di Lipsia. Questo primo volume dedicato all'edizione di alcuni

dei testi copti – letterari e documentari, su papiro e pergamena – giunge dunque più che benvenuto.

Il volume, che peraltro introduce una nuova segnatura (P.Lips.Copt.), riordinando così tutte quelle precedentemente in uso, consta di un catalogo di dieci manoscritti, cinque letterari e cinque documentari.

A dimostrazione di quanto la storia della formazione del fondo copto di questa biblioteca possa ancora rivelare è il *Postskriptum* di Vincent Walter, che, posto dopo le dettagliate storie delle acquisizioni dei manoscritti greci e copti (Almuth Märker/Vincent Walter: “Zur Geschichte der Leipziger Papyrussammlung und ihrer Coptica”, pp. 1–26), spiega come, quando il volume era già in un avanzato stato di pubblicazione, si siano apprese nuove informazioni sul gruppo di manoscritti denominato ‘K-Tafeln’: dati a disposizione della biblioteca dell’Accademia delle Scienze della Repubblica Ceca suggeriscono che le due collezioni – quella di Praga e quella di Lipsia – sono state acquistate a Parigi a poca distanza temporale l’una dall’altra dallo stesso antiquario armeno, Mihran Sivadijan, cosa che porta a dedurre un loro comune origine.

È questo un esempio concreto di come scavare negli archivi possa essere tanto appassionante e rivelatorio quando scavare in Egitto o in Nubia.

Il primo testo del volume appartiene a un’unità codicologica consistente nei frammenti di ventinove fogli originariamente appartenuti a un codice papiroaceo che trasmetteva il *Vangelo di Marco*, in saidico [“Fragments d’un codex de papyrus de l’*evangile de Marc* (6,14-15,27)”, pp. 31–93]. La sua edizione è il risultato del lavoro pluriennale, nonché di varie missioni destinate a un’analisi autoptica, di Anne Boud’hors, la quale, come è noto, ha a lungo lavorato (anche congiuntamente a Sofía Torallas Tovar)<sup>1</sup> a una mappatura della fluida tradizione testuale copta del *Vangelo di Marco*. Tra le tre principali varianti del testo copto, Boud’hors associa il testimone di Lipsia a quella più antica, rappresentata soprattutto dal manoscritto Barcellona, P.PalRib. inv 182 (sa 1).

1 Si veda in particolare A. Boud’hors/S. Torallas Tovar: Towards a Textual History of the Gospel of Mark in Sahidic Coptic. Prolegomena to a New Critic Edition. In: H. Strutwolf/G. Gäbel/A. Hüffmeier/G. Mink/K. Wachtel (eds.): Novum Testamentum Graecum. Editio Critica Maior. Vol. I: Die synoptischen Evangelien. 2. Das Markusevangelium. Parte 3: Studies. Stoccarda 2021, pp. 203–220.



L'accurata descrizione degli aspetti codicologici del manoscritto (completata dall'"Annexe 2. Schéma de reconstruction des cahiers" [pp. 90] e dall'"Annexe 3. Liste des fragments non encore identifiés" [pp. 91–92]) e di quelli ortografico-linguistici – che evidenziano l'uso di un saidico sostanzialmente 'standard' –, uniti alla comparazione con frammenti dalle caratteristiche simili conservati presso altre collezioni, portano la studiosa a proporre la provenienza da un complesso monastico del Fayyum meridionale. Più prudente ella è invece sulla datazione, che assegna in via provvisoria all'ottavo secolo.

Il secondo testo del volume, trasmesso da un solo foglio papiraceo, è probabilmente il più interessante dell'intero volume, per le implicazioni che ha nel definire il profilo culturale della prima fase della letteratura in lingua copta ("Origenistisches Plädoyer aus einem theologischen Dialog über Prädestination, Willensfreiheit und den Ursprung des Bösen", pp. 95–117). L'autore dell'edizione, Tonio Sebastian Richter, lo aveva già portato all'attenzione della comunità internazionale qualche anno fa,<sup>2</sup> ma giustamente lo ripropone in questo contesto, arricchendolo di nuove considerazioni.

Una sintetica ma accurata analisi codicologica, paleografica e ortografica portano Richter a datare quel che resta del codice al quarto–quinto secolo. Basterebbe questa alta datazione, peraltro del tutto condivisibile, per fare del frammento un tassello assai importante nella storia della tradizione manoscritta copta.

Il vero interesse, tuttavia, risiede nel testo, il cui linguaggio filosofico e i cui contenuti richiamano in maniera evidente la teologia origenista, senza tuttavia che si possa dirimere la questione se esso rappresenti la posizione dell'Adamanzio o piuttosto la corrente che a questi si contrapponeva. Richter resta giustamente cauto su questo punto, riscontrando argomenti a favore per l'una o per l'altra interpretazione.

Resta la questione del genere letterario: il dialogo. Si tratta di una forma destinata a scomparire del tutto dalla successiva letteratura in lingua copta, rimanendo appannaggio della produzione in lingua greca e anche in questo caso, comunque, assottigliandosi fino a scomparire, così come del resto i temi re-

2 T. S. Richter: Theodizee nach dem koptischen P.Lips. Inv.-Nr. 23: Ein origenistisches Plädoyer gegen die Ontologie des Bösen. In: L. Painchaud/P.-H. Poirier (eds.): *Coptica – Gnostica – Manichaica. Mélanges offerts à Wolf-Peter Funk*. Québec/Lovanio/Parigi 2006 (Bibliothèque copte de Nag Hammadi. Section "Études" 7), pp. 823–846.

lativi alla questione origenista (di cui non si trova traccia dal sesto secolo in poi).

È evidentemente di estremo interesse sapere che la prima letteratura copta faceva uso anche di questa forma espressiva, scegliendo poi, per ragioni tutte da indagare, di abbandonarla.

A Frederic Krueger si deve l'edizione del terzo testo letterario, l'*In Gabrielem* attribuito al fittizio Archelao di Neapolis (cc 0045) ("Ein früher sahidischer Textzeuge für Ps.-Archelaos von Neapolis, *In Gabrielem*", pp. 119–143), noto da altri testimoni, in saidico e boairico, oltre che in arabo ed etiopico, è in questo caso trasmesso da alcuni fogli frammentari di quello che fu un codice papiraceo, a sua volta facente parte di un "Konvolut" (p. 119), che più elementi sembrano suggerire composto da un gruppo di papiri omogeni per datazione e provenienza (fayyumica).

Essendo il testo già noto, seppur attraverso testimoni più recenti, l'apporto dell'edizione consiste essenzialmente nella possibilità di ricostruzione della tradizione del testo che, come opportunamente notato da Krueger, si inserisce perfettamente nel filone pseudo-epigrafico e pseudoapostolico (ma userei con più cautela l'aggettivo 'apocrifo'), in cui sovente si esprime la letteratura copta dopo il Concilio di Calcedonia. La datazione del manoscritto all'ottavo secolo è convincente.

La stessa opera, ma nella sua variante boairica, è quella del quarto testo edito ancora da Frederic Krueger ("Ein bohairischer Textzeuge für Ps.-Archelaos von Neapolis, *In Gabrielem*", pp. 145–149). Veicolato da un foglio di pergamena chiara, di ottima qualità, vergata con una scrittura unimodulare, esso viene giustamente connesso a un frammento complementare cairino e, conseguentemente, ricondotto alla biblioteca del Monastero di San Macario.<sup>3</sup>

La datazione proposta è il decimo–undicesimo secolo, perfettamente coerente con quel che sappiamo di questa biblioteca e anche con gli aspetti codicologici del manoscritto in questione.

L'ultimo testo letterario del volume, consistente in versi di salmi in greco e copto relativi a tre diverse celebrazioni liturgiche è curato da Diliaana Atanassova e da Tonio Sebastian Richter, che lo datano al decimo–undi-

3 Si veda su questo la scheda del CLM 1648 redatta nel 2019 da Francesco Valerio per il progetto PAThs (<https://atlas.paths-erc.eu/manuscripts/1648>).

cesimo secolo, ipotizzandone la provenienza da Ashmunein (“Pergamentstreifen mit griechisch-koptischen Psalmversen für den Wortgottesdienst dreier liturgischer Feste”, pp. 151–158).

Il testo è trasmesso da un curioso manoscritto, consistente in una striscia di pergamena che mostra tracce dello scalfio (attaccatura della zampa dell’animale da cui è stata ricavata la pergamena). Si tratta evidentemente di uno scarto di lavorazione. La scrittura è vergata lungo il lato breve.

L’interesse del testo è in questo caso superato da quello degli aspetti codicologici, andandosi ad aggiungere questo esemplare ai non molti casi di testi letterari scritti su strisce di pergamena o cuoio, soprattutto se di scarto. Evidentemente un tassello importante per la storia del libro (*lato sensu*) copto.

La sezione documentaria si apre con un testo proveniente da Jeme (Tebe ovest) che i due editori, Daniela Colomo e Tonio Sebastian Richter, datano al primo quarto dell’ottavo secolo (“Subsidiary Arrangements and Final Clauses of a Legal Document from Jeme”, pp. 161–168).

Scritto da due mani di diversa competenza, il documento vede nel notaio Abraham, figlio di David, l’estensore principale (suo il testo e la firma di tre testimoni, mentre all’altro scriba si devono le rimanenti sottoscrizioni). I due editori osservano che, attraverso gli altri atti a mano di Abraham che ci sono noti, è possibile dedurre che il documento in questione sia uno dei più antichi ad opera di questo personaggio, la cui mano si sarebbe via via professionalizzata. Molto interessante la lista delle idiosincrasie proprie di Abraham.

A Jeme va ricondotto anche il settimo testo, che, come il precedente, appartiene al nucleo dei manoscritti di Lipsia acquistati nel 1853 da Constantine von Tischendorf. Trasmesso da quattro frammenti papiracei e edito da María Jesús Albarrán Martínez e Tonio Sebastian Richter, esso contiene venticinque firme (e forse più) di testimoni (“Witness Signatures of a Deed of Gift, from Jeme”, pp. 169–177). Purtroppo il donatore e l’indicazione di quanto donato sono in lacuna.

L’interesse del documento è soprattutto nelle particolarità lessicali (per esempio il termine usato per “testimoniare”) e negli aspetti prosopografici, che portano gli editori a datare testo e manoscritto all’ottavo secolo.

Jennifer Cromwell ed Elizabeth Penland portano all’attenzione ancora un documento da Jeme, trasmesso da ventiquattro frammenti (tra piccoli e grandi), facente parte del medesimo acquisto dei due precedenti casi

(“Settlement Concerning a House and a Courtyard, from Jeme”, pp. 179–187). Si tratta del pronunciamento su una disputa concernente una casa e un cortile e i loro confini (una causa ereditaria?). Le due editrici sottolineano la professionalità della mano dello scriba e identificano l'ufficiale consultato in Khael, figlio di Psmo, *dioiketes* (magistrato) e *lashane* (capo villaggio) di Jeme tra il 720 e 730 circa, il quale a sua volta consultò altri ufficiali per dirimere il caso.

Il ricorso a numerosi paralleli testuali rende l'edizione estremamente accurata e aggiunge nuovi significativi dati sulla vita della vivace comunità di Jeme.

Il nono testo è una interessantissima lettera inviata da un tal Menas a un ignoto destinatario, evidentemente un funzionario di rango superiore, a cui ci si rivolge usando l'appellativo di “vostra serenità”, a riguardo del malfunzionamento di una noria o *sagīya* (“Letter by the *chartularius* Menas Concerning a Waterwheel”, pp. 189–200).

Esso è edito, in maniera esemplare – per i dettagliatissimi commenti e l'assai accurata ricerca di paralleli – da Jennifer Westerfeld e Frederic Krueger, che gli attribuiscono una probabile provenienza da Ashmunein (o comunque dal Medio Egitto) e una datazione al settimo–ottavo secolo, quest'ultima proposta sulla base di paralleli testuali e della paleografia.

Il titolo che accompagna il nome di Menas, *chartularius*, riguarda probabilmente il suo ruolo segretario di una grande proprietà, appartenuta a un generale, dove doveva essere addetto alla custodia dei documenti e alla gestione degli aspetti amministrativi. La lettera non solo concerne la necessità di riparare la ruota ad acqua, ma anche il gesto, non è chiaro se deliberato o meno, di una terza persona che ha fatto cadere delle corde in un pozzo.

Gli editori pongono l'accento sull'importante apporto terminologico di questo testo per quanto concerne le tecnologie idriche, descritte altrimenti soprattutto in testi in greco. Non mancano inoltre di osservare la cura nella redazione della lettera, contenuta in un solo foglio, o meglio scheda papiracea, scritta su un solo lato.

L'ultimo testo del volume è anche il più breve. La sua edizione si deve, ancora una volta a Tonio Sebastian Richter, che lo attribuisce con sicurezza – per ragioni formulari e prosopografiche, che sia aggiungono a osservazioni paleografiche – al contesto di Bawit e all'ottavo secolo (“Auftrag im Formular ‘Es ist unser Vater, der schreibt’”, pp. 201–205). L'editore ag-

giunge così un altro tassello al noto *corpus* che include l'ordine di una figura autorevole (normalmente l'abate del monastero) che istituisce pagamenti monetari a fronte della vendita di beni, talvolta nominando specifiche persone coinvolte nella transazione. Tali ordini erano firmati in nome dell'autorità competente ("nostro padre") e datati con menzione del mese, del giorno e dell'indizione.

Concludono il volume apprezzabili e assai utili indici (dei termini copti [pp. 208–218], dei termini greci [pp. 218–223], dei titoli [p. 223], delle funzioni [p. 223], dei nomi di persona [pp. 223–225], dei *nomina sacra* [p. 225] e dei toponimi [p. 225]) e le belle tavole a colori (pp. 227–297).

Si tratta insomma di un volume pregevole, oltre che atteso e utile. Poche e di poca entità le perplessità. Anche se, come osservato nelle "Editorische Richtlinien" (p. 27), l'edizione di testi letterari copti è meno formalizzata di quelli documentari, sarebbe stato bene optare per un unico font in luogo dei due utilizzati, a tutto vantaggio dell'armonia grafica. Forse anche una strutturazione più coerente delle singole edizioni, con voci descrittive più formalizzate, avrebbe giovato alla gradevolezza complessiva. Ma naturalmente si tratta di osservazioni che nulla tolgono alla qualità dei contenuti del volume.

Il secondo volume della serie, P.Lips.Copt. II, a cura di Vincent Walter, è già stato annunciato e sarà interamente dedicato a manoscritti letterari fayyumici, verosimilmente provenienti da un unico contesto monastico. Lo si attende con ansia, perché è ben chiaro a tutti quanto la regione sia stata un vivace centro produttivo di manoscritti, molti dei quali attendono ora di essere ricondotti a un contesto scribale sicuro.

---

Paola Buzi, Sapienza Università di Roma  
Dipartimento Storia Antropologia Religioni Arte Spettacolo  
Professore ordinario di Egittologia e Civiltà Copta  
paola.buzi@uniroma1.it

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Paola Buzi: Rezension zu: Anne Boud'hors/Frederic Krueger/Almuth Märker/Tonio Sebastian Richter (eds.): *Coptica Lipsiensia. Koptische Texte aus der Papyrus- und Ostraka-sammlung der Universitätsbibliothek Leipzig* (P.Lips.Copt. I). Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete. Beiheft 52). In: *Plekos* 27, 2025, S. 483–490 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-coptica-lipsiensia.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Enrico Beltrami: *Desecularizing the Christian Past. Beyond R. A. Markus and the Religious-Secular Divide*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2023. 244 S. € 141.00. ISBN: 978-94-6372-188-2.

Wie sehr muss der Historiker dem Geist gleichen, den er zu begreifen sucht? In einer wunderbaren Erzählung hat Jorge Luis Borges den Versuch, die Schöpfungen der Vergangenheit durch Identifikation zu erreichen, einfühlsam geschildert und ad absurdum geführt. Sein „Pierre Menard“, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts unter größten Anstrengungen einige Kapitel aus dem „Don Quichotte“ noch einmal verfasst, ist eine Karikatur, die in die Abgründe der Hermeneutik weist. Sie beherzt zu überwinden schickt sich das Buch von Enrico Beltrami an.

Dabei geht auch er von einer tiefen Kluft aus, der zwischen der religiösen Welt der Vormoderne und unserer Gegenwart. Wenn es von letzterer heißt: „Nihilism is the essence of the culture of our time“ (S. 84), dann ist das kein Satz, den man in einem Buch über das Christentum vergangener Jahrhunderte erwartet. Aber er steht zu Recht in diesem Werk, das sich an einer grundlegenden Neuorientierung der Geschichtsschreibung zum vormodernen Christentum versucht. Es geht um nicht weniger als „a sweeping critique of scholarship on the Christian past“ (S. 27). Was der Titel noch eher verhalten ausdrückt, tritt mit jeder Seite klarer zutage: Hier handelt es sich nicht um einen nüchternen Beitrag zur historischen Methodendiskussion, sondern um eine Programm-, bisweilen eine Kampfschrift.

Die angekündigte Kritik entfaltet Beltrami in zwei Teilen, deren erster („Sacramental Ontology“, S. 47–68; „Ontological Turn“, S. 69–91; „History and Theology“, S. 93–114) dem Verhältnis von Theologie und Geschichtswissenschaft gewidmet ist und im engeren Sinne den methodologischen Aspekt der angemahnten Neuorientierung betrifft. Die zentrale These lässt sich knapp in etwa so wiedergeben: Die modern-säkulare Weltsicht, die von einer Trennung natürlicher und übernatürlicher Phänomene ausgeht und letztere entweder gar nicht oder nur als nicht weiter fassbares Addendum zur natürlichen Welt versteht, ist grundsätzlich unfähig, die durchweg religiös geprägte Welt der Vormoderne zu verstehen. Wann immer sie es mit ihren Mitteln dennoch versucht – und das hat für Beltrami mit wenigen Ausnahmen die bisherige Geschichtsforschung getan – verfehlt sie ihren Gegenstand nicht nur, sondern verzerrt und entstellt ihn bis zur Unkenntlichkeit (S. 24). Im falschen, säkularen Horizont erscheint die christliche Vergangen-

heit in der Folge fremdartig und irrational. Das gilt es zu korrigieren, durch die Übernahme einer der Vormoderne angemessenen „sacramental ontology“ (S. 25).

Robert A. Markus figuriert dabei (mit Blick auf Spätantike und Frühmittelalter) als größter und einflussreichster Vertreter dieses verfehlten Zugangs, weshalb es im zweiten Teil („Saeculum“, S. 115–136; „Ancient and Modern Christianity“, S. 137–158; „Augustinianisms“, S. 159–185; „Saeculum Retold“, S. 187–210) direkt gegen ihn und seine laut Beltrami fälschliche Entdeckung des Säkularen in der Spätantike (und besonders bei Augustinus) geht. Markus' Person und Werk werden in diesen Kapiteln umfangreich und kritisch in Strömungen katholischer Geschichtsbetrachtungen im zwanzigsten Jahrhundert eingeordnet und mit einer aus der französischen Ressourcement-Bewegung sowie der „Radical Orthodoxy“ von John Milbank gespeisten Deutung Augustins konfrontiert. Während der erste Teil also einen Beitrag zur Methodologie der Religionsgeschichte verspricht und die Frage nach einer Hermeneutik des Religiösen aufwirft, geht es im zweiten um die Deutung eines konkreten Zeitraumes.<sup>1</sup> Beides aber läuft, wie der Autor durchweg deutlich macht, in einer Interpretation der Moderne, ihres Epochencharakters und ihres Verhältnisses zur Religion zusammen. Nach allen drei Richtungen lassen sich Herausforderungen feststellen und Einwände erheben, nicht zuletzt aus historischer Sicht.

Ein erstes zentrales Problem, und sicher nicht nur für den Historiker, ist die Leichtfertigkeit, mit der der Autor gewaltige Phänomenbereiche auf grobe Typologien eindampft. Das beginnt schon beim Problemaufriss: Von *einer* modernen Weltansicht zu sprechen ist auch mit Blick auf das Verhältnis von Religion und Gesellschaft gewagt. Die Vielfalt an Selbstdeutungen der jüngeren europäischen Vergangenheit wird zugunsten ausführlicher Referate vor allem französischer katholischer Theologen ignoriert. An eher philosophisch oder sozialwissenschaftlich orientierten Säkularitätstheorien taucht nur Charles Taylor auf; Max Webers magistrales Werk kommt über Andeutungen nicht hinaus, und auch die meinen wohl nur den Protestantismusaufsatz (S. 97).<sup>2</sup> Was genau unter dem für Beltrami so zentralen Phänomen

1 Der Rezensent hat, das sei nicht verschwiegen, eine eigene, eng an Markus angelehnte Interpretation zentraler Aspekte im Werk Augustins vorgelegt.

2 Die für das Problem wichtigeren Passagen stehen in der Religionssoziologie, vor allem M. Weber: Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe. Abt. 1: Schriften



der Säkularität oder Säkularisierung zu verstehen ist – jenseits des Verlustes der einheitlich religiösen Weltansicht und des Aufkommens von Immanenz und Dualismus (S. 23) –, bleibt überraschend unklar, jedenfalls ohne Anschluss an die entsprechende Forschung.<sup>3</sup> Auch wird man kaum sagen können, dass der säkularen Moderne diese ihre Prägung nicht selbst längst zum Problem geworden wäre. Neuere Ansätze bemühen sich ausdrücklich um eine historisch-kritische Differenzierung verschiedener Säkularisierungsphänomene und -diskurse, auch in globaler Perspektive.<sup>4</sup>

Versteht man die zahlreichen Invokationen des Mysteriums (S. 112; vgl. S. 164, S. 169, S. 181) und der Paradoxie im Herzen der menschlichen Geschichte und Gottesbeziehung („paradoxically autonomous and dependent“, S. 170; „unity (although in distinction)“, S. 104) als Einsicht in die Unmöglichkeit letztgültiger Definitionen und Prinzipien, könnte man Beltraminis Ansinnen sogar postmodern nennen (S. 220). Er nennt es postsäkular und verbindet es mit einer Überwindung moderner, vermeintlich religionsfeindlicher Denkweisen. In immer neuen Varianten zieht sich der Gegensatz zur Gegenwart durch das Werk. Dabei ragen diese Oppositionen selten über feuilletonistische Klischees hinaus: Dem vormodernen Sinn fürs Außergewöhnliche steht die klinische Objektivität der Moderne gegenüber (S. 15), der Natur die Übernatur (S. 19), dem Unsichtbaren das Sichtbare (S. 20). In welcher Disziplin, so darf man fragen, wird heute noch mit diesen Differenzen operiert? Unsichtbares und Außergewöhnliches kennt gerade die avancierte Naturwissenschaft zuhauf, von Grundbegriffen der Geistes- und Sozialwissenschaften ganz zu schweigen.

Auch die Vormoderne taucht nur im Singular auf (S. 23). Nicht nur wird die gesamte nachkonstantinische antike und mittelalterliche Welt Europas ohne größere räumliche und zeitliche Differenzierung als „Christendom“ (S. 138)

und Reden. Bd. 19: Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Konfuzianismus und Taoismus. Hrsg. von H. Schmidt-Glintzer. Tübingen 1991, S. 209–233.

3 Man nehme nur Taylors dreiteilige Auffächerung des Begriffs in Ch. Taylor: Ein säkulares Zeitalter. Aus dem Englischen von J. Schulte. Frankfurt am Main 2009, S. 11–15. Eine schöne Materialsammlung bieten Ch. Frey / U. Hebekus / D. Martyn (Hrsgg.): Säkularisierung. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte. Berlin 2020 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2203).

4 S. M. Wohlrab-Sahr/D. Witte/Ch. Kleine (Hrsgg.): Historicizing Secular-Religious Demarcations. Interdisciplinary Contributions to Differentiation Theory. Berlin/Boston 2024 (Sonderband der Zeitschrift für Soziologie).

behandelt, sie wird auch sonst als völlig homogen dargestellt: „the organic world of Christian society that was infused of, and driven by, a wholly Christian worldview“ (S. 29). „[E]ntirely sacramental“ (S. 20) sei das Selbstverständnis dieser einen christlichen Welt (vgl. S. 30). Und Formulierungen wie „in the New Testament, and therefore in Christianity“ (S. 31) lassen auf ein unbedarftes Verhältnis zur Auslegungsgeschichte der Bibel schließen.<sup>5</sup> Kaum jemand wird widersprechen, dass die moderne Weltsicht „a mass of contradictions“ ist; die Vormoderne darum als „much more homogenous“ zu verklären (S. 61), ist zwar auch Novalis unterlaufen, allerdings in schöneren Worten.<sup>6</sup> Organisch die Gesellschaft, kohärent die Weltanschauung (S. 102) und ein Verhältnis zur weltlichen Existenz, das sich nicht dualistisch gestaltet, sondern als „sacred secularity“ (S. 32) unberührt und unverfälscht bleibt vom Prozess der Säkularisierung – wovon genau ist hier die Rede?

Dass es gerade in der Antike auch Christentümer gibt, die ganz ohne trinitarische Vorstellung auskommen und auch keine duale Natur Christi annehmen (vgl. S. 24), hätte, da hier vom Christentum überhaupt die Rede sein soll, mehr Raum verdient. Selten blitzt eine nähere Differenzierung auf. Natürlich habe es nie nur eine Christenheit gegeben, sondern „multiple, competing, overlapping Christianities“, heißt es an einer Stelle (S. 44). Diese völlig richtige Bemerkung bleibt aber ohne Folgen, wirkt wie ein Fremdkörper zwischen den immer wiederkehrenden Beschwörungen der einen, einheitlichen und geschlossen sakramentalen (trinitarisch-dyophysitischen, vgl. S. 24) Christenheit. Dass am Ende als Vorwegnahme möglicher Einwände manche historische und methodische Kritik angesprochen wird, hilft wenig, zumal die Antwort ausbleibt (S. 222). Und wenn damit suggeriert werden soll, es handele sich beim Aufbrechen der im Buch verwendeten Großtypen nur um historiographische Detailarbeit, so ist dem entschieden zu widersprechen. Dass für diese romantische Projektion einzig (hoch)literarische Quellen herangezogen werden (s. S. 90), erscheint dagegen als geringeres Problem.

5 Auch der Althistoriker darf Zweifel haben, ob man die „sacred society of the High Middle Age“ rundheraus als „Thomistic in character“ bezeichnen sollte (S. 31).

6 Novalis: Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment. In: Novalis: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs. Bd. 2: Das philosophisch-theoretische Werk. Hrsg. v. H.-J. Mähl. München/Wien 1978, S. 732–750.

Die konsequente Weigerung, auf die nicht-christliche Antike Bezug zu nehmen, führt dazu, dass der unbedarfte Leser den Eindruck bekommen muss, in der vorchristlichen Lebenswelt hätte das Übernatürliche keine Rolle gespielt. Die je nach Autor unterschiedliche, teils sehr prominente Rolle übernatürlicher Phänomene in der antiken Geschichtsschreibung hätte gut zum Ausgangspunkt einer vergleichenden Betrachtung genommen werden können. Oder man hätte sich schlicht an Augustinus gehalten, dessen ebenso umfangreiche wie umständliche Auseinandersetzung mit heidnischen Vorstellungen übernatürlicher Mächte in *De civitate Dei* zeigt, wie umstritten das Verhältnis zu diesen Kräften war, wie komplex die dabei gültigen Rationalitäten waren, wie wenig also mit einem monolithischen Begriff des „supernatural“ (S. 30) gewonnen ist.

Die schroffe Typologie – hier Mittelalter beziehungsweise Spätantike, dort die Moderne – scheint nun aber nicht allein Produkt einer historiographischen Verkürzung. Sie ist vielmehr in der Methode selbst angelegt, die durch ihren ontologischen Ansatz Weltbildkomplexe („cosmovision“, S. 10) geradezu fixieren muss. Dieser Ansatz zielt, im Gegensatz zur kritischen Epistemologie, die nach Erkenntnisbedingungen fragt, direkt auf den Gegenstand: „the ways in which the world was“ (S. 57). Eine Rekonstruktion der methodischen Erwägungen des Autors sieht sich jedoch bereits durch die uneinheitliche Begriffsbildung vor große Herausforderungen gestellt. Öfter heißt es, man wolle die historisch-kritische Epistemologie durch eine Ontologie der Vergangenheit ersetzen (S. 31). Mitunter wird diese Erkenntnisweise als Hermeneutik bezeichnet (S. 30). An anderer Stelle werden dann Methode und Horizont gegenübergestellt (S. 31). Zugrunde liegt diesen im Einzelnen nicht immer klaren Erwägungen der durchaus richtige Hinweis, dass man eine vergangene Epoche mit modernen Begriffen und Denkmustern nur unzureichend erfasst.<sup>7</sup> Dem will Beltrami durch den Nachvollzug der – in diesem Fall christlichen – Weltauffassung begegnen. Die Sorge des Lesers, dass die christliche Vergangenheit also nur dem frommen Christen zugäng-

7 In diesem Kontext steht eine Anmerkung zum Anachronismus (S. 26), den Beltrami aufgrund einer fehlerhaften etymologischen Herleitung durch „Katachronismus“ (ebd., Anm. 21) ersetzen möchte, einen Begriff, der tatsächlich kein Neologismus ist, aber eher in die Klimafolgenforschung gehört. Davon abgesehen ist die Sache selbst so unumstritten nicht, wie Beltrami suggeriert, s. A. Landwehr: Über den Anachronismus. In: Ders.: Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie. Göttingen 2020, S. 209–236.

lich sei, wird mit dem Hinweis zerstreut, man könne die „sacramental ontology“ problemlos durch einen „sacramental worldview“ (S. 56), also eine Wahrnehmungsweise, ersetzen (vgl. S. 26). Wieso das nicht doch wieder zur Erkenntnistheorie zurückführt, bleibt offen.

Überhaupt bleiben die immer wieder angekündigten Erörterungen geschichtstheoretischer Art letztlich aus.<sup>8</sup> Wo theoretische Aussagen fallen, stehen sie ohne Forschungskontext und sind denkbar knapp: Die Unterscheidung von Tatsachen („fact“) wie Ereignissen, Menschen und Ideen einerseits und ihrem Deutungshorizont („horizon of understanding“, S. 102) andererseits mag in mancher Forschungssituation ausreichen; eine befriedigende Ontologie des historischen Gegenstandes ist das wohl kaum. Gegen das Unterfangen einer Rekonstruktion vergangener Erfahrungsweisen (sei es diskurs-, wissens-, emotions- oder kognitionsgeschichtlich) ist nichts zu sagen, doch die dazu nötige analytische Arbeit am Material weicht hier der assertorischen Geste. Spätestens als auf die Frage, wie man denn nun den Vorstellungshorizont des vormodernen Christentums zu erreichen vermöge (S. 98), eine Kurzfassung thomistischer Schöpfungslehre folgt (S. 99–100), muss auch dem wohlwollendsten Leser klar sein, dass an eine historiographisch anschlussfähige Hermeneutik nicht gedacht ist. Es bleibt, den eingestreuten Beteuerungen des Gegenteils zum Trotz, bei dem Versuch, der Geschichtswissenschaft die Übernahme einer partikularen theologischen Perspektive anzusinnen.<sup>9</sup>

Wie wenig es um eine nüchterne Beschreibung europäischer Geschichte geht, erhellt aus den ebenso zahlreichen wie unmissverständlichen Wertungen, mit denen Beltrami den Umbruch von der unitarischen zur modern-säkularen Weltanschauung beschreibt. Von Verlust, Verfall (S. 32) und Entfremdung (S. 35) ist die Rede. Umgekehrt ist das Bedauern unüberhörbar, dass die geistige Größe dieser Zeiten und einzelner Figuren wie des Papstes Gregor nicht von allen erkannt wird (S. 17). Sicher ist nichts gewonnen, sich über die intellektuellen Leistungen historischer Personen zu erheben und es mag oft zu Unrecht geschehen. Aber wem hilft die Feststellung, das Mittelalter habe ein besseres Verständnis des Übernatürlichen gehabt als die Ge-

8 Der Verweis auf Quentin Skinner (S. 48) bleibt ohne Diskussion, weitere Literatur zu Theorieproblemen wird nicht herangezogen.

9 Mit Taylor könnte man sagen, Beltrami vertrete nur den „engagierten Standpunkt“ und vernachlässige den „distanzierten“, s. Taylor (wie Anm. 3), S. 31.

genwart (S. 215)? Und wie will man das (als moderner Mensch!) bewerten?<sup>10</sup> Zur einfachsten Lösung, auf identifikatorische Wertungen vergangener Epochen ganz zu verzichten, mag sich der Autor nicht durchringen. Das Buch ist voll von teils schwärmerisch-apologetischen Schilderungen („Great Tradition“, S. 72) der christlichen Vormoderne auf der einen und antimodernen, teils unfreiwillig komischen Anwürfen auf der anderen Seite.

Als Vorbilder für eine dergestalt theologisierte Geschichtsschreibung zieht Beltrami Brad Gregory und Andrew Willard Jones heran (S. 50–59), die konfessionelle Interpretationen der Reformation respektive des Hochmittelalters vorgelegt haben. Die beiden Referenzwerke begleiten die Argumentation den gesamten ersten Teil hindurch. Von Beltrami selbst erfährt man, dass sie von Seiten der Historikerzunft mit scharfer Ablehnung bedacht wurden. Freundlicherweise zitiert er ausführlich aus diesen Erwiderungen, und nach allem, was der Leser über beide Werke erfährt, kann man sich der Kritik nur anschließen, ja sie gilt in vielem auch für Beltramis eigenes Buch (S. 65).

Dass er einen hermeneutischen Zirkel abschreitet, ist Beltrami wohl bewusst (S. 43), doch gerät er ihm zum Kurzschluss, da die Rekonstruktion vergangener Weltbilder kaum aus den Quellen selbst erfolgt und schon gar nicht in der für den erhobenen Anspruch nötigen Breite. Überhaupt scheuen die umfangreichen Ausführungen eigene Quellenlektüren (knapp auf S. 102). Konkrete Beispiele, gar eine Musterinterpretation, sucht man vergebens.<sup>11</sup> Wenn doch einmal einzelne Ereignisse aufgegriffen werden, ahnt man, welche Richtung die Neudeutung einschlägt. So geht es auf S. 98 um Konstantins Vision vor der Schlacht an der Milvischen Brücke. Hier sieht Beltrami (ohne Belege) erhebliche Defizite der säkularen Historiographie, die das überlieferte Ereignis entweder auf ein Naturphänomen reduziert oder schlicht geleugnet habe. Das mag es alles geben, tut einer zeitgemäßen Geschichtsforschung aber unrecht. Diese weiß antike Vorstellungen sehr wohl in ihrer sozialen Wirklichkeit, ihren kommunikativen Ausprägungen und Folgen zu würdigen und für die Interpretation zu nutzen. Ontologisch muss

10 Die Antwort liegt freilich in der Selbstverortung in eben jener (i.e. katholischen) Tradition, die das rechte Verständnis doch irgendwie zu bewahren vermochte (S. 214).

11 Ratlos lässt es zurück, wenn stattdessen „immortal words of Tolkien“ (S. 104) aus dessen „Lord of the Rings“ zitiert werden. Eine Prise der Ironie in diesem durchweg sehr ernsthaften Buch?

man da nicht werden; es genügt, dass das Ereignis für manche glaubhaft war und entsprechend kommuniziert werden konnte. Diese methodische Option kommt in Beltraminis Zerrbild gar nicht vor (von Quellenkritik ganz zu schweigen). An keiner Stelle kann er darlegen, was an historischer Erkenntnis gewonnen wäre, wenn wir selbst uns von diesem Wunder überzeugen ließen. Wenn es auf den letzten Seiten heißt, es gehe bloß darum, festzuhalten, „that the people living in the Christian past believed in the presence of the supernatural“ (S. 224) und dass dieses Phänomen darum historiographisch ernst genommen werden sollte, kommt das der Zunftpraxis nahe (und ist entsprechend wenig originell) (vgl. S. 214). Zu zeigen, *wie* das genau gehen soll, gelingt dem Autor aber auf 224 Seiten nicht.

Dabei ist es durchaus möglich, überzeugend dafür zu argumentieren, dass jedes Verstehen eine Verschmelzung divergenter, aber nicht völlig disparater Horizonte bedinge, schlechthinnige Alterität also als bloße Unverständlichkeit registriert werden könnte.<sup>12</sup> Dass darin eine Partikularisierung der Verstehenskontexte, eine Bindung an (einander letztlich fremde und fremd bleibende) Traditionen beschlossen ist, könnte man noch hinnehmen; der universalismuskritische Zug, der in dieser Methode steckt, hat seine Berechtigung (S. 30) – aber auch seine Grenzen, vor allem, wenn eine apologetische Identifikation mit der vermeintlich integren Vergangenheit droht. Beltraminis Vorhaben, die Vergangenheit so zu begreifen „as the people of the past understood it“ (S. 26), ihre authentische Gestalt zu bewahren (S. 22), scheint gegen diese Gefahr nicht ausreichend gesichert. Ob man eine vergangene Weltsicht überhaupt in dieser Weise nachvollziehen und nacherleben möchte, ist mit Blick etwa auf die Gewaltgeschichte des Christentums eine ganz eigene Frage. Drastischere Beispiele aus der jüngeren Geschichte verbieten sich.

Und so bleibt, trotz berechtigter Kritik etwa an der Unterscheidung von Staat und Kirche mit Blick auf die Vormoderne (S. 55), was die versprochene Methodik und Theorie angeht, ein Gefühl der Enttäuschung. Sie sind hier zu oberflächlich abgehandelt, als dass der Historiker mehr als eine (gegebenfalls hilfreiche) Irritation erfahren könnte. Dabei mag eine ausgearbeitete Hermeneutik religiöser Phänomene sehr wohl die Pforte zu einer engeren

12 S. zum Beispiel. D. Morat: Braucht man für das Verstehen eine Theorie? Bekenntnisse eines Neohermeneutikers. In: J. Hacke/M. Pohlig (Hrsgg.): Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens. Frankfurt am Main 2008 (Eigene und fremde Welten 7), S. 41–52.

Zusammenarbeit mit theologischen Wissenschaften aufstoßen. Dazu allerdings müsste man die vielfältigen Versuche der Geschichtswissenschaft, sich der religiösen Erfahrungswelt antiker Menschen zu nähern, auch ernsthaft diskutieren.<sup>13</sup>

Der zweite Abschnitt, die Auseinandersetzung mit Markus und seiner Augustinusdeutung, ist kaum überzeugender. Statt konkurrierende Interpretationen mit einer Relektüre der spätantiken Quellen, vor allem Augustins, zu konfrontieren, bietet Beltrami eine biographische und ideengeschichtliche Einordnung des Werkes von Markus. Diese Passagen scheuen keine Psychologismen (S. 137) und sparen nicht mit Kritik: Beispiel für die „distorted accounts“ (S. 115) der säkularen Methode sei Markus' Werk, und es stehe gar eine „intellectual decapitation“ (S. 117) an. Freunde und Verehrer des großen Gelehrten können beruhigt sein: Der Autor hat sich gehörig verhoben.<sup>14</sup>

Dass man die Grundlinien in Markus' Werk unterschiedlich deuten kann, ist selbstverständlich. So sieht der Rezensent bei Markus doch mehr Gespür für die Ambivalenz des Säkularen als Beltrami, der konsequent von einem neutralen Raum spricht (S. 120).<sup>15</sup> Das für Markus so wichtige dreiteilige Schema (sakral, profan, säkular) wird zwar teils als analytische Kategorisierung rekonstruiert, dann aber vor allem theologisch kritisiert: Ein ontologisch eigenständiges Säkulares gebe es nicht, es sei ein Zeitraum, innerhalb dessen auch das sakrale Leben geführt wird (S. 122–123; vgl. S. 202–204).<sup>16</sup> Die für Markus wichtige soziale Dimension dieser Unterscheidung spielt

13 Der rein ideengeschichtliche Ansatz, um nur eines zu nennen, verspermt den Anschluss an eine ganze Reihe neuerer Forschungen, die unter dem Titel ‚lived ancient religion‘ versuchen, einen phänomenologischen Zugriff auf die individuellen Kontakte mit dem Übernatürlichen zu gewinnen – durchaus unter besonderer Beachtung materieller Komponenten. S. zum Beispiel K. A. Rask: *Personal Experience and Materiality in Greek Religion*. Abingdon/New York 2023 (Routledge Monographs in Classical Studies) mit den kritischen Bemerkungen von V. Pirenne-Delforge (<https://bmcr.brynmawr.edu/2024/2024.12.31/>).

14 Schon die widersprüchlichen und häufiger falschen Erscheinungsjahre der beiden zentralen Werke sind irritierend, vgl. S. 37, Anm. 28; S. 120 und S. 125.

15 Vgl. R. A. Markus: *Christianity and the Secular*. Notre Dame, IN 2006 (Blessed Pope John XXIII Lecture Series in Theology and Culture), S. 85. Das Säkulare wird dort als „the realm of what, in a religious perspective, is not so much, neutral, but, rather, ambivalent“ bestimmt.

16 Das sich aus dieser Darstellung ergebende Ideal eines monastischen Lebens als Versuch der Heiligung irdischer Existenz taucht dann tatsächlich auf (S. 206).

keine Rolle und seine epistemische Deutung der Säkularisierung bei Augustinus wird in kritischer Absicht dargelegt, doch fehlt jedes Gegenargument (S. 188–191). Krude scheint die Unterstellung, Markus habe das Säkulare verräumlicht (S. 202), als ob die Rede von ‚secular spaces‘ nicht übliche Metaphorik wäre und am ehesten auf die (bei Markus freilich latente) Differenzierungstheoretische Semantik zurückgeht (vgl. Max Webers „Sphären“, Pierre Bourdieus „Felder“).

Den Hintergrund der Ausführungen des Autors bildet neben der französischen Patristik die „radikale Orthodoxie“ von Milbank, die sich gegen einen katholischen Liberalismus, wie er Markus vorschwebte, wendet. Milbanks Kritik wird ausführlich referiert („Nature and Grace“, S. 160–171), allerdings geht es auch hier um weltanschauliche Grundlagen, nicht um Augustinlektüre. Wo doch einmal, wie beim *civitas*-Begriff (S. 168), scheint Markus’ Verständnis das bessere. Umfangreiche Paraphrasen katholischer Autoren aus der *Ressourcement*-Bewegung sind forschungsgeschichtlich vielleicht interessant, tragen aber zum Argument wenig bei, zumal auch hier konsequent auf eine Verifikation anhand der Quellen verzichtet wird. Es gehe auch gar nicht darum, räumt Beltrami schließlich ein, die eigene Lesart Augustins zu verteidigen (S. 198). So bleibt es bei der Darstellung eines innerkatholischen Streites um die richtige Aneignung der eigenen Tradition.

Ein historisches Interesse im engeren Sinne ist selten erkennbar. Die wenigen Zitate aus dem Werk Augustins sollen diesen für die erkennbar trinitarische („unity in distinction“, S. 102) Ontologie des Autors vereinnahmen (S. 193–195). Die für das Thema Säkularität zentrale Schrift *De civitate Dei* (mit falschen Abfassungsdaten auf S. 128) kommt kaum zu Wort, Briefe, die das Verhältnis von Bischof und Imperium Romanum aufklären könnten, schon gar nicht. Die Motivation zur Abfassung von *De civitate Dei* im Kampf gegen „the increasingly intrusive legislation on religious conformity“ (S. 128) auszumachen, ist mehr als kreativ und es überrascht dann kaum noch, dass die für identifikatorische Lesarten unbequeme *coercitio*-Problematik fast völlig übergangen wird (s. aber S. 171). Als sie endlich doch auftaucht, muss man den Eindruck bekommen, staatlicher Zwang in Glaubensfragen sei von der göttlichen Vorsehung gedeckt (S. 208) – immerhin bleibt offen, ob das noch Rekonstruktion Augustins ist oder der Ansicht des Autors entspricht.

Was den theologischen Hintergrund angeht, figuriert Markus hier als Vertreter einer Autonomie des Säkularen; nicht ganz zu Unrecht. Dagegen übernimmt Beltrami die These, dass die säkulare Weltsicht nicht gleichsam von



außen durch die rationalistische Denkweise der Neuzeit etabliert wurde, sondern einer inneren Dialektik des Christentums entspringt (S. 60). Solche Genealogien spielen, jeweils in ganz eigener Weise, eine wichtige Rolle in klassischen Werken zum modernen Geschichtsverständnis<sup>17</sup> oder zur politischen Theorie<sup>18</sup> – aber derartige Anschlüsse sucht man vergebens. Ziel ist die Vorstellung, dass das vermeintlich autonome Säkulare nur eine Modalität des christlich zu deutenden Weltganzen ist. Zentrale theologische Referenz dafür sind immer wieder die Arbeiten von Milbank.<sup>19</sup> Dass die europäische Moderne auch religiöse Wurzeln hat, wird nun kaum jemand bestreiten; dass es ausschließlich religiöse sind, schon (vgl. S. 96–98). Eher wird man innerhalb theologischer Semantiken nach Reaktionen suchen müssen auf die vielfältigen Prozesse gesellschaftlicher Differenzierung, die eine einheitlich religiöse Weltdeutung auf immer mehr Feldern in immer größere Bedrängnis gebracht haben.<sup>20</sup>

Wie umgehen mit einem solchen Buch, dessen Autor ja doch mit der Stimme des Historikers sprechen will (S. 10) und beansprucht, Historiker in methodischer wie sachlicher Hinsicht zu belehren? Man wird die Irritationen aufnehmen und in produktive Fragen, etwa zu Möglichkeiten traditionsgebundener Hermeneutiken in einer posttraditionalen Welt, verwandeln können. Die identifikatorische Hermeneutik Beltraminis gilt es vor dem Hintergrund berechtigter Kritik an vermeintlich universalen Rationalitätsstandards immerhin als Warnung zu verstehen. Sich die Wahl zwischen rein gruppenspezifischen Deutungshorizonten und überkommenen Universalismen aufzwingen zu lassen, besteht allerdings kein Grund. Dass auch eine säkulare Perspektive im Alltag kaum reflektierte ‚metaphysische‘ Voraussetzungen hat, ist klar, aber das macht sie einer konfessionellen Alternative noch nicht

17 S. K. Löwith: Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie. 8. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 1990 (Urban-Taschenbücher 2).

18 S. C. Schmitt: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. 9. Aufl. Berlin 2009.

19 Dass Markus in Beltraminis eigener Lesart sogar ein Verbündeter für die These eines christlichen Ursprungs moderner Säkularität ist, scheint Beltramini nicht aufzufallen (vgl. S. 135–136).

20 S. zur Wissenschaft und Ökonomie W. L. Schneider: Religion und funktionale Differenzierung. In: Th. Schwinn/C. Kroneberg/J. Greve (Hrsgg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion. Wiesbaden 2011, S. 181–210.

gleich. Es gibt auch für die pluralistische Theorielandschaft durchaus Kriterien, Kohärenz etwa und Klarheit der Begriffsbildung. Auch die Fähigkeit, die immer überschüssige Komplexität der Überlieferung abzubilden, kann einen historischen Zugriff auszeichnen. Hier fallen die sakramentalen Beshwörungen von Beltramini leider schroff ab.

Vielleicht wird man dieses Buch gegen die Intention des Autors in genau das Schema einfügen müssen, das es zu bekämpfen sucht: Es handelt sich dann, allen universalen Ansprüchen zum Trotz, um partikulare Denkmuster, um den Versuch, die innergesellschaftliche Umwelt (inklusive Geschichte) aus katholischer Sicht zu fassen – und da mag dann die Gegenwart mit dem Etikett des säkularen Rationalismus und Naturalismus ausreichend bezeichnet sein. Von außen wäre all das als *theologisches* Manöver zu registrieren. Vom Anspruch, damit eine disziplinär anschlussfähige Historiographie zu liefern, muss man aber absehen. Säkularität wäre, immerhin, in diesem Sinne tatsächlich ein theologisches Produkt: Begriff für die eigenen Grenzen.<sup>21</sup>

Aus der Sicht der (auch disziplinär) differenzierten Moderne mutet das erklärte Ziel, die Legitimität der Neuzeit zu untergraben (S. 216), um Geschichte und Religion wieder zu versöhnen (S. 64), revisionistisch an. Die Notwendigkeit einer solchen Versöhnung scheint auch nur für die zu bestehen, die sowohl von der Allrelevanz der christlichen Religion in der Vormoderne ausgehen als auch der Religion in der Gegenwart noch eine gesellschaftsweit integrative Bedeutung zuerkennen. Nur dann ist eine identifikatorische Hermeneutik der hier vorgeschlagenen Art möglich und interessant. Aus dieser Perspektive leuchtet dann wohl auch die Forderung ein, dass richtige Philosophie sich dem Glauben zu fügen habe (S. 219), und schließlich mag man dann sogar nachvollziehen können, worin das Risiko des Pantheismus besteht (S. 31). Alle anderen kann die Einsicht in die Azentralität der modernen Weltgesellschaft vor solchen Irrtümern, die entweder die Politik, die Wirtschaft oder eben die Religion überschätzen, bewahren helfen.

Womöglich lässt sich der kompromisslose Zug dieses Umgangs mit Geschichte durch die besondere Lage katholischer Christen in den USA und überhaupt die ganz andere Relevanz öffentlicher Debatten über Religion in diesem Land erklären. Dem Altwelthistoriker, der eine solch polarisierte Dis-

21 So die Verwendung bei N. Luhmann: *Die Religion der Gesellschaft*. Hrsg. von A. Kieserling. 6. Aufl. Frankfurt am Main 2016 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1581), S. 282.

kussionskultur (zum Glück noch?) nicht kennt, mutet die trotzige Selbstbehauptung fremd an, und so schreckt es ihn auch nicht, wenn die angekündigte Revision seines Geschichtsbildes im Ton der Drohung daherkommt („Secular historians should be prepared for that“, S. 223). Worauf hier – methodisch wie sachlich – ernsthaft zu reagieren wäre, hat sich dem Rezensenten auch nach eingehender Lektüre nicht erschlossen. Die Botschaft hört er wohl, allein ...

---

Kai Preuß, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter  
kai.preuss@fau.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Kai Preuß: Rezension zu: Enrico Beltrami: *Desecularizing the Christian Past. Beyond R. A. Markus and the Religious-Secular Divide*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2023. In: Plekos 27, 2025, S. 491–503 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-beltrami.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Theresia Schusser: Christliche religiöse Gewalt im spätantiken Ägypten. Hagiographische Schriften im Fokus kultur- und mentalitätsgeschichtlicher Fragestellungen. Münster: Zaphon 2023 (Ägypten und Altes Testament 118). 170 S. € 65.00. ISBN: 978-3-96327-234-9.

Koptische Quellen führen in der althistorischen Forschung nach wie vor ein Schattendasein, und koptische Hagiographie wird selbst in koptologischen Kreisen häufig stiefmütterlich behandelt. Es sind jedoch genau diese Quellen, die wesentlich die Identitätsformationsprozesse der koptischen Kirche widerspiegeln und wertvolle Informationen zu ihren sozialhistorischen Umständen bereithalten. Umso verdienstvoller ist das Unterfangen, dem sich die Althistorikerin Theresia Schusser in ihrer im Juli 2021 verteidigten Dissertation gewidmet hat. Bei der vorliegenden Monographie handelt es sich um eine geringfügig überarbeitete Version dieser Arbeit. Schusser widmet sich christlicher religiöser Gewalt, die sie als religiös motivierte Konflikte mit christlichen Aggressoren definiert, die zu gewalthaften Auseinandersetzungen anwachsen. Dies unternimmt sie nicht in einer systematischen Darstellung, sondern anhand dreier Fallstudien koptischer hagiographischer Texte. Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: (I) „Thematisches und Methodisches“ (S. 9–38), (II) „Fallstudien der koptischen Hagiographie“ (S. 39–113) und (III) „Erweiterung des Blickwinkels und Ergebnisse der Untersuchung“ (S. 115–142).

Im ersten Kapitel behandelt Schusser ausführlich den Forschungsstand der Gewaltforschung in der Spätantike und in geringerem Maß die Spätantike als Epoche („Einführung“, S. 9–16). Hierauf folgen kurze Ausführungen zu „Fragestellung und Vorgehensweise“ (S. 16–21). Schusser entscheidet sich gegen eine synthetische Analyse durch Christen ausgeübter religiöser Gewalt in innerchristlichen wie auch interreligiösen Konflikten. Diese Entscheidung ist angesichts des nur gering erforschten koptischen Quellenmaterials nachvollziehbar. Die Autorin stellt in der aktuellen Forschung zu koptischer Hagiographie einen Schwerpunkt auf Fragen der Historizität oder der ereignisgeschichtlichen Einordnung fest. Sich auf diese Zugänge beschränkende Forschung muss in späterer koptischer Literatur fast automatisch Quellen von geringem Wert sehen, da historische Ereignisse – so sie denn vorkommen – häufig nicht adäquat wiedergegeben werden. Auch zeichnet sich koptische Literatur durch die Wiederverwendungen, Adaptionen und Readaptionen bestehender Textbausteine und Motive aus. Schusser betont dagegen

den Wert koptischer hagiographischer Texte für mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen. Hierzu zählen die Lebenswelt der handelnden Personen, aber auch kirchenpolitische Positionen. In diesem über Fragen nach Historizität hinausgehenden Zugang liegt das große Potential der Arbeit Schusser, koptische hagiographische Texte für die althistorische Forschung fruchtbar zu machen.

Mit dem *Panegyrikos auf Makarios* (sechstes Jahrhundert), der *Vita des Samuel von Kalamōn* (Datierung unsicher) und der *Vita des Moses von Abydos* (sechstes Jahrhundert) hat Schusser drei Quellen zur Analyse ausgewählt, die sich auf eine für die im Entstehen begriffene koptische Kirche wesentliche Zeit beziehen. Während der *Panegyrikos auf Makarios* und die *Vita des Samuel von Kalamōn* eindeutig antichalkedonischer Invektivliteratur zuzurechnen sind, fehlen derartige Eigenschaften in der *Vita des Moses von Abydos*. Die drei Quellen verhandeln in unterschiedlichem Maße innerkirchliche sowie von Christen ausgehende Gewalt gegenüber paganen Akteuren und ergänzen sich entsprechend.<sup>1</sup> Methodisch verschreibt sich Schusser den Konzepten der Toposforschung (Dieter von der Nahmer) sowie der Einzelfallanalyse. Überschneidungspunkte in den Konfliktbeschreibungen der einzelnen Quellen gelten ihr hierbei als potentielle Topoi. Die Einzelfallanalyse soll dagegen für isoliert scheinende Phänomene greifen. Zur Analyse wiederkehrender Elemente hagiographischen Materials verweist Schusser auf die Konzeption des kulturellen Gedächtnisses nach Jan und Aleida Assmann. Für die Erörterung von Erzählmodi und Konfliktlösungsstudien soll die soziale Identitätstheorie Anwendung finden.

1 In der Begründung ihrer Quellenauswahl nennt Schusser die *Vita Severi* des Zacharias von Mytilene als bereits gut aufgearbeitete Quelle. Dabei bezeichnet sie die während des Episkopats des Petros Mongos in die Zerstörung des paganen Tempels in Menouthis bei Alexandria involvierten Philoponoi als Mönchsgruppe, cf. S. 18, Anm. 54. Wie Ewa Wipszycka bereits 1996 betonte, handelt es sich bei der *Severosvita* um nur eine Quelle zu den christlichen Bruderschaften. Die Bewertung der mitunter ambig zwischen monastischen und laikalen Kontexten auftretenden Philoponoi allein aus der *Severosvita* überzeugt nicht; auch weitere literarische Quellen und papyrologisches Material sind heranzuziehen. Selbst aus der *Severosvita* (cf. e.g. Zach. Rhet. vit. Sev. 45) allein geht jedoch bereits hervor, dass es sich bei den Philoponoi nicht um Mönche, sondern Studenten mit teils starken monastischen Neigungen handelte. Cf. E. Wipszycka: Les confréries dans la vie religieuse de l'Égypte chrétienne. In: D. H. Samuel (Hrsg.): Proceedings of the Twelfth International Congress of Papyrology. Toronto 1970 (American Studies in Papyrology 7), S. 511–525. Überarb. Nachdruck in E. Wipszycka: Études sur le Christianisme dans l'Égypte de l'Antiquité tardive. Rom 1996 (Studia ephemeridis Augustinianum 52), S. 257–278.

Im zweiten Kapitel gibt die Autorin einen quellenkundlichen Überblick über die verschiedenen hagiographischen Genres und deren Entwicklung („Koptische Hagiographie“, S. 23–38). Schusser betont die Beheimatung oder zumindest enge Verbindung koptischer hagiographischer Texte in beziehungsweise mit liturgischen Kontexten. Bemerkungen zur Verehrung der einzelnen Heiligen in liturgischen Kontexten und darüber hinaus hätten noch von Verweisen auf Arietta Papaconstantinou's Dissertation zur Verehrung der Heiligen in Ägypten von byzantinischer bis in abbasidische Zeit profitieren können.<sup>2</sup> Darüber hinaus ordnet die Autorin die Entstehung koptischer hagiographischer Texte vor dem Hintergrund dogmatischer Kontroversen im Umfeld und Nachgang des Konzils von Chalkedon (451) ein und erwähnt sachkundig für koptische Texte einschlägige Instrumente wie die *Clavis Coptica* (CC) und die online-Datenbank des PAThs-Projektes, die Fortführung des *Corpus dei manoscritti dei copti letterari* (CMCL). Bei der Verhandlung der pseudo-epigraphischen Natur koptischer hagiographischer Texte hätte noch auf den jüngeren Beitrag von Mark Sheridan verwiesen werden können.<sup>3</sup> Neben den von Schusser erwähnten Überblicken zu koptischer Literatur ist noch der von Stephen Emmel zu nennen.<sup>4</sup> Die Erschließung koptischer Literatur anhand der bekannten, aber lateinisch gehaltenen W-Fragen mit dem Zusatz *quibus auxiliis* ist nicht grundsätzlich abzulehnen, aber methodisch eher basal. Der Hinweis, dass die Identifikation von *Topoi*, welche die Autorin nicht allein als Motive, sondern auch als konkrete Textbausteine begreift, nicht zwangsläufig zur Entwertung der Quelle beitragen muss (S. 36), ist im Umgang mit koptischer Literatur dagegen wesentlich. Weiter plädiert Schusser mit von der Nahmer dafür, jeden identifizierten Textbaustein in seinem jeweiligen spezifischen Kontext zu interpretieren (S. 37). Dass es sich bei der Wiederverwendung von Textbausteinen in koptischer Literatur um

2 A. Papaconstantinou: *Le culte des Saints en Égypte des Byzantins aux Abbassides. L'apport des inscriptions et des papyrus grecs et coptes*. Paris 2001.

3 M. Sheridan: *Pseudepigrapha and False Attribution in Coptic Sermons*. In: P. Buzi/A. Camplani/F. Contardi (Hrsgg.): *Coptic Society, Literature and Religion from Late Antiquity to Modern Times. Proceedings of the Tenth International Congress of Coptic Studies, Rome, September 17th–22th, 2012 and Plenary Reports of the Ninth International Congress of Coptic Studies, Cairo, September 15th–19th, 2008*. Bd. 2. Leuven/Paris/Bristol, CT 2016 (*Orientalia Lovaniensia analecta* 247), S. 1005–1012.

4 St. Emmel: *Coptic Literature in the Byzantine and Early Islamic World*. In: R. S. Bagnall (Hrsg.): *Egypt in the Byzantine World, 300–700*. Cambridge/New York 2007, 83–102.

indirekte Appelle an das kulturelle Gedächtnis der Adressatenkreise handelt, wie Schusser vorschlägt, kann nicht ausgeschlossen werden. Gleichzeitig muss hierbei betont werden, dass die Adressaten sicher in den seltensten Fällen mit den ursprünglichen Werken vertraut waren, sondern lediglich – wenn überhaupt – Muster identifizieren konnten.

Mit den Kapiteln drei bis sechs begeben wir uns in den Hauptteil der Arbeit (II), bestehend aus den drei jeweils in einem eigenen Kapitel behandelten Fallstudien sowie einem weiteren ausdeutenden Kapitel. Der im dritten Kapitel behandelte *Panegyrikos auf Makarios von Tkōou* (S. 39–63) wird in der Tradition Bischof Dioskoros von Alexandria und seinem Diakon Theopistos zugeschrieben, was die moderne Forschung aber bezweifelt. Bei Makarios selbst handelt es sich um eine historische Gestalt, seine Existenz bezeugen die Konzilsakten von Ephesos (431). Tkōou wird mit dem oberägyptischen Antaiopolis (Qāw al-Kabīr) identifiziert. Der Panegyrikos wird gemeinhin auf das sechste Jahrhundert datiert, verhandelt aber Ereignisse des fünften Jahrhunderts. Die Erzählung nimmt ihren Ausgangspunkt mit der Aufforderung des Kaisers an die ägyptischen Bischöfe, an einem Religionsgespräch im Vorfeld des Konzils von Chalkedon (451) teilzunehmen. Letztlich machen sich von den Bischöfen jedoch nur Dioskoros von Alexandria und Makarios selbst auf den Weg nach Konstantinopel. Auf dieser Reise wirkt Makarios Zeichen und Wunder, es kommt aber auch zu mehreren Rückblenden in seine Vergangenheit. Zu diesen Episoden zählt auch die Schilderung der Zerstörung eines paganen Tempels durch den Heiligen. Es folgt eine Darstellung des Aufenthaltes in Konstantinopel und – in stark antichalkedonischer Färbung – des Religionsgesprächs. Hierauf folgt lose bis gar nicht mit dem Makarios-Stoff zusammenhängendes antichalkedonisches Material. Erneut werden die Leser daraufhin nach Konstantinopel geführt, von wo der Heilige nach einem Anschlag auf sein Leben flüchten muss. Die letzten Kapitel des Panegyrikos beschäftigen sich mit dem Tod des Makarios. Dieser soll durch einen Tritt in die Genitalien durch einen kaiserlichen Emissär ausgelöst worden sein. Derselbe habe Makarios davon überzeugen wollen, den *tomus Leonis* zu unterschreiben. Es folgt die Schilderung der Beisetzung des Heiligen neben den Verehrungsstätten Johannes des Täufers und Elisas in Alexandria.

Die Autorin gibt einen umfassenden Überblick über die Editionen, Übersetzungen und Datierung des *Panegyrikos auf Makarios von Tkōou*. Sie beschränkt sich für ihre Darstellung bewusst auf die sahidische Überlieferung des Pane-

gyrikos. Für genauere Annäherungen an eine Datierung des Panegyrikos, die sie immer wieder beschäftigen, könnten in der weiteren Forschung exemplarische Vergleiche mit der bohairischen sowie der arabischen Überlieferung vielversprechend sein. Die Entscheidung zur Begrenzung des betrachteten Quellenmaterials ist aber nachvollziehbar. Auf die einführenden Bemerkungen zum Panegyrikos („Historische Einordnung“, S. 39–42) folgt ein Überblick über seinen Inhalt (S. 42–44). Den Schwerpunkt des Kapitels bilden Darstellungen zur innerkirchlichen („Binnenkirchliche Gewalt bei Makarios von Tkōou“, S. 44–53) sowie zur interreligiösen Gewalt („Interreligiöse Gewalt bei Makarios von Tkōou“, S. 53–59) in dieser Quelle. Das Kapitel schließt mit einer Einordnung der Präsentation interreligiöser Konflikte im Panegyrikos („Zur Präsentation religiöser Konflikte“, S. 59–62).

Schusser ordnet die Schilderung des Panegyrikos fast immer sorgfältig vor ihrem zeithistorischen Hintergrund ein und bietet solide Interpretationen. Einige Aspekte der relevanten Quelle lassen sich noch weiter ausdeuten als geschehen. Diese betreffen die sakrale Topographie Alexandrias und insbesondere die letzte Ruhestätte des Makarios am Martyrium des Johannes des Täufers und des Elischa (S. 44; 48) in Alexandria. Einen kenntnisreichen Überblick über die Quellen zu diesem Martyrium bietet Jean Gascoü in seiner rezenten Monographie zur kultischen Topographie Alexandriens.<sup>5</sup> In der Tat steht das Martyrium des Täufers und des Elischa in einigen Quellen in direktem Zusammenhang mit einer Niederlage paganer Akteure oder wird sogar auf den Überresten des Serapeums erbaut. So weiß Rufin von der Einrichtung des Schreins des Johannes des Täufers auf den Trümmern des Serapeums.<sup>6</sup> Sozomenos erwähnt dagegen die Transformation des Serapeums in eine Kirche, allerdings nicht zu Ehren des Täufers.<sup>7</sup> Die Tatsache, dass das Grab des Makarios sich möglicherweise an einem der zentralen Orte des Triumphs des Christen über pagane Akteure befindet, ist für die Analyse christlicher religiöser Gewalt in Ägypten wesentlich. Für weitere Überlegungen fruchtbar wäre auch der Bericht der koptischen Kirchengeschichte zur Etablierung des Schreins des Täufers in Alexandria. Hier steht die Transla-

5 J. Gascoü: *Églises et chapelles d’Alexandrie Byzantine. Recherches de topographie culturelle*. Paris 2020 (*Studia Papyrologica et Aegyptiaca Parisina* 1), insbesondere S. 36–44.

6 Rufin. *hist.* 2,27.

7 Soz. *hist. eccl.* 7,15,10; cf. ebenso Hier. in Jes. 7,17 (PL 24, col. 249) und Gascoü (Anm. 5), S. 36–37.



tion der Reliquien nach Alexandria in direktem Zusammenhang mit der Herrschaft, aber mehr noch dem Scheitern des paganen Kaisers Julian Apostata.<sup>8</sup> Darüber hinaus führt die koptische Kirchengeschichte den Bau des Martyriums auf Bischof Theophilos von Alexandria (385–412) zurück, der für sein nicht selten von christlicher religiöser Gewalt begleitetes antipaganes Engagement bekannt ist. Die Beisetzung des Makarios nicht in Tkōou, sondern in Alexandria am eng mit der Auseinandersetzung zwischen Christen und Heiden verbundenen Heiligtum des Täufers und des Elischa betont zwei Aspekte: erstens den Triumph christlicher über pagane Akteure, zweitens unterstreicht sie die Rolle Alexandrias nicht nur als Zentrum der ägyptischen Kirche, sondern auch der Auseinandersetzung zwischen paganen und christlichen Akteuren. Das Kirchenvolk setzt sich darüber hinweg, dass Makarios gar nicht aus Alexandria stammt (P. Mak. 16,5), und die Autoren beziehungsweise Kompilatoren der Quelle tun ihr Übriges, um die historisch zweifelhafte Translation der Reliquien in ihr darstellerisches Programm einzubauen.

Einen möglichen Anhaltspunkt hinsichtlich der Datierung des Panegyrikos beziehungsweise seiner Kompilation stellt das theologische Streitgespräch in Konstantinopel dar (P. Mak. 1; 12), das Schusser unter diesem Aspekt unerwähnt lässt. Wohl im Vorfeld des Konzils von Chalkedon (451) habe der Kaiser die ägyptischen Bischöfe aufgefordert, an einem Religionsgespräch in Konstantinopel teilzunehmen (P. Mak. 1; S. 43). Während sich die große Mehrheit der ägyptischen Bischöfe durch Bestechung aus der Affäre habe ziehen können, machen sich der alexandrinische Bischof Dioskoros und seine Gefolgschaft – darunter Makarios – zum Kaiserpalast in Konstantinopel auf (P. Mak. 1,6–10). Dort diskutieren sie mit chalkedonischen Klerikern und dem Kaiserpaar Markianos und Pulcheria (P. Mak. 11,2–12). Ein derartiges Religionsgespräch vor dem Konzil von Chalkedon ist uns nicht bekannt. Wir wissen von einem Religionsgespräch am Hofe nicht des Markianos im fünften Jahrhundert, wohl aber dem des Justinian im sechsten Jahrhundert, genauer in den Jahren 532/533 und 536.<sup>9</sup> Während ägyptische Bischöfe im Religionsgespräch von 532/533 komplett abwesend sind, lädt

8 Storia della Chiesa di Alessandria. Testo copto, traduzione e commento di T. Orlandi. Bd. 1: Da Pietro ad Atanasio. Mailand/Varese 1968 (Studi copti 2), S. 44–50.

9 Vgl. hierzu S. Brock: The Conversations with the Syrian Orthodox Under Justinian (532). In: OCP 47, 1981, S. 87–121. J. Speigl: Das Religionsgespräch mit den severianischen Bischöfen in Konstantinopel im Jahre 532. In: AHC 16, 1984, S. 264–

Markianos im Panegyrikos ausschließlich ägyptische Bischöfe ein, von denen sich lediglich Dioskoros und Makarios einfinden und folglich die führende Position einnehmen. Die Person und Positionen des Dioskoros wurden im Religionsgespräch von 532/533 ausführlich besprochen.<sup>10</sup> Angesichts dieser Tatsachen ließe sich das im Panegyrikos beschriebene Religionsgespräch im Vorfeld des Konzils von Chalkedon als Rückprojektion von Ereignissen aus justinianischer Zeit verstehen – dem Zeitpunkt der möglichen Redaktion des Panegyrikos.

Die Analysen der Autorin würden davon profitieren, die Untersuchungen zu innerchristlicher und interreligiöser Gewalt in diesem Kapitel stärker miteinander ins Gespräch zu bringen. So bespricht die Autorin die antipagane Gewalt gegen den Kothos-Tempel in einem nicht näher bestimmten Dorf am Westufer des Nil weitestgehend losgelöst von der innerchristlichen Auseinandersetzung. Die jüngere Forschung zum syrischen Julian-Roman hat dagegen eindrucksvoll Parallelen zwischen der Darstellung paganer Akteure – namentlich des abgefallenen Kaisers Julian – und chalkedonischen Vertretern herausgestellt.<sup>11</sup> So wird im Syrischen beispielsweise identisches Vokabular für den abgefallenen Julian und die – der Deutung der Quellen zufolge – von der Orthodoxie abgefallenen Chalkedonier verwandt.<sup>12</sup> Vor diesem Hintergrund ließe sich die Tatsache, dass Makarios und seine Gefährten bei der Zerstörung des Tempels zunächst von Anhängern des Kothos-Kultes

285. V. L. Menze: *Justinian and the Making of the Syrian Orthodox Church*. Oxford/New York 2008 (Oxford Early Christian Studies), S. 58–75; 94–101; H. Lepin: *Justinian. Das christliche Experiment*. Stuttgart 2011, S. 94–97.

10 Menze: *Justinian* (Anm. 9), S. 61.

11 Cf. P. Van Nuffelen: *The Christian Reception of Julian*. In: St. Rebenich/H.-U. Wiemer (Hrsgg.): *A Companion to Julian the Apostate*. Leiden/Boston 2020 (Brill's Companions to the Byzantine World 5), S. 360–397, insbesondere S. 380; Ph. Wood: *“We Have no King but Christ”*. *Christian Political Thought in Greater Syria on the Eve of the Arab Conquest* (c. 400–585). Oxford/New York 2010 (Oxford Studies in Byzantium), insbesondere S. 133; S. 161–162; D. L. Schwartz: *Religious Violence and Eschatology in the Syriac Julian Romance*. In: *J ECS* 19, 2011, S. 565–587, insbesondere S. 568; 581–582; 586–587; vgl. aber auch den neuen Vorschlag zur Datierung des Julian-Romans auf das siebte Jahrhundert: M. Mazzola/P. Van Nuffelen: *The Julian Romance. A Full Text and a New Date*. In: *Journal of Late Antiquity* 16, 2023, S. 324–377.

12 Cf. Joh. Ruf. de mort. Theod. 2; vit. Petr. Iber. 47 und John Rufus: *The Lives of Peter the Iberian, Theodosius of Jerusalem, and the Monk Romanus*. Edited and Translated with an Introduction and Notes by C. B. Horn and R. R. Phenix Jr. Atlanta, GA 2008 (Writings from the Greco-Roman World 24), S. 282–283.

gefangen werden (P. Mak. 5,5–8), auch im Lichte der innerchristlichen Kontroversen deuten. In diesem Sinne ließe sich die kurzzeitige Niederlage des Makarios und seiner Mitstreiter gegenüber den Anhängern des Kothos-Kultes sowie ihr rascher Triumph als Hoffnung antichalkedonischer Christinnen und Christen für ihr eigenes Schicksal angesichts der Nachstellungen durch chalkedonische Kaiser und andere Akteure verstehen.

Das vierte Kapitel ist der zweiten Quellenstudie, namentlich der *Vita des Samuel von Kalamōn* (S. 65–87) gewidmet, die Isaak dem Presbyter zugeschrieben wird. Bei der *Vita* handelt es sich mit Schusser um den Gründungsmythos der Klostersgemeinschaft von Kalamōn. Noch heute liegt ein Samuelkloster südlich des Fayoum im Gouvernement Bani Suwaif. Die Figur des Samuel von Kalamōn ist historisch nicht belegbar. Youhanna Nessim Youssef gibt an, dass Isaak der Presbyter als Klosterabt in Kalamōn für das achte Jahrhundert anhand einer arabischen Quelle zu identifizieren sei. Diese These war für Schusser jedoch nicht nachprüfbar (S. 66). Die *Vita* ist auf Koptisch, Äthiopisch und in einem arabischen Manuskript überliefert. Wie schon beim Panegyrikos auf Makarios beschränkt sich Schussers Untersuchung auf die koptische Überlieferung. Während die *Vita des Samuel* vielleicht ins achte oder neunte Jahrhundert datiert, sind die von ihr beschriebenen Ereignisse im ausgehenden sechsten beziehungsweise frühen siebten Jahrhundert angesiedelt. Zeitgenössische historische Ereignisse wie die persische Herrschaft, der byzantinische Rückgewinn und die islamische Eroberung sind in der *Vita* nicht greifbar. Innerchristliche Konflikte im Nachgang des Konzils von Chalkedon nehmen dagegen eine prominente Rolle ein. Diese gruppieren sich um den monotheletischen Kompromissvorschlag des Kaisers Herakleios. An die einleitenden Bemerkungen („Einordnung der Quelle“; S. 65–68) schließt sich eine kurze Zusammenfassung des Inhalts an (S. 68–69). Ausführlich behandelt Schusser die Rolle „binnenkirchliche[r] Gewalt“ (S. 69–84) in der *Vita*. Hierauf folgen ein „intratextueller Vergleich der Arten religiöser Gewalt“ (S. 84–87) und ein Fazit (S. 87).

Den Gepflogenheiten hagiographischer Texte folgend beginnt die *Vita* mit Schilderungen aus der Kindheit des Heiligen und seiner monastischen Berufung von Kindesbeinen an sowie die Ausbildung als Mönch durch den Lehrer Agathou. Schließlich berichtet die *Vita*, wie ein kaiserlicher Emissär Samuel und andere Anachoreten aufsucht, um sie zur Unterschrift unter den *tomus Leonis* (sic!) zu nötigen. Die Auseinandersetzung zwischen Samuel und dem Gesandten dient als Ausgangspunkt für den ersten Martyriumsdiskurs

der *Vita*. Geheilt von seinen Verletzungen begibt sich Samuel in ein weiter südlich gelegenes Kloster. Hier wird er von Kyros, dem chalkedonischen Patriarchen von Alexandria, aufgesucht, wobei es zum zweiten Martyriumdiskurs kommt. Alsdann zieht sich Samuel nach Kalamōn zurück, von wo er jedoch von ‚Barbaren‘ entführt und versklavt wird. Drei Jahre befindet sich der Heilige in Gefängnishaft und widersteht Befehlen, eine Mitgefängene zu ehelichen, sowie Avancen, sich einem paganen Kult anzuschließen. Nachdem Samuel schlussendlich die Überlegenheit des christlichen Gottes beweisen kann, begibt er sich mit reichen Geschenken versehen zurück nach Kalamōn. Dort gründet er schließlich das Kloster. Hierauf folgen Beschreibungen des Klosterlebens rund um seinen Gründer und dessen Wundertaten. Auf Dämonenkampf und Krankheit folgt Samuels Tod. Der Schluss der *Vita* spielt auf die Glaubensformel von Nikaia (325) an.

Die *Vita des Samuel* weist keine Beschreibung von Christen ausgehender interreligiöser Gewalt, dafür aber Darstellungen zweier innerkirchlicher Konflikte (1. vit. Sam. 7; 2. vit. Sam. 10–12) auf. Insofern stelle die *Vita* eine Zuspitzung des Schwerpunktes auf innerkirchlicher Gewalt dar, die wir bereits aus dem *Panegyrikos des Makarios* kennen. Bemerkenswertes Ergebnis der Analyse der Sektion zur Darstellung innerkirchlicher Gewalt ist die Beschreibung christologischer Konflikte durch die Sprache und Motive interreligiöser Konflikte (S. 78). Indem die *Vita* innerchristliche Auseinandersetzungen in die Worte von Martyriumserzählungen kleidet, erfolge eine Bezugnahme auf das kulturelle Gedächtnis der Rezipienten. Diese diene als „legitimatorische Identifikationsbasis der Rechtgläubigkeit“ (S. 78). Die Autorin betont ebenfalls die Darstellung der Gegner des Samuel als Nichtchristen (S. 75). Wie oben erwähnt, schildert die *Vita*, wie Kyros in den Süden Ägyptens zog und dabei um möglichst viele Unterschriften für den *tomus Leonis* warb. Dabei feierte er auch Gottesdienst mit möglichst vielen Personen. Schusser interpretiert die Teilnahme an diesen Feiern als Ausdruck der Zugehörigkeit zum gleichen kirchenpolitischen Lager. Hier hätte man noch darauf verweisen können, dass der Kommunion zwar in der Kontroversliteratur nach dem Konzil von Chalkedon eine prominente Rolle als Marker konfessioneller Grenzen zukommt,<sup>13</sup> diese im praktischen Leben der Chris-

13 Cf. e.g. Joh. Ruf. pleroph. 77; Joh. Mosch. prat. 79; Sophron. mirac. 36.

tinnen und Christen dagegen mitunter keine so entzweierende Rolle spielte.<sup>14</sup>

In der *Vita* wird Justinian als „falscher König der Römer“ (S. 80) bezeichnet, der befohlen habe, den *tomus Leonis* in ganz Ägypten anerkennen zu lassen. Korrekterweise müsste hier ‚Herakleios‘ stehen, und auch der *tomus Leonis* war Ende des sechsten Jahrhunderts kein brennendes Thema theologischer Debatten. Schusser interpretiert den *tomus* treffend als *pars pro toto* für chalkedonische Positionen in den Debatten nach Chalkedon. Ihre Deutung der Nennung Justinians als Verbeugung vor dem kollektiven Gedächtnis der Rezipienten, in denen Justinian besonders gegenwärtig war (S. 80), überzeugt weniger. Geht man von der Entstehung einer früheren Redaktion dieser Episode der *Vita* unter der Herrschaft des Herakleios aus, ließe sich die Nennung Justinians anstelle des Herakleios als Versuch der strategischen Abschwächung der Polemik gegenüber dem Kaiser deuten. Eine naheliegendere und allgemein verbreitete Perspektive würde die Nennung Justinians anstelle des Herakleios als simplen Fehler der schlecht informierten Autoren beziehungsweise Redaktoren der *Vita* deuten. Weiterhin hervorzuheben ist, dass lokale Laien und mit ihnen ebensolche Amtsträger als orthodox im Sinne des Autors der *Vita* – also antichalkedonisch – gelten, während die Kleriker der christlichen Gemeinden es nicht sind. Schusser interpretiert diese Beschreibung korrekt als die antichalkedonische Position stärkend. Mehr noch fungiert das Kirchenvolk gemeinsam mit den zivilen Amtsträgern als Quelle von Legitimität jenseits der Hierarchie, die untätig oder sogar chalkedonisch korumpiert ist.

Schussers fünftes Kapitel hat mit der *Vita des Moses von Abydos* (S. 89–110) die dritte und letzte Fallstudie zum Gegenstand. Im Gegensatz zum *Panegyrikos auf Makarios von Tkōon* und zur *Vita des Samuel von Kalamōn* handelt es sich hierbei um kein Produkt antichalkedonischer Polemik. Dennoch fällt die antichalkedonische Position des Autors schnell ins Auge. Die *Vita* ist

14 Hierzu V. Menze: The Power of the Eucharist in Early Medieval Syria: Grant for Salvation or Magical Medication? In: B. Bitton-Ashkelony/D. Krueger (Hrsgg.): Prayer and Worship in Eastern Christianities, 5th to 11th Centuries. London/New York 2016, S. 116–131; E. Wipszycka: How Insurmountable was the Chasm Between Monophysites and Chalcedonians? In: L. Arcari (Hrsg.): Beyond Conflicts. Cultural and Religious Cohabitations in Alexandria and Egypt Between the 1st and the 6th Century CE. Tübingen 2017 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 103), S. 207–226.

nur fragmentarisch erhalten und hält sich bei der Schilderung innerchristlicher Konflikte stark zurück. Stattdessen weist sie zwei Episoden interreligiöser Gewalt auf. Der Verfasser der *Vita* ist wohl auch aufgrund ihrer lückenhaften Überlieferung anonym. In einer Episode gibt er jedoch an, ein Mitbruder des Moses gewesen zu sein. Historisch fassbar dagegen ist der eponyme Protagonist der *Vita*. Moses von Abydos ist ein historisch belegbarer Abt des fünften oder sechsten Jahrhunderts. Kurz vor seinem Tod soll Shenoute von Atripe seine Geburt prophezeit haben. Schusser geht von Shenoutes Tod um 456 aus. Entsprechend lässt sich die Geburt des Moses zu einem Zeitpunkt nach den späteren 450er Jahren datieren. Weitere historisch fassbare Einzelheiten sind die Erwähnung eines Besuchs des Severos von Antiochien während seines Exils (ab 518) im Kloster des Moses. Moses soll außerdem ein Treffen zwischen Severos von Antiochien, Theodosios von Alexandrien und Anthimos von Constantinopel mit Kaiser Justinian prophezeit haben, das auf das Jahr 535/536 datiert wird. Als *terminus post quem* der *Vita* könne die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts angenommen werden. Bemerkenswert ist außerdem die Verleihung einer jährlichen Getreidespende zu Gunsten des Klosters durch einen nicht genannten Kaiser (S. 94). René-George Coquin hat vorgeschlagen, dieses Ereignis noch unter der Herrschaft des Anastasios anzusiedeln, der „dem Miaphysitismus“ (S. 109) aufgeschlossener als sein Nachfolger begegnete. Die Autorin dagegen interpretiert die potentielle Getreidespende durch Justinian, den später notorischen Verteidiger des Konzils von Chalkedon, als möglichen Grund für die Zurückhaltung der *Vita* hinsichtlich antichalkedonischer Aussagen; mangels weiterer Informationen scheinen beide Deutungen grundsätzlich haltbar. In gewohnter Weise folgen auf einführende Bemerkungen („Historische Einordnung“, S. 89–92) die inhaltliche Zusammenfassung (S. 92–95), gefolgt von einer Analyse „interreligiöse[r] Gewalt“ (S. 95–106) und innerkirchlicher Konflikte (S. 106–109) in der *Vita*. „Intratextuelle Beobachtungen“ (S. 109–110) und ein Fazit (S. 110) bilden den Abschluss des Kapitels.

Aufgrund des fragmentarischen Überlieferungszustandes ist eine inhaltliche Zusammenfassung der *Vita* schwierig. Auf den fehlenden Anfang folgt eine Schilderung der Empfängnis, Kindheit und Jugend des Heiligen. Bereits als Kind erfolgte die *oblatio* des Moses an einen Priester. In einer Schilderung des religiösen Lebens von Abydos wird der hohe Stellenwert der alten Kulte für die lokale Bevölkerung deutlich. Nach der *lacuna* im Text von ca. 32 Seiten folgt die Schilderung der Zerstörung des Tempels bei Abydos, die Moses

bewirkt haben soll. Einige Episoden schildern das Wirken des Moses als Klostervorsteher sowie Klostergründung und Aufbau in Abydos. Die *Vita* beschreibt Moses also Vermittler und Ansprechpartner für die lokale Bevölkerung und guten Klostervorstand. Neben der Geburt des Moses soll Shenoute auch prophezeit haben, dass derselbe die paganen Kulte beenden werde. In dieses Programm gliedert sich auch die Darstellung der zwei Episoden christlicher religiöser Gewalt ein. Auf dem nahe dem (nicht lokalisierbaren) Kloster gelegenen Berg Ebot habe man bei paganen Kulthandlungen christliche Kinder geopfert. Die *Vita* designiert die paganen Aktivitäten interessanterweise mit dem griechischen Lehnwort *στάσις*. Am paganen Kultort angelangt, spricht Moses ein Gebet. Hierbei nimmt er Bezug zum Tod der Baalspropheten in 1 Kön 18,40 und zum Turmbau zu Babel in Gen 11,1–9. Schusser spricht hier von einem „rituellen“ oder „magischen“ (S. 98) Gebet. Dabei handelt es sich eher um ein Paradigmengebet, das keine magischen Elemente aufweist.<sup>15</sup> Alsdann beginnt der Tempel zu beben und stürzt schließlich ein. In einer zweiten Episode treibt Moses die Gottheit Bes aus einem Tempel aus (S. 103). Ein sechstes, die bisherige Untersuchung zusammenfassendes Kapitel („Bisheriger Ertrag der Untersuchungen“, S. 111–113) schließt den Hauptteil ab. Mit nur vier Seiten fällt dieses Kapitel – insbesondere im Vergleich zu den übrigen Kapiteln im Hauptteil – sehr kurz aus.

Es folgt der dritte Teil der Arbeit, der sich mit der intertextuellen Interpretation beschäftigt. Das siebte Kapitel („Intertextueller Vergleich der untersuchten Quellen“, S. 115–128) gliedert sich in zwei ungleich große Teile. Der erste, sehr kurze Abschnitt befasst sich mit der Positionierung von Gewaltepisoden in den drei Quellen und wertet quantitativ deren jeweiligen Anteil am Gesamtnarrativ der Quelle aus („Länge und Platzierung der Episoden religiöser Gewalt“, S. 115–116). Während die quantitativ ermittelten Befunde wenig aussagekräftig sind, ist die Analyse der Positionierung im jeweiligen Werk sehr hilfreich. Im zweiten Teil verhandelt Schusser die Darstellung der Täter und Opfer in den drei Quellen („Täter, Opfer und ihre Präsentation“, S. 117–128). Die gewaltvolle Eskalation von Konflikten durch den jeweili-

15 Cf. aber für eine Diskussion von Paradigmengebeten und magischen *historiolae*: D. Frankfurter: *Narrating Power: The Theory and Practice of the Magical Historiola in Ritual Spells*. In: M. Meyer/P. Mirecki (Hrsgg.): *Ancient Magic and Ritual Power*. Leiden/New York/Köln 2001 (*Religions in the Graeco-Roman World* 129), S. 457–476; insbesondere S. 457; 466).

gen Heiligen wird apologetisch als Reaktion beziehungsweise Ausdruck der Fürsorge des Heiligen gegenüber der christlichen Bevölkerung oder auch anderen Mönchen dargestellt. Während die Aggression in interreligiösen Konflikten vom jeweiligen Heiligen ausgeht, erscheinen sie im intrareligiösen, binnenkirchlichen Konflikt als Opfer. Chalkedonische und antichalkedonische Positionen werden hierbei als unvereinbar miteinander dargestellt. Die Stilisierung der Leiden des Heiligen als Martyrium aktiviere das kollektive Gedächtnis der Adressaten und vertiefe die Kluft zwischen den dogmatischen Positionen. Wie in der Behandlung der ersten Fallstudie oben erwähnt, könnte hier noch eine genauere Nachverfolgung der Abgrenzungsstrategien, insbesondere die Präsentation dogmatischer Gegner als Nichtchristen, weiterführend sein. Schussers Beobachtung, dass die Heiligen im intrareligiösen Konflikt stets in der Gruppe handeln, während sie im binnenchristlichen Konflikt allein auftreten, ist besonders beachtenswert (S. 120). Bei dieser ‚Einer-gegen-alle-Dynamik‘ ließe sich überdies noch auf das Wirken des Athanasios (*Athanasius contra mundum*) und vor allem die Positionierung der ägyptischen Antichalkedonier nach 451 im Allgemeinen verweisen.<sup>16</sup> In ihrer Analyse der Adaption der *Longinus-Vita* im *Panegyrikos* auf *Makarios von Tkōou* zeigt Schusser eindrucksvoll, wie der *Panegyrikos* die von der *Longinus-Vita* eskalativ-gewaltvolle Konfliktlösungsstrategie zu Gunsten eines eher passiven Märtyrerdiskurses variiert.

Im mit acht Seiten ebenfalls knappen achten Kapitel wendet Schusser die von Henri Tajfel in den 1970er Jahren entwickelte soziale Identitätstheorie (SIT) auf die Darstellung religiöser Gewalt in den drei Fallstudien an („Erklärung der Erzählmodi mittels einer Theorie der Sozialpsychologie“, S. 129–137). Die SIT begreift den Menschen als soziales Wesen mit der Tendenz dazu, soziale Gruppen zu bilden. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zieht nach Tajfel die Bevorzugung der eigenen Gruppe („ingroup favoritism“) zu Ungunsten von Nichtmitgliedern („outgroup derogation“) nach sich. Geraten zwei Gruppen in Kontakt miteinander, komme es automatisch zu kompetitiv konkurrierenden Situationen. Konkurrenzsituationen stärkten wiederum das Zugehörigkeitsgefühl der Individuen zu ihren jeweiligen Gruppen. Dies gelte zumal für religiös informierte Gruppen. Die Tendenz zur starken Differenzierung in den drei Quellen – sei es im Hinblick auf

16 E.g. Joh. Ruf. pleroph. 14, wo Rufus festhält, die ägyptische Kirche habe schon immer – wie Simon von Kyrene – das Kreuz Christi getragen und bis ans Ende ihren Eifer für die Sache Christi bekundet.



Chalkedonier und Antichalkedonier oder Christen und Heiden – lässt sich mit der SIT erklären; letztere ist dafür aber auch nicht zwingend notwendig. Schussers kurzer Verweis auf die Assmann-These hätte eine breitere Behandlung verdient. Das neunte Kapitel fasst die Ergebnisse noch einmal abschließend zusammen (S. 139–142).

Mit ihrer Studie leistet Schusser einen wesentlichen Beitrag zur Erschließung koptischer Quellen im Allgemeinen und hagiographischer Texte im Besonderen für die althistorische, aber auch die koptologische Forschung. Althistorisch ausgebildet und im Koptischen bewandert – eine echte Seltenheit – legt Schusser eine wahrhaft interdisziplinäre Arbeit vor. Am wertvollsten sind hierbei die drei Quellenstudien, die auch den Kern der Studie bilden. Weitergehende Schlussfolgerungen, die insbesondere im dritten Teil angesiedelt sind, fallen sehr kurz aus, und die Verwendung der soziologischen Theorie der SIT überzeugt weniger. Schussers Ansatz, ereignisgeschichtliche Zugänge um mentalitätshistorische Fragestellungen zu erweitern, wird für die Erschließung bisher in der Forschung sträflich vernachlässigter Quellen richtungsweisend sein.

---

Julia Schwarzer, Universität Regensburg  
Graduiertenkolleg „Metropolität in der Vormoderne“  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin  
Julia.Schwarzer@geschichte.uni-regensburg.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Julia Schwarzer: Rezension zu: Theresia Schusser: Christliche religiöse Gewalt im spätantiken Ägypten. Hagiographische Schriften im Fokus kultur- und mentalitätsgeschichtlicher Fragestellungen. Münster: Zaphon 2023 (Ägypten und Altes Testament 118). In: Plekos 27, 2025, S. 505–518 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-schusser.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Anna M. Sitz: *Pagan Inscriptions, Christian Viewers. The Afterlives of Temples and Their Texts in the Late Antique Eastern Mediterranean*. New York: Oxford University Press 2023 (*Cultures of Reading in the Ancient Mediterranean*). XXVIII, 321 p., 66 ill., 2 maps. £ 94.00/ \$ 125.00. ISBN: 978-0-19-766643-2.

In assessments of the changes wrought by Christianity in Mediterranean society in Late Antiquity, those associated with the transformation of urban spaces have long held a place of central, conceptual importance. Peter Brown's famous declaration that he "wished he had been one of the Seven Sleepers of Ephesus" so that he might "enter into their surprise" in witnessing the transformations between the third century and the fifth evoked a legend, best known from a Latin version by Gregory of Tours (though accounts in a range of other languages are known), in which physical changes in urban fabric exemplified the eclipse of paganism by Christianity: it is the sight of a cross over the city gate of Ephesus that first hints to one of the Sleepers, Malchus, the new ascendancy of his formerly persecuted Christian faith.<sup>1</sup> Yet the advent of Christianity not only involved the grafting onto ancient cityscapes of elements associated with the faith, such as crosses in public places, as in the legend, but most especially church buildings; in addition to such new elements, older ones fell into decay and were sometimes eradicated. A classic text on this matter is Mark the Deacon's *Life of Porphyry of Gaza*, which presents the bishop embarking on a campaign of deliberate destruction of the pagan temples in his diocese. But as recent analysis has shown, Mark's account is a rhetorical construct, a very literary retelling designed for consumption by audiences far beyond the city of Gaza, for whom the realities of local topographical history mattered less than an inspiring narrative of a heroic bishop purging his territory of every physical vestige of the worship of demons.<sup>2</sup>

One area where the practicalities of erasure, albeit secular rather than religious, have been studied extensively (because the nature of the evidence per-

1 P. Brown: *The Making of Late Antiquity*. Cambridge, MA 1978 (Carl Newell Jackson Lectures), p. 1.

2 See now Mark the Deacon: *Life of Porphyry of Gaza*. Translated with Introduction and Commentary by J. Childers, C. Rapp, and Mi. Whitby. Liverpool 2025 (*Translated Texts for Historians* 89).

mits it) is epigraphy. Numerous inscriptions survive that show the chiselling out of names of individuals – usually emperors, but also their ministers – whose reputations were condemned by posterity (and usually a very immediate posterity at that). The subtlety with which such erasures were undertaken in Late Antiquity (as well as in other periods of the ancient world) has attracted much attention in recent decades, with particular emphasis on the political manifestations of the practice usually described (not unproblematically) by the modern coinage of *damnatio memoriae* (see pp. 217–233).<sup>3</sup> Such condemnations involved not just the erasure of names on monuments, but also the suppression of legal enactments and, of course, the removal of images. The political programmes underpinning such erasures could sometimes have unintended consequences: Lactantius reports that when Constantine ordered images of Maximian thrown down, this resulted in the simultaneous destruction of images of Diocletian, with whom he was frequently paired in imperial icons.<sup>4</sup> Yet we should be wary of the notion that such erasures were pursued with universal and systematic enthusiasm: in many places, images and names remained in situ. As a result, civic spaces throughout the late antique world will have presented assemblages not just of the images and names of legitimate rulers and their officials, but also of those who were condemned but somehow escaped erasure, as well as extensive galleries of much earlier rulers.

Anna M. Sitz's new study applies such approaches to the question of temples in the late antique East. Her concern is chiefly with the inscribed parts of temples and sanctuaries, and occasionally other public spaces, and how these were regarded in Late Antiquity. She rightly posits that the epigraphic landscapes of late antique cities presented a historical palimpsest: new inscriptions sat side-by-side with older ones. Moreover, these older inscriptions could sometimes be reinscribed at later dates. Sitz's discussion begins (pp. 1–3) with a suggestive discussion of the reinscribing some time in the fourth or fifth century CE of an epigram by the early classical lyric poet Simonides

3 E.g. C. W. Hedrick Jr.: *History and Silence. Purge and Rehabilitation of Memory in Late Antiquity*. Austin, TX 2000; H. I. Flower: *The Art of Forgetting. Disgrace and Oblivion in Roman Political Culture*. Chapel Hill, NC 2006 (*Studies in the History of Greece and Rome*); and, more generally, K. Boers/B. Grose/R. Usherwood/G. Walker (eds): *Erasures in Late Antiquity*. Budapest 2024 (*Sylloge. Library of Late Antique and Byzantine Studies*).

4 Lact. *mort. pers.* 42.1.

of Keos at Megara. While the epigram is usually studied in the context of its composition c. 479 BCE, its later reinscription invites us to consider other contexts in which the text might be understood. The act of recarving the text was undertaken by an ἀρχιερεύς Helladios. Simonides' text itself refers to the losses of Megarians in the series of confrontations during Xerxes' invasion of Greece in 480–479 BCE and concludes with a remark that down to the present the city had consecrated a bull.<sup>5</sup> The text and its reinscription prompts all manner of questions, not least what significance should be attached to the consecration of a bull. Sitz sees the text as manifesting a local response to creeping Christianisation. She also rightly points out that the very act of recarving the text shows that it was still comprehensible nearly a millennium after its composition. It is the meaning of such texts and responses to them that Sitz explores in this study.

An introductory chapter 1 (“Afterlives of Inscriptions”, pp. 1–27), leading on from the account of the Simonides epigram, establishes the parameters for what follows. In line with much recent scholarship, Sitz rightly highlights that accounts of deliberate destruction of pagan sanctuaries commonly found in early Christian narratives need to be treated with caution: they are rhetorically sophisticated works that serve a polemical purpose, chiefly to establish the sacred credentials of the Christian leaders whose activities are being described. She also offers sensitive (if brief) discussion of the presence and function of inscribed texts in sanctuaries and considers what frameworks of literacy we need to bear in mind when thinking about how late antique viewers looked at inscriptions.

Chapter 2 (“The Use of Real or Imagined Inscriptions in Late Antique Literature”, pp. 28–68) examines the role of inscriptions in literary texts, particularly in terms of quotation in a range of works from historiography to travel literature to grammatical treatises and compilation into collections such as the *Anthologia Palatina*. The cumulative effect is to demonstrate compellingly that older inscriptions were fully comprehensible to later readers, even if they sometimes misinterpreted them. This also explains the existence of ‘fake’ inscriptions, such as the oracle found in the Tübingen Theosophy that predicts that the temple of Apollo at Kyzikos will in time be rededicated

5 In addition to the references cited by Sitz ad loc., see also Simonides: Epigrammata XVII. In: D. A. Campbell (ed. and trans.): Greek Lyric. Vol. 3: Stesichorus, Ibycus, Simonides, and Others. Cambridge, MA/London 1991 (Loeb Classical Library 476), pp. 532–535.

to the Virgin Mary. Moreover, the text of real inscriptions could be manipulated to suit Christian needs, as in the famous (or infamous) case of a set of epitaphs from Hierapolis in Phrygia Salutaris that were reworked in Late Antiquity to provide the raw materials for an epitaph for the subject of the fourth- or fifth-century Life of Abercius (pp. 52–64).<sup>6</sup>

Chapter 3 (“Preservation: Tolerating Temples and Their Texts”, pp. 69–146) examines the preservation of ancient inscriptions (and sometimes iconography) on temple buildings in new Christian contexts across a range of sites. A number of possible explanations are offered for their continued existence: at Ephesus, the facade of the so-called temple of Hadrian was retained (although the name of the local goddess Artemis had disappeared, perhaps through accidental damage) as a backdrop for the display of imperial statues; at Priene, the temple of Athena Polias was preserved, perhaps even with various cult statues on display, even in a damaged state after a fire (the cause of which cannot be ascertained) as a sort of museum encapsulating the city’s history. Not far from Priene, at Mylasa a temple of Augustus and Roma (now lost but well-recorded by early modern visitors) seems to have taken on a secular function for the public display of imperial documents inscribed onto the western wall of the temple’s podium in the fifth century. A similar habit can be discerned in the inscription of a tax register on the wall of the temple of Zeus Sosipolis at Magnesia on the Maeander at some time in the fourth century. At times the evidence is opaque and defies easy analysis: such is the case with dense clusters of Christian graffiti on the Altar of the Chians at Delphi, which seemingly sat side-by-side quite comfortably with epigraphic records of the functioning of the sanctuary stretching back over centuries. At Ancyra, where the temple of Augustus and Roma is famously inscribed with the Latin and Greek text of Augustus’ *Res Gestae*, Sitz argues that the evidence does not permit any firm conclusion as to the late antique fate of the building, even if there is good reason to suspect that the district surrounding the temple remained vibrant throughout Late Antiquity (p. 101). There are hints – but no more than that – that the text of the *Res Gestae* was itself read in this period and perhaps as late as the tenth century (pp. 106–109). At Aizanoi a temple of Zeus was certainly converted into a church, but the date of the conversion is impossible to ascertain and may be middle Byzantine rather than late antique; throughout Late Antiquity, therefore, in-

6 On this inscription, I note now A. Blank: Die Grabinschrift des Aberkios. Ein Kommentar. Regensburg 2023 (non vidi).

scriptions honouring earlier emperors remained visible to the city's inhabitants and may have inculcated a sense of local pride in the city's imperial connections. At Palmyra, pre-existing inscriptions (many of them bilingual in Greek and Aramaic) remained visible at the temple of Bel even after its renovation as a church. Local historical civic pride is again posited as a cause (p. 121). Elsewhere, at Sardis and Lagina in Caria, churches rose next to temples that might have been perfectly identifiable as pagan shrines, and where no clear evidence of deliberate destruction has been found. Some Egyptian examples are also adduced here to show that while Coptic fathers like Shenoute of Atripe might have denounced hieroglyphic inscriptions as sources of demonic danger, many churches and monastic centres seem to have been built alongside temples where such inscriptions (often elaborately painted) remained visible.<sup>7</sup> The still identifiable masons' marks on the wall of the sanctuary of Apollo at Didyma may have inspired the magical symbols found in a Christian inscription in the theatre at nearby Miletus.

Some inscriptions, however, did not remain in their original locations but were moved to other contexts, including within churches. The meanings of such spoliation are explored in chapter 4 ("Spoliation: Integrating and Scrambling Inscriptions", pp. 147–201), which takes its lead from the contentious account in Mark's *Life of Porphyry* that the integration of architectural members from temples into church buildings was intended as a source of humiliation for defeated paganism. The ensuing discussion reaffirms the suspicion that Mark's account should not be taken at face value. Equally, however, Sitz challenges the assumption that such stones were used merely out of pragmatic concerns, because they provided convenient stores of building material; she suggests instead, through another sequence of case studies, that inscribed stones were often used in ways that reflect sensitivity to the texts they bore and were placed so that the texts might be read. A striking example is provided by the fifth- or sixth-century Basilica E at Sagalassos, where the inscribed architrave of the temple of Apollo Klarios was reused in architraves spanning colonnades within the church (their precise location is debated: pp. 168–171); Sitz posits that the inscription, albeit in "scrambled" form, might even have been legible by those in the nave of the church, although its precise "meaning" remains a subject for debate. The well-documented case of the conversion of the temple of Aphrodite at Aph-

7 See further J. T. Westerfeld: *Egyptian Hieroglyphs in the Late Antique Imagination*. Philadelphia 2019.

rodisias into a church around 500 is perhaps even more remarkable, in that inscribed dedications from the original temple were left in situ or moved to prominent locations in the church. Exactly how these texts might have been read by congregations attending the church is, however, more speculative. But in other parts of the chapter, Sitz shows that even where temple inscriptions remained in place, the function of the temple could be forgotten: in hagiography, for instance, the temple of Jupiter Heliopolitanus at Baalbek could be reimagined as a structure built by Solomon (p. 185). Useful comparanda are drawn from the late antique synagogue at Sardis, where earlier inscriptions from the city's Metroön were incorporated alongside texts in Greek, Hebrew, and a local Anatolian language, suggesting some expectation that those earlier inscriptions could be read – a principle that surely applies to numerous Christian buildings.

The final chapter 5 ("Erasure: [Damnatio Memoriae] or Conscious Uncoupling", pp. 202–264) moves to the topic of erasure in temple inscriptions. Here at last Sitz has much firmer evidence than in either chapter 3 or 4 that these texts were actually being read in Late Antiquity, since targeted acts of erasure demonstrate that they must have been. At Aphrodisias in Caria, the name of the city, which carried the power of the city's eponymous goddess Aphrodite, was erased in various contexts, including the famous Archive Wall in the theatre. On the lintel of the city's north-east gate, on the side facing into the city, moreover, an inscription reading "For the good fortune of the splendid metropolis of the Aphrodisians" was edited (by the erasure of some, but not all letters, and their replacement with new ones) to become "For the good fortune of the splendid metropolis of the Stauroropolitans", reflecting the city's metamorphosis from a city of Aphrodite to a city of the Cross. But this was part of an uneven campaign of erasure, and the name of the goddess remained unmolested in other contexts. This prompts Sitz to offer three considerations that influenced erasure or preservation: liminal spaces, like the city gate or entrance to the temple-church, were more likely to see erasures; so too were inscriptions that were easy to access; finally, how prominently visible an inscription was seems also to have influenced Christian activities. While Sitz wisely urges us not to regard these categories as hard and fast rules followed in every case (p. 232), she notes that they help explain targeted erasures at other sites that she makes the focus of case studies of Labraunda, Aizanoi, Antioch ad Cragum. But other examples are less clear cut: Sitz finishes with striking evidence from Pisidian Antioch of the

destruction of the rural temple of Men Askaenos and the breaking up into more than two hundred fragments of a copy of the *Res Gestae* displayed on an as yet not clearly identified monument in the city centre. In both cases, Christianity has been invoked as a cause for the demolitions, but Sitz argues that while that remains plausible for the suburban sanctuary, the breaking up of the *Res Gestae* slabs might have a more prosaic explanation, in the quest for materials for lime kilns. The chapter also includes a discussion of the treatment of statues and other images, either through deliberate damage or removal (pp. 208–216). As always, contextual factors loom large: while cult statues might be smashed or removed, reliefs on Egyptian temples required different treatment, some of it requiring considerable resources to erase images many metres above ground level. Sitz notes, however, that the precision of epigraphic erasure offers more definitive evidence of targeted activity (p. 257).

Chapter 6 (“Unepigraphic Readings”, pp. 265–276) provides a conclusion that not only summarises the book’s arguments (pp. 266–270) but also emphasises key considerations that have underpinned the analysis. Sitz reminds us that no single, monolithic interpretation can be applied uniformly to the treatment of temple inscriptions; instead, local contextual factors must always be brought to bear on each case since local dynamics will have varied considerably from place to place. Equally important is that while the fates of ancient statues and inscriptions were often determined by similar historical trends, subtle differences in their treatment point to very real distinctions in attitudes to art and text. Even so, she argues, it is important to bear in mind that inscriptions were physical objects as much as they were texts, and different aspects of their physicality influenced how they were preserved, spoliated, or erased. Perhaps most controversially, Sitz argues that the afterlives of temple inscriptions, particularly their preservation, points to a more positive view of the texts, and the structures that bore them, in Christian Late Antiquity than might be guessed at from the fulminations against temples found in hagiography. Above all, Sitz emphasises the importance of understanding the physicality of inscriptions and their contexts and their continued presence in the landscape that goes beyond “the original texts and meaning”; after all, modern epigraphy is heir to a long tradition of decisions not just about the setting up of inscriptions, but also about their preservation, spoliation, and sometimes erasure (p. 276).



Sitz has provided us with a rich and compelling analysis of epigraphy, and of inscriptions as objects, as key to understanding the urban and religious histories of Late Antiquity. In particular, she demonstrates how consideration of inscribed texts often offers vistas quite different from those found in the literary texts that so often dominate the way the narrative of Christianisation is constructed. Her approach is cautious, often highlighting what cannot be said with any certainty and frequently emphasising (and perhaps protesting too much) that her approach is a subjective one. The nature of the surviving evidence means that the bulk of Sitz's case studies focus on Asia Minor rather more than the book's title might imply. Even so, such is the richness of that evidence that not only can interesting separate case studies be discussed, but also a significant number of cases can be assembled that make the overarching argument of this volume more persuasive than the sum of its variously compelling individual parts.

No doubt some readers will find points with which to quibble. The organisation of the discussion into distinct thematic strands on preservation, spoliation, and erasure means that discussion of individual sites is scattered across the different chapters, with the author frequently highlighting that a certain aspect touched upon in one discussion will be followed up elsewhere in the book (e.g. pp. 155, 182). I felt that the introductory discussion of literacy was perhaps too brief (although it runs pp. 17–20 it is in fact only a little over two pages) given the weight attached throughout the book to late antique readers being able to understand the inscribed texts before them. For a book that relies so heavily on inscriptions, I felt the absence of an epigraphic index rather keenly. I also felt that some of the illustrations were so small or indistinct as to make it difficult to see clearly the epigraphic features being discussed in the text (e.g. p. 75, fig. 3.1; p. 85, fig. 3.5; p. 167, fig. 4.6; p. 224, fig. 5.4). Some of the nods to contemporary culture might not be to every reader's taste, and I felt the characterisation that "histories and hagiographies are the social media of late antiquity" (p. 12) somewhat reductive: I would hope that troubled souls do not turn to Facebook, Instagram, or, heaven forbid, X in a serious quest for spiritual sustenance. Yet the discussion of the performativity of acts of destruction makes a good point by invoking the analogy of videos issued by Daesh documenting their campaigns of destruction of cultural heritage in Syria and Iraq (p. 11). There are occasional slips: the obelisk described by Ammianus Marcellinus 17.4 and discussed at pp. 34–35 is not the one set up by Augustus in the Circus Maxi-

mus and now in the Piazza del Popolo, but rather that brought to Rome by Constantius II in 357 and which has stood since the sixteenth century outside St John Lateran. Indeed, one wonders what a similar study of the West might offer: there too, after all, it is clear that inscriptions continued to be read, understood, and copied down into manuscripts, not least in the Carolingian period. The very fact that I am left wondering what a western equivalent of Sitz's study might look like is, however, surely an endorsement of the fine book that she has produced.

---

Mark Humphries, Swansea University  
Department of History, Heritage, and Classics  
Professor of Ancient History  
m.humphries@swansea.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Mark Humphries: Rezension zu: Anna M. Sitz: *Pagan Inscriptions, Christian Viewers. The Afterlives of Temples and Their Texts in the Late Antique Eastern Mediterranean*. New York: Oxford University Press 2023 (*Cultures of Reading in the Ancient Mediterranean*). In: Plekos 27, 2025, S. 519–527 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-sitz.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Ronald E. Heine/John Behr (eds.): *The Philocalia of Origen. A New Translation with Annotations by Ronald E. Heine. The Greek Text of J. A. Robinson Prepared by John Behr.* Oxford/New York: Oxford University Press 2024. XVII, 412 p. £ 160.00/\$ 210.00. ISBN: 978-0-19-889321-9.

No modern scholar has done as much as Ronald E. Heine to make the writings of the prolific third-century theologian and exegete Origen of Alexandria (c. 185–c. 253) accessible to English readers. Over the course of his long and industrious career, Heine has translated numerous works of biblical exegesis by this prolific early third-century author, including his homilies on Genesis and Exodus and his commentaries on Paul’s Letter to the Ephesians and on the Gospels of Matthew and John.<sup>1</sup> Moreover, he has written books and curated collections of essays on Origen’s writings and intellectual milieu, most recently “Origen: An Introduction to his Life and Thoughts” and “The Oxford Handbook of Origen”.<sup>2</sup> The book under review adds to this impressive trove of *studia Origeniana* by presenting the first modern English translation of the *Philocalia*, an important florilegium of extracts from Origen’s writings compiled in the fourth century. Among the only extant works of the Alexandrian teacher to survive in the original Greek, the *Philocalia* has been translated into English only once before, over a century ago, in George Lewis’s “The Philocalia of Origen”.<sup>3</sup> Heine’s welcome new translation provides readers with an up-to-date English rendering of this ancient selection of Origen’s writings, which promises to serve as “a convenient doorway into the vast production of his mind” (p. VIII).

- 1 Origen: Homilies on Genesis and Exodus. Translated by R. E. Heine. Washington, DC 1982 (Fathers of the Church 71); Origen: The Commentary on the Gospel According to John. Translated by R. E. Heine. 2 vols. Washington, DC 1989–1993 (Fathers of the Church 80 and 89); R. E. Heine (ed.): The Commentaries of Origen and Jerome on St. Paul’s Epistle to the Ephesians. Oxford- 2002 (Oxford Early Christian Studies), pp. 73–272; and The Commentary of Origen on the Gospel of St. Matthew. Translated with Introduction and Brief Annotations by R. E. Heine. 2 vols. Oxford 2018 (Oxford Early Christian Texts).
- 2 R. E. Heine: Origen: An Introduction to His Life and Thoughts. Eugene, OR 2019 (Cascade Companions); and R. E. Heine/K. J. Torjesen (eds.): The Oxford Handbook of Origen. Oxford 2022 (Oxford Handbooks).
- 3 The Philocalia of Origen: A Compilation of Selected Passages from Origen’s Works made by St. Gregory of Nazianzus and St. Basil of Cæsarea. Translated into English by G. Lewis. Edinburgh 1911.

The *Philocalia* (literally, “love of beauty”) comprises twenty-seven chapters, each of which provides an excerpt or multiple extracts from Origen’s works.<sup>4</sup> This collection is particularly important because many of its selections are either lost entirely or extant only in Latin translations made by Rufinus of Aquileia and others. Heine’s introduction provides a list of these lost or translated excerpts (Table 1 on p. 2), but surprisingly it fails to offer a convenient, comprehensive list of contents of the *Philocalia* as a whole. Fortunately, interested readers can refer to a recent instrument of reference on the works of Origen that includes a useful inventory of this florilegium’s contents keyed to their modern critical editions.<sup>5</sup> These include long selections from Origen’s speculative theological treatise “On First Principles” and his apologetic “Against Celsus”, as well as extracts from his biblical homilies and commentaries and an excerpt from one of his letters. The *Philocalia* was very popular among Greek-speaking audiences in the east. It survives in whole or in part in over sixty manuscripts dating between the tenth and the seventeenth centuries. In contrast, unlike so many of Origen’s other works, it was never translated into Latin and was thus unknown in the western tradition.

Three short texts preface the *Philocalia* in the manuscript tradition and provide some insight about its date and purpose. The first text is a short letter by Gregory of Nazianzus to Bishop Theodore of Tyana (epist. 115, translated on p. 3) dated to the early 380s, which presents the *Philocalia* as a gift from Gregory and the late Basil of Caesarea to Theodore. Although many of the topics treated in this florilegium would have been relevant to theological issues current in fourth-century Cappadocia, there is no proof that Gregory and Basil were, in fact, the compilers of the *Philocalia*. If they did play this role, however, then this collection was a product of the second half of the fourth century. The second text is a prologue, which identifies Gregory and Basil as the compilers of the florilegium and defends their orthodoxy with the claim that any doctrinal errors found therein were the result of tampering by heretics. This prologue may have been added as late as the sixth

4 As Heine notes on pp. 4–5, two excerpts in the *Philocalia* were not written by Origen. *Philocalia* 24 is an extract from Eusebius of Caesarea’s “The Preparation for the Gospel”, while *Philocalia* 23.22 derives from a Pseudo-Clementine work entitled “On the Travels”.

5 S. Fernández/A. Fürst (eds.): *Clavis Origenis*. Münster 2024 (Adamantina 30), pp. 243–247.

century, when Origen's teachings were condemned in the eastern church at the Fifth Ecumenical Council (553), or sometime thereafter. The third text is a table of contents of unknown date and authorship, which provides a summary of each chapter and its sources. Heine presents two translations of this text. He offers a close paraphrase of it as the table of contents to his book (pp. XV–XVII) and he presents literal translations of each discrete chapter summary as the headers to their respective chapters throughout the book.

What was the purpose of this florilegium? Heine's introduction explains that there are two schools of thought on this topic. Some believe that the *Philocalia* was apologetic in nature, serving not only as a guide for reading scripture but also as a refutation of contemporary criticism of Christianity. Others think that the work was written exclusively for a Christian audience with didactic intent. For his part, Heine finds meaning in what he perceives to be its bi-partite structure, which consists of two sets of chapters (Chapters 1–12 and 14–27, respectively) with a single chapter (Chapter 13) serving as a kind of hinge between them. The first section is about the proper reading of Scripture. The thirteenth chapter, the only letter of Origen in the collection, is “first and foremost about the importance of Scripture and the necessity of reading it correctly” (p. 8). The second section is more disparate in theme, but many of its components treat the perils and promises of philosophy for Christian readers. From this, Heine draws the modest conclusion that Gregory and Basil compiled the *Philocalia* “to aid fourth-century Cappadocian Christians in understanding Scripture” (p. 10).

The Greek text of the *Philocalia* appears on the facing pages of Heine's translation. John Behr prepared this text on the basis of the 1893 edition by J. Armitage Robinson,<sup>6</sup> but he has made very few emendations to the Greek edition. Robinson's book was the first modern edition of any work by Origen and the first textual treatment of the *Philocalia* since the 1618 *editio princeps* by Johannes Tarinus. He consulted over fifty manuscript witnesses and established his Greek text on what he considered to be the most important manuscript exemplars, including a tenth-century copy in the Monastery of St. John the Divine on Patmos (Gr. 270) and an eleventh-century copy in the Library of St. Mark in Venice (Gr. 47). It was from Robinson's Greek edition that

6 Origen: *The Philocalia. The Text Revised with Critical Introduction and Indices* by J. A. Robinson. Cambridge 1893.

George Lewis made his 1911 translation, which was the only English version of the *Philocalia* available for over a century. The decision of Oxford University Press to print a very lightly updated version of Robinson's Greek edition of the *Philocalia* alongside Heine's new translation adds considerable value to this book.

In comparison to Lewis's 1911 translation, Heine's rendering is clearer, more idiomatic, and easier to follow. Two examples concerning the implications of God's hardening of Pharaoh's heart for the problem of free will illustrate the contrast between the two translations:

If God when He wishes takes away their stony hearts and puts in them hearts of flesh, so that His ordinances are kept and His commandments observed, the putting away of wickedness does not depend on ourselves.<sup>7</sup>

Avoiding evil is not in our power if God removes hearts of stone when He wishes and puts hearts of flesh in their place so that His ordinances are kept and His commandments are observed.<sup>8</sup>

Nearly all readers of the book of Exodus, both they who disbelieve and they who say they believe it, are disturbed at the frequently occurring words, "The Lord hardened the heart of Pharaoh," and "I will harden the heart of Pharaoh."<sup>9</sup>

The statements, "The Lord hardened Pharaoh's heart," and "I will harden Pharaoh's heart," occur frequently in Exodus. They trouble nearly everyone who reads them, including those who claim to believe the story as well as those who do not."<sup>10</sup>

Likewise, Heine makes much clearer sense of long and complicated sentences that often sound tortured in Lewis's translation, as this example from Origen's *Commentaries on Hosea* demonstrate:

7 Orig. philok. 21.14 = Lewis (note 3), p. 151.

8 Orig. philok. 21.14 = Heine, p. 263.

9 Orig. philok. 27.1 = Lewis (note 3), p. 224.

10 Orig. philok. 27.1 = Heine, p. 373.

Inasmuch as the solecisms in Scripture, if literally taken, often confuse the reader, so that he suspects the text to be neither correct, nor in accord with propriety of reason; and this to such an extent, that some persons by way of correction, even venture to make alterations and substitute another meaning for that of the seemingly inconsistent passages, I fear something similar may befall the language of the passages before us; we are therefore bound to see what their hidden meaning is.<sup>11</sup>

Since the awkward expressions in Scripture, especially those in the literal sense, often confuse ordinary people and cause them to think that the words have been written incorrectly or not in the way they should be, some consequently, on the pretense of correcting them, dare even to alter the inherent meaning in the words which seem to have been written inconsistently. Because something like this has occurred in this text involving the words before us, think with me about their meaning.<sup>12</sup>

Thanks to the laudable industry of Heine and Behr, scholars and students now have convenient access both to the Greek text of the *Philocalia* and to a modern translation into idiomatic English. While the price of this volume will keep it out of the hands of most individuals, Oxford University Press will soon publish an inexpensive softcover reader's edition of Heine's translation without the accompanying Greek text. The book under review is sure to draw attention to the *Philocalia* as a valuable "greatest hits" compendium of Origen's thought from the standpoint of its fourth-century compilers. It also provides a very rare example of the positive application and reception of the unalloyed Greek teachings of Origen among early Christian readers.

11 Orig. philok. 8.1 = Lewis (note 3), p. 45.

12 Orig. philok. 8.1 = Heine, p. 95.

---

Scott G. Bruce, Fordham University, New York  
Professor of History  
sbruce3@fordham.edu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Scott G. Bruce: Rezension zu: Ronald E. Heine/John Behr (eds.): The Philocalia of Origen. A New Translation with Annotations by Ronald E. Heine. The Greek Text of J. A. Robinson Prepared by John Behr. Oxford/New York: Oxford University Press 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 529–534 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-heine\\_behr.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-heine_behr.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Michael Maas: *The Conqueror's Gift. Roman Ethnography and the End of Antiquity*. Princeton/Oxford: Princeton University Press 2025. XV, 432 pp., 6 ill., 3 maps. \$ 49.95/£ 42.00. ISBN: 978-0-691-25902-4.

In this wide-ranging and stimulating book Michael Maas investigates evolving ways in which inhabitants of the later Roman empire viewed, and in many cases attempted to control, the world through the categorisation of its peoples. In part this involves presentation of the classical traditions that the inhabitants of this diverse world could bring to bear, but even more importantly it considers the impact of the new imperial religion of Christianity on modes of perception and analysis. Maas has been contemplating, and publishing on, aspects of his topic for over three decades, an engagement that is apparent in the richness of the discussions: 269 pages of text are underpinned by 87 pages of notes, though regrettably the latter take the form of end notes – publishers might reflect on how inconvenient this is for those reading the e-book.

The Introduction (“Empires Need Ethnography”, pp. 1–20) defines the book’s terms and parameters. Most important is the definition of ethnography: this is treated as a very broad concept, effectively any way in which people, in this case inhabitants of the Roman empire and in a few cases of the post-Roman world, wrote about other peoples, usually those outside the empire but on occasions some within it. As a result, the book can embrace far more than would be encompassed by the narrow concept of ethnography as a literary genre, as is reviewed, for example, in the chapter on Late Antiquity in Anthony Kaldellis’ book.<sup>1</sup> There is also an attempt to explain the title (pp. 2–3), why and how ethnography might be seen as a gift, especially one bestowed or imposed by the imperial rulers. There is a tripartite analysis of the ethnographic gift, first as a gift from the Romans to themselves as imperial controllers as a means to organise the cultural diversity of their broad world; second as a gift forced on the recipients of this Roman vision who then had to identify ways to negotiate their place within this possibly unwelcome structure; and third as a gift to succeeding generations that continues to distort international perceptions in the modern world. This trinity of gifts

1 A. Kaldellis: *Ethnography After Antiquity. Foreign Lands and Peoples in Byzantine Literature*. Philadelphia, PA 2013 (*Empire and After*), pp. 11–37.

remains latent in subsequent discussions until it is restated, at slightly greater length, at the very end of the book (pp. 267–269). Perhaps the fact that the title needs explanation might have rung alarm bells, though it does “fit on the cover, and catch the reader’s eye”, two of the requirements for a title noted by Maas (p. 2).

The Introduction then surveys three ways in which the period of Late Antiquity (AD 250–650) was different from the early empire (pp. 3–7), namely through the break-up of the Roman state, first in the West through the tribal incursions of the fifth century and then in the East as a result of the Islamic conquests in the seventh; the transformation to a Christian state whose religion had an ecumenical mission; and ethnographic shifts that brought new peoples into the Roman world and redefined existing ones. The next section (pp. 7–11) considers the genre of ethnography, first in general and then in its Roman manifestation where it involved description, assessment, and inclusion. Finally, the book’s shape is presented as filling the gap between Greg Woolf’s study of the West between 100 BC and AD 100<sup>2</sup> and Kaldellis’ book on Byzantium that has just been mentioned (pp. 11–20).

The first chapter (“Conquest and Curiosity: Creating a Roman Imperial Ethnography”, pp. 21–52) establishes the basis for ethnography in Late Antiquity through a series of case studies of earlier Roman ethnography as well as a glance at the Greek literary traditions that Roman writers developed, including how Rome came to occupy centre stage in the Hellenic world of the second century BC. The case studies range from Polybius to Ptolemy, with particular attention to Julius Caesar, Strabo, and Tacitus. Polybius’ analysis in book 6 of his history was intended to explain Roman success to his Greek audience, which of course included some Romans and Italians, and focused on much more than constitutional stability by incorporating military matters such as battle formations, encampments, discipline, and the distribution of booty, as well as social practices such as aristocratic funerals. It was, significantly, located immediately after the account of Roman’s defeat at Cannae. Polybius’ survey could have served Maas as a precedent for his inclusive approach to ethnography as well as illustrating how Rome was perceived by outsiders, which is what Polybius was despite his close links to the Scipio

2 G. Woolf: *Tales of the Barbarians. Ethnography and Empire in the Roman West*. Malden, MA/Chichester 2011 (Blackwell Bristol Lectures on Greece, Rome and the Classical Tradition).

family. Another, but less flattering, perception of Rome that might have been noted is the well-known speech that Tacitus composed for the Caledonian leader Calgacus, in which an assessment of rapacious Roman conquest concludes with “They make a desert and call it peace”.<sup>3</sup> Attention might also have been paid, briefly, to the ways in which Hellenistic Greeks incorporated the new superpower into their existing thought world, for example with Lampsacus and Smyrna appealing for help against Antiochus III in 197/196 BC: the former invoked kinship through a shared Trojan ancestry and exploited their colonial link with Massilia, Rome’s ally in southern Gaul, to buttress their request, while the latter referred to the city’s cult of the goddess Roma.<sup>4</sup> Religion as an agent for conceptualising the world long antedated Christianity, and Roman methods of dealing with outsiders were influenced by how different external entities interacted with Rome. This chapter is the most ‘ethnographic’ part of the book in terms of ethnography as a literary genre, but although it aims to “set the stage for late antique developments” (p. 51) there is no consideration of late antique exponents of the genre. Also, granted the importance of Herodotus as a model for ethnography in the sixth century,<sup>5</sup> it might have been worth including a case study of him.

Chapter 2 (“‘Hostiles and Friendlies’: Diplomacy and Patterns of Subordination to Rome”, pp. 53–98) focuses on international relations including both the evolution of modes of address and the vexed question of gifts and how the supposed generosity of a superior power could also be easily perceived as a sign of weakness and the payment of tribute. To the north Attila and then the Avars exploited this contradiction, as too did the Persians when competing against the Romans for influence with the Turkish khagan (Joh. Eph. hist. eccl. 6.23). The meat of the chapter consists of three case studies of eastern diplomacy, the first being Rome’s dealings with Persia (“The Dilemma of Equality”, pp. 63–80) which vacillated between the poles of rare instances of equality and respect on the one hand and on the other the more frequent claims to superiority/subordination. In both modes the language

3 Tac. Agr. 30.

4 *Sylloge Inscriptionum Graecorum* 191; Tac. ann. 4.56.

5 See A. Ziebuhr: *Die Exkurse im Geschichtswerk des Prokopios von Kaisareia. Literarische Tradition und spätantike Gegenwart in klassizistischer Historiographie*. Stuttgart 2024 (Hermes. Einzelschriften 126). Reviewed by Mi. Whitby in: Plekos 26, 2024, pp. 631–635 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-ziebuhr.pdf>).

of kinship was employed, a device that the Sasanids probably adopted from eastern predecessors and introduced to the Romans. Nuances might be subtle. Brotherhood certainly suggested equality, but might conceal deception as when Justin I wrote to Kavadh to warn him that his new ally, the Hun Zilgibi, was supposedly double-crossing the Persians, or be subverted by other aspects of a message as when Kavadh addressed Justinian as the Caesar of the setting moon while presenting himself as the King of kings of the rising sun.<sup>6</sup> In diplomatic dealings both rulers attempted to outmanoeuvre the opposing party: Khusro trapped the Roman envoy John into discussing Suania, contrary to the wishes of Justin II, while the latter recovered his position by manoeuvring the Persian envoy Mebodes into prostrating himself before the throne.<sup>7</sup> The situation had to be critical before a ruler would admit inferiority by presenting himself as the son of his counterpart, as the exiled Khusro II did when appealing to Maurice in 590 and the senate when grovelling to Khusro on behalf of Heraclius in 615.<sup>8</sup> The rhetoric of kinship undoubtedly facilitated the alleged plea in the early fifth century by Arcadius to Yazdgard I to adopt the infant Theodosius II and then Kavadh's approach to Justinian to adopt Khusro that the Romans clumsily rejected (pp. 76–79).

The second case study deals with the Arab groups that occupied much of the territory between Rome and Persia to the south of the Euphrates ("Ethnography and Arabs between Persia and Rome", pp. 81–86). Here a combination of subsidies, elevated titles, and shared Christian religion helped to align some groups with Rome, though doctrinal differences might complicate the last factor, and the innate Roman contempt for these unreliable elements is evident in Justin II's humiliation of Arabs in the retinue of the Persian envoy Mebodes.<sup>9</sup> The third study concerns the 'steppe peoples' beyond the Danube frontier, first the Huns and then the Avars ("Rome and the Steppe Peoples: Tables Turned", pp. 86–93), with whom dealings involved regular Roman payments that dramatically increased in the 440s for the Huns, and then for the Avars in the 580 and 610s. The successful de-

6 Ioh. Mal. 17.10 (Zilgibi); 18.44 (Kavadh's letter). The latter passage is first quoted in full (p. 69), citing the books and section of the Australian translation (Melbourne 1986) and Thurn edition (Berlin 2000), but a few pages later (p. 76, with p. 290, n. 127) is briefly cited with the pagination of the old Bonn corpus edition.

7 Men. Prot. fr. 9.1.108–116; 9.3.50–118 (Blockley).

8 Theophyl. Sim. 4.11.11; Chron. Pasch. pp. 707–709 (Bonn).

9 Men. Prot. fr. 9.3.99–112 (Blockley).

mands of the outsiders demonstrated the fragility of assumptions of superiority that emperors attempted to bolster through a combination of exotic gifts and diplomatic ceremonial such as Justin II's reception of Avar envoys (pp. 90–93). Following these eastern case studies, the final part of the chapter considers the West (pp. 96–98), where the decline of imperial power in the fifth century transformed the submissive alignment of tribal groups into the assertive independence of successor states. Here it might have been interesting to examine the extent to which Cassiodorus' *Variae* demonstrate the continuation at the Ostrogothic court, the most Roman of successor states, of imperial traditions through titles and gift giving, as well as Constantinople's engagement with the Franks that combined cash, titles, and religious relics. In its conclusion (p. 98) the chapter is said to examine "an ethnographic discourse of subordination to Rome", though the details of diplomatic dealings are more ambivalent than this: parity was often the goal in exchanges with Persia and even Gothic leaders in the fourth century managed to force emperors to act on a premise of equality.<sup>10</sup>

The third chapter ("‘Include Me Out’: Ethnography, Settlement, and Law at the Edges of Empire", pp. 99–122) is focused on arrangements to place different groups of outsiders within the empire on varying conditions of subservience. Legal labels such as *dediticii*, *gentiles*, *laeti*, *auxilia*, and *foederati* were clearly understood by those responsible for agreeing terms and drafting legislation, but many of their nuances must remain opaque to us. Attempts to identify their remains in the archaeological record are doomed to failure in the absence of agreed markers, but Maas presents a useful summary of the primarily legal evidence for them (pp. 102–122). Provision of troops was expected of all groups, though in the case of the *laeti* this might have been subordinated to agricultural labour (pp. 113–118). Contrary to the chapter's title, settlement did not only occur near the frontiers: at the start of the fifth century Tribigild had access to manpower, probably Gothic, that had been settled in Phrygia, while 100,000 captives secured from Arzanene by Maurice in 578 were transported to Cyprus to work the land;<sup>11</sup> in neither case is the legal nature of the settlement specified by the historians who provide our only evidence for it. Additional military manpower was vital for Roman ar-

10 In 369 Athanaric made his agreement with Valens on a ship in the middle of the Danube rather than a ceremony on land where he would have had to prostrate himself: Amm. 27.5.9.

11 Tribigild: Soz. 8.4; Philostorg. 11.8; Maurice: Theophyl. Sim. 3.15.15.

mies and might be welcomed by panegyrists as a boon also to agriculture and tax-payers, though reliance on non-Roman troops rather than the supposedly traditional national army was decried by those who saw this as a critical weakness.<sup>12</sup> Discussion of the Isaurians as inhabitants of the empire with a penchant for violence would have been an interesting complement to this chapter, an example to join the Tzani of the ethnographic treatment of insiders; neither Isaurians nor Armenians, another national group of major military significance in the sixth and seventh centuries, secure an entry in the Index.

The next two chapters form a pair in examining facets of determinism, first astral ("Divine Providence and the Power of the Stars", pp. 123–156) and then environmental ("The Controlling Hand of the Environment", pp. 157–184). Belief in the power of heavenly bodies to influence or control human affairs long antedated Roman control of the Mediterranean and generated intellectual disagreement in the second century BC as Greek thinkers reacted to Babylonian ideas. Maas surveys these antecedents (pp. 129–132) before advancing to the arguments of Ptolemy in the second century AD that astrology had an influence on both individuals and communities. People were naturally interested in the future and so tools to secure insight, whether oracles or horoscopes, were popular, but the latter were subject to imperial legislation because of the danger that they might be used against emperors. Christianity heightened opposition to astrology, since the allocation of power to the stars was a clear challenge to the omnipotence of God, so that to counter it Christian writers drew on the Hellenistic *nomina barbarika*, "the customs of nations", argument, namely the fact that a nation may have the same laws and customs despite its individual members having a myriad of different horoscopes. For Christian use, this was first adapted by the Syriac ecclesiastic Bardaisan *circa* AD 200, who treated the diverse Christian population scattered across the empire as a nation that shared the same laws and practices despite living in a wide range of locations and under different zodiacal conditions. Bardaisan's thinking, despite his subsequent condemnation for heresy, went on to influence Eusebius of Caesarea, Diodorus of Tarsus, Gregory of Nyssa, and the Pseudo-Clementine *Recognitions*, authors who each receive individual treatment from Maas (pp. 137–148).

12 Welcome in panegyric: Them. or. 16, 211a–d. Hostility: Synes. or. regn. 14, 15; of course from the Republic onwards non-citizens had supplied the majority of troops in Roman armies as *auxilia*.

Discussion then turns to Justinian, who is presented as taking action against those practising astrology (pp. 151–152); although earlier legislation against astrology was indeed maintained in the Justinianic Code, the absence of specific condemnation of astrologers by the emperor himself might suggest caution about his own position. A less hostile attitude to astral matters on the part of the emperor would reduce the apparent paradox of Justinian's willingness to co-opt the zodiac into his imagery (pp. 152–154). In the *Secret History* Procopius stated that “they” were hostile to astrologers, though in preceding paragraphs Justinian's actions have been ascribed to “he” with the reason for switching to the plural being unclear, and it is the praetor rather than the emperor who uses astrology as a supplementary charge in order to ratchet up the punishment of lesser offenders.<sup>13</sup> perhaps Justinian encouraged him to do this, but that is not alleged by Procopius and it might just have been the result of administrative creativity, and official introducing reasons that he believed would appeal to the emperor. The interesting comment of Agathias in the context of the 557 earthquake that those “who were computing the movements and appearances of stars would hint at and intimate greater misfortunes and an almost collective overthrow of affairs” deserved to be prosecuted for impiety for diminishing the ability of “the higher power” to control affairs might have deserved discussion.<sup>14</sup> It might also have been noted that the Christian triumph over astrology did not end discussion of whether the future was fixed, since during the reign of Heraclius we have the earliest surviving example of work on the “Predestined Terms of Life”. Such discussions of whether the duration of a human life and the moment of death had been divinely fixed in advance revived in Christian form the Stoic paradox between determinism and free will.<sup>15</sup>

13 Proc. hist. 11.37.

14 Agath. hist. 5.5.3; there is another derogatory comment at 5.10.5 in connection with a return of bubonic plague, “the most ancient of the Egyptian oracles and those who are currently most expert among the Persians in the movements of the heavens say that in the endless ages cycles of certain lengths occur, that are now good and fortunate, now troublesome and unlucky, and that the present cycle is one of the worst and most unfortunate of those: therefore wars and riots in cities are occurring everywhere as a result, while pestilential incidents are constant and continuous.”

15 Theophylactus Simocates: *On Predestined Terms of Life*. Greek Text and English Translation by C. Garton and L. G. Westerink. Buffalo, NY 19785 (Arethusa Monographs 6).

The first half of the parallel chapter on environmental determinism is occupied by a survey of the back story of the concept from the Hippocratic *Airs, Waters, Places* in the fifth century BC, through Aristotle, Vitruvius, and Strabo, to early Christian texts to culminate in hexaemeral works from the fourth century on the six days of God's creation: since God had made the heavens and the earth and everything in them, there was no room for independent agency for stars or nature (p. 170). Discussion then advances to the reign of Justinian with analysis of Procopius' passages first on the improvements to the behaviour of the Tzani and Heruls through conversion to Christianity and incorporation into the Roman polity bringing improvements and then on the plague as a catastrophic event that surpassed human explanations and so could only be referred to God (pp. 171–176). Earthquakes as another type of natural disaster might have been discussed, where, again, it would have been relevant to cite Agathias' account of the 551 quake that affected Egypt: he granted some plausibility to natural explanations, but concluded that "everything is arranged by a divine mind and superior plan".<sup>16</sup> Maas then turns to other sixth and seventh-century texts and authors, the Pseudo-Caesarius' *Eratopokriseis*, John of Ephesus, the *Chronicon Paschale*, and the *Strategicon* of Maurice (pp. 176–181), before discussing Cassiodorus and Isidore of Seville in the West (pp. 181–183). The Christian God as creator of everything trumped any form of determinism, in what Maas refers to, with considerable justification, as "an ethnographic revolution" (pp. 124–125) while the orthodox emperor as God's representative on earth had the capacity to bring about improvements.

The next three chapters form a unit in the sense that they are all concerned with Christian ways of categorising peoples, through biblical descent, language, and doctrine. Chapter 6 ("Christianity and the Descendants of Noah", pp. 185–218) opens with an overview of these chapters, emphasising that they concern new ethnographies even if the authors involved did not see themselves as creating any sort of ethnography. The generations of the sons of Noah in Genesis 10, referred to as the "Table of Nations", offered Christian writers a convenient means of organising the diverse population of the world. Maas first discusses the seminal work known as the *Chronicle of Hippolytus*, which contains a section on the *Division of the World* that effectively aligned the inhabitants of the Roman world with the text of Genesis (pp.

16 Agath. hist. 2.15.9–13.



192–194). There follows a series of twelve descriptive ‘examples’, of whom some like Eusebius, Jerome, Augustine, and Isidore have been encountered in earlier chapters; the series then touches on the cartographic tradition of a tripartite division of the earth before moving to three texts with a connection to the Franks, namely the *Barbarus Scaligeri* (*Excerpta Latina Barbari*), the *Frankish Table of Nations*, and Fredegar’s *Chronicle*; there follow two cases from the Syriac world, Jacob of Edessa and Isho’dad of Merv, early-eighth and mid-ninth century authors respectively and so beyond the accepted terminus of Late Antiquity in 650. These first ten ‘examples’ are all presented briefly, in little more than an encyclopaedia entry. The final two are examined more extensively and interestingly. First, the tradition of Gog and Magog as an eschatological scourge in Jewish and Christian writings, including their role in the different versions of the Alexander Romance which recounts how the great conqueror penned them behind his Iron Gate in the Caucasus (pp. 204–211). The last example concerns the Arabs and how they came to adopt the ascription as Ishmaelites, the only one of the various peoples covered in the discussion to accept their biblical identity (pp. 211–217). There might have been a case for reviewing the evidence of non-biblical genealogical stories, for instance the myths about Ostrogothic descent in Jordanes or Bulgar origins in Theophanes,<sup>17</sup> as examples of other methods for integrating and explaining the distribution of related peoples.

Chapter 7 (“Babel and the Languages of the Earth”, pp. 219–235) moves from nations to words, but with the book of Genesis again as its start, in this case the story of the Tower of Babel that immediately follows the account of Noah and the Table of Nations. Babel explains how the single language spoken by Adam and Eve’s immediate descendants was transformed into the linguistic multiplicity of the world.<sup>18</sup> Whereas for the empire’s traditional educated elite Latin and Greek were the acceptable languages, indeed with Latin very much in second place for authors such as Libanius, Christianity elevated Jewish to equal status as the language of the Old Testament. The miracle of the apostles speaking in tongues at Pentecost validated the use of other languages for the dissemination of the Christian message, with Syriac, Armenian, and Gothic being amongst the early vehicles, while the connec-

17     Goths: Iord. Get. 14.79–80. Bulgars: Proc. bell. 8.5.1–4; Theophan. Conf. chron. AM 6171, pp. 357–358 (de Boor); Michael the Syrian 10.21.

18     Gen 11.

tion between nations and languages, namely between the Table of Nations and Babel, was confirmed by the belief that each had its guardian angel. Isidore of Seville is, again, a key figure in the interpretation and application of the Babel story.

The eighth chapter (“The New Ethnography of Christian Heresy”, pp. 236–260) examines a different criterion for distinguishing between communities, with heresy operating as an oppositional characteristic that was equivalent to the secular label of barbarian. The importance of orthodoxy to the empire’s success ensured that the secular power lined up behind efforts to reshape this ethnographic landscape even more urgently than Justinian acted to ‘civilise’ the Tzani. This was an entirely new approach to organising the world, one with profound implications for the fragmentation of the theoretically unified body of Christ that still reverberate today as different Christian groups grope their way towards possible communion.

The short conclusion (pp. 261–269) summarises the book’s themes, highlighting the issues of centrality and distance, both physical and conceptual, as well as the ways in which Christianity introduced a powerful new agent of change that reframed the principles and parameters of discussion. It ends with a plain restatement of the tripartite nature of ethnography’s gift, where its unreturnable offering to the modern world is particularly open-ended. In this last case, Maas might be accused of Eurocentric bias, since, regardless of the dominance of Europe and the West in recent centuries, Rome cannot be held responsible for all problematic attitudes in the modern world: other cultures with deep roots, for example Chinese and Persian, have provided their own gifts, in particular with regard to notions of superiority vis-a-vis outsiders. One question that might have been addressed is whether we should be talking about gifts rather than gift, since the legacy of ethnography from the Late Empire was not unitary. The impact of clerics such as Augustine, Isidore of Seville, and Bede, the last of whom is not mentioned, probably because he falls just outside the boundaries of Late Antiquity, ensured that biblical categories such as the Table of Nations, Tower of Babel, and heresy, as well as the refutation of determinism, influenced intellectual discussion in the West in the Middle Ages. A different tradition, or gift, conveyed the language of international diplomacy to later potentates, while specific categories designed in Roman law to regulate relationships became less relevant or even comprehensible to later generations. One could also expand on the extent to which the gifts were really those of conquering Rome. Clas-

sical ethnography and environmental determinism were Roman inheritances from the Greeks, astral determinism and the language of royal diplomacy came from the Middle East, while conquered Jews presented the biblical concepts of Noah's descendants and Babel. Only legal terms and attitudes to heresy were entirely Roman concepts. That said, whatever their origin, it was the transformation and blending of these factors within the empire that then conveyed them to subsequent generations.

One regret is that more was not said about the classical genre of ethnography in Late Antiquity. One relevant line of enquiry might have been to start with the most obvious formal manifestation of ethnography as a gift, the *De Administrando Imperio* that Constantine VII Porphyrogennitus had prepared for his son Romanus II, a work which presents a survey of the Byzantine world in the mid-tenth century as a basis for successful dealings with the empire's neighbours. Admittedly this is three centuries beyond the terminus of Late Antiquity, but the underlying attitude is not unlike that in Book 11 of the *Strategicon* of Maurice where ethnography is deployed as a guide for future military commanders. Thanks to a brilliant piece of detective work by Philip Rance we can see the *Strategicon* being used in the 630s as a working text by a serving commander who combined summary notes on relevant parts of the *Strategicon* with some supplementary material.<sup>19</sup> This tract, known as the "Müller fragment" or *De Militari Scientia*, is preserved immediately after the *Strategicon* in a collected volume of classical and Byzantine military texts for the encyclopaedic initiative of Emperor Constantine VII Porphyrogennitus. To belong in collection the author was probably a person of significance, one whose working notes deserved a place in the imperial archives, someone perhaps as exalted as Theodore, brother of Emperor Heraclius, or even Heraclius himself. We may here have an anticipation of the *De Administrando Imperio*, a bequest from one regime to another a generation later.

The late antique empire did not produce anything as sophisticated as the *De Administrando Imperio* but there are signs that the imperial administration in the sixth century had started to gather the sort of external ethnographic in-

19 P. Rance: The *De Militari Scientia* or Müller Fragment as a Philological Resource. Latin in the East Roman Army and Two New Latin Loanwords in Greek: *palmarium* and *\*recala*. In: Glotta 86, 2010, pp. 63–92, at p. 72. There is a new edition and Italian translation of this text in Appunti di tattica (*De militari scientia*). Testo critico, traduzione e commento di I. Eramo. Besançon 2018, and an English translation will be included in Rance's forthcoming study of the *Strategicon*.

formation that could have underpinned such a study. Emperors were capable of looking beyond or around Sasanid Persia, with Justinian encouraging the Axumites to challenge Persian domination of the silk trade by exploring sea routes to India,<sup>20</sup> while a fragment from Menander Protector shows Justin II at work, questioning the Sogdian leader Maniakh who had been sent by the Turkic khagan Sizabul to discuss trade in silk: Justin asks about the growth of Turkic power in central Asia and the origins of the Avars, with the answers probably being logged in the palace archives as well as recorded by the historian.<sup>21</sup> The dispatch of embassies to Axum, whose actions were recorded at length by the envoy Nonnosus,<sup>22</sup> was probably an initiative to gather information. In Europe emperors understood the nature of relations between Kutrigurs and Utigurs, Gepids and Lombards, and Slavs and Antes, while further west knowledge of Frankish affairs enabled Justinian and Maurice, admittedly with little or no success, to use the kingdoms to influence affairs in Italy. The role of emperors and diplomacy in the formation of the empire's ethnographic dossier is not considered in the volume. A different omission that might have prompted an interesting discussion is the *Christian Topography* of Cosmas Indicopleustes,<sup>23</sup> a work that attempts to relate the arrangement of the heavens to that of the Jewish tabernacle.

In such a work covering a multitude of specialist areas there are, inevitably, minor slips; I note those that I have picked up in case they can be corrected in a revised edition or on-line text:

p. 70. The Endless Peace of 532 was made with Khusro I, not Kavadh (p. 70) even though the latter had been involved in the earlier stages of negotiation.

p. 71. Justin II, despite his aversion to payments for peace, must have given the Persians 90,000 *nomismata*, about 1,250 pounds of gold, in 567/568 as the second tranche of payments stipulated under the 50-years peace of 561/

20 The unsuccessful initiative is reported in Proc. bell. 1.19–20.

21 Men. Prot. fr. 10.1.68–88 (Blockley).

22 A summary of Nonnosus' account is preserved in Phot. bibl. 3, and probably underlies the information in Ioh. Mal. 18.15.

23 Cosmas Indicopleustes: Topographie chrétienne. 3 vols. Introduction, texte critique, illustration, traduction et notes par W. Wolska-Conus. Paris 1968–1973 (Sources Chrétiennes 141/159/197).

562, while the 45,000 *nomismata* paid for a truce in 574 represents about 625 pounds of gold, not 450.

p. 80. The deposition of Maurice in 602 is presented as being a “dozen years later” than Kavadh’s marriage link with the Hephthalites more than a century before.

p. 96. Ammianus’ presentation of Alamanni kings as terrified in the presence of Caesar Julian might not be “undoubtedly true”, but rather part of the historian’s construction of his hero’s image.

p. 151. In the paragraph on Theodoret the Council of Chalcedon is dated to 415 not 451, while he is surely best-known for his *Ecclesiastical History* and collection of information on the monks of Syria (*Religious History*).

pp. 176–177. It is unlikely that the author of Pseudo-Caesarius’ *Eratopokeriseis* was both a member of the Sleepless community and a Miaphysite, since that monastery was resolutely Chalcedonian in Justinian’s reign.

p. 177. It is unclear why Justinian’s attempts at achieving doctrinal reconciliation should be called “calamitous”; they were unsuccessful in the East and the Three Chapters initiative and the Council of Constantinople led to schism in the West, though the latter was eventually soothed.

p. 178, line 7. Read ‘us’ for “use”.

p. 179. John of Ephesus was the titular Miaphysite bishop of Ephesus in Asia, not a bishop in Syria; his comments on the Slavs reflected their extensive incursions in the 570s rather than in the reign of Justinian. The speculation of Warren Treadgold that the anonymous author of the *Chronicon Paschale* was an educated layman in the imperial bureaucracy is far from certain: the balance of material in the chronicles heavily skewed towards the Bible, while the author’s interest in dating Church feasts, and his use of Macedonian rather than Roman dates all point to a cleric.

p. 189. Chapters 9 to 11 of Genesis are referred to as “verses” before the discussion reverts to the normal term.

p. 203. Jacob of Edessa’s dates are usually given as 640 to 708 rather than the implausible “540–680”.

p. 252. Arius was an Alexandrian presbyter, never a bishop.

p. 255. Justinian did not begin his attack on Ostrogothic Italy in 534. The first move was against Sicily and Dalmatia in 535, to be followed by Belisarius' invasion of Italy in 536. Unlike the Vandal campaign in 533 when the actions of the 'Arian' Gelimer against the majority Nicene population had been a major factor in Justinian's decision to attack, with regard to the Ostrogoths it was the breakdown of negotiations about a peaceful transfer of authority that led to war.

p. 257. It is Monotheletism, not Miaphysitism, that is the heretical belief that there was a single will in the incarnate Christ.

p. 313, n. 34. 'was' for "were".

p. 328, n. 11. The note on the sense of "climate" provides important clarification, but seems to have little resonance with its cue (p. 159 first paragraph) where climate is not mentioned.

p. 334, n. 151. The name of the author of the Ph.D. dissertation "Ethnika in Byzantine Military Treatises" is not supplied, so that the work might appear to belong to Rance rather than John E. Witta.

Finally, I permit myself one bit of nit-picking: "disinterest" (p. 47) means lack of bias not lack of interest.

However, such an impressive work deserves a positive conclusion: Maas has given us an ambitious and stimulating book that presents the legacies of Late Antiquity in new ways through a bold approach to the varied forms of ethnography. My suggestions of topics that might have been included reflect a wish that he had applied his insights to this material as well. Individual aspects or people will undoubtedly receive close attention and this may lead to the re-evaluation of some issues, but it is unlikely that anyone will have the knowledge and confidence to attempt such an overarching synthesis to the diversity of ethnographies in the later Roman world.

---

Michael Whitby, University of Birmingham  
Professor emeritus  
m.whitby@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Michael Whitby: Rezension zu: Michael Maas: *The Conqueror's Gift. Roman Ethnography and the End of Antiquity*. Princeton/Oxford: Princeton University Press 2025. In: Plekos 27, 2025, S. 535–549 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-maas.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Ulpianus: On the Duty of the Proconsul. Edited with a Translation, Introduction and Commentary by Ido Israelowich. Liverpool: Liverpool University Press 2025 (Aris & Phillips Classical Texts). VI, 209 S. £ 105.00. ISBN: 978-1-83624-428-8.

Nach Theodor Mommsens Edition des *Corpus Iuris Civilis*, insbesondere der *Digesten*,<sup>1</sup> und Otto Lenels *Palingenesie der Schriften der römischen Juristen*<sup>2</sup> ist in den vergangenen Jahren der vertiefte Blick auf einzelne römische Juristenschriften en vogue geworden. Dies manifestiert sich insbesondere in der bei „L’Erma“ di Bretschneider verlegten Schriftenreihe „*Scriptores iuris Romani*“, die auf ein von Aldo Schiavone (Rom, La Sapienza) geleitetes ERC-Projekt zurückgeht und in der bislang neunzehn Bände erschienen sind, die jeweils mit einer Einleitung beginnen, der nach einem Überblick über die zur Verfügung stehenden Quellen eine Wiedergabe der überlieferten Fragmente aus einer oder mehreren Juristenschriften im lateinischen beziehungsweise griechischen Original und eine Übersetzung ins Italienische sowie schließlich ein Kommentar der einzelnen Fragmente folgen.<sup>3</sup>

- 1 Siehe nur die *editio stereotypa*: *Corpus Iuris Civilis*. Bd. 1: *Institutiones* recognovit P. Krüger. *Digesta* recognovit Th. Mommsen. 16. Aufl. Berlin 1954.
- 2 *Palingenesia iuris civilis. Iuris consultorum reliquiae quae Iustiniani Digestis continentur ceteraque iuris prudentiae civilis fragmenta minora secundum auctores et libros disposuit O. Lenel*. 2 Bde. Leipzig 1889.
- 3 J.-L. Ferrary/A. Schiavone/E. Stolfi: *Quintus Mucius Scaevola, Opera*. Rom 2018 (*Scriptores iuris Romani* 1); G. Luchetti/A. L. de Petris/F. Mattioli/I. Pontoriero: *Iulius Paulus, Ad edictum libri I–III*. Rom 2018 (*Scriptores iuris Romani* 2); A. Bottiglieri/A. Manzo/F. Nasti/G. Viarengo: *Antiquissima iuris sapientia. Saec. VI–III a. C.* Rom 2019 (*Scriptores iuris Romani* 3); D. Dursi: *Aelius Marcianus, Institutionum libri I–V*. Rom 2019 (*Scriptores iuris Romani* 4); S. Puliatti: *Callistratus, Opera*. Rom 2020 (*Scriptores iuris Romani* 5); M. Brutti: *Iulius Paulus, Decretorum libri tres. Imperialium sententiarum in cognitionibus prolatarum libri sex*. Rom 2020 (*Scriptores iuris Romani* 6); S. Alessandri: *Aemilius Macer, De officio praesidis. Ad legem XX hereditarium. De re militari. De appellationibus*. Rom 2020 (*Scriptores iuris Romani* 7); J.-L. Ferrary/V. Marotta/A. Schiavone: *Cnaeus Domitius Ulpianus, Institutiones. De censibus*. Rom 2021 (*Scriptores iuris Romani* 8); A. Maffi/B. H. Stolte/G. Viarengo: *Herennius Modestinus, Excusationum libri VI*. Rom 2021 (*Scriptores iuris Romani* 9); O. Licandro/N. Palazzolo: *Papirius Iustus, Libri XX de Constitutionibus*. Rom 2021 (*Scriptores iuris Romani* 10); A. Spina: *Q. Cervidius Scaevola, Quaestionum libri XX*. Rom 2021 (*Scriptores iuris Romani* 11); G. Santucci/P. Ferretti/M. Funzio/A. Schiavon: *Iulius Paulus, Ad Neratium libri IV*. Rom 2021 (*Scriptores iuris Romani* 12); G. Luchetti/M. Beggiano/S. Di Maria/F. Mattioli/E. Pezzato/I. Pontoriero: *Iulius Paulus, Ad edictum libri IV–XVI*. Rom 2022



In dieses Genre fügt sich nunmehr das bei Liverpool University Press erschienene Werk von Ido Israelowich, Professor am Department of Classics der Universität Tel Aviv, ein. Israelowich nimmt in seiner Arbeit – einem ähnlichen Aufbauschema folgend („Introduction“, Text und Übersetzung, Kommentar) – die *de officio proconsulis* βιβλία δέκα<sup>4</sup> des spätklassischen römischen Juristen Domitius Ulpianus in den Fokus. Dass es am Ende der „Introduction“ heißt „this edition is, to the best of my knowledge, the first of its kind“ (S. 14), ist also mit der Einschränkung zu lesen, dass es sich wohl um die erste Edition von Ulpians Buch über das Amt des Prokonsuls mit Übersetzung und Kommentar in englischer Sprache handelt.

Die das Werk einleitende „Introduction“ (S. 1–15) gibt Informationen über die Person Ulpians („The Author“, S. 1–3) und dessen Werk *de officio proconsulis* („The Work“, S. 4–8), einen knappen Überblick über Gründung und Verwaltung der römischen Provinzen sowie die Rechtsprechung in diesen („The Roman Provincial System: Foundation, Administration, and Adjudication“, S. 8–10) und informiert zuletzt über die zur Verfügung stehenden und verwendeten Quellen („The Text“, S. 10–14) und die vorgelegte Edition („The Present Edition“, S. 14–15).

Bei den Informationen über den Autor beschränkt sich Israelowich hinsichtlich der zitierten Literatur auf ein Mindestmaß, sodass verschiedene sowohl klassische<sup>5</sup> wie neuere Werke<sup>6</sup> den Leserinnen und Lesern leider nicht an die

(Scriptores iuris Romani 13); L. Maganzani: Florentinus, Institutiones libri XII. Rom 2022 (Scriptores iuris Romani 14); G. Cossa: Iulius Paulus, Libri singulares I. Rom 2022 (Scriptores iuris Romani 17); C. Giachi: Cnaeus Domitius Ulpianus, Ad edictum libri I–III. Rom 2023 (Scriptores iuris Romani 15); I. Ruggiero: Iulius Paulus, Ad legem Iuliam et Papiam libri X. Rom 2023 (Scriptores iuris Romani 18); A. Angelosanto/V. Marotta/F. Pulitanò/A. Schiavone/F. Tamburi: Cnaeus Domitius Ulpianus, Ad edictum libri IV–VII. Rom 2023 (Scriptores iuris Romani 16); S. Castagnetti: L. Neratius Priscus, Membranarum libri VII. Rom 2023 (Scriptores iuris Romani 19). Zum Gesamtkonzept der Reihe und zum ersten Band siehe die Rezension von J. F. Stagl: Scriptores Iuris Romani. Zu Schiavones Edition der römischen Rechtsschriftsteller und ihrem ersten Band Quintus Mucius Scaevola. In: ZRG 138, 2021, S. 568–594.

4 So der Titel des Werks nach dem *Index Florentinus*, vgl. Mommsen: Digesta (Anm. 1), S. 26.

5 Etwa W. Kunkel: Herkunft und soziale Stellung der römischen Juristen. 2. Aufl. Graz/Wien/Köln 1967 (Forschungen zum römischen Recht 4), S. 245–256 (zu Ulpian).

6 Etwa Ferrary/Marotta/Schiavone (Anm. 3), S. 3–38 (zu Ulpians Biographie).

Hand gegeben werden. Gerade bezüglich des Fokus auf die Provinzialverwaltung und das Verhältnis zwischen „Reichsrecht und Volksrecht“<sup>7</sup> in den Provinzen wäre es womöglich hilfreich gewesen, auch darauf zu verweisen, dass nach einigen Stimmen in der Literatur dem aus Tyros (S. 1) stammenden Juristen Ulpian nicht nur die griechische, sondern wohl auch die aramäische Sprache vertraut war.<sup>8</sup> Dafür behauptet Israelowich unter Verweis auf Tony Honoré (bei dem sich besagte Vermutung an der angegebenen Stelle<sup>9</sup> freilich nicht findet) und Anthony Birley (bei dem es vorsichtiger und viel allgemeiner heißt: „The lawyers, of whom Ulpian and Paulus were still in active service, may well have recommended the move“)<sup>10</sup>, Ulpian sei wahrscheinlich an der Formulierung der *Constitutio Antoniniana* beteiligt gewesen – „He was probably involved in the formulation of the *Constitutio Antoniniana*, perhaps with Paul“ (S. 2) –, bemerkt aber letztlich zu Recht, es gebe „no conclusive evidence to support this claim“ (S. 3).

Ulpians Werk *de officio proconsulis*, verfasst zwischen 213 und 217 n. Chr., vermutlich bereits 213 n. Chr. (S. 6), qualifiziert Israelowich als „a complete (and unique) manual of Roman criminal law“ (S. 6). Es behandle sämtliche Aspekte des *officium* eines römischen Prokonsuls, von der Übernahme der Position und dem Amtsantritt über die Amtszeit selbst bis zu deren Ende (S. 4). Israelowich betont, wie nach Ulpians Auffassung der Prokonsul mit den lokalen Institutionen in der jeweiligen Provinz zusammenarbeitete und auf lokale Juristen als Berater zurückgriff: „Ulpian’s proconsul worked in tandem with local institutions“ (S. 6); „the provincial governor habitually relied on local jurists as members of his *consilium*“ (S. 7). Israelowich weist auch darauf hin, dass neben Ulpians Werk über den Prokonsul noch drei andere Werke mit demselben beziehungsweise einem eng verwandten Titel in den

7 Vgl. den klassischen Titel des Werks von L. Mitteis: *Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs. Mit Beiträgen zur Kenntnis des griechischen Rechts und der spätrömischen Rechtsentwicklung*. Leipzig 1891.

8 Vgl. etwa U. Manthe: *Assyrius Sermo: Ulp. D.45.1.1.6*. In: J.-F. Gerkens/R. Vigneron/H. Peter/P. Trenk-Hinterberger (Hrsgg.): *Mélanges Fritz Sturm offerts par ses collègues et ses amis à l’occasion de son soixante-dixième anniversaire*. Bd. 1. Lüttich 1999, S. 357–364, 364; R. Yaron: *Semitisms in Ulpian?* In: *RHD* 55, 1987, S. 3–17, 13.

9 T. Honoré: *Ulpian. Pioneer of Human Rights*. 2. Aufl. Oxford/New York 2002, S. 24.

10 A. R. Birley: *The African Emperor: Septimius Severus*. 2. Aufl. London 1988 (*Imperial Biographies*), S. 190.

Digesten auszugsweise überliefert sind, namentlich Paulus' *de officio proconsulis* βιβλία δύο, Macers *officium praesidis* βιβλία δύο und Venuleius' *de officio proconsulis* βιβλία τέσσαρα (S. 7). Die wenigen Fragmente aus diesen Werken, die uns über Justinians Digesten überliefert sind, bringt Israelowich im „Appendix“ (S. 175–189) im lateinischen Original mit englischer Übersetzung, aber ohne Kommentar.<sup>11</sup>

Hinsichtlich der Quellen, die uns heute für eine Rekonstruktion von Ulpian's Werk über die Aufgaben des Prokonsuls zur Verfügung stehen, weist Israelowich darauf hin, dass neben der Überlieferung von Exzerpten in Digesten – dass der Titel dieses Werks nach *Const. Deo auctore* (gemeint ist wohl § 12) „Digesta or Pandectus [sic!]“ (S. 13) gelautet habe, ist wohl ein bedauerliches Schreibversehen – auch Fragmente in den *Fragmenta Vaticana*, der *Collatio Legum Mosaicarum et Romanarum* und in Laktanz' *Institutiones Divinae* überliefert seien (S. 10). Gerade für die *Collatio* betont Israelowich, wie bedeutsam es sei, dass in dieser sowohl Fragmente aus Ulpian's *de officio proconsulis* überliefert sind, die nicht Eingang in Justinians Digesten gefunden haben, als auch solche, die in die Digesten aufgenommen wurden, wir also in diesem Fall die „rare opportunity to compare two independent textual traditions“ (S. 14) haben, aus der nicht nur Erkenntnisse über die Arbeit der Kompilatoren gewonnen werden können, sondern zudem ein nicht durch die Brille der Kompilatoren geworfener Blick auf das (spät-)klassische römische Recht möglich ist. Umso bedauerlicher ist es, dass Israelowichs Charakterisierung der *Collatio* arg holzschnittartig ausfällt: Dass darin jedes Kapitel, im Anschluss an ein Zitat „from the Old Testament (in Latin)“<sup>12</sup>, „followed by an excerpt

11 Hier wäre etwa für das Werk von Macer heranzuziehen: Alessandri (Anm. 3), S. 20–28 (Einführung in das Werk, Text und italienische Übersetzung) sowie S. 75–90 (Kommentar).

12 Zur Klassifizierung der meist mit *Moses (die sacerdos haec) dicit* beziehungsweise einmal mit *Scriptura divina haec dicit* o. ä. eingeleiteten lateinischen Zitate aus dem Pentateuch etwa U. Manthe: *Die Mosaicarum et Romanarum legum collatio* und der Ambrosiaster. Jüdisches Recht im spätantiken Rom. München 2021 (Abhandlung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München. N. F. 147), S. 55–60; R. M. Frakes: *Compiling the Collatio Legum Mosaicarum et Romanarum in Late Antiquity*. Oxford/New York 2011 (Oxford Studies in Roman Society and Law), S. 82–97; F. Schulz: *Die biblischen Texte in der Collatio Legum Mosaicarum et Romanarum*. In: SDHI 2, 1936, S. 20–43; N. Smits: *Mosaicarum et Romanarum legum collatio*. Haarlem 1934, S. 31–43.

from a Roman jurist“<sup>13</sup> stehe, „intending to demonstrate the superiority and originality of the Old Testament“ (S. 14)<sup>14</sup>, gibt den Charakter des Werks und den Stand der Forschung zu seiner möglichen Zielrichtung nur bedingt wieder.

Die Edition, die Israelowich in seinem Buch vorlegt, basiert auf Lenels Palingenesie,<sup>15</sup> der sie auch in ihrer Nummerierung der Fragmente von § 2142 bis § 2251 folgt. Israelowich gibt die Fragmente zunächst im lateinischen Original auf den linken, geraden Seiten, seiner neuen englischen Übersetzung auf den rechten, ungeraden Seiten gegenübergestellt („De Officio Proconsulis/ On the Duty of the Proconsul“, S. 18–95), wieder und kommentiert diese sodann anhand ausgewählter Stichworte („Commentary“, S. 97–174). Ein Literaturverzeichnis (S. 191–205) und ein Stichwortverzeichnis (S. 207–209) runden die Arbeit ab; auf ein Quellenverzeichnis wurde leider verzichtet.

Sämtliche 110 Fragmente detaillierter zu würdigen, würde den Rahmen dieser Rezension sprengen. Insofern soll in der Folge nur auf einzelne ausgewählte Beispiele zurückgegriffen werden.

Von Interesse ist etwa § 2161 (Text auf S. 28 und 30, Übersetzung auf S. 29 und 31, Kommentar auf S. 117–121), ein Fragment aus dem dritten Buch von Ulpian's *de officio proconsulis*, das vermutlich der Rubrik *de decurionibus* entstammt und in den Digesten als D. 50.2.3 überliefert ist. Bedeutsam ist vor allem der letzte Satz des Fragments, der in den Digesten heute unter D. 50.2.3.3 firmiert (die heute gemeinhin übliche Paragraphen-Einteilung lässt Israelowich freilich in seiner Wiedergabe der Quellen gänzlich weg):

D. 50.2.3.3 (Ulp. 3 *de officio proconsulis*)

*Eis, qui iudaicam superstitionem sequuntur, divi Severus et Antoninus honores adipisci permiserunt, sed et necessitates eis imposuerunt, qui superstitionem eorum non laederent.*

Israelowich übersetzt dies wie folgt: „The divine Severus and Antoninus permitted those who follow the Jewish religion to obtain honours but also

13 Tatsächlich finden sich im Anschluss jeweils mehrere Fragmente aus verschiedenen Juristenschriften sowie mitunter auch Exzerpte aus dem *Codex Gregorianus* und dem *Codex Hermogenianus*; vgl. nur die jüngste Edition von Frakes (Anm. 12), S. 157–201.

14 Für weitere mögliche Zwecke des Werks vgl. Frakes (Anm. 12), S. 140–149 mit weiteren Nachweisen.

15 Lenel (Anm. 2), Bd. 2, Sp. 966–991.

imposed upon them obligations, provided that they did not harm their religion“ (S. 31). In der von Alan Watson herausgegebenen englischen Digestenübersetzung wird in der Übersetzung des Fragments von Michael Crawford<sup>16</sup> die Bedeutung von *honores* („to hold office“ statt „to obtain honours“) womöglich klarer ausgedrückt; Gleiches gilt auch für die Übersetzung von Amnon Linder<sup>17</sup> („to enter offices“), der auch die *necessitates* nicht mit dem allgemeinen Begriff „obligations“, sondern mit dem spezifischeren Terminus „liturgies“ wiedergibt. Israelowichs Kommentierung der Passage (S. 119–121) beginnt mit der Annahme, es sei „tempting to assume that the last sentence of the paragraph included in *Dig.* 50.2.3 is an interpolation“ (S. 119). Diesen Verdacht möchte Israelowich auf die Tatsache stützen, dass der Begriff *superstitio* nur vier weitere Male in den Digesten Verwendung findet, drei Mal davon durch Ulpian (D. 12.2.5.1.1, D. 21.1.1.9 und D. 28.7.8pr.) sowie ein weiteres Mal durch Modestin (D. 48.19.30pr.). Warum der Passus nach Israelowich interpoliert sein soll beziehungsweise es „tempting“ sein möge, dies anzunehmen, wird aus der folgenden Kommentierung nicht klar. Die vier Passagen werden jeweils mit Übersetzung und knapper Paraphrase wiedergegeben; sodann wird darauf abgestellt, dass die ursprüngliche Bedeutung von *superstitio* „inexplicable and exaggerated fear of the gods“ sei, dass der Begriff aber später „so closely associated with Christians and their persecution“ gewesen sei – daher sei der „positive, or at least neutral, tone of the term *superstitio* in the third book of the treatise on the duty of the proconsul“ als „perplexing“ anzusehen (S. 120). Die eingehendere Diskussion um diesen Begriff, die etwa Linder<sup>18</sup> zusammenfasst, wird den Leserinnen und Lesern hier freilich nicht an die Hand gegeben. Auch wird nicht darauf verwiesen, welche Stimmen in der Vergangenheit mit welcher Argumentation eine Interpolation des Passus bereits in die Diskussion eingebracht haben; hier wäre namentlich Adolf Berger<sup>19</sup> zu nennen, der den Passus den justinianischen Kompilatoren zuschreiben wollte. Dass gerade Ulpian – wie oben gesagt mit dem soziokulturellen Ambiente des antiken

16 M. Crawford: D. 50.2.3.3. In: A. Watson (Hrsg.): *The Digest of Justinian*. Bd. 4. Philadelphia, PA 1985, S. 423.

17 A. Linder: *The Jews in Roman Imperial Legislation*. Edited with Introductions, Translations, and Commentary. Detroit, MI 1987, S. 104.

18 Linder (Anm. 17), S. 105–106 in Anm. 11.

19 A. Berger: *Studi sui Basilici VI: Bas. 21.1.45 e CI.1.5.21*. In: *Iura* 6, 1955, S. 104–119, 113–116.

Judentums grundsätzlich vertraut<sup>20</sup> – hier einen herabwertenden Ton einschlagen wollte, erscheint in der Tat nicht indiziert, jedoch dürfte vorrangig zum Interpolationsverdacht davon auszugehen sein, dass der von Ulpian verwendete Begriff erst nach seiner Zeit anderweitig konnotiert wurde.<sup>21</sup>

Wie Israelowich in der „Introduction“ festhält, ist gerade die Doppelüberlieferung von Fragmenten aus Ulpians Schrift *de officio proconsulis* in den Digesten und in der nicht von Justinians Kompilatoren überarbeiteten *Collatio* von besonderer Bedeutung. Von Interesse ist vor diesem Hintergrund etwa § 2197 (Text auf S. 50, Übersetzung auf S. 51, Kommentar auf S. 150), ein Fragment aus dem siebten Buch von Ulpians *de officio proconsulis*, welches in Coll. Mos. 1.11 und in D. 48.8.4.1 sowie D. 48.19.5.2 überliefert ist. In Israelowichs Textedition wird durch Fußnoten auf die jeweilige Quelle verwiesen, wobei aber leider nicht deutlich wird, wo der in D. 48.19.5.2 parallel überlieferte Passus beginnt. In der Folge seien die Quellen der Übersicht halber daher zunächst einander gegenübergestellt:

Coll. Mos. 1.11: *Ulpianus libro et titulo qui supra* [Libro VII *de officio proconsulis sub titulo de sicariis et veneficiis*]

1. *Cum quidam per lasciviam causam mortis praebeisset, comprobatum est factum Taurini Egnati proconsulis Baeticae a divo Hadriano, quod eum in quinquennium relegasset.*

2. *Verba consultationis et rescripti ita se habent: inter Claudium, optime imperator, et Euaristum cognovi, quod Claudius lupi filius in convivio, dum sago iactatur, culpa Mari Euaristi ita male acceptus fuerit, ut post diem quintum moreretur. Atque adparebat nullam inimicitiam cum Euaristo ei fuisse. Tamen cupiditatis culpa coercendum credidi, ut ceteri eiusdem*

D. 48.8.4.1 Ulp. 7 *de officio proconsulis*

D. 48.19.5.2 Ulp. 7 *de officio proconsulis*

*Cum quidam per lasciviam causam mortis praebeisset, comprobatum est factum Ignatii Taurini proconsulis Baeticae a divo Hadriano, quod eum in quinquennium relegasset.* [D. 48.8.4.1]

20 Siehe insbesondere Yaron (Anm. 8), S. 3–17.

21 So auch Linder (Anm. 17), S. 106 in Anm. 11.

*aetatis iuvenes emendarentur. Ideoque mario Euaristo urbe Italia provincia Baetica in quinquennium interdixi et decrevi, ut impendi causa duo milia patri eius persolveret Euaristus, quod manifesta eius fuerat paupertas.*

3. *Verba rescripti: poenam mari Euaristi recte, Taurine, moderatus es ad modum culpa: refert enim et in maioribus delictis, consulto aliquid admittatur an casu.*

4. *Et sane in omnibus criminibus distinctio haec poenam aut iustam provocare debet aut temperamentum admittere.*

*Refert et in maioribus delictis, consulto aliquid admittatur, an casu.*

[D. 48.19.5.2]

*et sane in omnibus criminibus distinctio haec poenam aut iustam elicere debet aut temperamentum admittere.*

[D. 48.19.5.2]

In seiner knappen Kommentierung (S. 150) bietet Israelowich einen Quellen- und Literaturverweis zur Person von Egnatius Taurinus und weist darauf hin, dass *cognovi* einen Verweis auf den Kognitionsprozess<sup>22</sup> darstellt und dass dem Collator (über das siebte Buch von Ulpian *de officio proconsulis*) sowohl die an den Kaiser adressierte Konsultation durch den Prokonsul als auch das diese beantwortende Reskript Hadrians vorgelegen haben muss. Weitere Verweise und Ausführungen finden sich jedoch nicht. Robert M. Frakes,<sup>23</sup> den Israelowich an dieser Stelle nicht heranzieht, verweist in seiner Kommentierung dagegen auf die weiterführenden Studien von Franz Wieacker, der eine Gegenüberstellung der Textstufen liefert und am Beispiel die Arbeitsweise der Kompilatoren Justinians illustriert (Streichung der Konsultation, Versetzung des ‚geköpften‘ Reskripts als allgemeine Strafzumessungsmaxime in den Titel *de poenis*),<sup>24</sup> und Alexander Nogrady, der zum einen betont, wie wichtig die *Collatio* hier als Quelle für eine Konsultation des

22 Zu diesem in jüngerer Zeit etwa C. Willems: § 15 – Kognitionsprozess. In: U. Babusiaux/Ch. Baldus/W. Ernst/F.-St. Meissel/J. Platschek/Th. Rüfner (Hrsgg.): Handbuch des Römischen Privatrechts. Bd. 1: §§ 1–58. Tübingen 2023, S. 492–510.

23 Frakes (Anm. 12), S. 250.

24 F. Wieacker: Textstufen klassischer Juristen. Göttingen 1960 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.-Hist. Klasse, 3. F. 45), S. 391–392.

Prokonsuls mit dem Kaiser ist, und zugleich auch den Hintergrund des Falles – das von Justinian in Const. *Omnem*, § 9 verbotene „Prellspiel“ – erläutert, bei dem eine Person auf einem Tuch beziehungsweise Mantel von anderen in die Luft geworfen und idealiter auch wieder aufgefangen wird, was im Fall misslang und zur fahrlässigen Tötung des Geprellten führte<sup>25</sup>. Diese Punkte hätten auch im Kommentar der zu besprechenden Edition aufgegriffen werden können. Hier (oder beim ersten Zitat aus der Collatio in § 2194) hätte sich überdies in der Kommentierung ein Verweis auf die von Dario Mantovani unlängst betonte Besonderheit hinsichtlich der Zitierweise des Collators angeboten, der jeweils nicht nur auf das Buch, sondern auch auf die Rubrik des jeweiligen Titels im exzerpierten Werk verweist, dem ein Fragment entnommen wurde.<sup>26</sup>

Zu manchen Fragmenten, namentlich vierzehn von 110 (§§ 2145, 2154, 2157, 2160, 2164, 2173, 2195, 2201, 2215, 2219, 2237, 2238, 2244, 2245), gibt es gar keinen Kommentar. Inwiefern bei diesen Fragmenten die Lektüre von Text und Übersetzung bereits alle Fragen beantwortet, erscheint jedoch durchaus zweifelhaft. So hätte etwa zu § 2145 = D. 1.16.6.3 – hier geht es um die Frage, ob der Prokonsul Geschenke (*xenia*) annehmen darf<sup>27</sup> – im Rahmen einer Kommentierung auf den Gebrauch metajuristischer Kategorien aufmerksam gemacht werden können:<sup>28</sup> Abgestellt wird im Fragment darauf, dass das „richtige Maß“ gewahrt werden müsse (*modum adicere*), das zwischen dem „unmenschlichen“ (*valde inhumanum*) Ablehnen jeglicher Geschenke und deren undifferenzierter (*vilissimum*) oder habgieriger (*avarissimum*) Annahme zu verorten sei, wobei zur Begründung auf ein *vetus prover-*

25 A. Nogrady: Römisches Strafrecht nach Ulpian. Buch 7 bis 9 De officio proconsulis. Berlin 2006 (Freiburger rechtsgeschichtliche Abhandlungen. N. F. 52), S. 173–177. Zum „Prellspiel“ ferner A. Wacke: Ein Unfall beim „Prellen“. Kulturgeschichte eines Volksbrauchs und Rechtsgeschichte der fahrlässigen Tötung. In: RhM 123, 1980, S. 68–95.

26 Vgl. D. Mantovani: La letteratura invisibile. I giuristi scrittori di Roma antica. Bari/Rom 2024 (Storia e società), S. 251–254.

27 Zum Fragment in jüngerer Zeit etwa ausführlich M. Jońca: Provisions for the Proconsul. Some Remarks on D. 1.16.6.3 in the Kórník Manuscript of Digestum Vetus. In: Classica Cracoviensia 15, 2012, S. 123–137.

28 Vgl. dazu etwa D. Mantovani: Il “bonus praeses” secondo Ulpiano. Studi su contenuto e forma del “De officio proconsulis” di Ulpiano. In: BIDR 96/97, 1993/1994, S. 203–267, S. 204, Anm. 4, ferner zum Fragment auch S. 243, S. 245, Anm. 182, und S. 266, Anm. 271.



*bium* verwiesen wird (οὔτε πάντα οὔτε πάντοτε οὔτε παρὰ πάντων), welches eine Parallele bei Quintilian inst. 12.7.11 (*Sed tum quoque tenendus est modus, ac plurimum refert et a quo accipiat et quantum et quo usque*) hat.<sup>29</sup>

Israelowichs Arbeit nimmt mit Ulpians Werk über das *officium* des römischen Prokonsuls eine wichtige römische Juristenschrift in den Fokus, die zahlreiche wertvolle Einblicke nicht zuletzt in die römische Provinzialverwaltung und die Rechtsprechung in den Provinzen sowie in das oft zugunsten des Privatrechts vernachlässigte römische Strafrecht bringt. Die vorgelegte neue englische Übersetzung wird bei der künftigen Auseinandersetzung mit den Fragmenten aus diesem Werk zu konsultieren sein, die Kommentierungen bieten einen hilfreichen Ausgangspunkt für weitergehende Überlegungen. Dass Israelowich mit seiner Arbeit zu solchen einlädt, ist ein wichtiges Verdienst des besprochenen Buchs.

- 29 Vgl. dazu Corpus Iuris Civilis. Text und Übersetzung auf der Grundlage der von Th. Mommsen und P. Krüger besorgten Textausgaben. Bd. 2: Digesten 1–10. Herausgegeben von O. Behrends, R. Knütel, B. Kupisch, H. H. Seiler. Heidelberg 1995, S. 157 mit Anm. 1.

---

Constantin Willems, Philipps-Universität Marburg  
 Institut für Rechtsgeschichte und Papyrusforschung  
 Professur für Bürgerliches Recht und Römisches Recht  
 constantin.willems@jura.uni-marburg.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Constantin Willems: Rezension zu: Ulpianus: On the Duty of the Proconsul. Edited with a Translation, Introduction and Commentary by Ido Israelowich. Liverpool: Liverpool University Press 2025 (Aris & Phillips Classical Texts). In: Plekos 27, 2025, S. 551–560 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ulpianus.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Mercedes Salvador-Bello: *The History of the *Physiologus* in Early Medieval England*. Turnhout: Brepols 2024 (Studies in Old English Literature 5). 453 p., 24 ill. € 110.00/\$ 143.00. ISBN: 978-2-503-59840-6.

Les études sur le *Physiologus* latin connaissent ces derniers temps une efflorescence d'autant plus remarquable que cette œuvre (spécialement ses versions latines) a été longtemps mal considérée.<sup>1</sup> Le livre de Mercedes Salvador-Bello se concentre sur la présence du *Physiologus* en milieu anglo-saxon et est ainsi complémentaire de deux autres volumes publiés en 2023 et 2024, l'un concernant les manuscrits latins continentaux du *Physiologus* du début du huitième au début du onzième siècle,<sup>2</sup> l'autre la présence du *Physiologus* en Scandinavie.<sup>3</sup>

Le présent livre apporte quelque chose de vraiment nouveau à la recherche sur le *Physiologus* latin en présentant deux manuscrits anciens qui avaient été jusqu'ici négligés (voir plus loin). Il est dommage, cependant, qu'il ne tienne pas vraiment compte des avancées de la recherche et présente les études antérieures comme si elles avaient toutes la même valeur et comme s'il n'y avait jamais de progrès en philologie et en histoire des textes et des manuscrits, mais seulement une accumulation sans remplacements. Ainsi, Salvador-Bello renvoie régulièrement à notre livre « *The Multilingual *Physiologus** » (2021),<sup>4</sup> qui offre une mise au point, peut-être imparfaite, mais plus à jour, sur le *Physiologus*, mais elle continue de dépendre fortement d'une littérature plus ancienne, que nous avons pourtant corrigée sur plusieurs points.

- 1      Voici l'opinion de Gaston Paris : « Là comme en d'autres cas, ce sont les plus pauvres produits de la décadence grecque ou plutôt de l'hellénisme qui ont captivé l'imagination du moyen âge » (G. Paris, compte-rendu de F. Lauchert: *Geschichte des Physiologus*. Strasbourg 1889. Dans: *Revue critique* n. s. 27, 1889, pp. 464–468, ici p. 466).
- 2      A. Dorofeeva: *Reading Nature in the Early Middle Ages. Writing, Language, and Creation in the Latin *Physiologus*, ca. 700–1000*. Leeds 2023 (*Premodern Ecosystems – Climate, Environment, People*).
- 3      S. Fendel: *Physiologus- und Bestiarienrezeption in Nordeuropa. Wege eines Kulturtransfers*. Berlin/Boston 2024 (*Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 143).
- 4      C. Macé/J. Gippert (eds.): *The Multilingual *Physiologus*. Studies in the Oldest Greek Recension and Its Translations*. Turnhout 2021 (*Instrumenta Patristica et Mediaevalia* 84).

Par exemple, à propos du manuscrit de la Morgan Library à New York (manuscrit grec 'G'), qui est de la fin du dixième siècle (voire même du début du onzième siècle), Salvador-Bello note que « no earlier copy of the Greek text has been found so far » (p. 26), mais c'est sans compter avec un fragment de papyrus daté de la seconde moitié du sixième siècle découvert par Marco Stroppa en 2011.<sup>5</sup> Il est vrai que le manuscrit grec 'G' a longtemps été considéré comme un « fifth sub-group » (p. 29) de la tradition manuscrite grecque, mais j'ai montré en 2021 qu'il appartient à la même sous-famille que 'M' (*prima classis* dans la classification de Francesco Sbordone) et qu'il ne représente pas du tout « the best version of the Greek *Physiologos* » (p. 29, n. 68) comme le pensait Ben E. Perry.<sup>6</sup> En outre, il ne contient pas « an illustrated Greek *Physiologos* » (p. 29) : les *Fables* contenues dans ce manuscrit sont illustrées, mais pas le *Physiologos*.<sup>7</sup>

La proximité textuelle d'un passage de l'*Hexaemeron* d'Ambroise sur la perdrix avec le *Physiologos* latin ne cesse d'être reprise comme argument de datation de cette traduction,<sup>8</sup> mais déjà Giovanni Orlandi (1985), qui avait relevé cette proximité, notait qu'il s'agissait plus vraisemblablement d'une inclusion du passage de l'*Hexaemeron* dans le texte de la version 'b' du *Physiologos* latin par l'auteur-compilateur de celle-ci.<sup>9</sup> La date de composition de l'*Hexaemeron* ne peut donc pas être utilisée comme « *terminus ante quem* for the Latin *Physiologos* » (p. 26), mais, comme le notait justement Paola Francesca Moretti dans un article consacré à cette question en 2007, comme un « *terminus post quem* per la datazione di b ». <sup>10</sup>

5 C. Macé: The Greek Tradition of the First Recension (Phys. Gr. I). Dans: Macé/Gipert (eds.) (note 4), pp. 49–107, ici pp. 84–90. Le manuscrit Barocci 50 de la Bodleian Library, qui contient une version remaniée de quinze chapitres, est, lui aussi, vraisemblablement plus ancien que le manuscrit 'G' (ibidem, pp. 105–106).

6 Ibidem, pp. 80–83.

7 Ibidem, pp. 56–57.

8 Cet argument est encore avancé par Dorofeeva (note 2), p. 6.

9 G. Orlandi: La tradizione del *Physiologos* e i prodromi del bestiario latino. Dans: L'uomo di fronte al mondo animale nell'alto medioevo, 7–13 aprile 1983. Tome 2. Spolte 1985 (Settimane di studio 31), pp. 1057–1106, ici p. 1068. Francis J. Carmody avait déjà noté l'*Hexaemeron* d'Ambroise comme source du chapitre 25 dans son édition de la version 'b' (1939).

10 P. F. Moretti: Ambrogio e il *Physiologos* latino sulla vana astuzia della pernice. Una noterella. Dans: G. Zanetto/S. Martinelli Tempesta/M. Ornaghi (eds.): Vestigia antiquitatis. Atti dei Seminari del Dipartimento di Scienze dell'Antichità dell'Università

Le manuscrit grec ‘Π’ est indiqué comme étant « Moscow, GIM, MS Sinod. gr. 432 (or 464) » (p. 29 et n. 63, ainsi que dans l’index et dans toutes les autres occurrences de ce manuscrit), mais la cote correcte est GIM, Sinod. gr. 467 (Vlad. 318 ; numéro diktyon 44092), pas « 432 » ni « 464 ». Salvador-Bello ne semble pas croire que la cote « 432 » donnée par l’éditeur du *Physiologus* dans ce manuscrit, Aleksandr Karnejev (1894), est fausse, mais c’est pourtant bien le cas, comme je l’ai expliqué dans un article publié en 2017 : le manuscrit GIM, Sinod. gr. 432 (Vlad. 317 ; numéro diktyon 44057) est un autre manuscrit, qui contient un florilège patristique et pas le *Physiologus*. Bien que Salvador-Bello note que j’ai corrigé cette cote (p. 29, n. 63), elle continue, pour une raison inconnue, de l’utiliser.

Salvador-Bello a raison de dire que la tradition du *Physiologus* latin est « particularly complex » (p. 30, n. 71), mais la présentation qu’elle en donne rend les choses encore plus confuses. Elle écrit : « The original text of *Versio Y* [...] was nevertheless lost, and all that remains is its two chief branches designated as *A* and *B* » et « Like *Y*, *Versio X* unfortunately did not survive, and its only issue has been classified by scholars as *C* » (p. 30). Cette manière de présenter les choses est déroutante : ce que Salvador-Bello veut dire, je suppose, est que les manuscrits *originaux* (autographes des traducteurs ou archétypes de chaque tradition manuscrite respective, je ne sais) des versions ‘y’ et ‘x’ ont disparu, ce qui ne surprendra personne. C’est du moins ce que je comprends à la lecture de ceci : « In his two separate editions (1939 and 1941) of the *Physiologus*, Francis J. Carmody subsequently referred to descendants *A* and *B* deriving from the Greek archetype as *Versiones Y* and *B*, respectively [...]. Accordingly, *C* was then kept for manuscripts descending from *Versio X* » (p. 31). Cette présentation n’est pas correcte, parce que Salvador-Bello tente d’accorder entre elles les vues de Charles Cahier (1851–1856), Francis Carmody (1939–1941) et Francesco Sbordone (1949), alors qu’elles ne sont pas compatibles et, sur plusieurs points, dépassées.

Shari Boodts et moi-même avons essayé de clarifier les choses en 2021 et proposé un système plus cohérent, en utilisant des lettres minuscules pour les versions (qui sont, si l’on veut, des abstractions, de la même manière que toute œuvre littéraire), ‘y’, ‘x’ et ‘b’, et des lettres majuscules pour les sigles des manuscrits, ‘A’ et ‘C’ en l’occurrence. ‘A’ est un manuscrit ‘mixte’ contenant des chapitres de la version ‘y’ et d’autres de la version ‘b’, et ‘C’ est

degli Studi di Milano (2003–2005). Milan 2007 (Quaderni di Acme 89), pp. 35–47, ici p. 47. Cet article n’est pas cité par Salvador-Bello.

l'un des deux manuscrits qui contiennent la version 'x'.<sup>11</sup> Sans doute Salvador-Bello admet-elle que « Carmody's and Cahier/Martin's editions [...] thus gave way to a confusing set of sigla, which has been perpetuated by subsequent scholars » (p. 31), mais alors pourquoi ne pas adopter ou amender le système que nous avons mis au point au lieu de revenir en arrière ?

Difficile en effet d'égarer davantage le lecteur qu'en écrivant ceci : « As explained by Sbordone, the versions included in Brussels MS 10066–77 (*A*) and Bern, Cod. 233 (*B*) constitute what has been defined by him as family *AB* deriving from a common Greek archetype, whose closest relative is Moscow, MS Sinod. gr. 432 (or 464, *II*) » (p. 35). Cette présentation de la tradition est non seulement obsolète, sans même parler de la cote doublement erronée du manuscrit 'II', évoquée plus haut, ni du fait que Sbordone considérait ce manuscrit grec (et donc les versions qui en dépendent) comme représentatif d'un état de texte grec le plus éloigné de l'original,<sup>12</sup> mais elle est surtout faussée. Tout d'abord, pourquoi parler « d'archétype grec » ? 'Archétype' est un terme stématique, pas l'indication du modèle d'une traduction. Ensuite, la version 'y', conservée dans plusieurs manuscrits, comme Salvador-Bello le sait bien (mais elle semble indiquer ici le contraire), a bien été réalisée sur un état de texte grec proche de 'II', mais la version 'b' est une réécriture amplifiée de la traduction 'y' ; le manuscrit 'A' combine des chapitres 'y' et 'b'.<sup>13</sup> Il est donc étrange de reléguer la présentation de la version 'y' proprement dite à la fin de cette section, puisque c'est la version latine dont toutes les autres, sauf la version 'x', dérivent directement ou indirectement. Salvador-Bello écrit : « The next Latin model that needs to be considered in this section is *Versio Y*, which is by far the most problematic of the three main recensions, since it has a high degree of textual variation [...]. Compared to *B*, this variant

11 S. Boodts/C. Macé: The Latin Tradition. Dans: Macé/Gippert (eds.) (note 4), pp. 109–158, ici pp. 114–115.

12 Sbordone suivait en cela l'opinion de Karnejev. Comme je l'ai montré, ce parti-pris de Sbordone, qui conditionne son stemma et son édition, est faux : Macé (note 5), ainsi que C. Macé: The Original Text Form and Chapters Order of the *Physiologus*, with an Edition of the Chapter on the Lizard in *II*. Dans: Mate-nadaran. *Medieval and Early Modern Armenian Studies* 1/2, 2024, pp. 9–34 (<https://doi.org/10.1484/J.MEMAS.5.150233>).

13 Salvador-Bello en est bien consciente: voir pp. 31–33. Dans son Appendix 2 (p. 387), Salvador-Bello range le manuscrit «A» parmi les « hybrid versions ». Le manuscrit St Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 230, en revanche, se trouve dans la colonne « *Versio Y* », alors qu'il contient lui aussi des chapitres 'y' et des chapitres 'b' (Boodts/Macé [note 11], pp. 129–130).

generally gives much shorter descriptions [...] » (p. 36). Je ne comprends pas ce que « model » et « variant » veulent dire ici. Les manuscrits de la version 'b' présentent eux aussi des variations textuelles parfois importantes et cette version nous semble nettement plus « problématique » (si ce mot a un sens en critique textuelle) que la version 'y'.<sup>14</sup> Il est étrange de considérer 'y' à l'aune de 'b', puisque c'est 'b' qui dépend de 'y' et pas l'inverse (même si 'b' relève probablement d'un état plus ancien du texte que celui reflété par les manuscrits 'y' proprement dits).

La présentation de la version 'x' n'est pas plus éclairante : « The text of *Versio C* is not very different from that found in *Versio Y*, although it occasionally provides idiosyncratic readings that are not found in this model » (p. 40). Encore une fois je ne comprends pas ce que « model » veut dire ici : 'y' n'est pas le « modèle » de 'x'. Et comment peut-on affirmer que ces deux versions sont « not very different », alors qu'il s'agit de deux traductions différentes, réalisées par des traducteurs différents (sans doute pas au même endroit ni au même moment), sur la base de modèles grecs différents ?

Dans la discussion sur le *Liber glossarum*, Salvador-Bello écrit : « Notwithstanding the corrupt nature of the source, the *Physiologus* excerpts in the *Liber glossarum* provide us with a valuable early textual representation of *Versio B* » (p. 42). En fait, comme Silvia Gorla l'a montré en 2018, le *Liber glossarum* puise probablement à plusieurs manuscrits de différentes versions du *Physiologus*, et non pas seulement à 'b'. L'article de Gorla est cité par Salvador-Bello, mais, encore une fois, sur le même pied que d'autres ouvrages antérieurs et qui ne s'occupent, contrairement à l'article de Gorla, qu'en passant et de manière superficielle du *Liber glossarum*. En outre, parler de la « corrupt nature » du *Liber glossarum* montre une incompréhension du travail du compilateur, qui combine différentes sources, change les textes, les corrige, les adapte à ses besoins. Il s'agit évidemment d'un témoin *indirect*, qui ne peut pas être utilisé de la même manière qu'un témoin *direct*. Toutefois, dans mon édition de la version 'x' du chapitre sur le pélican, par exemple, j'ai corrigé plusieurs fois le texte des manuscrits 'C' et 'W' grâce au *Liber glossarum*.<sup>15</sup>

Quelques listes de livres médiévales « with an Insular connection », qui pourraient faire référence à un exemplaire du *Physiologus*, sont traitées aux pp. 51–

14 Boodts/Macé (note 11), pp. 127–128.

15 C. Macé: Phys. Lat. X (Pelican). Dans: Macé/Gippert (eds.) (note 4), pp. 464–467, ici p. 464.

55. À propos de la liste contenue dans le manuscrit Munich Clm 14222 (fol. 17r),<sup>16</sup> Salvador-Bello note : « As was pointed out above, the allusion to the *Physiologus* as a 'Liber bestiarum' is very common, as attested to in the incipit of the early Frankish manuscripts discussed earlier » (p. 53). En réalité, le titre *Liber bestiarum* ne se trouve que dans le seul manuscrit latin 'G' (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Gud. lat. 131), un codex du onzième siècle,<sup>17</sup> alors que les autres manuscrits auxquels Salvador-Bello fait allusion ('E' et 'M') ont « *de natura/naturis animalium* » (p. 50) ; cette différence, qui peut sembler mince, est, à mon avis, significative. Il n'est donc absolument pas certain que cette liste fasse référence à un exemplaire du *Physiologus*. Et la même prudence doit s'appliquer aussi à une autre liste, où l'on trouve le même titre *Liber bestiarum* ; il s'agit du célèbre Testament d'Évrard de Frioul,<sup>18</sup> sur la base duquel Salvador-Bello conclut : « The *Physiologus* must have also played a crucial role in the instruction of members of the Frankish aristocracy » (p. 54). Or, que le *Physiologus* latin (que ce soit la version 'y' ou la version 'x') ait jamais pu jouer un « rôle crucial dans l'instruction » (et dans quel domaine ?) est très douteux (même si les histoires sont fascinantes, la traduction est souvent incompréhensible). Voici pour l'introduction.

Douteux également sont les rapprochements du « *porphyryon* » et du « *stellio* » dans le commentaire biblique de Canterbury (partie 1 : « Knowledge of the *Physiologus* in the Seventh and Eighth Centuries », pp. 59–177 ; chapitre 1 : « The School of Canterbury », pp. 57–177) avec le *charadrius* et le lézard du *Physiologus* (pp. 62–64) : ni les noms, ni les histoires, ni les morales n'ont grand-chose en commun. La même conclusion vaut pour le diamant dans le même commentaire : Salvador-Bello note elle-même que Bernhard Bischoff et Michael Lapidge ont montré qu'il s'agissait d'une reprise d'Isidore, qui a utilisé le *Physiologus* et d'autres sources (pp. 64–65). Le rapprochement, pour un motif particulier concernant le diamant dans le commentaire, avec le chapitre 32bis du *Physiologus* (p. 66) est trompeur, puisque ce chapitre est édité par Sbordone sur la base de notes prises par le savant Leone Allacci (XVIIe siècle) et que le texte est inspiré de Pline, qui est vraisemblablement la source du commentaire de Canterbury ici (peut-être à travers le commentaire de

16 Voir aussi Dorofeeva (note 2), pp. 45 et 58 à propos de cette liste.

17 Boodts/Macé (note 11), p. 119.

18 Voir aussi Dorofeeva (note 2), pp. 43 et 60–61 à propos de cette liste.

Jérôme sur Amos).<sup>19</sup> Salvador-Bello a donc raison d'écrire : « The examples that have been discussed so far, however, do not provide us with conclusive evidence of the possible use of the *Physiologus* in the Canterbury biblical commentaries » (p. 66). Elle entretient cependant le doute alors qu'il ne devrait y en avoir aucun : il n'y a aucune trace démontrée de l'influence du *Physiologus* sur ce commentaire. De même, la discussion du texte du commentaire de Canterbury sur la perle (pp. 67–70) est biaisée par un mauvais usage de l'édition de Sbordone : « If *Recension I* of the Greek *Physiologos* is considered, the correspondences with the Canterbury-school text are even stronger, as observed in the following passage » (p. 69), le passage en question étant le chapitre 44c de Sbordone, qui n'a rien à faire avec la première recension grecque du *Physiologus*, puisque Sbordone l'a tiré d'une autre œuvre contenue dans un manuscrit grec de la fin du XVe siècle.<sup>20</sup>

Le manuscrit de la version 'y' Clm 14388 ('N') contient, à la suite du *Physiologus* (après l'explicit), trois courts extraits sur les parfums tirés du commentaire de Canterbury. Ces extraits font l'objet d'une assez longue discussion visant à démontrer, contre toute évidence, que « a connection between the *Physiologus* and the Canterbury school [...] should not be ruled out » (p. 73). La discussion est surtout basée sur le fait que Jean Chrysostome, à qui le *Physiologus* est attribué dans le manuscrit (fol. 183v), était évêque de Constantinople, et que Théodore de Canterbury (qui n'est pas nommé dans le manuscrit), natif de Tarse, est passé par Constantinople (pp. 72–73). Le lien est donc on ne peut plus ténu.

Les développements qui suivent ce premier chapitre de la première partie concernent le *Liber monstrorum* (chapitre 2), deux œuvres d'Aldhelm, *De virginitate* et *Enigmata* (chapitres 3 et 4), et les *Enigmata Eusebii* (chapitre 5).

Le chapitre 2 (« The *Liber monstrorum* », pp. 79–101) offre une présentation du *Liber monstrorum* et de ses manuscrits et une discussion des passages où l'influence (directe ou à travers Isidore) du *Physiologus* est avérée. L'exemple le plus clair est celui de l'*autolops* (pp. 90–91), où la marque du *Physiologus* latin est indéniable, puisque le nom de cet animal n'existe que là.<sup>21</sup> En revanche,

19 À propos de ce chapitre voir H. Schneider: Introduction to the *Physiologus*. Dans: Macé/Gippert (eds.) (note 4), pp. 31–47, ici pp. 41–42.

20 Macé (note 5), p. 95.

21 Voir l'article, dirigé par Emmanuelle Kuhry et moi-même : The Oldest Versions of the *Physiologus*: The Chapter on the Antelope, soumis pour publication à la RHT.



que le *Liber monstrorum* fasse suivre le chapitre sur la sirène par un chapitre sur l'hippocentaure plutôt que sur l'onocentaure n'est en rien une indication que « the author of the *Liber monstrorum* had the *Physiologos* – or perhaps a Latin copy faithfully reproducing the Greek version – at hand » (p. 92),<sup>22</sup> parce que les deux mots sont interchangeables.<sup>23</sup> La version 'b' du *Physiologus* a vraisemblablement ajouté une description du centaure, qui manquait dans la version 'y' et dans le modèle grec de celle-ci, mais c'est une description traditionnelle, qui est naturellement semblable, mais non identique à celle du *Liber monstrorum*. Dans cette dernière, le centaure est dit incapable d'articuler un son humain, une caractéristique qui ne se trouve dans aucune version latine du *Physiologus*, comme le note justement Salvador-Bello (p. 93). Je ne vois dès lors aucun sens dans la mise en parallèle de cette caractéristique (p. 93) avec le fait que les sirènes (et non les centaures) ont une voix mélodieuse qui 'séduit les cœurs des innocents' dans la version latine 'x' (comme dans son modèle grec ; c'est d'ailleurs un topos de la littérature antique). De même, je trouve le parallèle entre l'expression *equorum et hominum commixtam naturam habent* du *Liber monstrorum* (p. 92) et celle *est asinus humano corpore mixtus* du *Physiologus Theobaldi* (p. 93) insuffisant pour démontrer quoi que ce soit. Encore moins convaincante est la supposition que l'absence de parole chez le centaure (*Liber monstrorum*) puisse être une allusion à la parole des hérétiques (*Physiologus*) (pp. 93–94). La conclusion du chapitre (pp. 100–101) est donc faible, d'autant plus qu'il n'est pas certain, comme l'admet Salvador-Bello, que le *Liber monstrorum* ait été composé en Angleterre (p. 101).

Les parallèles tirés par Salvador-Bello entre le *De virginitate* d'Aldhelm et le *Physiologus* (chapitre 3 : « Aldhelm's *De uirginitate* », pp. 103–124) ne sont pas probants, parce qu'il s'agit chaque fois de motifs traditionnels de l'exégèse biblique (la Vierge et la perle, la dureté du diamant, le chant des sirènes, la salamandre dans le brasier) et non d'éléments qui seraient propres au *Physiologus*.

22 Salvador-Bello indique par *Physiologos* (finale -os) le texte grec et par *Physiologus* (finale -us) le texte latin (je ne suis pas cet usage dans le présent compte-rendu sauf dans les citations du livre de Salvador-Bello). Le titre grec du chapitre donné p. 92, *περὶ σειρήνων καὶ ἱπποχενταύρων*, doit être évidemment corrigé en *περὶ σειρήνων καὶ ἱπποκένταυρων*. La question n'est pas de savoir si *ἱπποκένταυροι* « seems to be the preferred form in this version » (p. 92) par rapport à *ὄνοκένταυροι*, mais quel état du texte grec les traducteurs latins des différentes versions latines du *Physiologus* avaient sous les yeux.

23 Isid. orig. 11,3,39 : *Onocentaurum autem vocari eo quod media hominis specie, media asini esse dicatur; sicut et Hippocentauri, quod equorum hominumque in eis natura coniuncta fuisse putatur* (texte tiré du *Corpus corporum*, <https://mlat.uzh.ch/>).

Dans le cas des *Enigmata* (chapitre 4 : « Aldhelm's *Enigmata* », pp. 125–164), le terrain semble plus solide et l'influence (directe ou à travers Isidore) du *Physiologus* (version 'b' ?) avait en effet été notée par la recherche antérieure (p. 130). Les proximités verbales notées par Salvador-Bello entre les *Enigmata* et le *Physiologus Theobaldi* sont elles aussi plus convaincantes, mais, comme l'écrit Salvador-Bello dans une note de bas de page : « Of course, the alternative view that Theobald himself could have used some passages from Aldhelm's *Enigmata* for the first three chapters of his *Physiologus* should not be precluded » (p. 163, n. 152). Étant donnée la datation traditionnelle du *Physiologus Theobaldi* au onzième siècle, cette vue « alternative » semble, jusqu'à preuve du contraire, la plus vraisemblable.<sup>24</sup>

Enfin, les énigmes sur le lézard, la chimère et la panthère dans les *Enigmata Eusebii* (chapitre 5 : « Eusebius's *Enigmata* », pp. 165–177) sont bien plus proches d'Isidore que du *Physiologus* (même si Isidore s'inspire en partie du *Physiologus*). Que le nom de la panthère soit écrit par erreur *patera* dans le manuscrit du *Physiologus* 'b', Bern, Burgerbibliothek, Cod. 233, ce qui correspond au logogriphe d'Eusèbe (*et genitor dicor, si littera tertia cedat*), n'est pas un argument suffisant pour induire un lien entre les deux œuvres (p. 175), il s'agit plutôt d'une coïncidence, les titres dans le manuscrit de Berne étant très souvent fautifs.<sup>25</sup>

Après cette première partie bien peu convaincante, la deuxième partie examine deux manuscrits datés du neuvième siècle et contenant, entre autres, un texte du *Physiologus* latin, version 'y' (« The *Physiologus* in the Ninth and Tenth Centuries », pp. 179–258). Ces témoins, soulignons-le, avaient été presque totalement négligés par la recherche antérieure (et notablement par notre propre article de 2021 sur le *Physiologus* latin)<sup>26</sup> : Oxford, Bodleian Li-

24 Par exemple, l'expression *non claudens lumina* dans l'énigme du lion (p. 132) a peut-être un écho dans *nunquam lumina claudit* du *Physiologus Theobaldi* (p. 137) : l'expression est virgilienne (*Aeneis* 10,746 : *in aeternam clauduntur lumina noctem*, texte tiré du *Corpus corporum*, <https://mlat.uzh.ch/>) et Aldhelm l'utilise plusieurs fois ailleurs d'après une recherche dans le *Corpus corporum*.

25 Voir la table 1 dans F. Mittenhuber: Die Berner Physiologus-Handschriften. Drei Bücher, drei Geschichten. Dans: Z. K. Garský/R. Hirsch-Luipold (eds.): *Christus in natura. Quellen, Hermeneutik und Rezeption des Physiologus*. Berlin/Boston 2019 (*Studies of the Bible and Its Reception* 11), pp. 177–188, ici pp. 187–188 ; par exemple *de cerobolim* (ou *caerobolam*) *lapides igniferi*, *de nesticorace* (ou *neccticorace*), *de hibes* (ou *hyciis*), *de bildris* (ou *childris*), *de corcon* etc.

26 Boodts/Macé (note 5).

brary, Laud. Misc. 129,<sup>27</sup> et Arras, Bibliothèque Municipale, MS 636, qui sont décrits aux pp. 182–187 et 187–197 respectivement.

À la p. 191, Salvador-Bello note à propos du manuscrit d'Arras : « A further noteworthy aspect [...] suggesting a reasonable link with Anglo-Saxon England is the presence of a neumed passage following the *Physiologus* » sur le fol. 88v, que Salvador-Bello identifie comme une pièce provenant du *Winchester Troper* (p. 192). Salvador-Bello entend alors expliquer la présence de ce trope en lien avec le *Physiologus*, mais le raisonnement m'échappe totalement. Ce que Salvador-Bello ne dit pas, cependant, c'est que le *Physiologus* se termine vers la fin de la première colonne du fol. 88r, dont la deuxième colonne a été découpée et que le trope a été écrit en haut de ce qui reste du fol. 88v (laissé en blanc), vraisemblablement après la mutilation de celui-ci, et par une main plus récente. Visuellement ce trope est donc beaucoup plus en lien avec le texte qui commence au fol. 89r et dont, malheureusement, Salvador-Bello ne dit rien. Une description claire du contenu du manuscrit d'Arras fait cruellement défaut : des pages de Salvador-Bello on ne peut pas déduire quelles œuvres se trouvent sur quels folios.

Salvador-Bello pense que le fait que le *Physiologus* du manuscrit d'Arras se termine avec le chapitre sur le cerf (chapitre 43 de l'édition de la version 'y' par Carmody et chapitre 36 du manuscrit d'Arras, cf. p. 390) est un « choix » (du copiste ?) : « The choice of this animal apparently constitutes an anomalous ending for a Latin *Physiologus* » (p. 193). L'autrice ne semble pas considérer que l'exemplaire du manuscrit d'Arras ait pu être mutilé.<sup>28</sup> Elle ne remarque pas non plus que le chapitre sur le cerf est le dernier dans le manuscrit de la version 'b' Bern, Burgerbibliothek, Cod. 233 et l'avant-dernier dans l'Oxford, Bodleian Library, Auct. T. II. 23, lui aussi un témoin de la version 'b'. Enfin, bien que cela soit évident dans la table des chapitres aux pp. 389–390 (Appendix 3 : « The Order of the Chapters of the Laud and the Arras *Physiologi*, as Compared to Versio Y »), il n'apparaît pas à Salvador-Bello que

27 Ce manuscrit est signalé et étudié aussi par Dorofeeva (note 2), pp. 182–187 et, pour le contenu du *Physiologus*, p. 216. Salvador-Bello note (p. 19, n. 12) qu'elle n'a pas pu consulter le livre de Dorofeeva, publié en 2023.

28 Salvador-Bello note que « As inferred from the word 'Amen' (fol. 88<sup>ra</sup>), spelt in capital letters at the end of the chapter on the hart in the Arras *Physiologus*, there is no doubt that the copyist considered this entry as the final topic » (p. 193). En effet, et c'est clair aussi parce que le reste de la colonne a été laissé blanc (comme probablement la deuxième colonne, qui a été coupée), mais cela prouve seulement que c'était le dernier chapitre dans son modèle, qui pouvait, lui, être mutilé.

le manuscrit d'Arras suit exactement l'ordre des chapitres de la version 'y' dans l'édition de Carmody et que, donc, le copiste n'a pas inventé cet ordre mais l'a hérité de son modèle. Pour expliquer cette « anomalie » apparente, Salvador-Bello convoque la version arménienne du *Physiologus* et le manuscrit grec 'II' (p. 193), comme si le manuscrit d'Arras contenait une nouvelle traduction du grec ou quelque chose de plus original que les autres manuscrits 'y'. En effet, elle continue : « The Moscow *Physiologos* ends with the peridexion tree, but it has been pointed out that the Armenian text reproduces the order of the original Greek archetype, which omitted some of the last chapters usually found in *Versio Y* », avec un renvoi (n. 79) à la p. 3 du livre de Gohar Muradyan sur le *Physiologus* arménien (2005).<sup>29</sup> Tout d'abord, remarquons que le *Physiologus* dans le manuscrit grec 'II' ne se termine pas avec le *peridexion* (chapitre 34 de l'édition de Sbordone), mais avec la licorne (chapitre 22 de l'édition de Sbordone).<sup>30</sup> L'ordre de quelques chapitres dans le modèle de 'II' a été accidentellement perturbé, comme le montrent plusieurs fusions erronées de chapitres ; par exemple, le début du chapitre sur la licorne se trouve au fol. 203r et la fin au fol. 200r. Si l'on replace correctement les chapitres, le dernier chapitre devrait être celui sur le diamant (chapitre 32 de l'édition de Sbordone).<sup>31</sup> Ensuite, « l'archétype » de la tradition grecque n'avait certainement pas omis « some of the last chapters usually found in *Versio Y* » (qui viendraient d'où alors ?) ; cette supposition est basée sur des malentendus et sur l'utilisation d'une bibliographie qui a été corrigée et dépassée par nos articles sur les différentes traditions du *Physiologus*.<sup>32</sup> De sa présentation largement erronée Salvador-Bello conclut : « It may therefore

29 G. Muradyan: *Physiologus. The Greek and Armenian Versions with a Study of Translation Technique*. Louvain/Paris/Dudley, MA 2005 (Hebrew University Armenian Studies 6).

30 A. Karnejev: *Der Physiologus der Moskauer Synodallbibliothek. Ein Beitrag zur Lösung der Frage nach der Vorlage des armenischen und eines alten lateinischen Physiologus*. Dans: *ByzZ* 3, 1894, pp. 26–63, ici pp. 62–63 (« Kap. 35. Περὶ μονοκέρωτος »).

31 *Physiologus*. Ed. F. Sbordone. Milan/Gênes/Rome/Naples 1936, p. LXVII.

32 Plusieurs choses ne sont plus valables ou s'avèrent même fausses parmi les affirmations de Gohar Muradyan à la p. 3 de son livre (note 29), page à laquelle Salvador-Bello renvoie régulièrement pour cette section. Ces inexactitudes et erreurs ont été rectifiées dans les différentes mises au point de notre livre : voir pour la version arménienne et la version géorgienne, qui en dérive, les articles de Muradyan et Aram Topchyan et de Jost Gippert, respectivement, dans Macé/Gippert (eds.) (note 4), pp. 281–303 et 305–350.

not be rash to deduce that the Latin exemplar used by the Arras scribe probably derived from a Greek *Physiologos* ending in the hart. As the Arras *Physiologus* is also close to the amount of subjects (36) presented in the Armenian version (34), this similarity points to the possibility that specimens shorter than *Versio Y*, as illustrated by the Laud and the St Gall *Physiologi*, were available in early medieval Francia » (p. 193). Ces deux conclusions doivent être écartées. Il ne peut y avoir aucun doute sur le fait que la traduction latine ‘y’ a été réalisée en une fois (et une seule fois), sur la base d’un exemplaire grec proche de l’hyparchétype commun à ‘II’ et au modèle grec de la version arménienne, mais plus complet et moins abimé que celui-ci.<sup>33</sup> Il n’y a aucun sens, ni historique ni philologique, à mettre tous les manuscrits dans toutes les langues sur le même pied, comme s’ils étaient tous des produits d’une germination spontanée sans histoire et sans origine.

Tout au long du livre, Salvador-Bello tire des conclusions fragiles de rapprochements douteux. Ainsi, parce que l’*Interpretatio euangeliorum* est attribuée dans le manuscrit d’Arras (et dans d’autres)<sup>34</sup> à un Jean *os aureum*, pape de Rome (pp. 193–194), Salvador-Bello conclut « It is therefore not surprising to find a copy of the *Physiologus* together with the *Interpretatio euangeliorum* in this manuscript, since the compilers probably thought that the two works were by John Chrysostom » (p. 195). Mais dans le manuscrit d’Arras c’est seulement l’*Interpretatio* (fol. 1r–61v) qui est attribuée à ce Jean « bouche d’or » et non le *Physiologus*, qui n’a pas de titre dans ce manuscrit, l’espace pour le titre étant laissé en blanc (fol. 80r). Entre les deux œuvres se trouvent d’autres textes, qui ne sont pas non plus attribués à Chrysostome. Enfin, il n’est pas correct de dire que l’attribution du *Physiologus* à Chrysostome « had become a tradition in the early Middle Ages » (p. 195) : c’est le cas seulement

33 Macé (note 5), pp. 76–79, ainsi que Macé (note 12).

34 L. J. Dorfbauer: Die *Interpretatio euangeliorum* des « Epiphanius latinus » (CPL 914) und ihr Verhältnis zum Evangelienkommentar Fortunatians von Aquileia. Dans: REAug 61, 2015, pp. 69–110, ici p. 78. Salvador-Bello renvoie à cet article p. 194, n. 82 : « Dorfbauer, ‘Die *Interpretatio euangeliorum*’, p. 70, also considers the possibility that this might be a reference to the Arras scribe or some other unknown bishop ». Mais Lukas J. Dorfbauer ne dit pas cela du tout. Il rapporte une opinion de Morin (qu’il ne partage pas), qui voyait dans ce Jean le commanditaire des copies de Reims et Arras (p. 70) : « Außerdem schloss er [Morin] Identifikationen des in den Handschriften von Reims und Arras genannten *Iohannes episcopus* mit Johannes Chrysostomos oder Johannes von Jerusalem dezidiert aus: Es handle sich gar nicht um eine Autorenangabe, sondern bloß um eine Notiz, ein unbekannter Bischof namens Johannes habe das Werk abschreiben lassen. »

des *Dicta Chrysostomi*<sup>35</sup> et des deux manuscrits de la version ‘y’ de Munich, ‘M’ et ‘N’,<sup>36</sup> qui n’appartiennent pas à la même branche de la tradition de la version ‘y’ que le manuscrit d’Arras (voir plus loin). Les hypothèses soulevées par Salvador-Bello pour expliquer les raisons de la compilation du manuscrit d’Arras et ses circonstances (pp. 195–197) me semblent donc peu crédibles.

Passons maintenant à la comparaison des textes du *Physiologus* dans les manuscrits d’Arras (que j’appellerai désormais ‘Q’) et d’Oxford (‘L’) avec l’édition de la version ‘y’ par Carmody (pp. 197–221). Le fait que nous n’avons pas tenu compte, Shari Boodts et moi-même, de ces deux manuscrits dans notre étude de la tradition de la version ‘y’ va nous forcer à revoir et sans doute à corriger certaines de nos conclusions.<sup>37</sup> Toutefois, pour être valable, la comparaison des textes de ‘L’ et ‘Q’ devrait être faite par rapport à tous les autres manuscrits connus de la version ‘y’ et pas à l’édition de Carmody.

Pour simplifier, je ne considère ici que les manuscrits de la version ‘y’ proprement dite, pas ceux qui contiennent aussi des chapitres de la version ‘b’. Il faut noter cependant que le manuscrit ‘E’, le plus ancien manuscrit latin contenant une version du *Physiologus*, contient lui aussi, déjà, quatre chapitres de la version ‘b’.<sup>38</sup> Outre ‘L’ et ‘Q’, on compte cinq manuscrits de la version ‘y’ proprement dite :

- E = Bern, Burgerbibliothek, Cod. 611 (début du huitième siècle)
- G = Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Gud. lat. 131 (onzième siècle)
- M = München, BSB, Clm 19417 (début du neuvième siècle)
- N = München, BSB, Clm 14388 (milieu du neuvième siècle)
- P = Paris, BnF, NAL 455 (dixième siècle)

Les manuscrits ‘M’ et ‘N’ sont apparentés et semblent avoir parfois corrigé le texte.<sup>39</sup> Sur la base des chapitres sur le pélican (présent dans les cinq manuscrits + ‘LQ’) et sur la panthère (présent dans ‘EGN’ seulement + ‘Q’),

35 Boodts/Macé (note 11), pp. 148–150.

36 Ibidem, pp. 119–120.

37 Ibidem, spécialement pp. 121–122 et pp. 132–143. Emmanuelle Kuhry et moi-même préparons une nouvelle édition critique des plus anciennes versions du *Physiologus* grec et latin dans le cadre d’un projet financé par la Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) et par l’Agence nationale de la recherche (ANR) (2025–2028).

38 Boodts/Macé (note 11), p. 118.

39 Ibidem, p. 121.

nous avons supposé que les autres manuscrits, ‘EGP’, étaient également apparentés entre eux, car ils présentent des omissions par rapport à ‘MN’ et au texte grec, qui est la source de la traduction latine.<sup>40</sup> L’étude de Salvador-Bello renforce cette conclusion, en montrant que ‘L’ et ‘Q’ sont plus proches du texte de ‘EGP’ (p. 221). Salvador-Bello relève en outre avec justesse – et cela n’a pas été souvent noté – que, comme ‘EGP’, les manuscrits ‘Q’ et ‘L’ omettent systématiquement les mentions du *Physiologus* dans le texte (p. 198), ce qui est sans aucun doute un changement délibéré.

Toutefois, méthodologiquement, Salvador-Bello ne fait pas de différence entre les fautes (ou variantes secondaires) et les leçons originales (ou variantes primaires), ce qui ne lui permet pas d’aboutir à des conclusions solides concernant les rapports entre les manuscrits.<sup>41</sup> Il est important de noter que la source grecque permet souvent de reconnaître quelle doit avoir été la leçon originale dans la traduction. Salvador-Bello ne semble pas avoir compris la manière dont nous utilisons la source grecque dans notre article sur la tradition latine. Elle note en effet que, à propos du chapitre sur la licorne, nous avons « noted the possible influence from the Greek text in the corresponding passage from the *Corpus Physiologus*, since they did not know about the existence of the Laud and the Arras versions » (p. 220, n. 226),<sup>42</sup> avec une référence à la p. 142 de notre article. En effet, nous avons comparé le texte sur la licorne dans le manuscrit Cambridge, Corpus Christi College 448 avec l’édition de Carmody, basée dans ce cas sur les seuls manuscrits ‘MN’, parce que, dans le manuscrit ‘E’, ce chapitre vient de la version ‘b’, ‘P’ n’a pas ce chapitre, et Carmody ne connaissait pas le manuscrit ‘G’ (ni, évidemment, ‘L’ et ‘Q’). La présence d’une phrase dans le manuscrit Corpus Christi et dans le texte grec original,<sup>43</sup> mais absente de l’édition de Carmody,

40 Ibidem, p. 122.

41 C’est un principe essentiel de la philologie, qui est malheureusement trop souvent mal compris ou négligé : seules les variantes secondaires significatives (ce qu’on appelait avant *Leitfehler*) peuvent indiquer une parenté, pas les leçons primaires. Voir, par exemple, P. Chiesa: *Principles and Practice*. Dans: P. Roelli (ed.): *Handbook of Stemmatics. History, Methodology, Digital Approaches*. Berlin/Boston 2020, pp. 74–87, ici pp. 79–80.

42 Le texte grec dans la note de Salvador-Bello (p. 220, n. 226) doit être corrigé : οὐκ ἠδυνήθησαν [pour ἠδυνήθησαν] ἄγγελος [pour ἄγγελοι] καὶ δυνάμεις αὐτὸν κρατῆσαι [pour κρατῆσαι], ἀλλὰ [pour ἀλλ] ἐσκήνωσεν εἰς τὴν [pour τὴν] γαστέρα τῆς ἀληθοῦς [pour ἀληθοῦς] ἀγνῆς παρθένου Μαρίας.

43 Boodts/Macé (note 11), pp. 142–143.

nous faisait soupçonner que cette phrase devait avoir existé dans l'original de la traduction 'y', puis avoir disparu des manuscrits – en fait seulement de 'MN', comme cela apparaît maintenant clairement. En aucun cas nous n'avons parlé d'une « possible influence from the Greek text » (p. 220, n. 226). Mais Salvador-Bello a raison de dire que, si nous avions connu les manuscrits 'L' et 'Q', nos conclusions auraient pu être plus assurées. Nous écrivions: « it is clear that both F [= Corpus Christi College 448] and Phys. Lat. b retained a trace of a sentence which was in the Greek model of \*Phys. Lat. v [= la traduction 'y' originale supposée] but has been lost in Phys. Lat. y (according to Carmody's edition) ». <sup>44</sup> Nous notions aussi que cette phrase est présente dans le manuscrit 'G', <sup>45</sup> ce qui aurait dû nous pousser déjà à supposer qu'il s'agissait d'une omission propre à la branche 'MN' et non à la traduction 'y', mais nous avons accordé trop de crédit à l'édition de Carmody.

Je ne prendrai que l'exemple du chapitre sur le pélican, dont Shari Boodts a donné une nouvelle édition en 2021 et qui est contenu dans plus de manuscrits ('MN' et 'EGP') que le chapitre sur la panthère, également édité dans le volume de 2021 (la comparaison du chapitre sur le pélican par Salvador-Bello se trouve aux pp. 203–205).

Voici les variantes relevées par rapport au texte édité par Shari Boodts : <sup>46</sup>

Le titre du chapitre manque en Q (les titres devaient sans doute être copiés plus tard), L a *De pellicano*.

§ 1: LQ ont la même inversion que P : *dauid dicit in psalmo*. Au lieu de *in solitudine*, LQ ont *solitudinis* comme EGP contre *in solitudine* en MN, mais je laisse de côtés les variantes qui concernent le texte biblique. <sup>47</sup>

§ 2: *Physiologus dicit de pellicano quia* MN: *pellecanus/pelicanus* EG, *hic pelicanus* P, *hic* LQ | *amator est filiorum* MN: *amator* (*amatus* E) *filiorum* EG, *amator* (*amor* Q) *pullorum* PLQ.

§ 3: *Sz quando* PLQ | *natos*] *pullos* P, *eos* LQ | *paruuli*] om. PLQ | LQ ont le même déplacement de *incipiunt* après *in faciem* que P.

44 Ibidem, p. 143.

45 Ibidem, p. 142, n. 82. Cette information nous avait été fournie par Emmanuelle Kuhry, car nous ne disposions pas d'une reproduction complète de 'G'.

46 S. Boodts: Phys. Lat. Y (Pelican). Dans: Macé/Gippert (eds.) (note 4), pp. 434–437.

47 Voir à ce sujet la n. 132, pp. 203–204, du présent livre.



§ 5: *moti] commoti* PLQ.

§ 6: *mater eorum percutiens costam suam] uenit mater eorum aperiens latus suum* PLQ.

§ 8: *increpat* MN: *dicit* EG, om. PLQ.

§ 15: om. EGPLQ.

Je n'ai pas noté toutes les variantes mais seulement celles qui me semblaient les plus significatives. Dans plusieurs cas, il était difficile de décider, entre les variantes de 'MN' d'une part et celles de 'EGP' d'autre part, quel texte éditer, parce que le témoignage du texte source (que nous avons appelé alors « grec α ») n'était pas clair ou indifférent. Il est aussi très possible que l'archétype latin contenait des fautes qui ont été corrigées différemment dans les deux branches. Quoi qu'il soit, il apparaît que, en ce qui concerne le chapitre sur le pélican, 'EGPLQ' ont des variantes secondaires communes et forment donc une famille, et que 'PLQ' en ont d'autres encore et sont donc une sous-famille de cette même branche. Certaines de ces variantes secondaires semblent s'expliquer comme des changements volontaires, mais cela ne suffit pas pour affirmer que les manuscrits 'EGPLQ' ou seulement 'PLQ' contiennent une « standardized Continental recension » (p. 381).

Le chapitre 7 (« *The Phoenix* », pp. 225–241) traite du poème en vieil anglais *Phoenix*, contenu dans l'*Exeter Book*. Dora Faraci avait déjà mis en évidence le fait que, dans le poème, le phénix est dit renaître comme un aigle, un détail curieux, qui ne se trouve que dans la version 'y' du *Physiologus* latin (chapitre 9 de l'édition de Carmody), ni en grec (chapitre 7 de l'édition de Sbordone), ni dans la version 'b' (la version 'x' ne préserve pas ce chapitre).<sup>48</sup> Même si Faraci signale justement que la mise en parallèle des deux oiseaux dans le *Physiologus* 'y' peut avoir été induite par le fait que l'aigle est lui aussi un symbole de résurrection, ce changement de texte dans le *Physiologus* 'y' reste étrange et mérite plus ample réflexion.<sup>49</sup> Salvador-Bello note avec justesse

48 D. Faraci: Sources and Cultural Background. The Example of the Old English *Phoenix*. Dans: RCCM 42, 2000, pp. 225–239, ici pp. 234–237.

49 Version 'y' (édition Carmody) : *inuenit aquilam magnam*. Le manuscrit grec 'Π' et les manuscrits qui sont restés le plus proche du texte de 'Π', 'EAI', ont : εὐρίσκειται γενόμενον ὡς τὸ πρῶτον (apparat de Sbordone), qu'on peut traduire « il [le phénix] a été trouvé étant devenu comme auparavant » (ce qui se trouve aussi, plus ou moins, dans la version arménienne). Le texte grec édité par Sbordone est celui-ci : εὐρίσκει αὐτὸν πετεινὸν τέλειον (« il [le prêtre] le trouve [comme un] oiseau parfait »), ce qui se retrouve dans la version latine 'b' (édition Carmody) : *inuenit eam iam statu suo integram*

que, dans le poème, le phénix renaît d'abord comme un jeune aigle, puis comme un aigle adulte, ce qui ne se trouve tel quel que dans les manuscrits latins 'PLQ' (p. 235), cette variante étant certainement une innovation de ces manuscrits pour rendre le texte moins étrange. Il est donc possible, comme le suppose Salvador-Bello, que l'auteur du *Phoenix* ait pu être influencé par un texte du *Physiologus* relevant spécifiquement de la branche 'PLQ' (pp. 234–236). En revanche, l'orthographe du mot *fenix* avec un 'f' plutôt que 'ph' (p. 235), cette dernière se trouvant seulement dans les manuscrits 'MN', ne prouve rien, car il s'agit d'une différence insignifiante, peut-être due à une hypercorrection de 'MN' (et donc une variante secondaire dans ces deux manuscrits seulement).

Le chapitre 8 est intitulé « The *Physiologus* in the Context of the Benedictine Reform » (pp. 243–258). Il commence par une discussion de la mention d'un *Liber bestiarum* dans la donation d'Æthelwold à Peterborough, datée des environs de 970 (p. 243). Comme je l'ai déjà expliqué plus haut, je ne trouve pas qu'il soit « highly probable » (p. 243) que cette mention soit une référence au *Physiologus*. Plus intéressante pour notre sujet est la discussion d'une glose sur le lion, tirée du *Physiologus*, dans le manuscrit London, BL, MS Royal 12 C, avec la particularité que les petits naissent non pas morts, mais aveugles (pp. 254–256).<sup>50</sup>

La troisième partie (« The Two Anglo-Saxon *Physiologus* Versions », pp. 259–376) concerne les trois chapitres du *Physiologus* contenus dans le manuscrit Cambridge, Corpus Christi College, 448, d'une part, et ceux contenus dans l'*Exeter Book*, d'autre part. Il n'y a rien de vraiment nouveau dans cette partie.

*atque perfectam auem phoenicem*, attestant encore une fois que l'auteur de cette version a non seulement utilisé la version 'y', mais aussi un autre exemplaire du texte grec : voir Boodts/Macé (note 11), pp. 136–137. Il faut noter que la branche grecque 'Σas' a μέγα (comme la version éthiopienne) au lieu de τέλειον. Je me demande si la leçon de la traduction 'y' ne peut pas s'expliquer par une mélecture de son modèle grec ΕΥΡΙΣΚΕΤΑΙ ΕΝΟΜΕΝΟΝ en ΕΥΡΙΣΚΕΙΑΕΤΟΝ ΜΕΓΑΝ, mais cette explication n'est pas entièrement satisfaisante. Dans le chapitre sur le vautour, sur lequel nous travaillons en ce moment, la traduction latine 'y' est pleine de fautes difficiles à expliquer.

50 On trouve la même chose dans la citation du *Physiologus* chez le Pseudo-Eustathe (PG 18, 737D10–740A1). Il peut s'agir, indépendamment, d'une même volonté de rendre cette notice sur le lion plus vraisemblable. Pour la théorie selon laquelle le lion naît aveugle, voir *Physiologos. Le bestiaire des bestiaires*. 2e éd. Texte traduit du grec, introduit et commenté par A. Zucker. Grenoble 2005, p. 59.

Une série d'appendices complètent le volume :

1. « Diachronic Chronology of the *Physiologus*, with Relevant Works and Cultural Manifestations » (pp. 385–386)
2. « Chronology of the Manuscripts Containing the Three Main Latin *Versiones* and Other Related Texts » (p. 387)
3. « The Order of the Chapters of the Laud and the Arras *Physiologi*, as Compared to *Versio Y* » (pp. 389–390)
4. « Annotated Edition and Translation of the Corpus *Physiologus* » (pp. 391–395)
5. « Further Manuscript Images of the *Physiologus* » (pp. 397–403) ; il s'agit des figures 18–24, qui sont en pleine page et en noir et blanc ; les autres illustrations, qui ne sont pas en pleine page, se trouvent dans le corps du texte et plusieurs sont en couleurs.

Après la bibliographie (pp. 405–432), trois index sont fournis : des « manuscrits » (pp. 433–438), des « animaux, pierres, plantes et créatures fabuleuses » (pp. 439–441) et un « index général » contenant les noms de personnes et de lieux, les titres des œuvres et les concepts remarquables (pp. 442–453).

En conclusion, si la mise en évidence du manuscrit d'Arras est une contribution importante aux études sur le *Physiologus* latin, et si l'on peut admirer la masse de travail que représente la réalisation de cet ouvrage, l'absence de critique vis-à-vis de la littérature secondaire, d'une part, et la mécompréhension de la méthode philologique, d'autre part, en diminuent fortement la valeur.

---

Caroline Macé, Universität Hamburg  
 Centre for the Study of Manuscript Cultures  
 DFG-ANR Projekt PhysioLab: The Physiologus in the Digital Laboratory  
 caroline.mace@uni-hamburg.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Caroline Macé: Rezension zu: Mercedes Salvador-Bello: The History of the *Physiologus* in Early Medieval England. Turnhout: Brepols 2024 (Studies in Old English Literature 5). In: Plekos 27, 2025, S. 561–578 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-salvador-bello.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Eirene-Sophia Kiapidou: *Byzantine Historiographical Prefaces (4th–15th Centuries). A Study on the Praxis and Culture of Writing History in Byzantium*. Turnhout: Brepols 2025 (Byzantios 23). 268 pp., 6 tables. € 75.00. ISBN 978-2-503-61251-5. eISBN 978-2-503-61252-2.

Eirene-Sophia Kiapidou presents an analytical review of the prefatory material in 44 Byzantine historical texts ranging from Eusebius in the early fourth century to Laonikos Chalkokondyles in the late fifteenth with the intention of answering questions about the nature and purpose of Byzantine historiography: through examining the introductory roles of these historiographical prefaces, the book aims to identify generic features, for example whether there are differences between ecclesiastical and secular histories or between chronicles and other histories, and to assess the theoretical views of authors in different periods. The intended result is to establish the theory and culture of Byzantine historical writing. This is a very ambitious project, one that most have eschewed, perhaps wisely. In terms of content, the majority of space is devoted to the actual prefaces rather than generalisations, and here Kiapidou occasionally corrects and replaces Heinrich Lieberich's classic work that is now 125 years old.<sup>1</sup>

The "Introduction" (pp. 17–59) is divided into two parts, of which the first, "Preliminary Remarks", reviews Byzantine historiography and its prefaces with particular attention to how to approach these (pp. 17–32). Kiapidou notes that Byzantine historiography is a field of current academic debate with one, more traditional, camp regarding these texts as valuable sources of information on military and political events above all, works that recognised the distinction between myth and historical truth, and at the other end of the spectrum those who view them primarily as literature, narratives created in response to the interests and priorities of the context of composition. In the absence of any Byzantine text on historiography to match that of Lucian of Samosata from the second century AD, she focuses on the prefaces as the best way of gaining insights into what authors across the eleven centuries covered in the volume thought about their work (pp. 19–23). To this end

1 H. Lieberich: *Studien zu den Proömien in der griechischen und byzantinischen Geschichtschreibung*. II. Teil: *Die byzantinischen Geschichtschreiber und Chronisten*. München 1900.

she adapts the work of Gérard Genette on modern literature<sup>2</sup> in order to analyse these prefaces as a historiographical sub-genre that can shed light on the practices of writing history, while recognising that theoretical introductory statements may not always match an author's actual methods (pp. 29–31).

The second part of the Introduction surveys the prefaces in the Greek (pp. 33–51) and Latin (pp. 51–56) historiographical traditions, before summarising what these offered to later writers (pp. 56–59). Herodotus and Thucydides are naturally important, though the latter's attention to speeches is not picked up by subsequent writers, while Diodorus Siculus, less esteemed by modern scholars, was of equal importance in the later tradition. The introductions become more expansive from Polybius onwards, sometimes with criticism of previous writers, sometimes with autobiographical information that in combination assert the superiority of the particular author. What emerges is an evolving tradition, from which later authors could select what seemed most relevant to their own situation. One minor correction: although Cassius Dio's 80 books of *Roman History* did cover the period 180 to 229 (p. 50), that understates its account that stretches from Aeneas to Cassius' lifetime.

Kiapidou's first main chapter ("The Prefatory Communication Situation in Byzantine Historiography", pp. 61–122) combines a review of seven aspects of prefaces, namely Length, Location, Time of Composition, Addressee, Authorship, Form (pp. 61–76) and Writing Methods (pp. 117–122), between which is sandwiched a detailed study of twelve select prefaces (pp. 76–117). The section on Length makes the point that not all Byzantine works of history included a preface, a possibility that had been recognised by Lucian (pp. 61–63), and then presents a table of all the prefaces under discussion divided into short, medium, and long (pp. 64–65). With regard to Location, Kiapidou focuses on the texts that contain a secondary or subsidiary preface in addition to the main one at the start of the volume, a practice for which Thucydides, Polybius, and Diodorus provided good precedent; the overall length of a work is the main explanation, though in the case of Procopius his second preface (*Wars* 8.1.1–2) introduced what was a separate and supplementary book. Time of Composition acknowledges that prefaces were

2 G. Genette: *Paratexts. Thresholds of Interpretation*. Translated by J. E. Lewin. Foreword by R. Macksey. Cambridge 1997 (*Literature, Culture, Theory* 20), pp. 196–236.

created after the bulk of the historical account but has to confront the fact that narratives did not always exemplify an author's theoretical claims (pp. 72–74). The section on Form (pp. 75–76) addresses the issue that prefaces did not necessarily have specific titles, with those that have come down to us perhaps being generated during transmission or added by a modern editor; some prefaces may be marked off by authorial statements such as “Let us begin ...”, though this is far from standard.

The interposed study of twelve prefaces looks at ones described as “more carefully composed [...] in terms of length and/or language” (p. 13). They are distinctive in being in verse (two), epistolary (five), or rhetorical (five), though the last group is then subdivided into speeches and dialogue through the placing of Theophylact Simocatta in the latter category; in each case there is a description of the preface's contents with some analysis of the aspects reviewed earlier in the chapter. With regard to the two verse examples, Genesius and Constantine Manasses, it is notable that the latter offers no comment on the distinctiveness of his work as being the only extant history composed in verse, a useful reminder that a preface may not cover all aspects that we now regard as significant. The epistolary prefaces (Theodore Lector, Nicephorus Bryennius, Michael Glykas, John VI Cantacuzenus, Michael Critobulus) are a mixed group. Theodore addressed an unidentified recipient and spoke positively about the sources on which he relied. The opening of Bryennius' text is lost, but the first surviving paragraphs summarise the work's contents before a single paragraph deals with the circumstances of composition; granted that Bryennius regarded his work as unfinished, ‘Materials for History’ rather than History itself, this is a case where the preface was created before the whole was complete. For Cantacuzenus the epistolary opening with its possibly fictive addressee serves to distance the former emperor from the information that he relates, and this stance is carried through into the main work which preserves the form of a letter. Critobulus used a double preface to address two distinct audiences, first the Turkish sultan, Mehmed the Conqueror, and second the educated elite of the defeated empire to whom he apologised for revisiting distressing events. In the rhetorical section the four authors (Sozomen, Theophanes Continuatus, Michael Attaleiates, Nicephorus Callistus) all start with an address to the current emperor, with Sozomen being an influence on the latter two authors, but their secondary prefaces then develop in different ways, for example an anticipation of possible criticisms from readers in Sozomen or critique of earlier authors

in Nicephorus Callistus. Finally, the complex introductory sequence in Theophylact is analysed as a contemporaneous unit, ignoring the theory of Te-reza Olajos that the preliminary Dialogue between Philosophy and History was an independent tract composed over fifteen years before the main body of the *Historiae*;<sup>3</sup> although I believe Olajos to be misguided,<sup>4</sup> the possibility should have been noted.

The general conclusions to be drawn from this detailed investigation are that the verse and rhetorical prefaces usually form part of a doublet with the initial element presenting the work to an individual, often an emperor, or audience, to be followed by a main preface that introduces the work itself; in these double prefaces there is no indication that one element was composed later than the other (pp. 114–117). Kiapidou then returns to the last of her Aspects (“Writing Methods: Originality and Mimesis” pp. 117–122), without it being clear why this discussion of these important issues should have been separated from the preceding six. Byzantine historians drew on both the representatives of the classical tradition and their Byzantine predecessors, with the intertextual connections being presented in a helpful table (pp. 120–121). Such copying did not detract from the individuality of each new preface, with the exception of George Cedrenus who recycled the introduction of John Skylitzes. Kiapidou speculates that, even though none survives, there must have been a collection of historical prefaces to match those of rhetorical works; she also raises the interesting question of whether historians were influenced by texts from different genres, with the possible link between Genesius’ secondary preface and the hagiographic *Life of Peter the Athonite* and the similarities between the openings of Anna Comnena’s *Will* and her later *History* being noted as instances of genre-crossing. Sozomen’s preface was surprisingly influential, as was that of Agathias, whereas no-one followed the idiosyncratic approach of Theophylact’s dialogue. Middle Byzantine writers were open to the influence of classical models, but in their turn had little impact on Late Byzantine writers.

The long second chapter (“The Content of the Preserved Prefaces of Byzantine Historiography”, pp. 123–210) consists of three unequal parts, a brief

3 T. Olajos: Contributions à une analyse de la genèse de l’Histoire Universelle de Théophylacte Simocatta. In: *AAntHung* 29, 1981, pp. 417–424, at pp. 417–418.

4 M. Whitby: Two Notes on Theophylact Simocatta’s *Universal History*: his Patron and the Table of Contents. In: *Byzantion* 94, 2024, pp. 57–83, at pp. 59–60.

opening (“A Few Introductory Remarks”, pp. 123–125) and longer summation (“The Conventionally Functional Prefaces of Byzantine Historiography: An Overview”, pp. 197–210), which are separated by another close look at individual prefaces, namely those of the 32 works not treated in chapter 1. The lessons from the previous chapter to be applied here are that there was very considerable variety in the tradition of historiography in Byzantium, with no fixed rules or precepts, so that individuals could select what elements they wished from the *smorgasbord* of earlier examples. With this very general preliminary, Kiapidou turns initially to assess longer and more carefully elaborated prefaces, setting aside those already treated in the first chapter, since these are more likely to offer clear evidence on the purpose of the prefaces in terms of the author’s personal or literary agenda as well as on more theoretical views on the genre of historiography (p. 124). These prefaces are treated in chronological order, with those covered in chapter 1 being noted at the appropriate place, before attention is turned to a minority of brief prefaces that are termed purely functional. I will not comment on every entry, but pick out points of interest.

The Early Byzantine section (pp. 125–142) opens with Eusebius’ *Ecclesiastical History*, a work whose novelty left Eusebius lacking confidence in his ability to create this new form of historical narrative even though he could draw on material from his earlier *Chronicle*. Livy offered a possible precedent for diffidence, though of equal interest is that expressions of doubt about personal competence become a staple in hagiography.<sup>5</sup> Socrates in his preface to Book 6 of his *Ecclesiastical History* defended both his use of plain language, which was designed to ensure his text was comprehensible to as many in his audience as possible, and his refusal to lavish complimentary epithets on contemporary figures since that would breach the laws of history that expect a truthful narrative. With regard to Procopius, Kiapidou suggests that his apparent exaltation of contemporary events may conceal critical references to Justinian (p. 133). I am not convinced by the argument, since the reference to those who might give precedence to the actions of antiquity (*Wars* 1.1.7) is immediately countered by the comparison of ancient and contemporary archery (1.1.8–16). On Agathias, whose long preface merits particular attention (pp. 136–141) and might well have belonged in chapter 1, Kiapidou (pp.

5 Examples from early Byzantine texts: *Life of Daniel* 1; *Life of Enthyminis* preface, p. 6.17–18 (ed. Schwartz); *Life of Sabas* preface, p. 86.12 (ed. Schwartz); *Life of Theodore of Sykeon* 2.18–27; 49.37 (ed. Festugière).



140–141) plausibly develops the approach of Marek Jankowiak<sup>6</sup> to identify a latent critique of Procopius’ tendency to praise holders of high office, presumably Belisarius above all. Agathias asserted that history must offer judgments, and in line with that is the fact that οἶμαι, ‘I think’ occurs over seventy times in his work.

The Middle Byzantine section (pp. 142–177) opens with Theophanes’ *Chronographia*, whose preface has attracted significant attention because of its comments about his relationship with, or dependence on, George Syncellus. Kiapidou identifies intertextual references to the prefaces of both Theodore Lector and Theophylact Simocatta, authors whom Theophanes used as sources, and sees these as evidence for his self-awareness of both his status as the author of a chronicle and his need to gain the approval of a learned audience in Constantinople (pp. 145–147). Less convincingly, she accepts Jesse Torgerson’s translation as ‘impetus’ of the crucial word ἀφορμὰς, rather than ‘materials’ or ‘starting-point’,<sup>7</sup> which would change the nature of George’s influence on Theophanes. George the Monk is presented as a more ambitious author than he is often seen, with his critique of secular literature for its ostentatious learning and affected style serving to promote his own innovative approach to combining historiography with Christian edification (pp. 148–150). With regard to Skylitzes, Kiapidou urges that his critique of fourteen recent historians should be taken seriously as an attempt to reposition historiography on a proper theoretical basis with attention to accuracy and the presentation of a simple text in the manner of George Syncellus and Theophanes, the only two writers to receive praise from him (pp. 154–158). There are summaries of the discussion of the much-studied prefaces of Anna Comnena (pp. 158–163) and John Zonaras (pp. 164–168), though in the former Kiapidou overlooks the fact that Anna made use of John of Epipha-

6 M. Jankowiak: Procopius of Caesarea and his Byzantine Successors. In: M. Meier/F. Montinaro. *A Companion to Procopius of Caesarea*. Leiden/Boston 2021 (Brill’s Companions to the Byzantine World 11), pp. 231–251, at pp. 232–236.

7 J. W. Torgerson: The *Chronographia* of George the Synkellos and Theophanes. The Ends of Time in Ninth-Century Constantinople. Leiden/Boston 2022 (Brill’s Series on the Early Middle Ages 28), p. 154; for the prominence of ‘impetus’ in Torgerson’s analysis, see the review by Roger Scott in *Plekos* 27, 2025, pp. 197–209 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-torgerson.pdf>), at pp. 199–201, who points out that the singular abstract noun ‘impetus’ is unlikely to be the meaning of the plural ἀφορμὰς.

nia's preface, a work that was probably not widely known.<sup>8</sup> Eustathius of Thessalonica (pp. 169–172) is of interest since, in contrast to most Byzantine authors who treat *ἱστορία* and *συγγραφή* (and cognates) as synonyms, he returns to a distinction evident in the prefaces to Herodotus and Thucydides, in which the former, as the narrator of events that he has not personally experience, engaged in *ἱστορία*, 'investigation', whereas the latter, as a participant, produced a *συγγραφή*, 'composition', as did Eustathius, a direct witness of the Norman capture of Thessalonica in 1185. Kiapidou also elaborates the thesis of two-stage composition by Eustathius, the first for a Lenten recital in the year after the sack, and the second for a subsequent presentation in Constantinople. Nicetas Choniates is another author of an account of a major disaster, in his case the capture of Constantinople by the fourth crusaders, and Kiapidou (pp. 172–177) uses this calamity to explain the well-known paradox of his preface, that, while it proclaims the importance of simple language and avoidance of rhetoric, the final version of his narrative could only be presented in a more elevated style.

In the Late Byzantine section (pp. 177–193), Kiapidou suggests that George Acropolites' reference to the different starting-points of historical works and its relevance to contemporary historiography deserve further attention (p. 179), but does not pursue this line of enquiry. Theodore Scutariotes is of interest as a writer who explicitly declined to claim 'paternity' for his text on the basis that it was entirely based on earlier sources, perhaps as a means of deflecting criticism for errors but also as a response to the preface of Zonaras (pp. 182–183). Kiapidou proposes, plausibly, that Nicephorus Gregoras composed his preface to accompany publication of the first tranche of his *Roman History*, namely books 1 to 11 (pp. 183–188). The same was most probably true of other historians, for example Agathias who clearly expected to continue his narrative beyond 559 but in the end never managed to bring that to completion. Gregoras' preface is also significant for including a speech attributed to emperor Andronicus II on the subject of history, espe-

8 For comprehensive discussion, see P. Rance: Anna Komnene and John of Epiphania's *Histories*: Quotation, Allusivity or Plagiarism? In: *Parekbolai* 15, 2025, pp. 139–158 (<https://ejournals.lib.auth.gr/parekbolai/article/view/10581/9780>). Rance points out (p. 145, n. 24) that, although the connection is overlooked in much recent scholarship, it was noted among others by Lieberich (see note 1); Kiapidou should have been aware of this.

cially on the fair presentation of leading figures such as emperors and patriarchs.

To conclude this very long presentation of what Kiapidou regards as the more interesting individual prefaces, she proposes two classifications that also embrace the works discussed in chapter 1, prefaces written for fellow scholars and those that additionally addressed contemporary political powers, with the results being presented in two tables (pp. 193–195). She also identifies the Middle Byzantine period as the time when the most elaborated and interesting prefaces were composed. The chapter ends with a short review of prefaces categorised as ‘functional’ and of little interest in theoretical terms (pp. 196–210). Of these less fortunate texts, only John Malalas receives significant comment (pp. 199–204), in part because of the possible links between his preface and that to Eusebius’ *Chronici Canones*, which survives primarily in Latin translation, and partly for Malalas’ invitation to successors to complete his account, an accurate anticipation of how his work was extended. John of Epiphaneia is, obviously, not credited with influencing Anna Comnena.

The third and last chapter in the volume (“Theoretical Aspects of Byzantine Historiography: the Evidence of the Prefaces”, pp. 211–229) has the daunting task of extracting generalisations from the preceding extensive descriptions; it approaches this through four categories, Profile of the Author, Value of History, Historiographical Practices, and Profile of the Reader/Listener. With regard to authors, assuming the presence of a sufficient level of education, the expected qualifications primarily relate to moral qualities, for example commitment to the task and lack of bias, rather than the status and practical experience that are celebrated in the prefaces to classical Latin histories. Although writers proclaim that the value of history lies in its ability to record the truth, this ideal may clash with the other frequent objective that the narrative should deliver moral lessons, for which purpose the truth might have to be massaged into an appropriate shape. For Practices, Kiapidou divides her analysis into six sub-sections. (1) Content (pp. 215–217): apart from the obvious fact of the importance and interest of the material being related, the issue of variety now enters the equation, something that is present in most authors but only infrequently acknowledged in prefaces, while the need to assess the character of the leading participants, in particular emperors from the Middle Byzantine period onwards; historical calamity is

identified as a particular sub-category with regard to the captures of Thessalonica and Constantinople, though it might have been observed that both Procopius (on the plague) and Agathias (on earthquakes) had included disaster as an element in their works. (2) Start points (p. 217) vary according to the type of historical work, with universal histories and chronicles usually running from the Creation, whereas more focused narratives begin from where a predecessor left off or from a specific event. End points may be expressed as ‘up to our time’, but to my mind authors rarely brought matters right up-to-date: this is certainly true for the fifth-century church historians, who avoided the Christological controversies of the 440s, as well as for Agathias and Theophylact, whose works ended a couple of decades or more before the time of composition. (3) With regard to length and structure (p. 218), most Byzantine texts are long, whatever might be said in prefaces about the virtues of being concise, while authors very rarely offer any comment on how their material is organised. (4) On language and style (pp. 219–220), the question of Greek as the proper language for writing history is only raised after the Ottoman conquest, when it becomes an element of national identity, whereas the preference for a clear style is repeatedly expressed as the best means to convey unadorned truths; that said, simplicity of language might occasion apologies, including from Theophylact Simocatta whose elaborate style attracted unsurprising criticism from Photius. (5) For sources of information (pp. 220–223) only a few authors could claim personal experience, for example Procopius, John of Epiphaneia, and John Cantacuzenus, whereas most relied on earlier texts that they reworked in different ways, sometimes through adjusting the stylistic level, sometimes through combining distinct sources, and occasionally through correcting errors. To me it seems significant that this is an aspect that is not really analysed in prefaces. (6) With regard to Generic Differences (pp. 223–224), historiography defined itself as separated from rhetoric with its aim of praising or blaming without full regard to the truth, and for most, but not Agathias, was distinct from poetry as well as from rhetoric. Other genres might, however, be incorporated, with hagiography and other forms of biography becoming part of historiography; this happened early, unsurprisingly in the sub-genre of ecclesiastical history where Sozomen replaced the martyrs in Eusebius with the exploits of famous ascetics, but also in classicising history where Menander went so far as to compose an epigram on the Persian martyr Yazdbozed and Theophylact had information about the life of another Persian, Golin-

duch.<sup>9</sup> The final element of the chapter turns to Readers and Listeners (pp. 224–225); granted that texts were often read aloud, it is not particularly profitable to draw a distinction between these categories, though individual patrons or friends who may be addressed in a preface, for example Theodore in Socrates or Eutychianus in Agathias, can be considered as readers.

Following these four categories, and their subdivisions, Kiapidou closes the work with a few “Final Remarks and Answers to Current Research Questions” (pp. 225–229) in which she reiterates the variety of both histories and their prefaces, as well as the role of the latter in demonstrating that a particular author was aware of their place in a generic tradition. The two questions that she addresses are, first, whether it is possible to detect an evolution in Byzantine perceptions of historiography, to which the answer is essentially negative although Middle Byzantine writers did devote more thought to historiography than their predecessors or successors; and, second, the old chestnut of the distinction between history and chronicle, where on the one hand prefaces describe the processes, techniques, and objective of composition in fairly similar terms, but on the other historians refer more often to first-hand experience while chroniclers uphold the virtues of brevity, and it is only in the prefaces to chronicles that the term ‘chronicle’ occurs. Thus the book concludes by sitting on the fence with both the similarities and differences of histories and chronicles being acknowledged.

This might seem like a damp squib at the end of a long and detailed analysis, but it prompts a fundamental question as to whether, regardless of how important it is to unpick the meanings of these introductions and to identify their interconnections, the study of prefaces is in itself sufficient to reveal the nature of Late Roman and Byzantine historiography. These prefaces say nothing, for example, about authors’ attitudes to compositional elements such as speeches or digressions, parts of a work that individual writers chose to contribute as embellishments to the material they were recording and hence, perhaps, revealing some of the attitudes and priorities of both themselves and their audiences. Editorial comments embedded in narratives are another source of information: thus there is nothing in the preface to Procopius’ *Wars* to hint at his reaction to the fall of Antioch in 540 (*Wars* 2.10.4–

9 Menander fr. 13.3 (Blockley), and see P. Rance: In the Margins of Strabo: Menander Protector on Persian Religion and the *Passio S. Ixhōzetæ*. In: JÖByz 73, 2023, pp. 125–150; Theophylact 5.12.

5), or in Agathias' long opening to anticipate his reflections on the death of Anatolius in the 557 earthquake (*Histories* 5.4.3–6). Another problem with prefaces is the contradictions between their principled general statements and the actual practice of authors: Kiapidou flags the issue with regard to some authors, for example Nicetas Choniates, but it is more pervasive: for example, Agathias criticises authors who indulge in unjustified praise and blame (*Histories* preface 16–20), but his own presentation of Belisarius's actions in 559 is no less adulatory than Procopius' treatment of him in the first six books of the *Wars*, while criticism of Justinian's handling of the military reflects the tendency in the 570s to shift the blame for current problems onto an imperial predecessor.

Kiapidou laments the lack of studies of the prefaces of other literary genres since these could have enriched her own study (p. 12). I would have found it particularly interesting if she had attempted even a preliminary assessment of prefaces in hagiography, since she does note the relevance of a saint's life to Genesius (p. 120). A brief survey of prefaces in some early Byzantine hagiography throws up parallels for an epistolary preliminary to a more traditional introduction, and for double prefaces where the second element is located later in the text.<sup>10</sup> Hagiographers expressed doubts about their ability to cope with their material, bemoaned their lack of education, and stressed the benefits that a narrative of the ascetic achievements of their honorand would bring to readers and listeners. There is also scope for individuality: the *Life of Marcellus the Sleepless* opens with a display of abstruse Homeric knowledge about the Iliadic catalogue of ships and chariot race that would enhance the most literary of secular texts, even if it is then followed by a narrative whose style and language do not live up to this opening promise.

The book is not always easy to use. As indicated in the survey above, the historical works are discussed in three separate sequences, so that the chronological list of prefaces with page references for subsequent discussions (pp. 15–16) is a vital resource. Although the modern division of works into book, chapters, and paragraphs results from editorial intervention, Kiapidou's citation by the page and line of the editions listed in the bibliography is unhelpful, since readers may not have access to a library with the specified text (e.g. for Procopius they might use the Loeb rather than the Teubner), and

10 Epistolary preliminary: *Life of Hypatius*; double prefaces: the second, or Leipzig, version of the *Life of Daniel the Stylite* 12; *Life of Theodore of Sykeon* 22.

less than perfect in the case of classical texts that are all cited from the Loeb series even when more reliable editions are standard. Greek quotations within the text are usually provided with a translation, though not when passages are compared in parallel (e.g. pp. 145–146), but are left untranslated in footnotes even though Latin quotations in the notes are translated. All this seems bizarre. There are a few glitches in the English: ‘on’ is repeatedly used in references where ‘for’ would be preferable (e.g. pp. 43, n. 57; 45, n. 70; 48, n. 79); ‘of’ is used for ‘in/on’ (p. 153, n. 129), but ‘on’ for ‘of’ (p. 246, line 6); words appear to be missing at pp. 133, n. 36 and 135, n. 55, as if a correction has not been incorporated, while at p. 141, n. 76 ‘thought’ should be read for ‘though’. The list of Abbreviations (p. 9) does not include *MEG* or *EEBΣ*.

In terms of its main focus, the prefaces of extant histories between the fourth and fifteenth centuries, this book offers a valuable survey of this varied material, with the salient points of each preface highlighted and intertextual connections noted. With regard to its wider goal of establishing a Byzantine theory of historiography and hence elucidating the praxis and culture of historiography (p. 12), it is, inevitably less successful since this could only be attempted on the basis of a more comprehensive study of all these texts – and even then might fail to produce clear results.

---

Michael Whitby, University of Birmingham  
 Professor emeritus  
 m.whitby@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Michael Whitby: Rezension zu: Eirene-Sophia Kiapidou: *The Byzantine Historiographical Prefaces (4th–15th Centuries). A Study on Praxis and Culture of Writing History in Byzantium*. Turnhout: Brepols 2025. In: *Plekos* 27, 2025, S. 579–590 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-kiapidou.pdf>).

---

Guglielmo Cavallo: *Παραδείγματα*. Le liste degli autori greci esemplari dall'antichità a Bisanzio. Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Transmissions 8). X, 205 p., 14 ill. € 119.95. ISBN: 978-3-11-102709-8.

In this characteristically erudite and perceptive study, Guglielmo Cavallo examines Byzantine lists of authors considered outstanding or exemplary in selected literary and scientific-philosophical genres, as variously transmitted in manuscripts of the tenth/eleventh to fifteenth centuries. A monographic treatment of these unascrbed and undated opuscula might seem a remarkable enterprise but the outcome amply justifies the project, not least because the last comprehensive investigation was published in 1897 and subsequent disciplinary advances are vast.<sup>1</sup> Cavallo's meticulous analysis not only sheds much light on these particular documents, with regard to their antecedents, origins, sources, compositional settings, prosopography, intertextuality and transmission, but also contributes to broader discussion of complex processes of 'canon' formation and the varying nature, purpose and cultural functions of 'canonical' authors/works. While modern debates (or 'culture wars') about literary-artistic canons, especially in relation to educational curricula, partly hinge on notions of essential long-term fixity and chronological distance, studies of ancient and medieval canons, addressing much larger timeframes, have long recognised the inherent mutability and elasticity of such lists, which in turn curbs assumptions that all constituent elements have a classical – or specifically 'Alexandrian' – pedigree.<sup>2</sup> A conceptual thread running through Cavallo's inquiry is this unstable – in a sense 'non-canonical' – aspect of canons, in both their assemblage and diffusion, or perhaps, more simply, the semantic imprecision of 'canon', ranging from definitive and irreversible authentication of Scripture to shifting criteria for evaluating

1 O. Kröhnert: *Canonesne poetarum scriptorum artificum per antiquitatem fuerunt?* Diss. Königsberg 1897.

2 See recently, in particular, the contributions of Roberto Nicolai: e.g. R. Nicolai: *I paradossi del canone alessandrino*. In: V. Costa/M. Berti (eds.): *Ritorno ad Alessandria. Storiografia antica e cultura bibliotecaria: tracce di una relazione perduta*. Atti del Convegno Internazionale, Università di Roma Tor Vergata, 28–29 novembre 2012. Tivoli 2013 (*Ricerche di Filologia, Letteratura e Storia* 22), pp. 27–40; Id.: *The Canon and Its Boundaries*. In: G. Colesanti/M. Giordano (eds.): *Submerged Literature in Ancient Greek Culture. An Introduction*. Berlin/Boston 2014, pp. 33–45. See also I. Matijašić: *Shaping the Canons of Ancient Greek Historiography. Imitation, Classicism, and Literary Criticism*. Berlin/Boston 2018 (*Beiträge zur Altertumskunde* 359).



some authors/works as superlative and paradigmatic, while marginalising most others, depending on era, place and context, and reflecting literary tendencies, teaching practices, scholarly interests and/or readers' tastes. Selective adaptation, over time, produces composite or stratified lists, in which counteracting cultural forces of fossilisation and evolution can place relics of Hellenistic scholarship beside recently deceased Byzantine writers.

Cavallo's study principally concerns three lists or catalogues of pre-eminent authors in specified fields or genres, including poetry, grammar, rhetoric, history, medicine, philosophy and theology. These lists he ultimately designates C,  $\Delta$  and M. C and  $\Delta$  are differently structured redactions of the same constituent source-texts ( $\alpha$  and  $\beta$ ). M is a later and independent compilation. Some readers might have benefited from a brief introductory clarification of these documents and Cavallo's preferred labels, even if this would entail pre-empting his detailed argumentation. As it is, the first twenty or so pages of the book must be read very attentively, as Cavallo cumulatively presents this material, initially by way of a summary of older scholarship (chapter 1, "Le liste bizantine di autori esemplari", pp. 1–7), whereby the lists are first introduced using the alternative and even conflicting denominations they have borne since the late nineteenth century up to the present (Cavallo's C was hitherto *Tabula* M/Montfaucon;  $\Delta$  formerly *Tabula* C/Cramer).<sup>3</sup> Cavallo's own definitions gradually emerge over the course of his analyses of manuscript transmission and textual origin and evolution, and his terminology becomes fixed and comprehensively applied only towards the end of chapter 2 ("Tradizione manoscritta delle liste", pp. 8–36).

Cavallo's discussion of manuscripts covers basic codicological and palaeographical data, the placement of relevant texts, and the known history of each codex. His thorough re-investigation of stemmatic relationships resolves or nuances uncertainties in previous studies and lays foundations for both new editions of the lists and future research. Redaction C is transmitted in a single witness: tenth-/eleventh-century Paris, BnF, Coislin 387 (= C). Redaction  $\Delta$  has a more ramified tradition. The long-recognised two main witnesses are late tenth-/early eleventh-century Vatican, BAV, Vat. gr. 1456 (= V) and early fifteenth-century Oxford, Bodleian, Auct. T. 2.11 (Misc. 211) (= B). Cavallo assigns the siglum  $\Delta$  to their lost common ancestor. In addition, he affirms, beyond doubt, that mid-sixteenth-century Oxford, Bod-

3 See recently e.g. Matijašić (note 2), pp. 24–25, 28–29, 217–221.

leian, Barocci 125 (= N) descends from V, crucially before V suffered physical damage and extensive loss, post-1612/1613, and thus N can fill this lacuna in V (pp. 19–21).<sup>4</sup> It remains unclear how, when, or why V became available to the Venice-based copyists of N around the 1540s.<sup>5</sup> Otherwise, Venice, BNM, gr. II 15 (= V<sub>1</sub>), an eighteenth-century apograph of V, is of no editorial value. Cavallo also takes account of a hitherto unexploited partial witness in the form of two marginal scholia, relating to certain authorial groupings, in Leiden, Universiteitsbibliotheek, Voss. gr. Q. 76 (= L<sup>sch</sup>); dating to the tenth/eleventh century, the scholia descend from a collateral tradition independent of Δ, the ancestor of VBN. For the present, Cavallo (p. 22) understandably postpones detailed treatment of List M, a late adaptation transmitted in mid-fifteenth-century Munich, BSB, gr. 256 (= M).

Building on previous studies, Cavallo offers a lucid and plausible reconstruction of the genesis and unusually intricate early textual history of Lists C and Δ (pp. 14–17). Their primary components are two originally independent lists, created in different periods, one apparently classical in origin (α), the other late antique/middle Byzantine (β). Later, between the mid-ninth and later tenth centuries, lists α and β were differently conjoined to form a composite document, but in two structurally divergent redactions: C, broadly characterised as a fuller or *aucta* version (α + β), and Δ, a shorter or *brevior* version (β + α). To reach this point in Cavallo's analysis, the two redactions have passed through various denominations: “Redazione *aucta*” (olim *Tabula M*) > “Redazione C”, and “Redazione *brevior*” (olim *Tabula C*) > “Redazione

4 Here Cavallo significantly modifies the thesis of H. Rabe: Die Listen griechischer Profanschriftsteller. In: RhM 65, 1910, pp. 339–344 at 343–344.

5 Cavallo observes “ma la storia del Vat. gr. 1456 prima del suo ingresso nella collezione del cardinale Sirleto [= 1574] è del tutto ignota, e non si può escludere che a un certo momento, capitato tra le mani dei copisti che lavoravano a Venezia nella cerchia di Nicola Malaxos, fosse adoperato per la compilazione di una nuova miscellanea” (p. 21). However, as Cavallo is aware (p. 10, n. 9), V previously belonged to Cardinal Marcello Cervini, Cardinal-Librarian (1548–1555) and then Pope, as Marcellus II (1555). V was therefore kept in one of his two libraries, in Rome and Montepulciano, which remained intact under his heirs until 1573/1574. See S. Lucà: La silloge manoscritta greca di Guglielmo Sirleto. Un primo saggio di ricostruzione. In: Miscellanea Bibliothecae Apostolicae Vaticanae 19. Vatican 2012 (Studi e testi 474), pp. 317–355 at 337, with cited bibliography. In addition, it might seem all the more puzzling that N was copied from V in Venice in the early 1540s, if, as it seems, B was then available in Venice, in the possession of Guillaume Pellicier, French Ambassador 1539–1542, who otherwise employed both of the identified copyists of N, Ioannes Katelos and Nikolaos Malaxos.

VBN” > “Redazione Δ”. I wondered if *aucta* and *brevior* might ultimately have been more useful labels, if only because letter C is now both a redaction of a list and the siglum of a manuscript, while Δ denotes both a redaction of a list and a posited hyparchetype (of VB).

Although Cavallo revisits some previously explored territory, he makes significant progress in several areas, beyond improvements to the stemma codicum. Older studies recognised Lists C and Δ as variant combinations of two pre-existing lists (Cavallo’s α and β),<sup>6</sup> but C and Δ have never been treated as true redactions, each with its own characteristics, reflecting not only the ‘open’ nature of such catalogues, prone to change and addition, but also the intentions and collative method of a particular editor in a distinct rhetorical-grammatical milieu (p. 37). Cavallo’s codicological analysis also identifies an interesting new dimension (pp. 16–17): although the source-material (α + β) certainly originated, at different times, in the eastern Roman/Byzantine sphere, the manuscript tradition of the two redactions, judging by the origins of extant codices, appears to reflect different geo-cultural orientations, whereby Redaction *aucta*/C was handed down in the East, while *brevior*/Δ has been transmitted in Hellenophone southern Italy. Accordingly, this case study coheres with earlier observations on the generally more conservative textual production in the Italo-Byzantine zone. Chapter 2 concludes with mostly colour digital reproductions of all relevant folios of all witnesses (pp. 23–36). Even allowing for the relative brevity of the texts, this provision is a rarity, which permits readers’ deeper engagement with the *constitutio textus* and interpretative questions.

Chapter 3 provides new critical texts of Lists C, Δ and M (“Edizione delle liste”, pp. 27–51). While their publishing histories can be variously traced to the early eighteenth century, the most recent editions are by Otto Kröhnert (1897) and Hugo Rabe (1910).<sup>7</sup> Kröhnert edited List C (as Tab. M) from codex C, List Δ (as Tab. C) from codex B alone, and List M on the basis of an apograph of codex M provided by the Bayerische Staatsbibliothek. Rabe collated a superior text of List Δ based on codices VB with N, even if he did not correctly construe the descent of N from V. Although only L<sup>sch</sup> has

6 See already G. Steffen: *De canone qui dicitur Aristophanis et Aristarchi*. Leipzig 1876, pp. 8–11; and especially O. Regenbogen: Πίναξ (3). In: *RE* 20,2, 1950, coll. 1409–1482 at 1458–1459.

7 Kröhnert (note 1), pp. 5–8, 10–11, 15–16; Rabe (note 4), pp. 339–344 at 340–342.

played no part in prior scholarship, Cavallo's text benefits from improved editorial principles and more accurate knowledge of the tradition. As Redactions C and Δ differently draw on the same primary lists, Cavallo can occasionally emend one using the other as "textus altero modo traditus" (pp. 41, 46), but he strictly intends "una duplice edizione", sequentially arranged, rather than "una vera e propria edizione comparativa" (p. 39), recognising their independent production and transmission, and appreciating that the diverging structure of C ( $\alpha + \beta$ ) and Δ ( $\beta + \alpha$ ) precludes juxtaposing the two redactions. A commentary devoted to editorial issues appraises preceding emendations and conjectures. A couple of misprints were noted.<sup>8</sup>

Deconstructing Redactions C and Δ, chapters 4 ("Prosopografia, composizione, origine, cronologia della lista  $\alpha$ ", pp. 52–63) and 5 ("Prosopografia, composizione, origine, cronologia della lista  $\beta$ ", pp. 64–118) present detailed analyses of their two primary components, lists  $\alpha$  and  $\beta$ , in terms of compositional principles, prosopography and chronology, with a view to establishing the literary-cultural and educational contexts of their original formation. Cavallo draws parallels with other genre-specific lists of exemplary authors and/or works compiled in antiquity, ranging from 'canons' of demonstrable or likely Alexandrian origin to more targeted selections of models for rhetorical instruction in the first and second centuries: Dionysius of Halicarnassus, Quintilian, Dio Chrysostom and Hermogenes. List  $\alpha$  comprises sequential listings of authors grouped according to the genre in which they excelled, mostly in verse: epic, iambic, tragedy, comedy (Old, Middle, New), elegy and lyric, followed by oratory and historiography. The earliest is Homer, the latest Polybius. Some identical or largely coinciding sequences are attested elsewhere (e.g. an epic pentad, iambic triad and lyric ennead) and seemingly originate in 'canons' formulated in Hellenistic Alexandria or even earlier (e.g. the core tragic triad of Aeschylus, Sophocles, Euripides). The lineage of other series, especially prose writers, is much less certain: the ten Attic orators have the most diffuse tradition, traceable at least from the early Principate, while the historians, beyond a fixed nucleus, have a more fluctuating membership. Cavallo adduces features that, in his view, point to a date of composition before Late Antiquity (p. 61): classifying poets according to versification; terminology used to define genres (as more authoritatively transmitted in Redaction C); and omission of certain fields apparently not deemed *artes liberales*

8 C 6 (p. 41) and Δ 25 (p. 47): Ἐπὶ χαρμῶς should read Ἐπὶ χαρμῶς. Δ 32 (p. 47): the line begins with an intrusive Arabic numeral: 3 Ἐλεγεῖων.

(e.g. medical writing, included in list  $\beta$ ). Insofar as the unitary structure of list  $\alpha$  appears to reflect a specific time and place, Cavallo plausibly hypothesises its compilation in the second or early third century AD, probably in connection with rhetorical-grammatical schooling, when nascent Greek literary culture rediscovered or revived interest in authors/genres of the archaic and classical eras. Cavallo further argues that a preliminary list of nations who discovered specified arts or sciences, drawing on a separate tradition of “first inventors” (πρῶτοι εὑρεταί), is a later accretion, which sought to adapt list  $\alpha$  into a broader-purpose scholarly or didactic tool (pp. 61–63).

Similarly grouping authors by genre, list  $\beta$  was clearly compiled later and in distinct circumstances. Listed authors range from Homer, across Late Antiquity, to George Choïroboskos in the early ninth century. In addition to a few duplicated but differently configured categories found in list  $\alpha$  (hexametric and iambic poets, historians), new prose categories include diverse grammarians, authors of rhetorical commentaries, medical writers, and philosophers and their exegetes. Compared to  $\alpha$ , the tradition of  $\beta$  shows greater divergence between Redactions C and  $\Delta$  in terms of selection, arrangement and/or content of authorial groupings. These variations, some evidently deliberate editorial interventions, complicate the task of tracing the origin and development of list  $\beta$ , which evinces a more stratified heterogeneous formation. Certain groups include figures now deemed secondary or ‘minor’, indicative of the differing priorities of Byzantine erudition, and some names cannot be securely identified. Cavallo’s prosopographical study is up-to-date and often exhaustive, and raises questions about criteria for generic categorisation.<sup>9</sup> He elucidates even ostensibly hopeless cases: e.g. an Ἀλέξανδρος listed among ὅσοι γραμματικοί (C 21)/ὅσοι περὶ γραμμάτων ( $\Delta$  7), from the long list of potential homonyms, is plausibly whittled down to Alexander of Co-tiaeum (pp. 77–79). Regarding compositional contexts, Cavallo discerns in the two diverging redactions of list  $\beta$  “una compilazione ambigua a uso di scuola di livello medio” (p. 110), consistent with what is known of scholastic curricula, but a more ‘open’ text liable to adaptation according to personal taste, didactic setting or regional culture. Suspecting the inclusion of Choïro-

9 A rare instance of incaution relates to the career of Aetius of Amida: “Passato a Costa[n]tinopoli” and “divenne medico alla corte di Giustiniano e Teodora” (p. 95). Although confidently stated as fact in older literature, these statements are pure conjecture; it is not even certain that Aetius lived into Justinian’s reign [see: J. R. Martindale: Aetius (of Amida) 5. In: PLRE 2, 1980, p. 20].

boskos to be a later supplement, Cavallo doubts its chronological significance. Principally from the historical orientation of listed writers/works on grammar, medicine and Neoplatonic philosophy, he cautiously proposes later sixth-/seventh-century Alexandria as the original intellectual environment of list β, which was later diffused across the eastern/central Mediterranean and variously modified during the middle Byzantine era (pp. 113–115).

Chapter 6 turns to List M, preserved in Monac. gr. 256, which has played no part in the preceding discussion (“Prosopografia, composizione, origine, cronologia della lista M”, pp. 119–146). In form, content and selective principles, List M differs entirely from Lists C and Δ. Whereas C and Δ remain rooted in their ancient and/or late antique ancestry, the focus and contrived configuration of M reveal an authentically ‘Byzantine’ product. Divided into four sections, each comprising twelve individually numbered authors of a stated genre, M includes Church Fathers and theologians alongside poets, orators and ‘philosophers’. In my view, Cavallo’s intensive analysis of List M is one of the most satisfying aspects of this volume, partly since M has hitherto attracted less editorial or scholarly interest, but primarily because its later date allows Cavallo to adduce manuscript production, circulation, and readership in the middle and especially late Byzantine periods as comparative evidence of attitudes to listed authors. Aside from specific insights into List M, this endeavour furnishes readers with a wealth of contextual detail on Byzantine literary scholarship and book culture. Cavallo charts the extent, modes and chronology of direct and indirect reception of each author, both individually and as a representative of a genre, in literary, intellectual and/or educational contexts, as evidenced by diverse criteria: extant manuscripts, editorial interest, citations, excerption, adaptation and mimesis, drawing close correlations between these external indices of popularity and the selection of authors in List M, most persuasively for orators and philosophers. In addition, Cavallo accounts for the re-categorisation of certain authors, notably why Herodotus, Thucydides, Xenophon and Polybius, unremarkably *ιστορικοί* in C/Δ, become *ῥήτορες* in M, owing to shifting perceptions of their instructional value, and why strictly ‘scientific’ (mathematical/astronomical) authors are classified as *φιλόσοφοι* (pp. 125–127).<sup>10</sup> In general, Cavallo identi-

10 To the bibliography on the Byzantine reception of Thucydides (p. 126, n. 50) should be added the more nuanced assessments in S. Kennedy: *A Classic Dethroned: The Decline and Fall of Thucydides in Middle Byzantium*. In: GRBS 58, 2018, pp. 607–

fies List M as a synopsis of Palaeologan literary culture, but his closer examination of Monac. gr. 256 points to a specific transmissional context: as adjacent folios are dated by watermarks to c. 1445, and the codex contains a substantial collection of anti-Latin polemical writings, interspersed with supporting extracts of patristic texts, the contemporary anti-Unionist religious-cultural struggle at Constantinople becomes the most likely environment for the transcription – and even elaboration – of a list of literary-doctrinal authorities (pp. 145–146).

Having explored the formation and transmission of Lists C, Δ and M, in the final chapter Cavallo asks whether, between the eleventh and fifteenth centuries, they played any role in the writings of those Byzantine scholars or anonymous rhetoricians who cite exemplary writers as compositional models or *παράδειγματα* in selected genres. He has more success in tracing the wider phenomenon of cataloguing authors of excellence and general notions of a literary ‘canon’, than in demonstrating specific familiarity with C, Δ and M or the pre-existing constituent texts of C/Δ (α and β). He observes affinities between sequences of poets in list α and in Tzetzes’ oeuvre, though this trait should perhaps be viewed as a facet of Tzetzes’ self-presentational strategy, in which compiling his own lists of authors in specified fields, sometimes reflecting his actual, if superficial, knowledge of their writings, was one of several outlets of conspicuous learning.<sup>11</sup> Cavallo also discusses Michael Psellos’ radical revision of the classical canon of orators to show that Christian practitioners of the art of rhetoric, notably the Cappadocian Fathers and John Chrysostom, can equal – or sometimes surpass – ancient forerunners. Cavallo extends this line of inquiry to prescriptive lists of authors and/or works in late Byzantine rhetorical manuals, specifically the little-known anonymous *On the Four Parts of a Perfect Speech*,<sup>12</sup> with coinciding (and probably derivative) passages in Joseph Rhakendytes’ *Synopsis of Rhetoric*.

635; S. Kennedy/A. Kaldellis: Thucydides in Byzantium. In: P. A. Low (ed.): *The Cambridge Companion to Thucydides*. Cambridge/New York 2023 (Cambridge Companions to Literature), pp. 249–264.

11 E.g. P. Rance: Tzetzes and the *Mechanographoi*: the Reception of Late Antique Scientific Texts in Byzantium. In: E. E. Prodi (ed.): *Τζετζιζαὶ ἔργονα*. Bologna 2022 (Studi di Eikasmós Online 4), pp. 427–481.

12 W. Hörandner: Pseudo-Gregorios Korinthios, Über die vier Teile der perfekten Rede. In: MEG 12, 2012, pp. 87–131.

Throughout this volume, Cavallo displays impressive analytical acumen and wide-ranging erudition. His in-depth investigation of Lists C, Δ and M – or more correctly of C/Δ α, C/Δ β and M – is a magisterial demonstration of how much literary-cultural information can be extracted from even short, terse and ostensibly unsophisticated texts. Beyond the particularities of these lists, however, Cavallo provides broader lessons about the typology of canons, insofar as each specimen exemplifies a specific era and compositional milieu and reflects differing editorial objectives and priorities. Correspondingly, the variable development of such lists, embracing persistence, adaptation, addition and abandonment, and sometimes accommodating even recent authors, affirms the necessarily flexible nature and cultural function of canonicity.<sup>13</sup>

- 13 A handful of minor typographical errors were noted: p. 83: ἀπόδοσιν > ἀπόδοσιν; p. 95: “Costatinopoli” > Costantinopoli; p. 164: “clarer” > clearer; p. 176: “anonymus” > anonymous; p. 203: “Edimburgh” > Edinburgh.

---

Philip Rance, Freie Universität Berlin  
Friedrich-Meinecke-Institut  
Gastwissenschaftler  
rance@zedat.fu-berlin.de/philip.r.rance@gmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Philip Rance: Rezension zu: Guglielmo Cavallo: Παράδειγματα. Le liste degli autori greci esemplari dall'antichità a Bisanzio. Berlin/Boston: De Gruyter 2024 (Transmissions 8). In: Plekos 27, 2025, S. 591–599 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-cavallo.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Caillan Davenport/Meaghan McEvoy (eds.): *The Roman Imperial Court in the Principate and Late Antiquity*. Oxford/New York: Oxford University Press 2023. XVI, 405 p., 12 ill. £ 105.00/\$ 135.00. ISBN: 978-0-19-286523-6.

On Wednesday 15 August 1945, the Japanese emperor Hirohito made a speech which was recorded for radio broadcast. He announced that his government had accepted the surrender of its military to the Allied forces (as set out by the Potsdam conference stipulations), signaling the end of Japan's participation in the Second World War. Hirohito's speech was the first time that the vast majority of his subjects had ever heard an emperor speak. Yet the speech was composed in the highly refined Kyoto dialect, which had become the language of the court, meaning that most Japanese subjects probably struggled to grasp what their emperor was saying. This is just one of many examples pointing out the similarities and differences between Eurasian monarchical courts in the conclusion of this new volume on "The Roman Imperial Court" by Caillan Davenport and Meaghan McEvoy. Especially in the fifth century Imperial West, the Roman court shared significant characteristics with that of the later Imperial Japanese court. Prime among these was a *de facto* diarchic form of rule with the emperor taking up a ceremonial and religious role, while many matters of secular government had been handed over to the highest-ranking statesman. Yet for all the things that set the Roman Imperial court apart from the rest of society, language was not part of that (unlike many subsequent monarchical societies).

This volume examines the evolution of the Roman Court from the Early Empire to the Later Empire. Its genesis can be traced back to a series of conference panels at the Celtic Classics Conference at University College Dublin in 2016. While the title seems to indicate coverage of the first six to seven centuries of Imperial Roman Rule, the current chapters cover more circumscribed approaches. As will be explained later, only a few chapters cover the entire width of the period under consideration. Even then most effectively stop with the reign of Justinian, hence giving a rather conservative twist on the current meaning of 'Late Antiquity'. Besides the first chapter, none of the other fourteen deal exclusively with the Principate. Hence the balance of coverage tilts heavily in favour of the Late Roman Empire. Nevertheless, this should not turn skeptical readers to flight just yet, because the entire endeavour remains a *tour de force*.

Both the introduction (“Introduction: Connecting Courts”, pp. 1–38) and final comparative chapter by the editors form what is currently the best and most up-to-date survey on Roman ‘aulic’ studies. While *Kaisergeschichte* has always held an important position in Roman scholarship, studies on the court are markedly sparser. Landmark studies on Roman Emperorship, such as Fergus Millar’s “The Emperor in the Roman World”<sup>1</sup> did not necessarily examine the court as an institution. Even after Norbert Elias and Jeroen Duindam’s foundational studies on the court as an anthropological and sociological phenomenon, the current *status quaestionis* in Roman history still remains limited to a handful of titles.<sup>2</sup> Thus the arrival of this volume is both timely and vindicated.

The first chapter by Christoph Michels adds great nuance to the image of Antoninus Pius as of the quintessential restrained emperor (“Great King or *Civilis Princeps*? Monarchical Ideals and Daily Interaction in the Reign of Antoninus Pius”, pp. 41–55). Michels uses the privileged testimony of Fronto to test just how far his accessibility reached. On the one hand, Fronto had far better insight than most of our sources reporting on individual emperors, given that he was the tutor of Marcus Aurelius and Lucius Verus. Yet on the other hand he was never part of the *concilium principis*. Furthermore, in some of his correspondence to the emperor he even invoked titles such as *dominus imperator* (already attested in Trajanic inscriptions) and *Megas Basileus*, seemingly at odds with the concept of a *civilis princeps*. More significantly, Fronto had incurred Pius’ displeasure by accepting the inheritance of one of his friends who had fallen foul of the Praetorian Prefect Gavinius Maximus. Later, Fronto even thought it prudent to apologise to Pius for being absent on his Imperial birthday due to illness. While Pius was known to have dispensed with such formalities in most cases, Fronto’s obsequious address and Pius’ terse response indicate that there were still limits to what the ideal of the *primus inter pares* meant in practice.

1 F. Millar: *The Emperor in the Roman World* (31 BC–AD 337). London 1977.

2 N. Elias: *Die höfische Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1969; J. Duindam: *Vienna and Versailles. The Courts of Europe’s Dynastic Rivals, 1550–1780*. Cambridge/New York 2003 (New Studies in European History); A. Winterling: *Aula Caesaris. Studien zur Institutionalisierung des römischen Kaiserhofes in der Zeit von Augustus bis Commodus* (31 v. Chr.–192 n. Chr.). München 1999; A. J. S. Spawforth: *The Court and Court Society in Ancient Monarchies*. Cambridge/New York 2007; B. Kelly/A. Hug (eds.): *The Roman Emperor and His Court, c. 30 BC–c. AD 300*. 2 vols. Cambridge 2022.

In one of the best chapters of the volume, Christian Rollinger examines the role of the Imperial Guard from Augustus to Phocas (“Changing the Guard: Guard Units and Roman State Ceremonial from the First to the Fourth Century”, pp. 56–74). Historically, guard units have always been part of any monarchical court because they provide both security and enhance the court’s splendour. The Praetorians, later *Scholae Palatinae*, and affiliated guard units such as the *Corporis Germani Custodes* and *Equites Singulares Augusti* were much more than mere bodyguards. They originally represented Italy’s reserve army, that later could also be assembled as a campaign force. In a pinch, they even acted as disaster management (e.g. firefighting or riot policing). Invoking Millar’s *dictum* that wherever emperors went so did armed soldiers, Rollinger goes on to examine what that meant for state ceremonial across the centuries. From the accession of Augustus to the permanent establishment of the court in Constantinople, Imperial guards were always involved in the public façade of the court. Rollinger especially focuses on their participation in ‘diplomatic ceremony’, such as Imperial funerals, accessions, or parades. New Julio-Claudian emperors were always accompanied by their guard at their accession, while even in the fourth century Julian made a point of reserving the right to appoint his own guards when reaching the nadir of his conflict with Constantius II. Yet noticeable shifts are also apparent, such as Trajan still insisting his guards don civilian dress when participating in his *adventus*, whilst Septimius Severus had them enter Rome in battle attire a century later. By the time of Phocas’ coronation in 602, the Imperial Guard’s military role had effectively become an integral part of state ceremony and thus an enhancement of the Eastern Emperor’s charismatic authority.

Verena Jaeschke and Caillan Davenport examine the spatial dimension of one of the most novel phases of Late Roman court history in the next chapter (“Cities, Palaces, and the Tetrarchic Imperial Courts”, pp. 75–104). With Diocletian’s acclamation of Maximian in 285, *Mehrkaisertum* became institutionalized for the next two centuries of Roman rule. An even more noteworthy aspect of this is that throughout the long fourth century – from the accession of Diocletian to the death of Theodosius I – the Roman Court became mobile. For all ends and purposes, there was no true Roman capital in this era. The capital was simply wherever the court happened to reside. Jaeschke and Davenport examine the material foundations of this phenomenon during its Tetrarchic history until Constantine I’s sole rule as Augustus. Cities such as Aquileia, Milan and Trier in the West, or Antioch

and Nicomedia in the East emerged as Imperial residences. Some of these had already functioned as provincial capitals, because of their strategic locations. Now, however, their infrastructure was expanded to serve as proper hubs for the court. These building phases did not happen overnight, as exemplified by Nicomedia's circus which was only concluded in 304 (just before Diocletian was about to retire). The most famous aspect of these palaces were their monumental halls, as is still visible today in Trier. The chapter also considers the exceptional position of Maxentius, as the only emperor ruling from Rome in the fourth century, yet also succumbing to Tetrarchic fashion by embarking on his own building program. Finally, while Constantine may have founded his own city, this was initially never meant as a new capital for the East, with mobile rule remaining the norm for Eastern emperors until Theodosius I.

With Audrey Becker's "The Court in Constantinople Facing the Death of the Emperor" (pp. 105–118) we move even more firmly into the later period. She considers Imperial succession crises in the Roman East, beginning with one of the canonical insights into the *arcanum imperii*, namely that there was never a constitutional mechanism to determine Imperial succession. Even though the dynastic principle had already triumphed under Augustus, there were plenty of occasions when no heir was immediately at hand to succeed the reigning emperor should he die (as Augustus himself knew all too well). Becker considers how the court handled the succession of Constantine I (337), Zeno (491), Anastasius I (518) and Justinian (565). While the latter three form a cohesive range of case-studies, the inclusion of Constantine I yet omission of Jovian, Valens, Theodosius II and Marcian are curious given the criteria set out. Still, Becker shows how key groups such as the bureaucratic *consistoriani* (headed by the Praetorian Prefect, *Magister Officiorum* and quaestor), the military (headed by the *magistri militum*) and the Imperial household (with eunuch chamberlains playing a key role), Imperial women and even the patriarch could act as a 'conclave'.<sup>3</sup> The later fifth and sixth century cases clearly show that these factions could smoothly proclaim a candidate of their own (as they did with Anastasius) if they managed to collaborate swiftly from the onset. If not, chaos could prevail as it did during the election of Justin I.

3 This is a personal flourish and not terminology used by Becker.

Benjamin Kelly asks whether the Roman court was “an Emotional Community” (pp. 121–141). Again, Norbert Elias is a towering figure of influence, whose “Prozeß der Zivilisation”<sup>4</sup> considered the question of emotional restraint from a *longue durée* perspective. But how did people at the Roman court think about emotions and how did they express them? Kelly mainly considers this question from two distinct periods: the Antonine age and that of the fourth century soldier-emperors. Analysing contemporary literary sources with connections to the court, he establishes that the court community of the second century shared similar emotional norms. If the first century had been characterised by restraint and an absence of outwardly positive emotions, there was a marked shift to a courtly language of love in the second century. There was even a performative element to this, with exchanges of kisses and embraces becoming normalised. This was largely made possible thanks to homogenous overlap between the court community and the wider aristocratic milieu milling around it. By the fourth century, however, there was a far stronger emotional palette available for emperors and their entourage to tap into. This is most famously represented in the performative fits of rage by emperors like Gallus or Valentinian I. This was just as much a translation of the new composition of the mobile court, with senatorial aristocrats becoming a minority and military *homines novi* serving in the emperors’ immediate presence, allowing for more expressive diversity.<sup>5</sup>

Jill Harries’ “Jurists as Courtiers from Augustus to Justinian” (pp. 142–155) is again one of the few chapters which considers the entire span of Roman Imperial history from Augustus to Justinian. Harries deftly shows the evolution of a profession which was vital to emperors’ good governance. Yet century after century, the role of jurists steadily evolved in tandem with that of Imperial government. In the Augustan age, individual lawyers operated on an ad hoc basis and could choose the extent to which they involved

4 N. Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Basel 1939.

5 Oddly enough, given the topic under consideration, this chapter does not engage with V. Bileta: *The venatio in the Emperor’s Presence? The consistorium and the Military Men of the Late Roman Empire in the West*. In: K. C. Choda/M. Sterk de Leeuw/F. Schulz (eds.): *Gaining and Losing Imperial Favour in Late Antiquity. Representation and Reality*. Leiden/Boston 2019 (Impact of Empire 36), pp. 73–101, which is included in the volume’s single unified bibliography (pp. 359–400) nevertheless.

themselves with the emperor's business.<sup>6</sup> But they were not part of the emperors' entourage and most of their everyday activities took place elsewhere. By the time of Hadrian, however, Imperial workloads had evolved to such a point that jurists were required on a daily basis to deal with the minutiae of petition and response. Another century later, this meant a profound change in the influence legal experts could attain as witnessed in the careers of Papinian and Ulpian. Both men were amongst the most formidable of all Roman lawyers, yet their positions as Praetorian Prefects meant they also had to dabble in the 'dark arts of government' which ultimately led to their demise. By the time of the Late Roman Empire, jurists had become full-fledged courtiers to the extent that the last-named legal expert in Justinian's Digest traces back to the Constantinian Age. Yet as Harries' remarks, the legislative output of that emperor's reign is a "testament to the fact that even at the court of an extreme theocrat, the rule(s) of law could still prevail" (p. 153).

Kevin Feeney's chapter ("Court Construction and Regime Change in the Mid-Fourth Century", pp. 156–171) is the briefest in terms of chronological scope, only examining the composition of the key members of Julian and Jovian's courts (361–364). Yet the ample documentation at hand, allows him to examine to what extent fourth-century emperors had scope to shape governmental philosophy in an age of expanded bureaucracy. Emperors were happy enough to let the dynamics of social mobility run their own course in the lower echelons of government. But what about their own *consistorium*? Regional factionalism has long been recognised in some of the Pannonian appointees of Valentinian I or the Spanish ones of Theodosius I. But Feeney goes on to show how Constantine I's reforms presented a watershed in the longer run of Roman history, allowing emperors to shape their personal political agendas. This is apparent in the case of Julian who, despite still being part of the same dynasty, delighted in repealing his predecessors' religious legislation, and making sure that most members of Constantius II's *consistorium* were removed (both violently and non-violently). It is very revealing that the three top members of the old guard who were retained all abandoned Christianity, which sent a clear message to those with governmental ambitions. Jovian, in contrast, pursued a programme of conciliation by re-

6 It is to the editors' credit that their contributors were allowed complete autonomy in their approach, as evidenced by Harries stating that she does not believe Augustus even had a court (p. 145).

taining Gallic loyalists of Julian in his consistory, recalling some of Constantius II's appointees, and choosing his own Illyrian officials. Similarly, no member of the previous regime was persecuted. If Julian had wanted to change elite behaviour, then Jovian – elected in the midst of a general omishambles – sought to maintain elite approval. These cases show that fourth-century emperors had far more scope to shape their courts than emperors would have been able to in the Principate.

Meaghan McEvoy examines what she calls “Sharing the Imperial Lime-light: The Age of the Magister Militum” (pp. 172–202). She starts with an intellectually honest self-correction to the idea that fifth-century *magistri militum* (especially in the West) acted as “powers behind the throne” (p. 173). Instead, she demonstrates that their influence was rather on full display and should be seen in terms of “power-sharing” (p. 195). The period she examines follows the age of the mobile soldier emperor, and was just as much a product of the transformation of the Imperial Office into a more capital-bound ceremonial role which was complete by 395.<sup>7</sup> By looking at a wide category of instances that are indicative of this power-on-display (participations in accession ceremonials of emperors or their *adventus*, consular celebrations, gifts of statues, marriages, birthday celebrations, ...) she shows that at least in the first half of the fifth century West, the ascendancy at the Imperial court of *generalissimos* such as Stilicho, Constantius and Aëtius was widely understood and part of governmental consensus. According to McEvoy this dynamic ended in 471/472 with the downfall of Aspar in the East and the death of Ricimer in the West. McEvoy's observations are entirely fair, but could have been more forcefully argued from a broader consideration of their fourth-century counterparts (who were far more routinely dismissed, or even executed, than the author indicates).<sup>8</sup>

7 A process on which McEvoy wrote the seminal *Child Emperor Rule in the Late Roman West, AD 367–455*. Oxford 2013 (Oxford Classical Monographs).

8 Dismissals: A. H. M. Jones/J. R. Martindale/J. Morris: Dagalaifus. In: PLRE 1, 1971, p. 239; Gomoarius. In: *ibid.*, pp. 397–398; Flavius Iovinus 6. In: *ibid.*, pp. 462–463; Marcellus 3. In: *ibid.*, pp. 550–551; Nannienus. In: *ibid.*, p. 615–616; Flavius Nevitta. In: *ibid.*, pp. 626–627; Flavius Timasius. In: *ibid.*, pp. 914–915; Ursicinus 2. In: *ibid.*, pp. 985–986. Flavius Equitius 2. In: *ibid.*, p. 282, was most certainly dismissed for having aided the elevation of Valentinian II in 375, given his services were not called upon during the Gothic War despite having served in the Balkans for over a decade. Executions: Barbatio. In: *ibid.*, pp. 146–147; Flavius Theodosius 3. In: *ibid.*, pp. 902–904; Vallio. In: *ibid.*, p. 945.

Anja Busch's chapter traces the growing importance of Imperial women from the Tetrarchy to Anastasius ("Representatives and Co-Rulers: Imperial Women and the Court in Late Antiquity", pp. 203–217). While Diocletian and his colleagues systematically excluded empresses from Imperial representation, the supremacy of Constantine I in 324 proved to be a *volte-face* as seen by his mother Helena's elevation as *Augusta*. The real watershed moment came with the Theodosian dynasty, especially once it became capital-bound in Constantinople. Theodosius I had already made a point of including his wife Flacilla on coins with the same regalia as an *Augustus*. Yet the role of Imperial Women was transformed in unprecedented ways, as shown in the case of Pulcheria and her sisters who opted for holy celibacy. Busch rightly questions their level of agency, at a time when Theodosian emperors did not have male heirs available. Nothing demonstrated more acutely the apparent risks of having female siblings around the court with child-bearing potential, as that of Valentinian III's sister Honoria. Still, starting with Pulcheria, eastern empresses gained more influence to the extent that Zeno's widow Ariadne could become a stakeholder in the Imperial succession (as also explored in Becker's chapter).

Fabian Schulz' chapter on Athanasius at the court of Constans I is again a study of a very brief period but with important implications ("Beyond the Veil: Athanasius at the Court of Constans", pp. 221–239). Athanasius' own writings help shed valuable light on how the court operated during the 340s, when Constantius II and Constans found themselves at odds over religious policy. Years later, with Constans dead and Constantius II remaining as sole Augustus of the entire Empire, Athanasius had to defend himself against accusations of having sown strife between the two brothers. His record provides various minutiae of his dealings with Constans to establish – to the point of sounding like an HR report – that the two of them were never alone. His testimony is also one of our earliest sources to mention that Late Roman emperors were seated behind a veil when accepting visitors in their halls (an element intentionally employed by Athanasius to invoke authenticity in his claims of impartiality). This chapter is a healthy reminder that, despite Christianity becoming the favoured and eventually exclusive religion of Late Roman emperors, and the rising importance of bishops in society, there was no such thing as "court bishops" (p. 221) (a concept erstwhile used for individuals such as Ambrose of Milan). That said, individual bishops could develop important relations with emperors, especially if they were bishop of the see



where the court happened to reside. The rulings of Serdica (342), imploring bishops not to spend needless time away from their sees, benefitted especially the aforementioned ones.

Daniëlle Slootjes reconsiders the position of the Eastern court at the time of the ecumenical council of Ephesus (“Dynamics of Power: The Nestorian Controversy, the Council of Ephesus of 431, and the Eastern Imperial Court”, pp. 240–261). In the same vein as Schulz and Feeney’s chapters, this pertains to a very brief episode but again one with an equally rich dossier of sources. From the wider consideration of Roman Imperial history, the ability of key bishops to influence decision-making at the court without being remotely near it, had no precedent in the Principate. At the height of his conflict with Nestorius of Constantinople, Cyril of Alexandria used a wide variety of stratagems to unseat his opponent, despite the latter enjoying the emperor’s support. Slootjes demonstrates the failure of his first tactics when individually petitioning key members of the dynasty, such as Pulcheria. This move backfired, because Theodosius rightly saw it as a threat to his household. Faced with the emperor’s wrath, Cyril shifted gear and started showering lavish gifts on a wide variety of individuals at the court who could work the “politics of intimacy” (p. 257), such as the *Praepositus Sacri Cubiculi* but also women in Pulcheria’s household and even the wife of a Praetorian Prefect. In the end, Cyril managed to gather enough support against Nestorius from various quarters, that Theodosius saw no alternative to let him go out of greater concern for the stability of his family and empire.

Martijn Icks’ chapter looks at images of “Splendid Isolation: Secluded Emperors and Oriental Despotism” (pp. 262–277) in the later fourth and early fifth century. The concept of the *princeps clausus*, and associated tropes of sloth, appears in famous texts such as the *Historia Augusta* or Synesius’ *De regno*. However, Icks traces back such views to their earliest conceptions amongst Graeco-Roman authors. Unsurprisingly, Herodotus’ account of the Persian court would become the foundation for the idea that monarchical seclusion and bad rule went hand in hand. Even though the Roman court from the Principate onwards always had ostentatious features, and some emperors dabbled in periods of splendid isolation (e.g. Tiberius), early emperors as a rule of thumb did not try to elevate their status through pomp. Sasanian Persia has often been cited as a font of inspiration for the new Late Roman court model, though given diplomatic ties between the two it is still uncertain how much one court borrowed from another *et vice versa*. The cer-

emonialisation of the court was a process that took centuries, and could both be enthusiastically embraced by social climbers or lamented as an eastern innovation by more conservative authors. Still, ideals of *civilitas* kept resurfacing in representations of the ideal emperor (e.g. Pacatus on Theodosius I). Hence it is a sign of the times that such debates raged at the moment capital-bound ceremonial emperorship became the new model of Imperial rule at the end of the fourth century.

The penultimate chapter by Caillan Davenport examines vivid portrayals of the court (both imagined and empirical) across the first six centuries of Roman rule (“Envisioning Audiences at the Roman Imperial Court”, pp. 278–306). Despite the dramatic transformation of the Imperial office – to say nothing of the Empire itself – over such a wide period, some things remained the same. Whether we are dealing with Christian trial accounts, the Babylonian Talmud, Roman court poets (Martial and Statius) or saints’ lives, the prevailing perception of the Roman court was that of a community, where people mattered more than the buildings they frequented. Petition and response were the vital mechanisms that brought outsiders into contact with the court, which – as the recurring trial accounts (often imaginary but not without historical significance) indicate – also remained an arena of justice with the emperor as ultimate judge. Authors who had first-hand experience of the court could insert this into their account, as Philo famously did when he was desperately playing catch-up with Caligula at his various residences.

The final chapter by the editors wraps up the volume with wider considerations on the historical evolution of the Roman Imperial Court from Augustus all the way to tenth-century Constantinople, by which time Eastern Rome had truly become a Medieval monarchy (“The Evolution of the Roman Imperial Court in Historical Context”, pp. 309–358). That said, there was no linear evolution from the Principate to Late Antiquity, but rather three distinct phases from the “court-in-capital” (p. 313) model at Rome, to collegial rule that was first characterised by its peripatetic nature during the long fourth century, to ceremonial emperorship at the start of the fifth century. The chapter highlights how these changes pertain to emperors, their courtiers, and Imperial women, compared to other court societies such as that of the Merovingians in Early Medieval Gaul, the Abbassids in High Medieval Iraq or the Bourbons at Early Modern Versailles.

The editorial quality throughout is of high quality, though not impeccable. Despite the in-depth-literature review on studies pertaining to the Roman Imperial Court, it is surprising to see no mention of Felix Maier's "Palastrevolution" about the sudden return of capital-bound rule at the end of the fourth century.<sup>9</sup> A couple of errata have also sneaked in: there is no proper evidence that the *magister militum* Silvanus staged a usurpation in 355 (p. 1; p. 162, n. 50).<sup>10</sup> Unlike Valentinian I and Gratian or Theodosius I and his sons, Justin I and Justinian I are incorrect examples of "military officers [...] derided as violent and uneducated, [coming] to the throne, but [trying] to ensure that their heirs were trained differently" (p. 22), given Justinian was Justin's nephew and had shared the same upbringing (ibid., n. 123). Describing Domitian's campaigns (p. 24) or Theodosius II's troops as "German" (p. 247) is anachronistic and erroneous for ancient history.<sup>11</sup> The *Notitia Dignitatum* records three *magistri militum* positions for the West, including that of *magister equitum per Gallias*, not just two praesental commands (p. 174). The so-called battle of the Catalaunian Plains took place in 451 not 452 (p. 177). The Late Roman consulship was not an office but an honour (p. 186). The Valentinianic dynasty did not start ruling the Empire in 363 but 364 (p. 198). The usurper Leontius was not proclaimed in 483 but 484 (p. 217).<sup>12</sup> Valens was not an emperor who "did visit and reside in Constantinople for periods"

9 F. K. Maier: *Palastrevolution. Der Weg zum hauptstädtischen Kaisertum im Römischen Reich des vierten Jahrhunderts*. Paderborn 2019 (*Antike Imperien* 1).

10 Recent studies have rightly questioned Ammianus' account and, especially, noticed the striking absence of coinage (the clearest evidence of any attempt to claim Imperial power). See, *inter alia*, J. F. Drinkwater: *Silvanus, Ursicinus and Ammianus: Fact or Fiction?* In: C. Deroux (ed.): *Studies in Latin Literature and Roman History* 7. Brussels 1994 (Collection Latomus 227), pp. 568–576; J. Weisweiler: *Unreliable Witness: Failings of the Narrative in Ammianus Marcellinus*. In: L. Van Hoof/P. Van Nuffelen (eds.): *Literature and Society in the Fourth Century AD. Performing Paideia, Constructing the Present, Presenting the Self*. Leiden/Boston 2015 (*Mnemosyne. Supplements* 373), pp. 103–133; M. Kulikowski: *Imperial Triumph. The Roman World from Hadrian to Constantine, AD 138–363*. London 2016.

11 A similar anachronistic error is copied from Maurice Platnauer's Loeb translation of Claudian, when the panegyrist claims that in 396 "Germany swears allegiance to the absent Honorius [...]" (p. 179). The original Latin clearly states Alamannia, indicating a more precise region with a recent history of treaties and providing auxiliaries to the Gallic army.

12 His coronation date of 19 July 484 is surprisingly known to us through an astrological source close to Zeno (see J. R. Martindale: *Illus* 1. In: *PLRE* 2, 1980, pp. 586–590, p. 589).

(p. 312), given he ostentatiously shunned the city for its support of Procopius' usurpation, instead primarily residing close to the lower Danube in the later 360s and Antioch in the 370s. Constantine VII did not reign from 913–919 (p. 350), but rather until 959.

Some linguistic mishaps also appear: “[...] but \_we\_ never officially part” (p. 76), “Pederson 1976” (p. 159, n. 23) instead of Pedersen 1976, “the transformation \_the\_ emperorship” (p. 159), “new emperor elected to \_a\_ chart” (p. 166), “both the East and West the 450s” (p. 199). Last but not least, it will be an unpleasant surprise for any reviewer to find their scholarship cited to back up statements that are in direct contradiction with their actual arguments (p. 200, n. 139; 201, n. 140).

As will be evident at this stage, this volume should not be seen as a companion to or a survey of the Roman Imperial Court (though both the introduction and final chapter will give readers the most accessible and up-to-date gateway). It would be trite to cite the omission of certain topics or absent coverage of distinct historical periods, which is part and parcel of any enterprise in turning conference papers into publication. The real strength of this volume lies in its cohesion, where the editors made sure to set the various chapters in dialogue with one another. Caillan Davenport and Meaghan McEvoy have given us one of the best studies available on the Late Roman court with generous insights into the Principate.

---

Jeroen W. P. Wijnendaele, Universiteit Gent  
 Vakgroep Geschiedenis  
 Visiting Professor and Gerda Henkel Fellow  
[jeroen.wijnendaele@ugent.be](mailto:jeroen.wijnendaele@ugent.be)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Jeroen W. P. Wijnendaele: Rezension zu: Caillan Davenport/Meaghan McEvoy (eds.): *The Roman Imperial Court in the Principate and Late Antiquity*. Oxford/New York: Oxford University Press 2023. In: *Plekos* 27, 2025, S. 601–612 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-davenport\\_mcevoy.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-davenport_mcevoy.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Frank M. Ausbüttel: *Der Senat von Rom. Politische Kontinuität und Wandel in der Zeit von 235 bis 757*. Berlin/Boston: De Gruyter 2025 (Millennium-Studien 113). XII, 262 pp. € 119.95. ISBN: 978-3-11-135548-1.

Il volume di Frank M. Ausbüttel è dedicato al senato di Roma dalla metà del terzo secolo fino alla seconda metà dell'ottavo secolo, in un arco cronologico che va ben oltre i limiti consueti della storiografia sul Tardoantico. L'autore offre una sintetica ricostruzione delle funzioni, della struttura e del ruolo del senato romano in un periodo contrassegnato da profondi mutamenti politici, istituzionali e religiosi. L'approccio adottato è prevalentemente prosopografico e istituzionale: non si tratta di uno studio di ampio respiro sull'aristocrazia senatoria, bensì di una monografia che si propone di investigare il senato inteso come strumento di governo e di legittimazione.

Nel primo capitolo (pp. 1–5), una breve introduzione, Ausbüttel sintetizza l'oggetto e il metodo della sua indagine. La storiografia moderna, pur dedicando innumerevoli pagine alla trasformazione dell'élite senatoria in epoca tardoantica, ha spesso trascurato il senato in quanto istituzione, giudicandolo alla stregua di relitto svuotato di qualsivoglia rilevanza politica e confinato a funzioni meramente cerimoniali. L'autore rigetta questa impostazione e, nella consapevolezza della frammentarietà delle fonti e della scarsa documentazione normativa, si propone di verificare la reale continuità operativa del senato romano attraverso un esame sistematico delle testimonianze disponibili. Il secondo capitolo ("Aufnahme und Zusammensetzung der Mitglieder", pp. 6–20) è dedicato alla composizione del senato e ai criteri di accesso all'assemblea. L'autore distingue in modo netto tra *ordo senatorius* e senato in senso proprio, rilevando come, soprattutto a partire dal quarto secolo, non tutti i membri del ceto senatorio avessero diritto di partecipare all'assemblea. Viene ribadita la centralità di cariche quali la questura, la pretura e il consolato come requisito formale per l'ammissione, anche se non mancano candidati introdotti per raccomandazione imperiale. Ausbüttel si sofferma quindi sull'impegno economico richiesto per ricoprire le cariche, in particolare per l'organizzazione dei *ludi*, che rappresentavano un importante strumento per accrescere il prestigio non solo del magistrato, ma anche della sua stirpe. Nel terzo capitolo ("Organisation und Verwaltung", pp. 21–36) esamina la struttura interna del senato, soffermandosi sui meccanismi che ne regolavano il funzionamento. L'autore delinea rapidamente le moda-

lità di svolgimento delle sedute e i tratti essenziali di un sistema burocratico articolato, composto da numerosi funzionari addetti alla scrittura e alla conservazione degli atti. Il quarto capitolo ("Formen der Kommunikation", pp. 37–52) si concentra invece sulle modalità di interazione tra il senato e l'autorità imperiale, analizzando le cerimonie che accompagnavano l'*adventus* a Roma e la corrispondenza epistolare tra il senato e la corte. Tra i compiti del senato spicca l'invio di ambascerie, soprattutto in momenti di crisi, come in occasione della morte di un imperatore o dello scoppio di gravi disordini. Nel quinto capitolo ("Verhältnis zu den Religionen", pp. 53–69) l'autore passa in rassegna i rapporti tra il senato e le principali comunità religiose presenti a Roma tra quarto e sesto secolo. Viene anzitutto esaminato il legame, ormai di natura prevalentemente simbolica, tra il senato e il paganesimo tradizionale, evidenziando la persistenza di pratiche rituali anche dopo il definitivo trionfo del Cristianesimo. Si passa quindi alla sezione più ampia del capitolo, dedicata alle interazioni con la Chiesa Cattolica. Ausbüttel mostra come il senato, pur non assumendo mai un ruolo confessionale esplicito, si trovasse frequentemente coinvolto nelle coeve dispute ecclesiastiche, soprattutto quando queste avevano ricadute politiche sulla città o causavano tumulti. Il sesto capitolo ("Aufgaben und Kompetenzen", pp. 70–110) costituisce uno dei nuclei centrali del volume. In esso Ausbüttel presenta in modo schematico le funzioni esercitate dal senato in ambito amministrativo e cerimoniale. Si illustrano i casi in cui l'assemblea partecipò, in forma più o meno ufficiale, alla proclamazione degli imperatori, specialmente nel corso del terzo secolo, quando la legittimità dei candidati era spesso in discussione. Si documentano altresì numerosi esempi di onori accordati a membri della casa imperiale o altri personaggi illustri, con la dedica di statue, monumenti o iscrizioni celebrative. Sul piano interno, il senato continuava a esercitare un ruolo attivo in questioni riguardanti l'amministrazione cittadina, dalla manutenzione degli acquedotti alla gestione dell'approvvigionamento annuario in frangenti emergenziali. Nel settimo capitolo ("Gerichtsbarkeit", pp. 111–120) si affronta in estrema sintesi la giurisdizione senatoriale. L'autore documenta alcuni casi nei quali il senato esercitò una funzione giudiziaria, soprattutto in materia di tradimento, malversazione o corruzione. Tali competenze risultano tuttavia fortemente limitate e strettamente controllate dalle autorità imperiali, in particolare dal prefetto urbano, il quale finisce per fare proprie molte delle funzioni un tempo prerogativa del senato. L'ottavo capitolo ("Kooperation mit der Volksversammlung", pp. 121–124) consiste in una fugace riflessione sul rapporto tra senato e assemblee popolari, mentre

il nono (“Verhältnis zu den Gotenkönigen”, pp. 125–135) si sofferma sui rapporti tra la Curia e i sovrani ostrogoti. Le *Variae* di Cassiodoro offrono una documentazione eccezionalmente ricca, che l'autore utilizza per sintetizzare l'ultima stagione di splendore del senato, la cui collaborazione con Teoderico e i suoi successori – invero non sempre scevra di tensioni – consentì la sopravvivenza di prassi amministrative e istituzionali di chiara matrice romana ben oltre l'inizio del sesto secolo. Nel decimo capitolo (“Der Senat von Konstantinopel – eine Gegenründung?”, pp. 136–145) Ausbüttel pone a confronto il senato di Roma con quello di Costantinopoli, esaminando le origini della nuova assemblea senatoria e il suo progressivo rafforzamento nel corso del quarto secolo. Tuttavia il senato costantinopolitano si trovò fin da subito in una posizione di forte dipendenza dall'imperatore, mentre la Curia di Roma riuscì a godere di più significativi margini di autonomia, anche grazie al progressivo indebolimento dell'autorità imperiale in Occidente e all'allontanamento della corte dall'Urbe. L'undicesimo capitolo (“Das angebliche Ende des Senats”, pp. 146–152) si occupa dell'annosa questione della fine del senato romano. Non vi è alcun documento che attesti una soppressione ufficiale dell'assemblea, ma è evidente una graduale erosione delle sue funzioni, che andò di pari passo col declino demografico, politico e monumentale di Roma in seguito alla Guerra Gotica. L'ultima menzione esplicita del senato romano risalirebbe al 757, in una lettera indirizzata a Pipino il Breve. Il volume termina con un breve capitolo conclusivo (pp. 153–156) e alcune appendici su proclamazioni imperiali e onori resi a membri della famiglia imperiale dal senato (pp. 157–171), onori resi ai senatori (pp. 171–176), ambascerie (pp. 176–183), documenti inviati al senato (pp. 183–204), decisioni e documenti del senato (pp. 205–214), soggiorni degli imperatori a Roma (pp. 214–221), lo scambio di lettere con l'imperatore Anastasio nel 516 (pp. 221–226), lo scisma del 530 (pp. 226–230) e i rapporti tra papa Gregorio III e Carlo Martello (pp. 230–237). Seguono la bibliografia (pp. 238–254) e l'indice analitico (pp. 255–262).

Il volume di Ausbüttel contribuirà senza dubbio a una migliore conoscenza del senato tardoantico tra gli studenti e gli studiosi germanofoni, finora privi di una monografia dedicata esclusivamente a questo tema, e le appendici saranno compulsate con profitto da coloro che indagano le fonti relative a una o più funzioni della Curia. Tuttavia l'estrema brevità della trattazione, di fatto limitata a cento cinquanta pagine, impedisce all'autore di approfondire questioni a lungo dibattute, quali ad esempio il complesso rapporto dei senatori

con alcune cerimonie di origine pagana, la partecipazione del senato all'amministrazione della giustizia o la fine della Curia. In quest'ultimo caso, Ausbüttel si allontana da buona parte della storiografia più recente, che data al 603 l'ultima attestazione certa dell'assemblea, basandosi su una lettera del 757 che è preceduta da più di 150 anni di assoluto silenzio delle fonti. L'autore cerca di riempire questo vuoto argomentando a favore della presenza del senato anche nei decenni precedenti, ma la discussione è limitata a una nota e pochi paragrafi (p. 148, nota 12, e pp. 150–152), non sufficienti per affrontare nel dettaglio i numerosi interrogativi che sorgono scorrendo i documenti menzionati. Ad esempio, la lettera del 757<sup>1</sup> reca la menzione del senato nella sola *inscriptio*, che presenta il tradizionale binomio *senatus – populus*. In un documento inviato al re franco non stupisce che i mittenti avessero voluto indulgere in espressioni arcaicizzanti per aumentare ulteriormente il prestigio di Roma e dei suoi abitanti. Esse tuttavia non provano affatto che a metà dell'ottavo secolo nella città fosse presente un'assemblea di ottimati riconducibile al senato del sesto secolo senza alcuna soluzione di continuità. In conclusione, il libro di Ausbüttel può rappresentare uno strumento utile per quei lettori tedeschi che non hanno la possibilità di consultare le tradizionali monografie sul tema scritte in inglese, francese e italiano<sup>2</sup>, ma difficilmente diventerà un volume di riferimento al di fuori della Germania.

1 *Codex Carolinus* (ed. W. Gundlach) 13. In: Monumenta Germaniae Historica. Epistolarum tomus 3: Epistolae Merovingici et Karolini aevi tomus 1. Berolini 1892, pp. 508–510.

2 Cfr. per esempio R. J. A. Talbert: *The Senate of Imperial Rome*. Princeton, NJ 1984; A. Chastagnol: *Le Sénat romain à l'époque impériale. Recherches sur la composition de l'assemblée et le statut de ses membres*. Paris 1992 (*Histoire* 19); A. La Rocca/F. Oppedisano: *Il senato romano nell'Italia ostrogota*. Roma 2016 (*Saggi di storia antica* 39).



---

Marco Cristini, Università degli Studi di Firenze  
Dipartimento di Storia, Archeologia, Geografia, Arte e Spettacolo  
Storia medievale  
Ricercatore  
marco.cristini@unifi.it

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Marco Cristini: Rezension zu: Frank M. Ausbüttel: Der Senat von Rom. Politische Kontinuität und Wandel in der Zeit von 235 bis 757. Berlin/Boston: De Gruyter 2025 (Millennium-Studien 113). In: Plekos 27, 2025, S. 613–617 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-ausbuettel.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Andrew C. Chronister: *Augustine in the Pelagian Controversy. Defending Church Unity*. Washington, D.C.: The Catholic University of America Press 2024 (Patristic Theology). XII, 370 p. \$ 39.95. ISBN: 978-0-8132-3872-2.

Este libro es una versión revisada de la tesis doctoral defendida por Andrew Chronister en la Saint Louis University en diciembre de 2015. Algunas partes del mismo ya habían sido publicadas por el autor en forma de artículo.<sup>1</sup>

El libro aborda un aspecto de la intervención de Agustín en la controversia pelagiana en el que muchos investigadores, sin duda, habrán reparado, aunque ninguno lo había tratado con la lucidez y profundidad aquí alcanzadas por Chronister: la preocupación agustiniana por asegurar, en el decurso de la controversia, la unidad de la Iglesia Católica, una unidad que, a juicio del obispo de Hipona, se veía amenazada por las protestas de los autores pelagianos contra la teología agustiniana de la gracia. Los pelagianos (Chronister justifica debidamente su uso de este problemático calificativo heresiológico en pp. 23–27) veían en las tesis agustinianas una novedad doctrinal que rompía con la fe tradicional de la Iglesia y con las líneas maestras de la teología de las Iglesias orientales. Como bien subraya el autor en la Introducción (pp. 1–27), la inquietud agustiniana por la amenaza que los pelagianos suponían para la unidad de la Iglesia se comprende mejor si se tiene presente que esta controversia estalló en un momento – el año 411 – en el que se estaban dando pasos decisivos para acabar con el cisma donatista en el norte de África.

En el primer capítulo del libro (“Setting the Stage”, pp. 29–74), Chronister analiza la formación del ‘movimiento pelagiano’ con una metodología cercana a la del clásico “The Origenist Controversy” de Elizabeth A. Clark.<sup>2</sup> El autor demuestra que los pelagianos mantenían vínculos con aristócratas romanos deseosos de forjarse una nueva identidad cristiana, y por ello interesados en el pasado de su fe y en el pensamiento de los grandes autores de la Iglesia oriental. La obra de traducción que, por aquel entonces, llevaba a cabo Rufino de Aquileya les dio acceso a esa historia y a ese pensamiento, y

1 A. Chronister: *Augustine and Patristic Argumentation in His Anti-Pelagian Works: Change or Continuity?* En: *Augustiniana* 64, 2014, pp. 187–226.

2 E. A. Clark: *The Origenist Controversy. The Cultural Construction of an Early Christian Debate*. Princeton; NJ 1992.

proporcionó a Pelagio un importante anclaje para su propuesta teológica, reforzando su autorrepresentación como portavoz de una teología arraigada en la tradición patristica y en sintonía con la prestigiosa teología oriental. El capítulo explica también la situación político-eclesiástica del norte de África hacia 411, mostrando que la acusación pelagiana según la cual Agustín y los eclesiásticos africanos que seguían sus ideas se encontrarían, de facto, en un estado de ‘cisma doctrinal’ respecto a la Iglesia de Oriente era especialmente peligrosa en un momento en que parecía inminente el fin del cisma donatista.

Los capítulos 2 a 5 de la obra siguen un orden cronológico, si bien, a lo largo de todos ellos, Chronister presta especial atención al constante recurso agustiniano a tres tipos de argumentos para demostrar que las ideas que defendía contra los pelagianos eran la expresión de la fe antigua y universal de la Iglesia. En primer lugar, el que hoy llamaríamos argumento patristico, la cita de pasajes de autores de reconocida autoridad en la Iglesia cuyas ideas coincidirían con las defendidas por Agustín. Chronister subraya acertadamente la prudencia con la que Agustín se sirvió de este argumento, al que se habría visto obligado a recurrir para contrarrestar la explotación pelagiana del mismo (quizás por primera vez por Pelagio en su *De natura*, escrito entre 406 y 410). Nuestro autor atribuye la reticencia de Agustín a conceder excesiva autoridad a un autor no canónico al problemático precedente del recurso donatista a la autoridad de Cipriano de Cartago para justificar su práctica del rebautismo. Chronister lleva sin duda razón, pero, por nuestra parte, añadiríamos que el escepticismo agustiniano ante el argumento patristico podría explicarse también por su conocimiento de la reciente controversia origenista: recuérdese, en este sentido, el estupor mostrado por Agustín – en una misiva dirigida a Jerónimo – ante los duros ataques del estridonense contra algunas de las ideas defendidas por Orígenes, un autor al que en un pasado entonces todavía reciente – recordaba Agustín – Jerónimo había dedicado grandes elogios y del que se había servido en abundancia (Aug. epist. 82,3, 23).

Los otros argumentos empleados por Agustín para afirmar la antigüedad y universalidad de su teología son la fe implícita en las plegarias y en la práctica litúrgica de la Iglesia, de origen apostólico (en especial, el ritual bautismal, prueba del pecado original), y evidencias ‘contemporáneas’ tales como las decisiones conciliares contra las ideas pelagianas (el sínodo de Dióspolis de diciembre de 415, en el que, insistirá Agustín, se absolvió a Pelagio pero se condenó el pelagianismo), las declaraciones de los obispos romanos Inocen-

cio y Zósimo, o la fe implícita y divinamente inspirada discernible en prácticas del cristianismo popular como la de aquellas madres cristianas que se apresuraban a bautizar a sus hijos recién nacidos para purificarlos del pecado de origen.

Como ya he apuntado, Chronister analiza la evolución del recurso agustiniano a estos argumentos en una serie de capítulos ordenados cronológicamente en los que, además de estudiar las obras antipelagianas de Agustín producidas en cada período, expone con exquisito rigor histórico las iniciativas agustinianas encaminadas a impedir que la controversia teológica quebrara la unidad de la Iglesia. El capítulo 2 (“A Controversy in Carthage”, pp. 75–129) reconstruye la secuencia histórica que condujo al juicio de Celestio en Cartago en febrero de 411<sup>3</sup> y analiza las cuestiones teológicas debatidas en esta fase de la controversia. El capítulo 3 (“The Road to Diospolis”, pp. 131–175) analiza obras agustinianas del período comprendido entre la controversia cartaginesa y el sínodo de Dióspolis, con particular atención al *De natura et gratia*, análisis completado con una reconstrucción de los hechos que condujeron al sínodo de Dióspolis.

El capítulo 4 (“From Diospolis to the *Tractoria*”, pp. 177–260) analiza la fase decisiva de la controversia pelagiana. La absolución de Pelagio en el sínodo de Dióspolis parecía agravar el riesgo de ruptura de la unidad de la Iglesia y dar la razón a quienes afirmaban que las ideas defendidas por Agustín contra Pelagio se separaban de la fe de las Iglesias orientales. Ello obligó a Agustín, en sus obras de este período, a desplegar y perfeccionar todo el arsenal argumentativo al que ya hemos hecho referencia más arriba. Finalmente, en el capítulo 5 [“A New Opponent. Augustine’s Controversy with Julian (418–430)”, pp. 261–297], Chronister presenta la amenaza que para la causa de Agustín y de la Iglesia africana supuso la salida al escenario de la controversia de Julián, obispo de *Aeclanum*, que rechazó suscribir la condena de los pelagianos por el obispo romano Zósimo en la epístola *Tractoria* de junio de 418. Julián reunió en torno a sí a una veintena de obispos italianos contrarios a la *Tractoria* y trató de movilizar sus importantes contactos en las esferas eclesiástica y secular para promover la convocatoria de un concilio que reexaminara la condena de los pelagianos, lo que podría haber dado lugar a un

3 Como él mismo reconoce, en este apartado y en el Apéndice (“The Chronology of 411”, pp. 303–323) Chronister depende en gran medida del trabajo de W. Dunphy: *A Lost Year: Pelagianism in Carthage, 411 A.D.* En: *Augustinianum* 45, 2005, pp. 389–466.

verdadero cisma en la Iglesia. No sorprende, por tanto, que las obras escritas por Agustín contra Julián (en especial su *Contra Iulianum*) constituyan la exposición más completa de los argumentos esgrimidos por el obispo de Hipona para demostrar la antigüedad y universalidad de las ideas que defendía contra los pelagianos.

En las Conclusiones (pp. 299–302), Chronister insiste en que la intervención de Agustín en la controversia pelagiana se orientó por los principios de una eclesiología forjada durante su lucha contra los cismáticos donatistas: la salvaguarda de la unidad de la Iglesia Católica habría sido para el obispo de Hipona una prioridad. Este lector no puede sino compartir tal conclusión, pero se atreve a formular un caveat: la tendencia inevitablemente ‘agustinocéntrica’ del discurso de Chronister – debida a la naturaleza de las fuentes a su disposición, y en ningún caso a una falta de objetividad o de rigor científico por parte del autor – puede hacernos olvidar que un mismo espíritu de defensa de la unidad de la Iglesia Católica inspiró la crítica de Pelagio, Celestio o Julián de Eclana a los postulados agustinianos. Del ‘agustinocentrismo’ de los estudios sobre la controversia pelagiana volveremos a ocuparnos en las consideraciones finales.

La obra se cierra con un Apéndice sobre la cronología de los hechos de 411 (pp. 303–323); una completísima y muy actualizada Bibliografía (pp. 325–361);<sup>4</sup> y un Índice onomástico y temático (pp. 363–370).

Para concluir, quisiéramos señalar que una de las pocas críticas que cabría hacer a Chronister sería su decisión – brevemente justificada en la p. 21 – de excluir de su obra el análisis de los debates suscitados por la teología agustiniana de la gracia en los ambientes monásticos de Hadrumeto y Marsella, con los importantes tratados agustinianos escritos en ese marco (*De gratia et libero arbitrio*, *De correptione et gratia* y *De praedestinatione sanctorum/De dono perseverantiae*). A estos debates Chronister dedica unas pocas páginas (pp. 294–296). Sin embargo, existe una clara continuidad entre la controversia pelagiana y estas discusiones, que constituyen la primera fase de lo que otrora se llamó ‘controversia semipelagiana’ y que fueron contemporáneas – conviene no olvidarlo – de la controversia entre Agustín y Julián de Aeclanum.

4 Que deberá completarse ahora con una obra de referencia aparecida tras la publicación del libro, y en la que ha participado el propio Chronister: A. Dupont/G. Malavasi/B. Matz (eds.): *The Oxford Handbook of the Pelagian Controversy*. Oxford 2025 (Oxford Handbooks).

También los críticos provenzales del predestinacionismo agustiniano vieron en este sistema teológico una innovación que se apartaba de la doctrina tradicional de la Iglesia, y esgrimieron, para demostrarlo, extractos de obras de autores de gran autoridad en la Iglesia (así lo recogen Hilario de Marsella y Próspero de Aquitania en sus cartas a Agustín: Hil. Gallus, epist. 226 [inter Augustinianas], 2; Prosp., epist. 225 [inter Augustinianas], 8). Cabe pensar que buena parte de las autoridades patrísticas citadas por los provenzales eran también de origen oriental. Hilario de Marsella, por ejemplo, señaló a Agustín que sus críticos provenzales dudaban de la condena eterna de los niños muertos sin bautizar, ateniéndose al posicionamiento pasado del propio Agustín – expresado en su tratado *De libero arbitrio* – y al de muchos otros autores de reconocida autoridad en la Iglesia. Entre estos últimos bien podría contarse Gregorio de Nisa, quien en su tratado *De infantibus praemature abreptis* (381) había defendido la total inocencia de los neonatos.<sup>5</sup>

De hecho, en su respuesta a estas críticas, Agustín se vio obligado a reconocer que las cuestiones por él defendidas durante la controversia pelagiana no habían sido tratadas con profundidad por los autores eclesiásticos que le habían precedido, debido a la ausencia de una herejía pelagiana que estimulara su reflexión sobre estos temas, por lo demás de extrema complejidad (Aug. praed. sanct. 14,27). Más aún, Agustín afirma ahora que sus ideas sobre la fe como don divino concedido únicamente a los predestinados le fueron reveladas por Dios durante la composición del *De diuersis quaestionibus ad Simplicianum* (Aug. praed. sanct. 4,8). Quizás quepa concluir de todo esto que la expansión de las controversias sobre la gracia a los círculos monásticos de Hadrumeto y Provenza obligó a Agustín a admitir su relativo ‘aislamiento’ de la tradición patrística y a reconocer la apariencia novedosa, rompedora, de sus ideas. Ello podría asimismo explicar su actitud conciliadora para con sus críticos provenzales, sobre quienes rechazó verter la acusación de herejía en aras – cabría pensar – de la unidad de la Iglesia. En todo caso, disociar el estudio de estos debates del de la controversia pelagiana supone asumir la imagen que de los mismos quiso ofrecer Agustín, a quien interesaba dar por

5 El *De infantibus praemature abreptis* ha sido objeto de un excelente estudio por parte de Albert Viciano, de próxima publicación: A. Viciano Vives: Comentario teológico al tratado de Gregorio de Nisa *De infantibus praemature abreptis* (Περὶ τῶν πρὸ ὥρας ἀναρπαζομένων νηπίων). En: *The Cappadocian Fathers and their Time: Tradition and Innovation*. Barcelona (en prensa). Agradezco al profesor Viciano que me haya permitido acceder a su trabajo antes de su publicación.

concluida la controversia pelagiana y presentarla como el combate de la Iglesia Católica contra un grupúsculo herético, y no como lo que realmente fue: la primera fase de unos debates sobre la gracia que no se extinguieron con la condena de los pelagianos en el año 418. De hecho, iban a durar siglos y acabarían rompiendo la unidad de la Iglesia Católica por la que Agustín tanto había luchado.

---

Raúl Villegas Marín, Universitat de Barcelona  
Àrea de Historia Antigua  
Profesor Agregado  
rvillegasm@ub.edu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Raúl Villegas Marín: Rezension zu: Andrew C. Chronister: Augustine in the Pelagian Controversy. Defending Church Unity. Washington, D.C.: The Catholic University of America Press 2024 (Patristic Theology). In: Plekos 27, 2025, S. 619–624 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2022/r-chronister.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Benedikt Krämer: *Über das Unsagbare sprechen. Formen der Theologie in Plotins Enneaden*. Münster: Aschendorff 2020 (Orbis antiquus 55). X, 397 p. € 54.00. ISBN: 978-3-402-14465-7.

Benedikt Krämer's monograph adds to the broad, recurring interest in the scholarship on the Neoplatonic first principle, the One, of Plotinus and the ways in which one can refer to the One – an inherently ineffable entity which is simultaneously the identifiable origin of all reality. As Krämer well notes, Plotinus' theological exposition does not stand alone but rather fits well within the Platonic tradition, stretching back to the Middle Platonists. What distinguishes Plotinus' account is his new emphasis on the first principle's radical transcendence – which Plotinus' Middle Platonist predecessors largely subsumed within the language of Aristotle's unmoved mover from *Metaphysics* Λ – together with his retention of positive ways of referring to the first principle. This is especially striking in the well-known and controversial passages of *Enneads* 6.8 (esp. from 6.8.7 onward) and 5.4, when Plotinus refers to the One as possessing an activity (ἐνέργεια), traits similar to Intellect like a process of thought, being a cause of itself, and so on. Combined with the striking negative statements Plotinus makes on the One, such as its transcending all activity (ἐνέργεια), it not possessing any thought, not being a cause in any sense, and overall being entirely ineffable, one may wonder how Plotinus could reconcile these two, seemingly contradictory sets of claims.

Krämer provides a thorough study of the different ways in which Plotinus speaks about the One and ultimately argues for a consistent method beneath the apparent tension. He identifies three modes of theological discourse – the *via analogiae*, *via negativa*, and *via eminentiae* – whose use depends on the argumentative context of each treatise. Similar issues have been explored in the scholarship, most recently in Gwenaëlle Aubry's 2022 chapter on the One in "The New Cambridge Companion to Plotinus",<sup>1</sup> which connects negative language about the One to mystical experience. Yet even Aubry does not treat the more positive, and controversial, passages as extensively as Krämer, who also integrates the so-called mystical sections into his account of affirmative discourse. In this respect, Krämer's book stands out as

1 G. Aubry: The One as First Principle of All. In: L. P. Gerson/J. Wilberding (eds.): *The New Cambridge Companion to Plotinus*. Cambridge/New York 2022 (Cambridge Companions to Philosophy), pp. 90–112.



a major contribution, offering one of the clearest analyses to date of the tension – and, at the same time, continuity – between Plotinus’ negative and positive ways of speaking about the One.

Besides the first chapter introducing the problematic of Plotinus’ discussions around the One (“Einleitung: Thema, Forschungsstand, Aufbau der Arbeit”, pp. 1–10), Krämer opens his study in Chapter 2 (“‘Theologie’: Begriffliche Vorüberlegungen und philosophische Voraussetzungen”, pp. 19–24) with a discussion on the term “theology” in Plotinus and its pertinence for the kinds of speech Plotinus employs about the One. Krämer briefly discusses the core Platonic texts that were central for Middle Platonists in their attempt to articulate the first cause’s ineffability and its paradigmatic nature as the cause of the Forms and thus of all beings – especially, for instance, the Good’s status as ἐπέχειν τῆς οὐσίας in *Republic* 6 and the Demiurge’s nature from the *Timaeus* 28c3–5 as “indeed difficult to find” (εὐρεῖν τε ἔργον) (28c4), and impossible to declare to all.

As Plotinus’ framework for discourse on the One draws on the Middle Platonist background, Krämer devotes Chapter 3 (“Die Theologie der Mittelplatoniker”, pp. 25–90) to this background, looking at Alcinous (pp. 29–54), Maximus of Tyre (pp. 55–73), and Apuleius of Madaura (pp. 74–90), all of whom broadly identify the first cause as Intellect (νοῦς). Krämer treats them as preparing the ground for the three *viae* later used by Plotinus. For Alcinous, Krämer highlights the first cause’s ineffability as a limitation of language, while its nature remains firmly νοῦς (pp. 43–47). Maximus, by contrast, describes the gap between human and divine thought as one of degree rather than kind: divine thought is thus constant and eternal, while human thought is contingent (pp. 63–65). This allows for a commonality of discourse, yet conditioned depending on the object of that discourse, which results in Maximus using negative discourse (i.e. Krämer’s *via negativa*) as a qualifier for *via eminentiae* discourse about the cause (pp. 65–70). Finally, Apuleius applies his restrictions to theological discourse in terms of profane vs. mysterious, or esoteric, descriptions about the first cause (pp. 89–90), aligning with his focus on the *via analogiae*, for instance, in his *De mundo* (p. 85). Although one might wish for engagement with other figures such as Numenius or Eudorus of Alexandria, Krämer’s focused treatment of these three offers a precise case study for the modes of theological language that Plotinus adopts.

This background sets the stage for Krämer's main focus of the book, Chapter 4 ("Formen der Theologie in Plotins *Enneaden*", pp. 91–349), where in the first few pages (pp. 91–93) Krämer shows how Plotinus responds to this Middle Platonist context when he detaches intellect (νοῦς) from the first cause – ultimately underlining the One's unity. This greater dis-analogy brings into relief Plotinus' emphasis on the first cause's transcendence, not simply in discourse but in its very nature, in sharp contrast to the Middle Platonists' first cause. On the one hand this seems to minimize one or two of the *viae* – especially the *via eminentiae* and perhaps the *via analogiae*. Krämer recognizes, however, that Plotinus retains these positive modes of discourse from the Middle Platonists, but radicalizes these modes with his notion of the One as the first cause. The apparent tension between affirmative and negative speech, he suggests, is resolved not by Plotinus contradicting himself or changing his mind, but rather by analyzing the contextual function of each *via* within its respective treatise.

Krämer opens his treatment of the *viae* in Chapter 4 with Section 4.1 ("Theologische Propädeutik – Plotins methodische Überlegungen zur Theologie", pp. 100–132) on the pedagogical context of theological discourse. Plotinus links theology to ethics: discourse about the One both describes it and raises the soul toward it. Krämer identifies a dual function here – objective, in presenting the One, and inner-subjective, in shaping the soul (pp. 109–111) – which he correlates with Plotinus' distinction between "necessity" (ἀνάγκη) in Intellect and "persuasion" (πειθώ) in Soul (pp. 111–113; cf. Plot. enn. 5.3.6.10). This framework underlies Plotinus' mixture of positive and negative language. It also explains the role of 'declarative speech' for souls lacking vision of the One: though mediated and differentiated, such discourse remains an image of the One as the source of all being (pp. 131–132). In this way Krämer shows a continuity between pedagogical language and the soul's eventual vision of the One.

This leads to Krämer's analysis of the *via analogiae* in Section 4.2 (pp. 133–191), which examines Plotinus' use of familiar images to speak of the One, such as the point relative to a line or the unit in a number series. These analogies, as Krämer notes (pp. 134–140), ultimately function as metaphors: while the point and unit are indivisible beginnings, they still imply plurality and mark a dis-analogy with the One, which transcends all relation. Even so, they serve a psychagogical role in orienting the soul to the One's causal pri-

ority, a point Krämer develops with reference to Aristotle's theory of metaphor. He also highlights images like "root" and "source" (pp. 145–162) and "king" and "father" (pp. 162–168), which both affirm the One as origin and gesture towards the role of negation that will frame these statements. Krämer's treatment of Plotinus' phrase *δύναμις τῶν πάντων* ("power of all things") for the One (pp. 168–191) is especially of interest: for Krämer, Plotinus positions the phrase between analogy and eminence, ascribing to the One a perfection beyond all instances of *δύναμις* or *ἐνέργεια* in beings, while still marking the One's transcendence over every known instance of active power.

Krämer's analysis of the *via negativa* in Section 4.3 (pp. 192–216) reveals its purifying role: negative discourse situates the One beyond all things and does not destroy or nullify affirmative statements, but rather frames them within the One's ineffability. Krämer underscores a key distinction in Plotinus between apophasis (i.e. removing specific predicates, e.g. 'the One is not being') and apheiresis (i.e. withdrawing the subject itself from all attributes). The latter, as Krämer notes, allows a quasi-positive grasp of the One, akin to Plotinus' definitions of evil and matter in similar terms (pp. 197–199). Negation thus marks an intensification of the subject's transcendence, with ethical force: as the soul denies attributes tied to plurality, it is purified and prepared for its vision of the One.

Krämer's final and longest section (4.4, pp. 217–349) turns to the *via eminentiae* and addresses Plotinus' most disputed passages, especially *Enneads* 5.4 [7] and 6.8 [38], where the One is described as intelligible (*νοητόν*), self-causing, and willing its own being – seemingly at odds with its ineffability. Krämer argues that these are not literal predicates but "quasi-intellektuelle[...] Prädikate" (p. 218), either revoked immediately or serving to mark the One's difference from everything else (pp. 218–219). On this basis he contends that the later treatises (such as *enn.* 5.3 [49]) refine, rather than contradict, the earlier treatises, lending greater consistency to Plotinus' theology of the One across the *Enneads*.

In the first main sub-section, 4.4.2 ("Positive Zuschreibungen in *Enneade* V 4", pp. 241–263), Krämer focuses on the attributes of self-awareness (*συνείδησις*) and thinking (*κατανόησις*) attributed to the One. On initial inspection, these appear to conflict with passages such as *enn.* 5.3.13, where Plotinus explicitly denies both thinking and self-awareness to the first principle. Krämer, drawing especially on *enn.* 5.6 and 6.7 (notably 6.7.39), argues that

the denial concerns the strict sense of these terms, which presuppose plurality – between thinker and object of thought, or among multiple objects such as the Forms. At the same time, Plotinus’ refusal to attribute ‘thinking’ does not imply ignorance for the One. This recalls Plotinus’ use of negation to indicate rather a higher intensification, such as the soul’s greater level of being, as not-body, compared to the living body itself: it is in this sense, Krämer suggests, that enn. 5.4 can speak of συναίσθησις and κατανόησις, and of the One as νοητόν for Intellect.

The second main sub-section, 4.4.3 (“Die ‘positiven’ Zuschreibungen der *Enneade* VI 8 – gibt es eine Kontinuität der positiven Theologie?”, pp. 264–303), contained for this reviewer some of Krämer’s more stimulating discussions on the One. Alongside the ascriptions of substance, will, activity, self-causation, and “super-thinking” (ὑπερνόησις), Krämer (pp. 272–279) begins by setting 6.8 against Plotinus’ critiques in enn. 5.6 of Aristotle’s account of the unmoved mover as ἐνέργεια directed to itself – a “thinking of thinking.” Plotinus questions whether such a predication is necessary, seeing in it a tautology, and contrasts it with the example of an eye in actuality, which is able to see without reference to a specific object. In this qualified sense the One itself can be called active, an ἐνέργεια without implying duplication. Plotinus’ language in 6.8 reinforces this, describing the One as a state of awakening (enn. 6.8.16.31–34; ἐγρηγορότος, “always already achieved”). Krämer thus reads 6.8’s claims – that the One causes and wills itself, and is a κατανόησις and ἐνέργεια without delimitation – as persuasive speech (πειθώ) suited to souls not yet possessing vision of the One. He situates this within a threefold movement: first the denial of all predicates (enn. 6.8.8–9), then qualified affirmations marked with “as if” (ὡς), and finally the lifting of attention beyond even these by way of apophysis, purifying the soul for union.

Krämer’s analysis seems to bring Plotinus strikingly closer to Aristotle than one might expect, even as Plotinus critiques and surpasses Aristotle. Plotinus’ argument on ἐνέργεια brings to mind Aristotle’s claim from *De anima* 2.7 (417b2–28) that perception is not a motion (κίνησις) but rather an actuality (ἐνέργεια), complete all at once. Plotinus thus seems to expand on this with his re-construction of the One as an ἐνέργεια which does not imply a separate, delimited object in relation to the subject, as in the Aristotelian case, but simply is the subject. One can see Plotinus’ project as both a critique of Aristotle (i.e. in making the first cause ἐνέργεια, hence as intellect [νοῦς] thinking itself as thinking) and a refinement of Aristotle in the direction of a Platonic

position (i.e. in making the One the first cause, as an indefinite *ἐνέργεια* – which cannot be articulated in literal speech, inasmuch as this implies plurality).

At the same time, Krämer (in pp. 318–333) argues that Intellect’s structure, though an effect of the One, is not reproduced within the One itself. The positive terms ascribed to the first principle – such as *κατανόησις*, anticipating Intellect’s *ἐνέργεια* and *νόησις* – show the One as a paradigm of Intellect, albeit as a paradigmatic principle whose unity precedes and grounds these later structures precisely by not sharing their characteristic plurality. Krämer’s discussion in the final Section 4.4.7, on Plotinus’ metaphysics of light and its (at least partial) applicability to the One, further underscores this point (“Lichtmetaphysik in den *Enneaden*?”, pp. 336–349). Although he does not discuss her, a similar line has been taken up by Cristina D’Ancona, who compares the One’s causality to that of the Forms: just as the Form Beauty generates beautiful things by being itself undetermined, lacking any particular instantiation of beauty, so the One produces the Forms and Intellect without assuming their determinate features.<sup>2</sup> While it is not entirely clear whether Krämer would endorse this precise analogy, his overall argument in Section 4.4 seems to point in the same direction.

Krämer’s overall argument helps confirm that we have a very different discourse for the One in Plotinus compared to what comes after Plotinus, especially in Proclus and Syrianus. In the latter cases, it seems that one finds a desire to delegate the different discourses for Plotinus’ One to separate principles: in Proclus’ case, for instance, the henads below the One take over the function of *via eminentiae* and perhaps the *via analogiae*, while for the One in itself, only the *via negativa* is allowed – perhaps an attempt to restrict discourse on the One to Plato’s Parmenides’ first hypothesis, in only allowing negative statements. One sees this in D’Ancona’s argument that Proclus’ One possesses a fundamentally different kind of causality compared to the Forms.<sup>3</sup> The advantage of Plotinus’ approach, as Krämer affirms in the book’s conclusion (pp. 354–355), is that it simply affirms the One’s principial character

2 C. D’Ancona Costa: Plotinus and Later Platonic Philosophers on the Causality of the First Principle. In: L. P. Gerson (ed.): *The Cambridge Companion to Plotinus*. Cambridge/New York 1996 (Cambridge Companions to Philosophy), pp. 356–385, pp. 361–362.

3 Cf. esp. D’Ancona Costa (note 2), pp. 365–366, 376–380.

(“Prinzipiencharakter”), as both transcendent over all beings and the direct cause of all beings – a tension that later Neoplatonists try addressing in their own way, at least as I argue in my book.<sup>4</sup>

The only critical, but very minor, remark to make on Krämer’s work is that the chapter structure could have been somewhat simplified: for instance, the discussion of the distinct *viae* could have been perhaps clearer if they were separate full chapters rather than sub-chapters of one chapter. However, this is certainly only a cosmetic issue. Krämer’s work is a solid, thorough study of Plotinus’ positive and negative approaches to the One that, for this reviewer, makes Plotinus’ approach more consistent and persuasive with understanding his One. Krämer’s “Über das Unsagbare sprechen” will be an essential work for current Plotinus scholars.<sup>5</sup>

- 4 See J. Greig: *The First Principle in Late Neoplatonism. A Study of the One’s Causality in Proclus and Damascius*. Leiden/Boston 2021 (*Philosophia Antiqua* 156), esp. pp. 10–12.
- 5 The reviewer wishes to thank for their support the VolkswagenStiftung, within the scheme of the project “Visions of the History of Greek Philosophy in Late Antiquity and in the Greek and Arabic Middle Ages”, as well as the Institut für Klassische Philologie (Humboldt-Universität zu Berlin). The reviewer would also like to expressly thank the editors of *Plekos* for their immense patience and support, especially in relation to a period that involved family tragedy which delayed the finish of this publication.

---

Jonathan Greig, Humboldt-Universität zu Berlin  
 Institut für Klassische Philologie  
 Wissenschaftlicher Mitarbeiter  
[jonathan.greig@hu-berlin.de](mailto:jonathan.greig@hu-berlin.de)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Jonathan Greig: Rezension zu: Benedikt Krämer: *Über das Unsagbare sprechen. Formen der Theologie in Plotins Enneaden*. Münster: Aschendorff 2020 (*Orbis antiquus* 55). In: *Plekos* 27, 2025, S. 625–631 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-kramer.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Isidor Brodersen: *Das Spiel mit der Vergangenheit in der Zweiten Sophistik*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023 (Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 86). 244 p. € 49.00. ISBN: 978-3-515-13534-4.

To a certain extent, the title of the monograph under review, “Playing with the Past in the Second Sophistic”, is misleading. Rather than on playing with the past, it focuses on playing with *personae*. These *personae* are the ‘narrators’ created by Dio Chrysostom, Aelius Aristides and Lucian in the texts that make up the corpus studied by Isidor Brodersen, which were supposedly scrutinised and questioned by ancient audiences. Discussion of these texts constitutes the second half of the study (chapters 4–6: “Dion von Prusa”, pp. 63–120; “Aelius Aristides”, pp. 121–145; “Lukian von Samosata”, pp. 146–210).<sup>1</sup> In the first three chapters, Brodersen outlines and argues his approach (“Einleitung”; pp. 9–17; “Das Spiel mit der Vergangenheit”, pp. 18–46; “Vergangenheit als *paideia*. Der Bildungskanon als Diskursinstrument”, pp. 47–62). The book closes with a concluding chapter (“Fazit. Grundtendenzen des Spiels mit der Vergangenheit”, pp. 211–220), a bibliography (pp. 221–239), and an *index locorum* (pp. 241–244). A general index is missing.

Brodersen’s approach is informed by a basic tenet of narratology: the distinction between ‘author’ and ‘narrator’. Given the (ostensibly) oral nature of a large part of his corpus, Brodersen prefers the term ‘speaker’ (“Sprecher”, “Sprecherinstanz”) to ‘narrator’. The speaker constitutes a separate entity, shaped and informed by, but not coinciding with, the author. Scholars dealing with the literary output of the Second Sophistic, especially ancient historians, are often inclined to underestimate the importance of this distinction (p. 19). This frequently results in first-person narrators being identified with authors and their utterances being taken as evidence of the latter’s biography, opinions and attitudes. The thoroughly problematic nature of this procedure is one of the recurring themes in “Das Spiel mit der Vergangenheit”. It therefore deserves to be prioritised in the discussion.

1 Parts of these chapters draw on previous publications by I. Brodersen: Lukians “Wie man Geschichte schreiben soll” ... und andere Geschichten über Redlichkeit. Hamburg 2018 (Mainzer Althistorische Studien 8); id.: Homer’s Lies and Dio’s Truth? Subverting the Epic Past in Dio Chrysostom’s *Trojan Oration*. In: P. Bassino/N. Benzi (eds.): *Sophistic Views of the Epic Past from the Classical to the Imperial Age*. London/New York 2022 (Bloomsbury Classical Studies Monographs), pp. 165–185.

It must be acknowledged that it is not unusual for the words of a first-person speaker to be taken as evidence about the author. Given the art of tendentious and/or playful self-representation practised by authors, Brodersen is entirely correct to point out the risks involved in taking such utterances at face value (“für bare Münze”, p. 21). Still, his position entails the risk of throwing the baby out with the bathwater. Clearly, historians must never take their sources at face value. But discarding textual evidence because its authors are prone to elusive or deceptive self-representation is a luxury that ancient historians simply cannot afford. Instead, they should gratefully accept the insights of their colleagues from the literary side of Academia as tools with which to analyse, scrutinise, and question the evidence, rather than brushing it aside. Even Brodersen himself apparently leaves some room for the utilisation of first-person information. For example, although he states that modern scholarship is rightly (“zu Recht”, p. 34) more sceptical when dealing with Lucian’s biography than with those of Dio Chrysostom and Aelius Aristides, he accepts Lucian’s non-Greek origin because it is also mentioned in remarks in passing (“häufig genug auch in beiläufigen Bemerkungen Thema”, p. 36). Brodersen does not elaborate further on such attempts to formulate criteria for accepting or rejecting autobiographical information, probably because his brief biographical sketches of Dio, Aristides, and Lucian (pp. 24–31; 32–34; 34–37) are primarily intended to demonstrate how little can be said with certainty (“wie wenig sich tatsächlich mit Gewissheit sagen lässt”, p. 23). Incidentally, his objections to using Aristides’ *Sacred Tales* for biographical information are very meagre, and the work of the late Charles Behr certainly deserves better than to be dismissed because he had the intellectual integrity sometimes to correct himself (p. 32).<sup>2</sup>

Apparently, Brodersen thinks that a biographical, “production-oriented approach” is a dead-end. Instead, he opts for a “reception-oriented approach” (p. 23), which separates texts from their authors and their alleged ideas (pp. 14–15). Rather than mining texts for information about their authors, one should take them as discourse instruments that transcend individuals,

2 Cf. on the merits of Behr’s work on Aristides S. Swain: *Hellenism and Empire. Language, Classicism, and Power in the Greek World AD 50–250*. Oxford 1996, p. 254, n. 3: “[...] fundamental to understanding the background and structure of the *Sacred Tales*.” J. Downie: *At the Limits of Art. A Literary Study of Aelius Aristides’ Hieroi Logoi*. Oxford/New York 2013, p. 26: “Thanks to his painstaking attention to chronology, Behr’s work has been fundamental for all subsequent research on Aristides.”



and ask which modes of reception they contain. When answering this question, one should – as far as speeches are concerned – look beyond the audiences attending performances and primarily take into account the “extradiegetic audience” (p. 41), i.e. the readers (pp. 15–16 and 41–42). If such readers possessed an adequate amount of *paideia*, they could perceive and question all aspects of the literary form of texts, both macrostructurally (the result of the author’s staging strategies) and through ‘close reading’ on a more detailed level. This perceptive and inquisitive reception constitutes the play referred to in the title of Brodersen’s monograph (p. 17). Its playground was the reading room or the symposium rather than the auditorium, council, or assembly (p. 59). The past comes into play in that *paideia* amounted to a close familiarity with the language and literary output of Classical Athens, with Greek history of the fifth and fourth centuries BCE, and with Homeric myth (pp. 49–50). For members of the civic elites in the eastern provinces of the Roman Empire, *paideia* was an emblem of excellence and displaying it was a form of self-affirmation (p. 56).

Brodersen acknowledges the problems with his reception-oriented approach, conceding that it is impossible to accurately recreate the experiences of ancient readers. Nevertheless, he argues that it is possible to identify interpretations that would have been more or less plausible to ancient readers of the texts that make up his corpus (p. 46). While I won’t argue with that, the clues Brodersen uses to get access to the interpretations available to ancient readers do not invariably inspire confidence. He assumes that misquotations, mythical scenes taken out of context, flawed comparisons with historical events or persons, and anachronisms were not errors, but were deliberately created by the author (“Autorinstanz”) to force the “extradiegetic audience” (p. 62) into critical activity,<sup>3</sup> and that the intended readership was capable of recognising such incongruities, either during individual reading or in a symposium context. But did authors never expect to get away with a flawed comparison? Were they never taken in by the mistaken identity implied in a wandering anecdote? Was the readership always inclined to consider the original context of a quotation when evaluating an argument to which it was appended? Does the reverent attitude to the past assumed in such clues not run counter to the supposed playfulness of the exercise? Ultimately, my

3 I notice in passing that at this point the author re-enters the stage.

questions boil down to how often these signals were intended and/or received and how often the interpretations that Brodersen deems ‘plausible’ actually arose in a private library or at a dinner party. This is a problem that Brodersen acknowledges but cannot solve.<sup>4</sup> Neither can I, but I find it hard to share his optimistic expectations. To be fair, I should add that Brodersen acknowledges the possibility of different modes of reception among the *pe-paideumenoí*, admitting that the quest for allusions and signals is just one option (“Das Spiel mit verschiedenen Publika”, pp. 214–215). Nevertheless, his own readings strongly focus on the possibility of discovering signals that invite readers to engage with the text critically.

As the proof of the pudding is in the eating, let us turn to Brodersen’s discussion of his corpus, which comprises a selection of texts by Dio Chrysostom, Aelius Aristides, and Lucian, as we saw above. A complete coverage of the texts would be beyond the scope of a review, so I will be selective and brief. I will discuss Brodersen’s treatment of Dio’s or. 47 (*Public speech in his fatherland*), or. 33 (*First Tarsian Oration*) and or. 34 (*Second Tarsian Oration*); of Aristides’ declamations (orr. 5–16); and of Lucian’s *Alexander or the False Prophet*.

Or. 47 is a speech delivered in the assembly of Prusa in defence of a building project initiated by Dio. In this speech, Brodersen perceives a couple of clear signals that suggest to him that Dio did not just have his fellow citizens (the ‘intradiegetic’ audience) in mind, but also expected his speech to be received by an ‘extradiegetic’ readership afterwards (pp. 75–78). The first of these is a selective retelling of the myth of Heracles, in which the hero’s humiliating tasks (cleaning stables, etc.), culminating in a descent into the underworld, are highlighted (or. 47.4). Listing these labours illustrates that even Heracles failed to earn the respect of his fellow citizens, despite his efforts on their behalf. A comparison with the lack of gratitude of the citizens of Prusa towards Dio is, of course, implied. Brodersen points out that the myth has been condensed to the extent that the penitential nature of Heracles’ labours – he had killed his own children in a fit of madness – is omitted. The speaker places his own munificence on the same level as Heracles’ atonements, which Brodersen considers to be a striking incongruity that must have been apparent to readers of the speech. They could detach it from the assembly

4 “Die in den Texten angelegten Signale für eine bestimmte Lesart können und müssen nicht von allen Rezipienten wahrgenommen werden” (p. 214).

debate in Prusa and read it as an invitation to reflect on notions of merit, role models, and the common good.<sup>5</sup>

I think that the incongruity disappears when one considers the audience's expectations and realises that suppressing the link between Heracles killing his children, his penitential servitude to Eurystheus, and his twelve labours was not particularly innovative. Idealising Heracles as a paragon of virtue and a role model for the (Cynic) philosopher had been a convention since the Classical period.<sup>6</sup> Isocrates, for example, omits the mythological context when citing the labours of Heracles as virtuous deeds to be emulated by his addressee (*Ad Demonium* 7–8).<sup>7</sup> Dio's exploitation of the malleability of myth will not have struck his audience, intra- or extradiegetic, as odd or 'incongruent', and I fail to recognise it as a signal or invitation to readers of the speech to reflect on anything other than Dio's righteous anger about the ingratitude of his fellow citizens.

The second signal that Brodersen discovers in this assembly speech in Prusa is a Homeric quotation. The speaker quotes *Odyssey* 10.38–39 within a passage in which he puts advice addressed to himself into the mouth of a political opponent (or. 47.22). Ironically, he presents his opponent's words as friendly advice, when actually his opponent is admonishing him to withdraw from city politics. Brodersen argues that, in this case, the original context of the quoted lines is relevant: they are spoken by one of Odysseus' companions before they open the bag in which Aeolus has confined the unfavourable winds. Brodersen is of course right that the origin of the quotation adds an extra edge to the characterization by speech of Dio's opponent. Whether *pepaideumenoi* would have needed to read the speech in order to grasp the point, as Brodersen seems to claim, is another matter. However, he is certainly right to point out that the speech provided ample opportunity to both listeners and readers to display their *paideia* (p. 78).

5 “Die Rede muss hier zumindest teilweise vom Anlass gelöst und als Angebot gelesen werden, über Verdienst und Nichtverdienst, über Vorbildfunktionen und Gemeinwohl nachzudenken und zu diskutieren” (p. 77).

6 For a brief, but instructive summary, see E. Stafford: *Herakles*. London/New York 2012 (*Gods and Heroes of the Ancient World*), pp. 121–129.

7 Admittedly, in one of the ‘Diogenic’ speeches (or. 8.29 and 33), Dio has the founder of Cynicism explicitly deny that Heracles performed his labours to serve and to please Eurystheus. The Isocratean precedent shows that this was unnecessary in the present context.

Already in his introduction (p. 16), Brodersen suggests that the relationship between the Greek elite and Rome is largely marginal in the texts of his corpus. This observation is reiterated in the conclusion to the section on Dio's paraenetic speeches (p. 90). Disappointingly, Brodersen does not discuss the *Second Tarsian Oration* (or. 34) in this section, despite promising his readers that he would (p. 79). This oration contains interesting advice regarding the city's relations with Roman governors (or. 34.15 and 38–42), as well as sharp warnings against inter-city rivalry. The speaker compares such rivalry to squabbles over an ass's shadow (or. 34.48) and quarrels over glory and pre-eminence between fellow slaves (or. 34.51).<sup>8</sup> The shadow of Rome looms large over the speech: "Precedence and power belong to others" (or. 34.48). The situation of contemporary Greek cities is compared to the vicissitudes of the major Greek city-states of the Classical past (or. 34.49–51). For reasons known best to himself, Brodersen has chosen to disregard this essential part of the evidence for the connection between relations with Rome and playing with the past.

In the case of the *First Tarsian Oration* (or. 33), however, Brodersen keeps his promise to discuss the speech (pp. 87–90). The speaker censures the people of Tarsus for an indecent act alluded to by the word "snoring" (ῥέγειν). Much ink has been spilled over the question of what the speaker is hinting at by this word, and Brodersen dutifully marshals a number of the proposed solutions. Unfortunately, he overlooks the thorough discussion of the problem by Christina Kokkinia, who convincingly argues that the speaker is hinting at unrestrained flatulence.<sup>9</sup> To me, this suggests that Dio is as much a stand-up comedian here as a moral philosopher (the two roles are, of course, not mutually exclusive). One would love to learn more about how the 'intra-diegetic' audience responded.

The reproach of "snoring" only emerges once the speech is well underway (or. 33.33). It begins with an exhaustive preface, in which the audience is informed – or rather warned – of what to expect (or. 33.1–16). The speaker makes it abundantly clear that he is not an encomiastic orator (or. 33.1–3)

8 On or. 34 see C. P. Jones: *The Roman World of Dio Chrysostom*. Cambridge, MA/London 1978 (Loeb Classical Monographs 12), pp. 76–82; Swain (note 2), pp. 216–219.

9 C. Kokkinia: *A Rhetorical Riddle: The Subject of Dio Chrysostom's First Tarsian Oration*. In: *HSPH* 103, 2007, pp. 407–422.

nor one of those who are able to extemporise on any subject proposed by the audience (or. 33.4–5) – apparently sophists, although they speak about philosophical subjects rather than adopting a role and declaiming.<sup>10</sup> Such extemporisers’ demonstrations are compared to lectures by practitioners of the medical profession who dazzle their audiences with their anatomical expositions (or. 33.6). These showmen are then contrasted with true physicians, whose prescriptions may be unwelcome to their patients (or. 33.6–7). In the continuation, the speaker suggests that the Tarsians should expect precisely such prescriptions: “words of truth” (or. 33.7), “words from philosophy” (or. 33.16).

This part of the speech is barely touched on by Brodersen, which is disappointing once again. In his introduction (p. 16), he claims that no such clear distinction between philosophy and rhetoric is suggested in his corpus as one might expect when using modern (?) categories as a point of reference.<sup>11</sup> This contention would carry more weight if he had confronted it with the self-presentation of the speaker in the *First Tarsian Oration*, who clearly contrasts his own stance as a philosopher with the performances of encomiastic and sophistic orators.<sup>12</sup>

- 10 Dio’s description of these speakers fits very well with Galen’s characterisation (*De Praecognitione* 5.11 [Galenī De praecognitione. Edidit, in linguam Anglicam vertit, commentatus est V. Nutton. Berlin 1979 [Corpus Medicorum Graecorum 5,8,1], p. 96,7–19]), of Demetrius of Alexandria, a follower of Favorinus, “who used to lecture daily on suggested themes in the style of Favorinus’ discourse” (translation V. Nutton). Apparently, Favorinus was famous for his improvised declamations on philosophical themes. Together, these passages may help to flesh out Philostratus’ elusive category of “those who practised philosophy and had a reputation for sophistry” (soph. 479, translation G. Miles).
- 11 “Es wird [...] keine so klare Trennung von Philosophie und Rhetorik evoziert, wie die modernen Kategorien es vermuten lassen.”
- 12 See for the pose as a philosopher also or. 34.9–10 (where the speaker implicitly compares himself to Socrates) and 13 (where he describes his own appearance as “unkempt”; cf. J. Hahn: *Der Philosoph und die Gesellschaft. Selbstverständnis, öffentliches Auftreten und populäre Erwartungen in der hohen Kaiserzeit*. Stuttgart 1989 [Heidelberger althistorische Beiträge und epigraphische Studien 7], pp. 33–45). The comparison of philosophy, as a therapy of the soul, with medicine and of philosophers with physicians was, of course, commonplace since the Classical period, see e.g. M. Schofield: *Academic Therapy: Philo of Larissa and Cicero’s Project in the Tusculans*. In: G. Clark/T. Rajak (eds.): *Philosophy and Power in the Graeco-Roman World. Essays in Honour of Miriam Griffin*. Oxford/New York 2002, pp. 91–109.

Among the speeches attributed to Aelius Aristides are twelve declamations (*meletai*): eleven are on *hypotheseis* from the Classical past (Peloponnesian War, Leuctra, the road to Chaeronea) and one on a mythological *hypothesis* (*Iliad* 9). Brodersen devotes a section of his chapter on Aristides to these declamations (“*Meletai* und der kreative Umgang mit dem Klassischen”, pp. 139–145), focusing on the paired speeches for and against sending reinforcements to the Athenian expeditionary force in Sicily in 413 BCE (orr. 5–6). These declamations are included because they exemplify the play with the past (p. 145). However, Brodersen’s analysis of their function in providing listeners and readers alike with an opportunity to demonstrate their *paideia* (“Ausweis von *paideia*”, *ibid.*) does not substantially add to our understanding of these pieces. Nor does his observation that the pair of speeches heavily depends on Thucydides (p. 143). William Guast has pointed out that, of the surviving declamations from the first to third centuries CE, only those of Aristides have escaped relative scholarly neglect.<sup>13</sup> Brodersen has missed an opportunity here to shed new light on the play with the past by bringing in under-utilised material such as Lucian’s *Phalaris* 1 and 2, the pair of declamations on the aftermath of the Battle of Marathon by Polemo, and Herodes Atticus’ *Peri politeias*.

With his discussion of Lucian’s *Alexander or the False Prophet* (pp. 177–186), Brodersen takes a position in the debate about the extent to which Lucian’s defamatory biography of the founder of an oracle in the Paphlagonian city of Abonuteichos can be used as historical evidence. The oracular deity in question was called Glycon. According to Lucian, the cult was created by Alexander. He is portrayed as a fraud who was as brilliant as he was unscrupulous. However, while the cult of Glycon itself is well attested, Lucian is our only source of information regarding its oracular nature and Alexander’s role as its founder. The problem has been clearly set out by Andreas Bendlin in an article that was unfortunately overlooked by Brodersen.<sup>14</sup> In fact, Brodersen’s position is quite similar to Bendlin’s. Although he seems to ac-

13 W. Guast: Greek Declamation Beyond Philostratus’ Second Sophistic. In: JHS 139, 2019, pp. 172–186, at p. 172.

14 A. Bendlin: On the Uses and Disadvantages of Divination: Oracles and their Literary Representations in the Time of the Second Sophistic. In: J. A. North/S. R. F. Price (eds.): The Religious History of the Roman Empire. Pagans, Jews, and Christians. Oxford 2011 (Oxford Readings in Classical Studies), pp. 175–250, especially pp. 226–243.

cept the oracular nature of the cult at face value (on p. 186, he refers to “das Glykonorakel von Abonuteichos” without further ado), he questions the historicity of Alexander’s involvement.<sup>15</sup>

This position is certainly defensible. Ultimately, however, it amounts to an *argumentum e silentio*. In cases such as these, I would prefer to leave room for different historical scenarios. Ancient historians do not deal in certainties. While it cannot be ruled out that Alexander is a figment of Lucian’s malicious imagination, it is also possible that the target of his libel was a member of the local elite of Abonuteichos instrumental in establishing the Glycon cult around the middle of the second century CE. Provided that scholars unequivocally make clear the extent to which their reconstructions are based on Lucian’s evidence and carefully argue why they are willing or unwilling to accept specific pieces of information, I would consider this a sound procedure.<sup>16</sup> Sometimes, even Lucianic information that appears to be mischievous invention is confirmed to some extent by external evidence. In *On the death of Peregrinus* (27–28 and 41), for example, Lucian insinuates that the followers of the Cynic philosopher will impute posthumous miraculous healings and oracular activity to their deceased spiritual leader. The Christian apologist Athenagoras tells us that a statue of Peregrinus in his hometown of Parium was said to give oracles (suppl. 26). This is, admittedly, a far cry from the gold statues and the oracular sanctuary at Olympia predicted by Lucian, but it does confirm posthumous cultic activity of an oracular nature, which is a piece of information we might be inclined to discard if we had only Lucian’s evidence for it.

Let’s go back to *Alexander or the False Prophet*. It is purportedly written at the request of one Celsus, and both the ‘speaker’ and the addressee are portrayed as ardent followers of the philosophy of Epicurus. Brodersen is right to point out (pp. 181–184) that the speaker undermines his own pose as an adherent of Epicureanism through sheer fanaticism. Brodersen here follows what is now a generally accepted reading, as is clear from his own refer-

15 “Es scheint also zumindest möglich zu sein, dass das vom Sprecher geschilderte Leben des Orakelgründers [...] nicht mit dem historisch belegten Kult in Abonuteichos zusammenhängt” (p. 185). Cf. Bendlin (note 14), p. 243: “[...] the historicity of Alexander, which I continue to doubt.”

16 In this respect, the recent commentary by Peter Thonemann is exemplary: Lucian: *Alexander or the False Prophet*. Translated with Introduction and Commentary by P. Thonemann. Oxford 2021 (Clarendon Ancient History Series).

ences.<sup>17</sup> He adds his conviction that it was primarily the “extradiegetic audience” (p. 181) who could perceive the irony in the speaker’s commitment “to take vengeance on Epicurus’ behalf” (translation P. Thonemann). Incidentally, Brodersen is correct to assert that the encomium on Epicurus (Alex. 47) is an anomaly in Lucian’s oeuvre, but he could have mentioned the presence of Epicurean voices in his other writings.<sup>18</sup> There are interesting parallels between the speaker in the *Alexander* and Tychiades in the *Lovers of Lies*. Daniel Ogden has plausibly argued that Tychiades is also portrayed as an Epicurean – whose voice is drowned out by the superstitious stories told by representatives of other philosophical schools.<sup>19</sup>

Brodersen set out to demonstrate the viability of a reception-centred approach to the literary output of the Second Sophistic, and its potential. On both counts, the present reviewer is unconvinced. In my view, separating texts from both their authors and their original context and focusing exclusively on their reconstructed reception is a rather one-sided exercise that all too often results in unsurprising conclusions. Time and again, we are told that texts contain signals that stimulate readers to question the speaker’s self-presentation, probe the content of his words, and display their *paideia*. The repetitiveness of these conclusions makes it difficult for the reader to stay focused, as does the fact that, in quite a few cases, Brodersen’s observations do not go beyond what has already been argued by others.<sup>20</sup> Furthermore, when adopting a reception-oriented approach, it is imperative to meticulously reconstruct the audience’s expectations. Otherwise, identifying signals that can be picked up by the (‘extradiegetic’) audience becomes a very sub-

17 R. B. Branham: *Unruly Eloquence. Lucian and the Comedy of Traditions*. Cambridge, MA/London 1989 (Revealing Antiquity 2), pp. 179–210 is still enlightening.

18 See C. P. Jones: *Culture and Society in Lucian*. Cambridge, MA/London 1986, pp. 26–27.

19 D. Ogden: *In Search of the Sorcerer’s Apprentice. The Traditional Tales of Lucian’s Lover of Lies*. Swansea 2007, pp. 20–21.

20 Thus, in his attempts to discover ‘critical subtexts’ in Aristides’ *To Rome* (or. 26) and *Panathenaicus* (or. 1), Brodersen leans heavily on papers by L. Pernot: *Aelius Aristides and Rome*. In: W. V. Harris/B. Holmes (eds.): *Aelius Aristides between Greece, Rome, and the Gods*. Leiden/Boston 2008 (Columbia Studies in the Classical Tradition 33), pp. 175–201; and S. C. Jarratt: *An Imperial Anti-Sublime: Aristides’ Roman Oration* (or. 26). In: L. Pernot/G. Abbamonte/M. Lamagna (eds.): *Ælius Aristide écrivain*. Turnhout 2016 (Recherches sur les rhétoriques religieuses 19), pp. 213–229.



jective process. In this respect, I found Brodersen's methodology unsatisfactory. His bibliography shows curious omissions. He does not discuss parts of his corpus that could challenge his apparent convictions. Warnings against taking the literary output of the Second Sophistic *at face value* as evidence for authors' biographies and historical events are pertinent and should certainly be heeded.<sup>21</sup> However, as Brodersen's discussion of the biographies of Dio, Aristides, and Lucian is intended to demonstrate the superiority of a reception-oriented approach over a production-oriented one, completeness and fairness are not its most conspicuous virtues. In fact, it is tantamount to advising historians to refrain from attempting to derive biographical and historical information from literary sources. Some advice on how to avoid pitfalls would have been more helpful. Overall, I didn't find reading "Das Spiel mit der Vergangenheit" a very rewarding experience.

- 21 If I were to write my 1997 note "The Date of Lucian's Visit to Abonouteichos" (In: ZPE 119, 1997, pp. 280–282) now, I would rather give it the title "The Dramatic Date of Lucian's *Alexander* 55–56', leaving the question of historicity aside.

---

Jaap-Jan Flinterman, Vrije Universiteit Amsterdam  
 Faculty of Social Sciences and Humanities  
 Lecturer in Ancient History (retired)  
 flinterm@xs4all.nl

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Jaap-Jan Flinterman: Rezension zu: Isidor Brodersen: Das Spiel mit der Vergangenheit in der Zweiten Sophistik. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023 (Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 86). In: Plekos 27, 2025, S. 633–643 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-brodersen.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

David Burkhart Janssen: *Inimici gratiae Dei. Augustinus' Konstruktion des Pelagianismus und die Entwicklung seiner Gnadenlehre nach 418*. Paderborn: Brill Schöningh 2024 (Augustinus – Werk und Wirkung 18). XII, 904 p., 18 tabelle. € 169.00/\$ 175.00. ISBN: 978-3-506-79631-8.

David Burkhart Janssen ha recentemente pubblicato una monumentale ricerca sulla costruzione del pelagianesimo nel *contra duas epistulas Pelagianorum* (d'ora in poi abbreviato come c. Pelag.), opera composta da Agostino durante la controversia pelagiana contro Giuliano d'Eclano. Questo trattato ha ricevuto poca attenzione dalla critica moderna, motivazione che da sola giustifica la necessità di uno studio approfondito, come quello proposto dall'autore di questa ricerca.

Nel capitolo introduttivo, l'autore evidenzia una lacuna nella ricerca moderna sulla controversia pelagiana, ovvero la scarsa attenzione prestata a come Agostino abbia costruito l'immagine del pelagianesimo ("Einleitung: Pelagianismus – ein Blick aus Augustinus' Perspektive"; pp. 1–27). Molti studi, infatti, si sono dedicati a mostrare le differenze tra la teologia di Pelagio e Giuliano d'Eclano e le tesi attribuitegli dai loro avversari, in particolare Agostino. Al contrario, poca attenzione è stata prestata alla modalità e alla logica con cui Agostino ha costruito il pelagianesimo. Per colmare questa lacuna, l'autore decide di dedicarsi all'analisi del c. Pelag., un'opera che si trova sulla soglia da molti punti di vista, in particolare per il passaggio dall'attacco a Pelagio al pelagianesimo, ovvero da un eretico a un'eresia. Tuttavia, l'aspetto più interessante di questo capitolo riguarda la metodologia che l'autore intende proporre nella sua ricerca. La costruzione del pelagianesimo non viene interpretata principalmente da un punto di vista retorico (eresiologia intesa come tecnica retorica) o sociologico (eresiologia intesa come discorso di potere). L'autore, pur riconoscendo la validità di altri approcci metodologici, interpreta la costruzione eresiologicala del pelagianesimo da parte di Agostino principalmente come un problema teologico. La costruzione eresiologicala del pelagianesimo coincide con la rappresentazione proposta da Agostino degli errori teologici commessi dai suoi avversari. Nella sostanza vi è una primazia della comprensione teologica sulla tecnica retorica e sull'interpretazione sociologica.

Nel capitolo successivo ("*C. ep. Pel.* als Schwellenschrift innerhalb des Pelagianischen Streites", pp. 29–121), l'autore, dopo aver brevemente presentato

la datazione del c. Pelag. (pp. 29–31), si concentra sull'analisi del termine *pelagianus*, che inizia ad essere usato da Agostino proprio in prossimità della redazione di questa opera. L'obiettivo della ricerca, come sottolinea giustamente l'autore, non è ricostruire cosa è stato il pelagianesimo, ma la costruzione del pelagianesimo da parte di Agostino. Per fare ciò è necessario delimitare un corpus di scritti agostiniani, non solo quelli direttamente rivolti a Pelagio o Giuliano, ma tutti quelli scritti in cui Agostino costruisce il suo concetto di pelagianesimo ("Augustinus' antipelagianische Werke", pp. 50–67). Questo corpus di scritti sarà utilizzato per analizzare in prospettiva il c. Pelag., evidenziando la generale continuità della costruzione del pelagianesimo in Agostino, pur in presenza di evoluzioni non prive di importanza. La costruzione del pelagianesimo nel c. Pelag. nasce come difesa dall'accusa di Giuliano di manicheismo. Agostino si difende dimostrando che manicheismo e pelagianesimo sono due eresie opposte alla dottrina cristiana, che lui intende difendere. Agostino utilizza il così detto "Drei-Punkte-Schema", ovvero una sintesi degli errori pelagiani: 1) la negazione della trasmissione del peccato originale da Adamo, e dunque la negazione dell'universale peccaminosità e della necessità del battesimo; 2) un'insufficiente dottrina della grazia; 3) la dottrina del *sine peccato* e della perfetta giustizia dei giusti dell'Antico testamento. Agostino innesta questo schema all'interno della sua dottrina sugli stadi della salvezza (*sub peccato*, *sub gratia* e *in pace*). Gli errori pelagiani del "Drei-Punkte-Schema" contraddicono nella sua essenza la dottrina della salvezza di Agostino, motivo per cui il "Drei-Punkte-Schema" letto alla luce della dottrina agostiniana sugli stadi della salvezza è la chiave di lettura usata per analizzare la costruzione del pelagianesimo nel c. Pelag. ("Das 'Drei-Punkte-Schema' als antipelagianische Auslegung der Heilstadienlehre", pp. 106–112).

I successivi capitoli prendono in esame le diverse accuse che Agostino rivolge ai suoi avversari, a partire da quella di essere *inimici gratiae* ("Der antipelagianische Vorwurf der Gnadenfeindlichkeit", pp. 123–255). Si tratta di un'accusa già presente nei trattati precedenti, ma attorno al 420 diventa più generalizzata. L'autore analizza alcuni passi del c. Pelag. (1,2,4–4,8; 1,18,36–20,38; 2,5,9–10,23; 4,6,12–16) per mostrare che Agostino utilizza questa accusa per costruire il pelagianesimo come un'eresia sulla grazia divina, in particolare sul concetto stesso di grazia e sulla relazione tra grazia e possibilità umane. Agostino critica il concetto pelagiano di *gratia secundum merita*, ovvero di grazia intesa come retribuzione per i meriti umani. Agostino riprende una

delle accuse mosse a Pelagio durante il sinodo di Diospoli del 415 (*gratia Dei secundum merita nostra dari*), collegando in questo modo l'errore di Pelagio a quello di Giuliano. Questa proposizione assume un ruolo centrale nell'elaborazione del concetto di pelagiani come *inimici gratiae* soltanto nel periodo in cui Agostino compone il c. Pelag. Si tratta, a mio avviso, di uno degli aspetti più interessanti di questo capitolo.

Il capitolo successivo analizza l'accusa ai pelagiani, etichettati come *ignorantes iustitiam Dei*, di insegnare la possibilità di essere giusti in virtù della legge ("Der antipelagianische Vorwurf, Eigengerechtigkeit aus dem Gesetz zu lehren", pp. 257–321). L'autore analizza in particolare tre passi del c. Pelag. (3,2,2–3; 3,4,6–13; 4,5,10–11). Agostino critica la concezione pelagiana secondo cui la giustizia sarebbe ciò che Dio chiede all'uomo di compiere e che l'uomo è in grado con le sue forze di realizzare. Al contrario la giustizia è quella che Dio elargisce agli uomini. Una simile differenza ha evidenti ricadute sul piano soteriologico: l'uomo non è in grado di salvarsi da sé, neppure i giusti dell'Antico Testamento, spesso portati ad esempio dai pelagiani, ma necessita dell'intervento divino. La fiducia pelagiana nella legge e nelle capacità dell'uomo di rispettarla sono in realtà l'indice della loro presunzione nelle capacità umane a discapito dell'intervento divino. L'autore mostra che molti degli aspetti legati a questa accusa sono stati elaborati in precedenza da Agostino, soprattutto nel *de spiritu et littera*.

L'accusa successiva è di negare il bisogno universale della grazia ("Der antipelagianische Vorwurf, die Gnadenbedürftigkeit aller zu leugnen", pp. 323–444). In questo caso, diversamente dai precedenti due capitoli, Agostino non conia una specifica etichetta per questa accusa, che, tuttavia, si può dedurre dalla sua argomentazione. Per fare ciò, l'autore prende in esame quattro passi del c. Pelag. (4,4,5–8; 1,5,9–6,11; 1,15,31–17,35; 3,10,26). Secondo Agostino, a causa del peccato originale, la natura umana è *vitiata*, motivo per cui tutti gli uomini, bambini inclusi, hanno bisogno della grazia divina per essere curati e, quindi, salvati. Rom 5,12 assume un ruolo centrale nell'argomentazione antipelagiana del c. Pelag., riprendendo temi ed esegesi in parte già presenti nel *de peccatorum meritis et remissione*, primo trattato anti-pelagiano di Agostino. Anche la *concupiscentia*, presente in tutti gli uomini, ma *vitiata* a causa del peccato di Adamo, viene usata da Agostino per mostrare l'universale necessità di essere curati dalla grazia divina. Si tratta di un tema che durante la controversia con Giuliano assume un ruolo sempre più centrale, ma che è già presente all'inizio della polemica anti-pelagiana. In generale la

negazione pelagiana della trasmissione del peccato originale e dei suoi effetti corrisponde, agli occhi di Agostino, alla negazione della necessità universale della grazia divina per la salvezza: se la natura umana non è *vitiata*, non ha bisogno di essere redenta. Per Agostino l'errore dei pelagiani, pur partendo da una questione amartologica, è prettamente soteriologico.

Il successivo errore di cui sono accusati i pelagiani è di avere interpretato erroneamente la figura di Paolo e alcuni passi delle sue lettere (Rom 7 e Phil 3), in relazione alla possibilità di raggiungere la perfezione *sub gratia* ("Der antipelagianische Vorwurf der Paulusgegnerschaft", pp. 445–522). Per Agostino, Paolo parla in prima persona nel settimo capitolo della lettera ai romani, testimoniando le difficoltà dell'uomo già *sub gratia* a tenere a freno gli impulsi della carne e, dunque, impossibilitato a raggiungere la perfezione, pur senza cadere in peccati gravi. L'esegesi agostiniana di Rom 7 è stata oggetto di opposte interpretazioni da parte degli studiosi moderni, divisi tra quanti hanno evidenziato gli elementi di discontinuità e quanti, invece, hanno privilegiato gli elementi di continuità. Tra questi ultimi si pone anche l'autore, che propone un'interessante confronto con il *de diversis quaestionibus ad Simplicianum*. Sebbene ci siano differenze tra queste due opere, tra cui il fatto che nell'*ad Simplicianum* Agostino interpreta il soggetto di Rom 7 come *sub lege* e non *sub gratia* come nel c. Pelag., secondo l'autore in entrambe le opere emerge la medesima tesi teologica di fondo: l'uomo, a causa della sua condizione post-lapsaria, è mortale, afflitto dal desiderio e dipendente dalla grazia, principio valido tanto per l'uomo *sub lege* quanto per l'uomo *sub gratia*. Agostino, infine, utilizza Phil 3 per mostrare che la perfezione di Paolo consiste nel sapere e confessare la propria imperfezione: l'uomo *sub gratia* si trova lungo il percorso che porterà alla perfezione solo *in pace*.

Il capitolo successivo tratta dell'accusa alla dottrina pelagiana del *sine peccato* che è un inganno e segno di arroganza ("Der antipelagianische Vorwurf, die *sine peccato*-Lehre sei Ausdruck von Betrug und Hochmut", pp. 523–619). L'inganno consiste nel ritenere che l'uomo possa essere senza peccato in contrasto con quanto insegnato nelle Scritture, per esempio 1 Io 1,8 e Mt 6,12–13; l'arroganza, invece, nel ritenere che l'uomo *sub gratia* sia già in grado di essere ciò che potrà essere solo *in pace*, ovvero perfetto e senza peccato. Anche se la dottrina del *sine peccato* assume una rilevanza minore nel c. Pelag. rispetto alla prima fase della controversia, l'autore prende in esame alcuni passi di questa opera (1,13,26–14,28; 3,3,4–5) per dimostrare la continuità della dottrina agostiniana su questo tema con la produzione precedente, in

particolare con i suoi scritti anti-donatisti, le omelie e gli scritti ascetici. In generale, per Agostino la critica alla dottrina pelagiana del *sine peccato* rimane un problema di fraintendimento del concetto di grazia e della necessità che ha l'uomo per salvarsi. In altri termini, per Agostino la dottrina pelagiana del *sine peccato* minaccia una corretta soteriologia, che pone al centro il necessario intervento di Cristo come redentore.

L'ultima accusa riguarda l'ostilità pelagiana a Cristo ("Der antipelagianische Vorwurf der Christusfeindlichkeit", pp. 621–724). Sebbene le sezioni cristologiche nel c. Pelag. siano poche, l'argomentazione anti-pelagiana di Agostino è incentrata proprio sulla figura di Cristo. In particolare, i pelagiani sono accusati di essere *inimici crucis Christi*, in quanto con la loro dottrina svuoterebbero di senso la fede nella grazia di Cristo e nel suo impegno salvifico. Similmente, vengono accusati di relativizzare l'importanza del sangue di Cristo. Il ruolo eccezionale di Cristo come mediatore per la salvezza degli uomini, già presente nell'esegesi di 1 Tim 2,5, appare ancora più rilevante nell'interpretazione agostiniana di Rom 8,3. In particolare, la disputa interpretativa riguarda l'unicità della natura umana di Cristo. Secondo Agostino, in Cristo è assente qualsiasi forma di *concupiscentia*, non essendo stato generato da seme umano, ed avendo pertanto assunto una carne simile alla carne del peccato in cui si trovano tutti gli uomini. Al contrario, per Giuliano, se Cristo ha assunto una carne umana, questa deve essere in tutto e per tutto uguale a quella degli altri uomini, inclusa la presenza della *concupiscentia*. Una delle caratteristiche della cristologia agostiniana negli scritti anti-pelagiani è che, avendo enfatizzato la differenza tra Cristo e gli uomini, il ruolo di Cristo come *exemplum* risulta essere ampiamente ridimensionato. Questo tema, tuttavia, continua ad essere affrontato in altre opere contemporanee ma non direttamente collegate alla controversia pelagiana.

Nel capitolo conclusivo, l'autore intende proporre alcune considerazioni di carattere generale sul significato della costruzione del pelagianesimo nel c. Pelag., letto in una prospettiva di lungo periodo ("Die Konstruktion des Pelagianismus als Ausdruck augustinischer Theologie", pp. 725–778). Il primo aspetto da sottolineare è che per Agostino la costruzione eresiologicala del pelagianesimo è soltanto il rovescio della medaglia dell'elaborazione della sua dottrina teologica. Per Agostino, il pelagianesimo è un'eresia causata da un erroneo concetto della grazia, in quanto la natura umana sarebbe in grado da sola di salvarsi senza bisogno dell'intervento divino. Benché la costruzione del pelagianesimo da parte di Agostino si sia evoluta nel corso della contro-

versia, secondo l'autore non è possibile individuare vere e proprie rotture. Similmente, la teologia che emerge negli scritti anti-Pelagiani di Agostino, sotto molteplici punti di vista (terminologia per definire l'azione della grazia, il rapporto con la volontà umana, la predestinazione e il peccato originale), è in sostanziale continuità, anche se in evoluzione, con gli scritti precedenti, in particolare a partire dall'*ad Simplicianum*. A conclusione della sua ricerca, l'autore propone una rivalutazione del tardo Agostino, spesso letto dalla critica moderna in termini eccessivamente negativi: la teologia della grazia proposta durante la controversia pelagiana, inclusa la fase finale contro Giuliano d'Eclano, di fatto, si basa su elementi già acquisiti da Agostino nei decenni precedenti.

La ricerca di David Burkhart Janssen è senza dubbio un contributo fondamentale per lo studio della controversia pelagiana e merita di essere presa in debita considerazione da parte di tutti gli studiosi interessati. L'attenzione ai dettagli nell'interpretazione teologica del pensiero di Agostino è, a mio parere, uno dei pregi principali di questa ricerca. Tuttavia, una maggiore attenzione alla sintesi avrebbe reso più agevole la lettura del volume.

Volendo inquadrare questa ricerca, mi pare che possa essere considerata sotto almeno due punti di vista: un (parziale) commento al c. Pelag. e un contributo al decennale dibattito sulla continuità o discontinuità nella teologia di Agostino. Parti molto estese sono dedicate al commento e all'analisi di specifici passi del c. Pelag. Pur non essendo un commentario nel senso comune del termine, mancando un'analisi continua e completa dell'opera, quanti sono interessati a specifici passi del trattato di Agostino troveranno facilmente spiegazioni dettagliate e paralleli puntuali con altre opere. Al contempo, il pregio dell'autore è di aver posto il c. Pelag. in prospettiva e di aver fornito una personale interpretazione a favore della continuità nella teologia di Agostino. Considerato l'annoso dibattito e le opposte interpretazioni, non è questa la sede per valutare l'esattezza delle tesi dell'autore, ma è questa la sede per segnalare un nuovo valido contributo al dibattito accademico.

Concludo con una considerazione sulla metodologia utilizzata dall'autore, ovvero sulla proposta di considerare la costruzione eresiological del pelagianesimo principalmente come una questione teologica. La prospettiva dell'autore è senza dubbio legittima, interessante e ben articolata. A mio parere, un'approfondita comprensione di cosa è stata la controversia pelagiana e la costruzione del pelagianesimo non può prescindere dalla coesistenza di una molteplicità di approcci (teologico, retorico, sociologico, ecc.). Poiché è im-

pensabile che questa molteplicità di prospettive possa trovarsi in un unico studio, ritengo che la ricerca di Janssen potrà acquisire ancora più valore non se posta in contrapposizione con altri approcci interpretativi, ma se posta in dialogo con essi.

---

Giulio Malavasi, Porto Mantovano  
Independent Researcher  
malavasi.giulio@gmail.com

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Giulio Malavasi: Rezension zu: David Burkhart Janssen: *Inimici gratiae Dei. Augustinus' Konstruktion des Pelagianismus und die Entwicklung seiner Gnadenlehre nach 418*. Paderborn: Brill Schöningh 2024 (*Augustinus – Werk und Wirkung* 18). In: Plekos 27, 2025, S. 645–651 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-janssen.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---



Franca Ela Consolino: *Musico stilo*. Aspects of the Poetry of Ennodius. Turnhout: Brepols 2024 (Studi e testi tardoantichi 24). 309 p., 4 tables. € 80.00. ISBN: 978-2-503-61112-9.

Readers of Ennodius will sympathize with Franca Ela Consolino's description of her first encounter with the author: "challenging, if not traumatic" (p. 7). We can all be thankful that Consolino's bracing first encounter with Ennodius' notoriously ambiguous, layered, and oft obscure style enticed her to further exploration of this difficult yet rewarding author, the results of which are collected in this volume. The nine articles, eight of which were previously published, span 2006–2022, are presented in new English translations by Jennifer Mills or with her editorial assistance. Engagement with Ennodius' poetry demands a steady, knowledgeable guide, which Consolino provides through these efforts to explicate aspects of Ennodius' career, poetic style, and cultural context. Broadly speaking, the essays center on a self-evident yet essential attribute of Ennodius' creative process: his engagement with the twin traditions of secular and Christian Latin literature. As Consolino traces the impact of thematic and allusive mechanisms, she shows how Ennodius' innovative use of prose and poetry serves to redefine the potential and expectations of traditional genres. That is, Consolino's scholarship argues for the importance of Ennodius, both as an ecclesiastical figure and especially as an artist. Those already acquainted with the poet will find their appreciation heightened – and some familiar assumptions challenged; those who may be coming to Ennodius for the first time will benefit immensely from these new and revisited pieces.

The volume is divided into three sections and a coda. After a lucid introduction that briefly summarizes the contributions, as well as the history of their (mostly light) revision (pp. 11–27), the volume launches with two chapters that investigate the interaction of "Prose and Poetry in Ennodius" (pp. 31–102). The central panel of the book contains four chapters that consider "Literary Genres: Tradition and Innovation," with chapters treating examples of Ennodius' engagement with epithalamium, panegyric, travel poetry, and funerary poetry (pp. 105–203). Then follow two chapters on "The Classics and The Bible" (pp. 207–247), before the final chapter which analyzes in close detail Ennodius' epitaph (pp. 251–281). With the exception of the recent essay on *carm.* 1.2 and to a lesser degree that on *carm.* 1.1, the contributions are close translations of Consolino's original articles. With the

stated aim of documenting the evolution of Ennodian scholarship over the span covered by the articles, they are little changed apart from gentle editing and cross-referencing (often through a short introductory paragraph added to the piece). An extensive and valuable bibliography, as well as lists of abbreviations and cited ancient authors, complete the collection.

Consolino's first section examines two of Ennodius' prosimetric works, analyzing how their prose prefaces serve as more than mere introductions to the poetic set pieces. The first article, "The *dictio* for Epiphanius (*carm.* I. 9)" (pp. 31–62; originally published in 2006), explores Ennodius' first work, a bravura 170-line hexametric poem in praise of the thirtieth anniversary of Epiphanius' bishopric. By explicating how the prose and verse sections of the work operate in tandem, Consolino counters Zoja Pavlovskis's diminution of the importance of the prose preface, showing how, through complementary reference and themes, the preface establishes Ennodius' right – indeed obligation – to speak, while leaving to verse the praise of Epiphanius. Consolino productively speculates that Ennodius adopts to his prose prefaces the liberation from poetic subject that characterizes the verse prefaces of Claudian and Sidonius, allowing his prose to engage in rhetorical work beyond mere introduction and summary. This accords well with the tenor of tradition-embedded artistic experimentation that informs so much of Ennodius' literary production, and which Consolino so ably elucidates in these essays. Here comparison of Ennodius' praise of Epiphanius with his prose encomium of the Milanese bishop Lawrence is especially telling, with Ennodius preferring verse to praise Epiphanius' transcendent character, and prose to navigate the more exacting circumstances that surround Lawrence, a model he also followed for his praise of Theodoric. Apology is also a defining feature of the preface of *carm.* 1.6, which Consolino explores in the previously unpublished work, "The *Dictio Ennodi diaconi quando de Roma rediit* (*carm.* I. 6)" (pp. 63–102). Composed on Ennodius' return from the Synod of Rome in the autumn of 502 CE, this work features a proportionally longer prose preface to twenty elegiac couplets, a structure which Consolino argues embodies the attempted reconciliation of ecclesiastic and senatorial factions at play in the Laurentian Schism (p. 100). At all turns, the articles feature clear-eyed close analysis of the text, erudite contextualization with relevant classical and Christian comparanda, and helpful exegesis of manifold Ennodian oddities.

The second section treats Ennodius' forays into four different genres. "Ennodius and the Epithalamium. *Carm.* I. 4 for Maximus" (pp. 105–129; originally from 2009) investigates Ennodius' play with genre in one of his most ambitious poems through a systematic comparison of this polymetric composition with previous secular wedding poems (helpfully summarized in tables). On the surface we observe how Ennodius "reinterprets established genre with a striking degree of freedom" (p. 10); yet Consolino shows how despite their surprising metrical variation the themes of each section of the poem are firmly grounded in the tradition of the epithalamium. As is so often the case with Latin authors, a surface radicalness belies a deeper conservatism. So, like Ausonius before him, Ennodius "is a little more conformist than he would like to appear" (p. 119). "Ennodius and Panegyric Poetry. A Eulogy and a Request: *carm.* I. 2 for Eugenēs" (pp. 131–152) represents a slight reformulation of an original of 2021 in light of recent elucidations of the poem by Bret Mulligan, Daniele Di Rienzo, and Filomena Giannotti (p. 131, n. 1). Unlike the public-facing hexametric *dictiones* that celebrate Epiphanius and Ennodius' own return from Rome, Ennodius cast this private, verse *dictio* for the Milanese orator Eugenēs, in elegiacs, an innovation that drew on Ovidian epistolographic precedent for its deployment of eulogy in an unnamed petitioner's request for use of a *hortulus* (p. 133). Consolino adeptly illuminates many aspects of Ennodius' craft in this poem, and in particular the effects of Ennodius' combination of unique and familiar diction (e.g., *superbit | ingenii maciem*, vv. 1–2) and the multifaceted reference to the Orpheus myth, which underscores Eugenēs' more authoritative voice as a proxy for his legislative support of public morality. In "Ennodius and Travel Poetry. The *Itinerarium Brigantionis castelli* (*carm.* I. 1)" (pp. 153–187; originally published 2022), Consolino treats Ennodius' account of his fraught crossing of Mount Montgenèvre. Properly contextualizing this poem with Ennodius' other major travel poem (1.5, on crossing the Po in flood), as well as classical and contemporary comparanda, Consolino demonstrates how Ennodius adapts traditional secular travel poetry into a metaphor for Christian perseverance and faith in the face of physical trial and how secular reference is cleverly deployed to support new spiritual goals. The central importance of variation on a theme for Latin literature in general – and especially epigrammatic and epitaphic works – is a thread woven throughout Consolino's perceptive exegesis of Ennodius' allusive tactics. In "Ennodius and Funerary Poetry. The Two Epitaphs for Cynegia. A Variation on the Theme?" (pp. 189–203; originally published 2014), she addresses an example

of variation on a larger scale through a thorough analysis of two short epitaphs to Cynegia, which Consolino argues are both addressed to the wife of Flavius Anicius Probus Faustus Junior Niger (p. 189). Embedded in two Ennodian epistles (5.7, 7.29), these paratexts provide rich contextualizing material that supports our understanding of Ennodius' social connections and audience. By adapting classical motifs to the praise of feminine virtue and Christian resurrection, Ennodius succeeds in offering "two complementary portraits, two halves of a single diptych together able to recreate the image, in its integrity, of the deceased" (p. 203).

The third section, "The Classics and the Bible," draws together two of Consolino's early contributions to Ennodian studies: "Pagan and Christian Echoes in the Epitaph of Victor, Bishop of Novara. An Exegesis of *carm.* II. 95" (pp. 207–229; originally from 2012) and "A reference to Job in *carm.* I. 9. 21–24" (pp. 231–247; originally from 2016). Ennodius' style is infamous for its routine tipping into obscurity. Through a close analysis of several moments of obscurity in *carm.* 2.95, Consolino underscores how Ennodius' broader poetic project of fusing traditional and Christian themes and allusions generates ambiguity and creates difficulty for readers. The final essay on Ennodius' poetry returns to *carm.* 1.9 to address how an obvious allusion to a famed and oft-quoted moment in Vergil (*Aen.* 4.366–367, *cautibus horrens | Caucasus*) interacts with oblique biblical exempla to conjure a reference to Job's enduring piety.

The collection concludes, appropriately, with "Ennodius in His Epitaph" (pp. 251–281; originally published 2014), a close reading of Ennodius' epitaph that was preserved in the Church of San Michele in Pavia. Through a close exegesis of nearly every line of the epitaph, Consolino constructs a case that the epitaph was authored not by Ennodius, whom she argues would not have been pleased by the inscription, which fails to account for his combination of literary achievement and Christian pastoral duty. While his epitaph might have disappointed the subject, Ennodius is immeasurably fortunate to have found, a millennium and a half after his death, such a perceptive and capable reader in Consolino, who moves with such erudition among secular and Christian literatures, and whose insights immeasurably aid the reader of Ennodius. In her introduction Consolino had expressed the "hope that the result as a whole is worth more than the sum of the individual texts" (p. 7). Each piece in this collection offers valuable insights and in new translations now accessible to new audiences. When taken together they offer a docu-

mentary archive of recent developments in Ennodian studies, as well as a perceptive guide into the challenging yet rewarding verse of this important figure.

---

Bret Mulligan, Haverford College  
Professor of Classics  
bmulliga@haverford.edu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Bret Mulligan: Rezension zu: Franca Ela Consolino: *Musico stilo*. Aspects of the Poetry of Ennodius. Turnhout: Brepols 2024 (Studi e testi tardoantichi 24). In: Plekos 27, 2025, S. 653–657 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-consolino.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Mark the Deacon: *Life of Porphyry of Gaza*. Translated with Introduction and Notes by Jeff Childers, Claudia Rapp and Michael Whitby. Liverpool: Liverpool University Press 2025 (Translated Texts for Historians 89). XVI, 259 p., 1 ill., 3 maps. £ 120.00/\$ 160.00. ISBN: 978-1-83624-334-2.

The *Life of Porphyry of Gaza* attributed to Mark the Deacon is an attractive document for the historian of socio-economic *realia*, powerfully seductive thanks to its wealth of detail and its claim to have been composed by a contemporary witness who was a close collaborator of its subject. Alas, as Michael Whitby makes clear in a detailed, lucid introduction and as is further emphasised by the comments in the notes that he and Jeff Childers have provided to accompany the translations of the Greek and Georgian versions respectively, this claim cannot be accepted at face value.<sup>1</sup> Various items, such as the author's use of the *Historia Religiosa* of Theodoret, reveal the *Life* to be anything other than a document composed soon after the death of its subject. Accordingly, the details furnished by the *Life* and its overall narrative must be viewed with extreme caution. While a review of the evidence does not suggest that the author was as fond of fiction as the problematic individual responsible for the *Historia Augusta*, frequent 'errors' and inaccuracies and glaring omissions together point to an author who arguably wrote hagiographical fiction at a remove of a century or more from the date of the death of the protagonist of the *Life*. While it seems excessive to doubt whether Porphyry of Gaza actually existed<sup>2</sup>, there is much to be said for the thesis that the *Life* was created on the sole basis of the bishop's funeral inscription.<sup>3</sup> Be that as it may, the *Life* offers a lively narrative (focussed on a few, select episodes in the bishop's life) and benefits from the air of verisi-

- 1 It is to be remarked, as Whitby does at p. XV, that Claudia Rapp has presented a somewhat less sceptical vision of this document in her own, prior publications.
- 2 So, for instance, doubt has been expressed by the following: Cameron 1987: pp. 355–356, n. 60 (cited by Whitby in the Introduction at p. 21, n. 87); MacMullen 1984: p. 87 (cited by Whitby in the Introduction at p. 30, n. 116).
- 3 Busine 2013: pp. 338–342; cf. Whitby in the Introduction at pp. 24–25. Whitby believes that “there is reason to have some confidence that the story of Eudoxia's actions is not a complete fabrication” (p. 25), but apparently thinks that the source of information must have been something other than an inscription. For the case of the *Vita Abercii*, which did derive from an inscription, see Rapp 2012: pp. 298–299, which is cited with other bibliography by Whitby in the Introduction at p. 24, n. 102.

militude that its author gave it. Hence, while it cannot today be naively trusted as a faithful witness of historical detail, it does serve a distinct purpose: it furnishes historical *tableaux* that are engaging and memorable and it reveals how a late antique audience in the East imagined a Palestinian city at the dramatic moment of the community's conversion to Christianity. Independent of the historical reality of Porphyry, Mark, and Salaphtha, or their interactions with various historically documented figures, the *Life* forcefully depicts what people thought it meant to live in a Christian Roman Empire. As such, it is on a par with such documents as the *Vita Abercii* and historical romances like *The Three Musketeers* or *The Name of the Rose* or the *Iliad*. Although potentially disconcerting for those in search of 'hard facts', there is nothing scandalous about this. It is a well known fact that novelists and dramatists often create historical images that are far more effective than those of professional historians. An episode may not be true (strictly speaking), but that need not disqualify it from being *ben trovato*.

This volume in the Liverpool University Press series "Translated Texts for Historians" contains complete translations of both the Greek and the Georgian versions of Mark the Deacon's *Life of Porphyry of Gaza*. A detailed table of contents (p. VII) is followed by a list of abbreviations (pp. IX–X), three maps (pp. XI–XIII), and a preface (pp. XIV–XV) outlining the contributions made to this volume by Jeff Childers, Claudia Rapp, and Michael Whitby. A black-and-white photograph (p. XVI, fig. 1) reproduces that surviving portion of the Madaba mosaic depicting the city of Gaza and its environs. Next comes a detailed, wide-ranging Introduction (pp. 1–52) that covers a variety of topics relevant to our appreciation of this text as a historical source. Subdivided into eleven sections, it deals with such issues as the content and reliability of the *Life*, the reality and sources of 'Mark the Deacon', the date of composition, and the relationship between the surviving Greek and Georgian versions and one or more hypothetical versions in Syriac and Greek. This magisterial survey of the various problems attaching to the *Life* is followed by a presentation of the text itself (pp. 53–227), with the parallel translations of the Greek and Georgian versions presented on facing pages so as to facilitate comparison and analysis. The modern subdivision of the text into chapters is maintained, thereby enabling the consultation of the critical editions as well as allowing for proper, scholarly citation. The Greek text, which is more ample, has 103 chapters, and the Syriac text observes the same subdivision despite its omissions from time to time. Like the intro-

duction, each of the translations is accompanied by a generous body of footnotes exploring and explaining significant aspects and problems. The volume concludes with an index of Biblical references (pp. 229–232), a glossary (pp. 233–234), a select bibliography (pp. 235–252), and indices (pp. 253–259) regarding people (pp. 253–255), places (pp. 256–257), authors, sources, texts (pp. 257–258), and topics (pp. 258–259). Aiming to be comprehensive and thorough, this volume furnishes scholars, students, and the general public with an attractive and extremely useful presentation of a well-known, but little understood text.

There is much to appreciate in this volume. First and foremost, the presentation of facing translations of the Greek and Georgian versions of the *Life* deftly enables readers – even those without a grounding in the two languages – to appreciate the problem of phylogenetic kinship of these texts. Indeed, it invites them to begin forming their own tentative conclusions regarding the question of priority and the relationship between the two recensions. Secondly, the notes provide detailed discussions that offer readers useful insights into the transmission and constitution of the texts that have been translated as well as relevant historical and cultural information. So, for instance, the girl’s name, which is reported as meaning “Irene” (i.e. “Peace”) in Greek, is transliterated in the Greek text as “Salaphtha” (*Life* 98). Whitby thinks that that “may be connected with the Syriac name Salamtha” (p. 218, n. 445), and Childers affirms that it “probably derived from the Aramaic Šelāmthā” (p. 219, n. 246). Readers are enabled to decide for themselves, and the irony of “shalom” or “peace” in names such as this and Jerusalem is unlikely to escape them. To cite another example, the Greek text describes the response to the petition of Porphyry and Mark as “a sacred rescript in the name of the two emperors” (*Life* 50)<sup>4</sup>, which formulation overlooks the fact that the eastern emperors Arcadius and Theodosius II had a western colleague who was also involved in the enunciation of law and therefore invariably included in any pronouncements; the oversight strongly suggests that the Greek version of the *Life* was composed in the sixth century, by which time people in the East were accustomed to thinking of the emperor residing in Constantinople as the sole source of law (p. 150, n. 263).<sup>5</sup> Third,

4 It is worth adding that the omission of this detailed information from the Georgian text is yet another sign that the Greek was the original version or at least reflects more faithfully an earlier stage in the text’s history.

5 For further discussion, see Barnes 2010: p. 274.



the introduction provides readers with a solid grounding in the issues relating to the text, to the history of the later Roman empire in the East, and to the city of Gaza in Late Antiquity. Since the late sixteenth century, when the text was first presented to Western readers in printed format via Latin translation and then the Greek on which that translation was based, there has been a lively historiographical debate regarding the accuracy and reliability of the *Life*. Was the author ‘Mark the Deacon’ who he says he was? And can he be trusted as a reliable witness? Whitby does an outstanding job in the Introduction of summarizing this thorny debate, offering useful syntheses and some new evidence in the process, and the notes that accompany the two translations provide a further wealth of useful information. The fact that Whitby, Rapp, and Childers are not always in agreement – something which is sometimes remarked in the notes (e.g. pp. 23, n. 96; 40, n. 176) – is not a problem. What ultimately counts is the fact that they cumulatively provide readers with sufficient information to alert them to the major issues regarding this text so that they may think critically for themselves about the problems that it poses.

There is, of course, room for improvement. There always is. A handful of items will be highlighted here, since that may be of assistance to readers and perhaps of use in a future revision of this excellent edition.

To begin with, the discussion of the date of composition is not as clear as might have been expected. Reviewing the detailed, extensive discussions of predecessors, Whitby makes a large number of excellent observations that readers will find useful (e.g. the author’s reliance on Theodoret’s *Historia Religiosa*, the use of names belonging to people prominent in the early sixth century, and a likely point of linguistic contact between the *Life* and Justinian’s *Novel* 103). However, essential details or context are sometimes omitted or glossed over, in all likelihood because they have been taken for granted. Thus Whitby usefully informs readers that the “composition [of Theodoret’s *Historia Religiosa*] can be dated to 443/4” (p. 9), thereby furnishing a *terminus post quem* for the *Life*, but he omits to provide any comparable date of composition for the *Life of Euthymius* and the *Life of Sabas* by Cyril of Scythopolis, in spite of the fact that linguistic echoes make the date of composition of these works highly relevant (pp. 9–11). If we accept Whitby’s arguments for the anteriority of Cyril of Scythopolis, then the date of 556/558 for the *Life of Euthymius* means that the *terminus post quem* must be situated a

century later than the date explicitly stated by Whitby.<sup>6</sup> It is to be added that the fact that Justinian's *Novel* 103 (which defined the figure of the proconsul of Palaestina) dates to 1 July 536 (p. 15) seems not to be the only Justinianic piece of legislation relevant to the date of composition. Henri Grégoire and Marc-Antoine Kugener remarked that the absence of an indiction from the date provided for the death of Porphyry in chapter 103 seems to provide a *terminus ante quem* of 537, since Justinian's *Novel* 47 required the use of the indiction in public documents and a rapid change in epigraphic habit can be observed.<sup>7</sup>

A second problem of note is the failure to explore further the possible milieu that generated the *Life* (p. 45, skirts the issue). A monastery seems quite likely, given both the content and length of the text as well as the fact that two of the witnesses for the Greek text seem to have originated in the monastery of St. John Stoudios.<sup>8</sup> It should also be remarked that a Slavonic version of the *Life* has recently come to light and that this version likewise appears to have originated there.<sup>9</sup> Such a milieu is altogether comprehensible, given the function of St. John Stoudios as a sort of clearing-house of ecclesiastical ideas in the imperial capital (and therefore the eastern half of the Empire) as of the fifth century. It would also help to explain the influence that the *Life* seems to have exerted upon John of Ephesus. In 542 John of Ephesus, who was associated with a Syrian monastery in the capital, was despatched to the provinces of Asia, Phrygia, Lydia, and Caria to convert 'Hellenes' to Christianity and to abolish the traditional cults.<sup>10</sup> Reportedly he converted 70,000 people. This activity and his subsequent engagement in writing the biographies of Eastern saints (of the Monophysite persuasion) both seem to have drawn inspiration from the *Life*, even if no explicit connection is made in the sources. Manifestly not the work of someone living and writing in Gaza (pp.

6 It is to be added that Whitby concludes his discussion of the figure of 'Mark the Deacon' by observing, "An interval of a century or more between honorand and author might help to explain some of the errors in the *Life*" (p. 16). That points to a date of composition ca. 520–550. Cf. Barnes 2010: p. 283, "no earlier than the middle of the sixth century".

7 Grégoire/Kugener 1930: p. 145; Lampadaridi 2016: p. 233, n. 210; Feissel 1993: pp. 171–188.

8 Lampadaridi 2016: p. 39.

9 Id.: p. 66; oddly there is no mention of this whatsoever in the volume under review.

10 Bury 1923: vol. 2, p. 371.

8–9), the *Life* is in all likelihood a literary product of the monastic circles of Constantinople.

A third issue is that of the maps. The wealth of information furnished by these maps is likely to be of immense assistance to readers. However, thanks to a blunder in copy-editing, the first and third maps have the wrong captions. As the captions indicate, one proceeds (or ought to do so) from the general to the specific, i.e. from an overview of the eastern Mediterranean to the immediate environs of Gaza. Simple to rectify, the error in presentation really needs to be corrected before the paperback edition comes out. More sophisticated and insidious, on the other hand, is another cartographic oversight. Two of the maps contain the toponym “Palestina Prima”. In view of historical accuracy, that is a commendable step in the right direction. However, the reviewer would have used an alternative orthography and would have been more cautious about using the toponyms “Palestine”, “Samaria”, and “Arabia” in the second map, which is labelled “Holy Land”. Aside from the fact that ‘Holy Land’ was not a Roman administrative category, the use of an Anglicised form alongside forms that are often used in an English-language context makes for ambiguity that is unnecessary and possibly misleading. A solution on the order of that adopted by the maps accompanying the classic works of A. H. M. Jones and Ferdinand Lot would have been far preferable: lines clearly demarcating the provinces of Palaestina I, Palaestina II, Palaestina Salutaris, and Arabia.<sup>11</sup> Samaria ought to have been designated in Italics or another script, as the name did not designate a province and it therefore needs to be visually differentiated.<sup>12</sup> Lastly, while the map furnished by a fragment of the Madaba mosaic (fig. 1) is suggestive, an actual map of the city of Gaza and the location of archaeological remains would have been welcome.

A fourth issue is that of chronology. Whitby does offer a brief reconstruction of the life of the ‘historical’ Porphyry late in the Introduction (“Por-

11 Jones 1964: map 1; Lot 1931: map 1; cf. Lançon 1992: pp. 42–43.

12 The name of Israel was re-introduced thanks to the intervention of British Zionism. From the Balfour Declaration to the British Mandate for Palestine to the modern state of Israel, this modern ideology informed by historical nostalgia has resurrected an ancient construct, but that does not authorise us to employ linguistic forms that elide the distinction between past and present. Many a war crime has been committed by people citing history as justification, and it therefore behoves us to differentiate matters clearly and with precision.

phyry as Bishop”, pp. 40–43), logically after an extended discussion of the various historiographical problems with the text of the *Life*. The discussion is perceptive, and by and large persuasive. However, there are two minor problems. For one thing, in a volume that is meant to introduce readers to the subject, the discussion is surprisingly anemic as regards the question of chronology and dates. Whitby furnishes only two in the section “Porphyry as Bishop”: the year 380 is mentioned at p. 41, n. 179, and the sojourn at Constantinople in 401/402 is mentioned at p. 42. It would have been worthwhile to observe that Porphyry is reported to have died on 2 Dystros year 480 of Gaza (= 26 February 420) at chapter 103. As R. P. Hippolyte Delehayé taught generations of students of hagiography, the day on which a saint passed from this life to the other world is the fundamental historical *datum* from which everything else follows.<sup>13</sup> Working backwards from that date, in fact, it is possible to use other information provided by the *Life* to arrive at the dates of Porphyry’s enthronement as the bishop of Gaza (395), his ordination as a presbyter (392), and his birth in Thessalonica (347). Since writing is comparable to maintaining a proper English garden and errors thrive like weeds<sup>14</sup>, it would have been of immense assistance to readers to provide this elementary information at this juncture. Secondly, since this biography is manifestly a work of literary fiction or historical romance (or, better, *Fälschung*), it would also have been of assistance to first-time readers to provide some sort of chronological overview that engages with the make-believe world of ‘Mark the Deacon’. What chronology emerges if we pretend that the author is *tout court* to be trusted? Something along the lines of the following table would result:<sup>15</sup>

- 13 For the ‘co-ordinates’ of a saint (viz. date and place of death), see Delehayé 1934: p. 282. The reviewer has a vivid recollection of this elementary point of methodology from a seminar taught at the University of Toronto by Prof. Timothy D. Barnes in the autumn of 1989.
- 14 For example, Whitby claims that Porphyry was “in his early 30s” (p. 60, n. 24) during his time in Egypt, viz. 381/382 to 386/387, which implies a date of birth in 351: the error stems from confusion between ordination as presbyter and enthronement as bishop. It is worth adding here that a similar error occurs in the blurb on the back-cover when reference is made to the events of 401–407: “early fourth century AD” ought to read ‘early fifth century AD’. That is an error that the publisher ought to correct before issuing the paperback version.
- 15 For a much more thorough table, see Lampadaridi 2016: pp. 27–29. That table, with its tripartite division, will be described in the next paragraph.

|                   |                                                    |                                                                   |
|-------------------|----------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------|
| 346/347           | Birth at Thessalonica                              | <i>Life</i> 10 (roughly age forty-five when ordained presbyter)   |
| 381/382–385/386   | Ascetic at Scetis                                  | <i>Life</i> 4 (period of five years)                              |
| 386/387–391/392   | Ascetic near river Jordan                          | <i>Life</i> 4 (period of five years)                              |
| 391/392           | Living at Jerusalem                                | <i>Life</i> 4 (on account of illness)                             |
| 392               | Ordained presbyter                                 | <i>Life</i> 11 (ordained presbyter three years before episcopate) |
| 395: 18 March     | Consecrated bishop                                 | <i>Life</i> 103 (length of episcopate)                            |
| 400: 23 September | Embarks for Constantinople                         | <i>Life</i> 34 (specific date)                                    |
| 402: 6 January    | Baptism of Theodosius II; presentation of petition | <i>Life</i> 47–48 (seeming date)                                  |
| 402: 18 April     | Embarks for Gaza                                   | <i>Life</i> 54 (specific date)                                    |
| 402               | Great Church of Gaza begun                         |                                                                   |
| 407               | Great Church of Gaza finished                      |                                                                   |
| 420: 26 February  | Death at Gaza                                      | <i>Life</i> 103 (specific date)                                   |

Such a chronological survey might properly have been provided at the very outset of the Introduction so as to facilitate readers' comprehension of the detailed, complex discussion that follows as Whitby sifts fact from fiction.

Fifth and last, Whitby offers readers a cursory structural analysis of the *Life* in the Introduction (p. 3).<sup>16</sup> Quite useful though that is, it obscures certain key elements of the narrative and the work's overall economy. The analysis

16 Whitby, Introduction (p. 3, n. 8), refers readers to Lampadaridi 2016: pp. 27–29 “for a more detailed breakdown”.

offered by Anna Lampadaridi in her 2016 edition is excellent and to be commended for its unusual clarity through the use of three columns to juxtapose chapters, content, and date. However, that analysis stands at the opposite extreme, in that it offers so much detail that the reader may miss the forest for the trees. Some sort of intermediate compromise seems required, along the lines of the following:

|       |                                                                     |
|-------|---------------------------------------------------------------------|
| 1–3   | introduction: salutary biography of Porphyry                        |
| 4–10  | Porphyry's spiritual journey: from Thessalonica to Jerusalem        |
| 4     | Thessalonica, Scetis, river Jordan, Jerusalem                       |
| 5     | Mark meets Porphyry                                                 |
| 6     | Mark disposes of Porphyry's wealth at Thessalonica                  |
| 7–8   | Mark returns to find Porphyry again in good health                  |
| 9     | Porphyry embraces a life of full poverty                            |
| 10    | ordination and asceticism of Porphyry                               |
| 11–18 | Porphyry installed as bishop of Gaza                                |
| 11–12 | people of Gaza consult the bishop of Caesarea, who chooses Porphyry |
| 13–14 | Porphyry learns the news and consults the Holy Cross                |
| 15–16 | Porphyry consecrated bishop of Gaza                                 |
| 17–18 | arrival at Gaza and installation in the bishop's residence          |
| 19–31 | miracles of Porphyry at Gaza                                        |
| 19–21 | miracle of rainfall                                                 |
| 22–25 | 'resurrection' of Barochas                                          |
| 26–27 | imperial letter closing temples                                     |
| 28–31 | miracle of childbirth (Aelia, anticipating Eudoxia)                 |
| 32–57 | embassy to Constantinople                                           |
| 32–33 | interview of Porphyry with John of Caesarea                         |
| 34–36 | meeting with Procopius at Rhodes                                    |
| 37    | interview with John Chrysostom                                      |
| 38    | interview with Amantius                                             |
| 39–40 | interview (1st) with the Augusta Eudoxia                            |
| 41    | Eudoxia speaks with her husband the Augustus Arcadius               |
| 42–43 | interview (2nd) with the Augusta Eudoxia                            |
| 44    | birth of Theodosius II                                              |
| 45–46 | interview (3rd) with the Augusta Eudoxia                            |
| 47    | baptism of Theodosius II                                            |
| 48    | presentation of petition to Theodosius II                           |
| 49    | petition discussed by Eudoxia and Arcadius                          |
| 50–51 | interview (4th) with the Augusta Eudoxia and making of arrangements |

|         |                                                                   |
|---------|-------------------------------------------------------------------|
| 52–53   | interview (5th) with the Augusta Eudoxia: farewell                |
| 54      | interview with the Augustus Arcadius: farewell                    |
| 55–57   | voyage by sea back to Gaza; storm and conversion of the captain   |
| 58–74   | destruction of the Marneum and other temples                      |
| 58      | disembarkation at Maiuma and re-entry to Gaza                     |
| 59–61   | episode at the Tetramphodon: destruction of a shrine of Aphrodite |
| 62      | rejoicing of Christians assembled in the church of Irene          |
| 63–65   | arrival of Cynegius and destruction of temples                    |
| 66–68   | little child advises how to destroy the Marneum                   |
| 69–70   | razing of the Marneum                                             |
| 71–74   | cleansing of houses; mass conversion to Christianity              |
| 75–94   | construction of a new church                                      |
| 75–79   | preparations for construction                                     |
| 80–83   | miracle of three youths in a well                                 |
| 84      | gift of Eudoxia for the church                                    |
| 85–91   | debate of Porphyry with the Manichee Julia                        |
| 92–94   | completion and dedication of church; charity                      |
| 95–102  | persistent pagan hostility                                        |
| 95–96   | riot over estates of the Church; flight of Porphyry and Mark      |
| 97–98   | Porphyry and Mark find refuge with Salaphtha (Irene)              |
| 99      | order restored to Gaza                                            |
| 100–102 | Salaphtha becomes a consecrated virgin of Christ                  |
| 103     | conclusion: necrology for Porphyry                                |

Certain analytical words occur here that are not to be found in the text of the *Life* nor in the notes or Introduction accompanying the translations, but which seem fundamental to assisting in our having a clear vision of what is being described, e.g. anticipation, embassy, and interview. Such an outline perhaps helps to clarify matters for modern readers, who are likely to find unmarked masses of text bewildering or annoying, and it highlights the fact that the *Life*, although apparently almost entirely a work of fiction, does reflect how Roman administration was commonly believed to work (cf. p. 30, n. 116).<sup>17</sup> The *Life*, for instance, brilliantly evokes with its account of six interviews what must have often been the tedious, repetitive, prolonged reality

17 Cf. MacMullen 1984: p. 87. The reviewer agrees with Whitby, however, that the *Life* cannot be used as evidence for the specific reality of the late fourth or early fifth century.

of embassies in the Graeco-Roman world.<sup>18</sup> Similarly, like the notice in the *Chronicon Paschale* regarding the creation and consecration of the original Hagia Sophia of Constantinople<sup>19</sup>, arrangements for charity are described in conjunction with the notice of the dedication of the church known as the *Eudoxiana* in honour of its imperial patroness. Such things seem worth signposting in advance for readers, whether they are colleagues who specialise in Late Antiquity or undergraduates making their first acquaintance with this text and the Graeco-Roman world.

There are many reasons to welcome this volume and to be grateful to its three authors, in spite of the issues raised here. Most importantly, precisely as the series “Translated Texts for Historians” promises, they have produced readable, accurate translations. In and of themselves, the facing translations of the Greek and Georgian versions of the *Life* will make it a rewarding experience to teach this text and to use it in survey courses and seminars. Secondly, there are few typographical errors, and they are readily corrected by readers themselves (e.g. p. 216, n. 440: “Porphyry” [line 10] and “n. 234” [line 12] instead of ‘Porphyry’ and ‘n. 243’). Third, the translations are accompanied by detailed, useful notes that clarify matters and refer interested readers to further bibliography. Fourth, the introduction to the volume is comprehensive and engaging. In view of the insidious pitfalls associated with a *Fälschung* as well known as this, that is no small achievement. Fifth and last, the indices are excellent, negotiating the opposed problems of completeness and detail and enabling readers to find items with ease. In short, “Mark the Deacon: Life of Porphyry of Gaza” is a welcome addition to the series, the volume is a stimulating scholarly work that is accessible to the general public at the same time that it makes full use of the most recent discoveries, and one hopes to see it in print for many years to come.

18 SIG (third edition) 656, lines 19–27; Westall 2015: pp. 28–29.

19 Whitby/Whitby 1989: p. 35.



### Bibliography

Barnes 2010: Barnes, T. D.: *Early Christian Hagiography and Roman History*. Tübingen 2010 (Tria Corda 5).

Bury 1923: Bury, J. B.: *History of the Later Roman Empire from the Death of Theodosius I. to the Death of Justinian (A. D. 395 to A. D. 565)*. 2 vols. London 1923.

Busine 2013: Busine, A.: *From Stones to Myth: Temple Destruction and Civic Identity in the Late Antique Roman East*. In: *Journal of Late Antiquity* 6, 2013, pp. 325–346.

Cameron 1987: Cameron, Al.: *Earthquake 400*. In: *Chiron* 17, 1987, pp. 343–360.

Delehaye 1934: Delehaye, H.: *Cinq leçons sur la méthode hagiographique*. Brussels 1934 (Subsidia hagiographica 21).

Feissel 1993: Feissel, D.: *La réforme chronologique de 537 et son application dans l'épigraphie grecque: années de règne et dates consulaires de Justinien à Héraclius*. In: *Ktèma* 18, 1993, pp. 171–188.

Grégoire/Kugener 1930: *Marc le Diacre: Vie de Porphyre, évêque de Gaza*. Texte établi, traduit et commenté par H. Grégoire et M.-A. Kugener. Paris 1930 (Collection Byzantine).

Jones 1964: Jones, A. H. M.: *The Later Roman Empire, 284–602. A Social Economic and Administrative Survey*. 3 vols. Oxford 1964.

Lampadaridi 2016: *La conversion de Gaza au christianisme. La Vie de S. Porphyre de Gaza par Marc le Diacre (BHG 1570)*. Édition critique, traduction, commentaire par A. Lampadaridi. Brussels 2016 (Subsidia hagiographica 95).

Lançon 1992: Lançon, B.: *Le monde romain tardif, IIIe–VIIe siècle ap. J.-C.* Paris 1992 (Collection Cursus).

Lot 1931: Lot, F.: *The End of the Ancient World and the Beginnings of the Middle Ages*. Translated by P. Leon and M. Leon. London 1931 (The History of Civilization).

MacMullen 1984: MacMullen, R.: *Christianizing the Roman Empire (A. D. 100–400)*. New Haven, CT/London 1984.

Rapp 2012: Rapp, C.: Hagiography and the Cult of Saints in the Light of Epigraphy and Acclamations. In: D. Sullivan/E. Fisher/S. Papaioannou (eds.): Byzantine Religious Culture. Studies in Honour of Alice-Mary Talbot. Leiden/Boston 2012 (The Medieval Mediterranean 92), pp. 291–311.

Westall 2015: Westall, R.: “Moving through Town”: Foreign Dignitaries in Rome in the Middle and Late Republic. In: I. Östenberg/S. Malmberg/J. Bjørnebye (eds.): The Moving City. Processions, Passages and Promenades in Ancient Rome. London/New York 2015, pp. 23–36 (text), pp. 244–247 (notes).

Whitby/Whitby 1989: Chronicon Paschale, 284–628 AD. Translated with Introduction and Notes by Mi. Whitby and Ma. Whitby. Liverpool 1989 (Translated Texts for Historians 7).

---

Richard Westall, University of Dallas, Rome Program  
Adjunct Assistant Professor of Classics  
richard.westall@gmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Richard Westall: Rezension zu: Mark the Deacon: Life of Porphyry of Gaza. Translated with Introduction and Notes by Jeff Childers, Claudia Rapp and Michael Whitby. Liverpool: Liverpool University Press 2025 (Translated Texts for Historians 89). In: Plekos 27, 2025, S. 659–671 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-marcus-diaconus.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Michel Fixot / Véronique Blanc-Bijon (eds.): *Relire Paul-Albert Février. Actes du colloque, Aix-en-Provence, 7–9 avril 2022*. Turnhout: Brepols 2024 (Bibliothèque de l'Antiquité tardive 43). X, 352 p., 122 ill., 7 tables, 22 cartes. € 130.00. ISBN: 978-2-503-61158-7.

Ce colloque, trente années après la mort de Paul-Albert Février en 1991, commémore ses nombreux travaux. Directeur du centre de recherche sur l'Afrique méditerranéenne à Alger, Paul-Albert Février est ensuite devenu professeur d'histoire romaine à Aix-en-Provence en 1968. Ce volume témoigne des différentes facettes de ses intérêts de recherche très divers, en premier lieu pour l'urbanisme en Provence durant le Moyen Âge, mais aussi pour l'archéologie chrétienne, l'épigraphie et l'Afrique du Nord. Ils dénotent une véritable approche humaniste qui est plus difficile aujourd'hui en raison de l'hyperspécialisation de la recherche. Ce volume évoque aussi ses multiples engagements administratifs, notamment à l'université d'Aix, et dresse son portrait par le biais de récits et anecdotes de ses nombreux élèves en France et au Maghreb.

Une bonne moitié de l'ouvrage est consacré à la question de l'évolution de l'urbanisme en Provence entre Antiquité et Moyen Âge,<sup>1</sup> sujet de la thèse d'État de Paul-Albert Février de 1964. Xavier Lafon rappelle les étapes de la formation de l'Histoire urbaine en France en tant que discipline de recherche. Marc Heijmans nuance les conclusions de Paul-Albert Février qui a insisté sur la continuité entre les villes romaines et les villes du Haut Moyen Âge en Provence à la différence du Nord de la Gaule. Les vraies ruptures auraient eu lieu à la fin du sixième siècle et surtout aux onzième-douzième siècles avec la naissance de la ville médiévale. Selon Marc Heijmans, le troisième siècle a bien été marqué au contraire en Provence par un resserrement des villes et un urbanisme discontinu, avec la constitution de nouvelles enceintes de superficie réduite même si elles sont difficiles à déceler. L'occupation par des constructions nouvelles des espaces publics et des édifices de spectacle a notamment été sous-estimée par Paul-Albert Février. Plusieurs études soulignent le caractère obsolète des conclusions de ce chercheur sur l'évolution de villes particulières en raison de l'enrichissement considérable de la documentation grâce aux nombreuses fouilles préventives qui ont lieu depuis lors, comme en attestent les synthèses de Sandrine

1 La table des matières complète du livre se trouve à la fin du présent compte rendu (pp. 677–679).

Claude et Núria Nin sur Aix-en-Provence, de Michel Pasqualini sur Fréjus ou de Claude Raynaud sur Maguelone. Marc Bouiron rappelle à ce propos les principales étapes législatives qui ont permis l'émergence de l'archéologie préventive en France.

Paul-Albert Février s'est particulièrement intéressé à l'urbanisme chrétien du Haut Moyen Âge en Provence et a participé à plusieurs volumes de l'ambitieux projet de la « Topographie chrétienne des cités de la Gaule ». Andreas Hartmann-Virnich dresse un état des églises romanes en Provence. Il remarque comme Yann Codou une tendance archaïsante à conserver, dans ces églises, des motifs architecturaux et décoratifs datant de l'Antiquité tardive et de l'époque carolingienne. Yumi Narasawa, dont les conclusions sont parallèles, insiste cependant sur les difficultés de datation des éléments de décors sculptés en Provence entre l'Antiquité tardive et le Haut Moyen Âge. Nathalie Molina présente les transformations successives d'une église à Saint Raphaël du Var jusqu'au treizième siècle. Paul Albert Février était aussi sensibilisé aux questions patrimoniales. Marceline Brunet évoque les mutations de l'Inventaire général des Monuments Historiques, dont Paul-Albert Février avait été vice-président de la commission régionale pour la Provence.

Paul-Albert Février s'est précocement et fortement intéressé à l'archéologie chrétienne. Gisella Cantino Wataghin, dans une contribution théorique particulièrement intéressante, interroge l'autonomie de ce champ de la recherche en tant que discipline par rapport à l'archéologie médiévale. Il en ressort une volonté de décloisonner cette discipline traditionnelle en insistant sur la fréquence des syncrétismes religieux et sur l'existence d'un vocabulaire artistique commun entre chrétiens et païens. De son côté, Vincenzo Fiocchi Nicolai défend l'existence de cimetières chrétiens spécifiques durant l'Antiquité, contrairement à Éric Rebillard.

Paul-Albert Février s'est aussi intéressé dans un article de 1978 au peuplement rural de la Provence, notamment au déplacement d'une partie des populations des plaines vers des *castra* sommitaux durant l'Antiquité tardive, avec en particulier la réoccupation d'anciens *oppida* gaulois. Laurent Schneider offre une synthèse sur cette question. Cette mutation vers un urbanisme polynucléaire à l'échelle d'une cité semble plus être lié à la volonté des élites locales laïques et ecclésiastiques qu'une réponse, comme l'avait bien vu Paul-Albert Février, à un hypothétique besoin de sécurité. Daniel Mouton, Thierry Pécourt et Mariacristina Varano se posent la ques-

tion des origines difficiles à déceler du *castrum* médiéval d'Archantiosc près de Riez.

Paul-Albert Février était un apôtre du dialogue entre archéologie et sources écrites. Il avait lancé en 1985 un projet collectif de traduction et de commentaire des épigrammes du pape Damase. Jean-Louis Charlet offre une étude philologique serrée d'un de ces poèmes consacré à une église dédiée à saint Pierre et saint Paul sur la via Appia. Celui-ci introduirait une polémique contre les Églises d'Orient, peut-être en rapport avec le concile de Constantinople de 381. Paul-Albert Février a aussi travaillé sur l'épigraphie chrétienne, notamment sur mosaïque. Gaëlle Herbert de la Portbarré-Viard donne un commentaire détaillé de plusieurs inscriptions poétiques sur mosaïques qui décrivent des monuments chrétiens et insistent sur le thème de la lumière émanant de celles-ci et de ceux-là. Pascal Boulhol réalise un bilan nuancé de l'utilisation des textes hagiographiques par Paul-Albert Février, notamment dans ses travaux sur les biographies des saints évêques du sud de la Gaule et particulièrement de Castor d'Apt.

Fathi Béjaoui propose un résumé utile des travaux de Paul-Albert Février sur l'Afrique du Nord en montrant la grande diversité des problématiques affrontées, notamment archéologiques, urbanistiques, épigraphiques, religieuses et philologiques. Celui-ci s'est notamment intéressé aux sites de Sétif, Cuicul et Tipasa. Il a aussi polémique en 1966 avec William Frend sur l'interprétation sociale et politique du donatisme. Marc Griesheimer étudie le destin de certains réfugiés africains en Syrie qui ont fui la domination vandale à partir de 439. Abderrahmane Khelifa évoque la formation autour de Paul-Albert Février d'un groupe de chercheurs qui ont donné naissance à l'archéologie proprement algérienne à partir de l'indépendance de ce pays. Faouzi Mahfoudh dresse un bilan des coopérations archéologiques passées et présentes entre la France et la Tunisie, notamment avec l'Institut National du Patrimoine.

Ce volume, d'une grande richesse, sera particulièrement utile aux spécialistes de l'urbanisme, du peuplement et de l'archéologie chrétienne de la Provence durant l'Antiquité tardive et le Haut Moyen Âge en raison des riches synthèses et études de cas qu'il contient. On peut regretter qu'il ne comprenne pas de communication sur des thématiques qui ont occupé Paul-Albert Février dans les années 80, comme celle des rites entourant la mort durant l'Antiquité tardive selon un questionnement plus anthropologique. L'auteur d'« Approches du Maghreb romain », son dernier livre de 1989, aurait mérité

que davantage de contributions fussent consacrées à l'impact de ses travaux sur l'Afrique du Nord. La conception précise que se faisait ce chercheur, élève d'Henri-Irénée Marrou, du concept très discuté actuellement d'Antiquité tardive, aurait pu faire l'objet d'une étude spécifique. Il semble avoir considéré que cette période se terminait dans la seconde moitié du sixième siècle, en lien avec la diffusion d'épidémies de peste. Paul-Albert Février a privilégié l'idée de continuité sur celle de rupture avec le Haut Moyen Âge, sans doute à partir de ses recherches sur l'urbanisme de la Provence et le décor sculpté des églises de cette région. La question reste très débattue comme le montre la table ronde qui a prolongé ce colloque. Paul-Albert Février a été peu théoricien dans l'ensemble à l'exception notamment d'une réflexion sur l'évergétisme dans un colloque de 1983, comme Xavier Barral i Altet le rappelle. Il a privilégié une approche modeste, proche des sources disponibles à son époque. Paul-Albert Février a surtout initié des questionnements et de nombreux projets de recherche encore d'actualité aujourd'hui. Comme le remarque Pascal Boulhol, il n'est donc pas illégitime de le considérer comme une sorte de génie tutélaire des études tant archéologiques que littéraires tardo-antiques et alto-médiévales sur l'Afrique du Nord et la Provence.

---

Bruno Pottier, Aix Marseille Université  
Département Histoire  
Histoire ancienne  
Maître de Conférences  
pottier.bruno@wanadoo.fr

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Bruno Pottier: Rezension zu: Michel Fixot / Véronique Blanc-Bijon (eds.): Relire Paul-Albert Février. Actes du colloque, Aix-en-Provence, 7–9 avril 2022. Turnhout: Brepols 2024 (Bibliothèque de l'Antiquité tardive 43). In: Plekos 27, 2025, S. 673–679 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-fixot\\_blanc-bijon.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-fixot_blanc-bijon.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

## Sommaire

|                                |    |
|--------------------------------|----|
| Liste des auteurs              | IX |
| Abréviations                   | XI |
| Préface                        | 1  |
| Paul-Albert Février et Aix     | 4  |
| « Relire Paul-Albert Février » | 9  |

**Première session**

|                                                                                                                                                       |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| 1. Introduction à la première session<br><i>Jean Guyon</i>                                                                                            | 13 |
| 2. Paul-Albert Février et la question de l'origine des catacombes<br>( <i>Cah. Arch.</i> 1960) : Une mise au point<br><i>Vincenzo Fiocchi Nicolai</i> | 15 |
| 3. L'épigramme de Damase pour Pierre et Paul revisitée<br><i>Jean-Louis Charlet</i>                                                                   | 23 |
| 4. Un'archeologia cristiana per domani?<br><i>Gisella Cantino Wataghin</i>                                                                            | 35 |
| 5. Autour des travaux de Paul-Albert Février sur l'Afrique romaine<br><i>Fatbi Béjaoui</i>                                                            | 45 |

**Deuxième session**

|                                                                                                                                                                                                                           |    |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| 6. Introduction à la deuxième session<br><i>Caroline Michel d'Annville</i>                                                                                                                                                | 55 |
| 7. La <i>civitas Magalonensis</i> : des textes au terrain et retour<br><i>Claude Raynaud</i>                                                                                                                              | 57 |
| 8. Du régime de la cité aux <i>castra</i> du début du Haut Moyen Âge<br>en Gaule méditerranée (Ve–VIIIe siècles) :<br>Encore un état de la recherche et quelques perspectives<br><i>Laurent Schneider</i>                 | 67 |
| 9. Un nouveau chantier, les châteaux et la création d'un réseau castral<br>dans un territoire (Xe–XIIe siècle) : L'énigmatique <i>castrum d'Archantiosc</i><br><i>Daniel Mouton, Thierry Pécout, Mariacristina Varano</i> | 89 |

**Troisième session**

10. Introduction à la troisième session : Paul-Albert Février – 30 ans déjà !  
*Mounir Bouchenak* 105
11. Paul-Albert Février et la naissance d'une archéologie algérienne  
*Abderrahmane Khelifa* 111
12. Regard sur la coopération franco-tunisienne dans le domaine  
du patrimoine  
*Faouzi Mahfoudh* 115
13. Qu'est devenu l'Inventaire depuis Paul-Albert Février ?  
*Marceline Brunet* 127
14. Trente ans de prise en compte du patrimoine archéologique  
*Marc Bouiron* 131

**Quatrième session**

15. Introduction à la quatrième session  
*Vincenzo Fiocchi Nicolai* 141
16. L'histoire urbaine en France 40 ans après la parution  
de *l'Histoire de la France urbaine*  
*Xavier Lafon* 143
17. L'évolution urbaine d'Aix-en-Provence des origines au Moyen Âge :  
Dans le sillage de Paul-Albert Février, héritage ou rendez-vous  
manqué ?  
*Sandrine Claude, Núria Nin* 151
18. *Le développement urbain en Provence* « revisité »  
*Marc Heijmans* 189
19. Compléments au plan urbain de Fréjus (Ier siècle de n. è. –  
fin du IIIe siècle)  
*Michel Pasqualini* 203
20. *Lux musina* : La mise en lumière des mosaïques dans les textes  
épigraphiques versifiés. Variations autour d'un article  
de Paul-Albert Février  
*Gaëlle Herbert de la Portbarré-Viard* 217
21. *Acta sanctorum february* : L'apport de Paul-Albert Février  
à la compréhension des textes hagiographiques de l'Antiquité  
tardive et du Haut Moyen Âge  
*Pascal Boulhol* 229



22. De l'Afrique à l'Euphratésie : Itinéraires improbables d'exilés  
et de captifs africains au lendemain de la prise de Carthage  
par les Vandales en 439  
*Marc Griesheimer* 241

### Cinquième session

23. Introduction à la cinquième session  
*Pierre Gros* 253
24. Le décor sculpté entre Antiquité tardive et Haut Moyen Âge  
en Provence  
*Yumi Narasawa* 255
25. L'ancienne église de Saint-Raphaël (Var) :  
une « suite intéressante d'églises »  
*Nathalie Molina*, avec la collaboration de *Paul François* 277
26. Archéologie et histoire monumentale des sièges épiscopaux  
de Provence, Antiquité tardive et Haut Moyen Âge : un bilan  
*Yann Codou* 297
27. Archéologie et histoire monumentale des sièges épiscopaux  
de Provence à l'époque de l'architecture romane : un bilan  
*Andreas Hartmann-Virnich* 311
28. Table-ronde : « Continuité entre les rives méditerranéennes,  
continuité entre les disciplines » 329
29. « Qui construit et le dit ? » Paul-Albert Février  
au colloque de Rennes en 1983  
*Xavier Barral i Altet* 337
30. En souvenir de Paul-Albert  
*Aïcha ben Abed ben Khader* 343
- Table des illustrations 345

Priscien: Grammaire, livre VIII – Le Verbe. Vol. 1: Caractères généraux. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*, animé par Marc Baratin et composé de Frédérique Biville, Guillaume Bonnet, Manuela Callipo, Bernard Colombat, Alessandro Garcea, Louis Holtz, Séverine Issaeva, Madeleine Keller, Diane Marchand, Jean Schneider. Paris: Librairie philosophique J. Vrin 2023 (Histoire des doctrines de l'Antiquité classique 58). 370 p. € 38.00. ISBN: 978-2-7116-3132-2.

L'opera di traduzione dell'*Ars* di Prisciano, condotta dal gruppo francese *Ars Grammatica* diretto da Marc Baratin, ha visto la sua nascita nel 2010 con l'edizione del primo libro sulla sintassi (il 17) ed è poi proseguita con i libri sulle parti invariabili del discorso (i libri 14–16) nel 2013 e ancora nel 2017 con il secondo libro sulla sintassi (il 18). E adesso, a soli tre anni di distanza dall'edizione sul participio (il libro 11) e sul pronome (i libri 12 e 13), tale attività continua con l'edizione del primo dei libri sul verbo, l'ottavo<sup>1</sup>.

In questo processo di riedizione a ritroso, effetto della volontà di evidenziare, in linea con gli interessi prevalentemente linguistici del collettivo francese, la principale novità dell'*Ars*, la scelta di proseguire con il libro ottavo, e non con i libri 9 e 10, è dovuta al fatto che tale libro, come chiarisce il sottotitolo, contiene i «caractères généraux»: nel libro 8, infatti, viene fornita la definizione del *verbum* e la conseguente esposizione dei suoi attributi, con una particolare attenzione per i problemi di flessione; i libri 9 e 10, invece, dopo una prima parte dedicata alle caratteristiche morfologiche delle quattro coniugazione e dei vari tempi verbali, sono tutti incentrati sulla descrizione

1 Priscien: Grammaire, livre XVII – Syntaxe 1. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*. Paris 2011 (Histoire des doctrines de l'Antiquité classique 41); Priscien: Grammaire, livres XIV, XV, XVI – Les invariables. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*. Paris 2013 (Histoire des doctrines de l'Antiquité classique 44); Priscien: Grammaire, livre XVIII – Syntaxe 2. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*. Paris 2018 (Histoire des doctrines de l'Antiquité classique 49); Priscien: Grammaire, livres XI, XII, XIII – Les Hybrides. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*. Paris 2020 (Histoire des doctrines de l'Antiquité classique 54). L'accessibilità alla dottrina prisciana per il lettore moderno sarà ulteriormente potenziata dal fatto che la nuova edizione critica dell'*Ars* di Prisciano realizzata dal gruppo ERC-PAGES, guidato da Michela Rosellini, sarà fornita di una traduzione in lingua italiana. All'interno dello stesso progetto si prevede anche, in tempi successivi, la realizzazione di una traduzione in lingua inglese.

della formazione del perfetto (e del supino) di tutte le coniugazioni (la I e la II nel libro 9; la III e la IV nel libro 10).

Come è ormai noto, la principale cifra di questo progetto di riedizione dell'*Ars* risiede nella natura composita dei campi di ricerca cui appartengono i componenti del *Groupe Ars Grammatica*. Trattandosi prevalentemente di latinisti, storici della linguistica e della grammatica, è naturale che essi in ogni volume abbiano cercato di evidenziare quanto l'*Ars* di Prisciano, intesa come prodotto manualistico rispondente ai bisogni di apprendimento della classe dirigenziale grecofona, sia stato l'esito più sistematico della riflessione condotta dai latini sulla loro lingua.

Uno degli aspetti di maggior pregio di questa collana consiste nell'abilità con cui gli editori rendono fruibili contenuti dottrinali spesso piuttosto complessi. E anche questa edizione non fa eccezione. In apertura di introduzione (pp. 7–87) i curatori si preoccupano di arricchire uno schema generalmente prestabilito e riproposto, con qualche variazione, nei precedenti volumi (descrizione dell'organizzazione della materia, sintesi delle caratteristiche dottrinali della porzione dell'*Ars* esaminata, trattamento delle differenti tipologie di esempi – letterari o inventati –, illustrazione delle fonti greche e latine identificabili, *Nachleben* di Prisciano in età medievale e umanistica, principali modifiche apportate al testo di Martin Hertz), con un *focus* dedicato alla concettualizzazione del *verbum* quale *pars orationis*, dando particolare risalto al ruolo giocato dal *De lingua Latina* di Varrone (capitolo 1: «Première approche: le verbe dans l'histoire des parties du discours», pp. 7–13). Costui, ereditando da Dione di Alessandria la distinzione tra variazioni temporali e variazioni casuali, aveva organizzato la grammatica latina identificando quattro enti: nomi (caratterizzati dal caso), verbi (caratterizzati dal tempo), participi (caratterizzati dal caso e dal tempo) e parti invariabili (privi tanto di caso che di tempo). Gli aspetti, però, funzionali che caratterizzavano la descrizione del *verbum* nell'opera varroniana vengono scartati dalla tradizione artigiana successiva in favore di un tipo di descrizione morfo-semantic, che si occupa degli accidenti del *verbum* della sua dimensione flessiva (capitolo 4: «Deux exemples de l'information morphologique: la dérivation et la composition», pp. 44–53). Aspetti non ignorati da Varrone ma certo del tutto secondari.

Tale contesto di riferimento risulta essenziale per comprendere come Prisciano si sia sganciato dal resto del panorama grammaticale nel trattamento del verbo. Nell'ottavo libro, infatti, preponderante risulta l'influsso delle fonti elleniche e i curatori non mancano di segnalarlo dedicandovi un capi-

tole apposito (capitolo 5: «Le grec dans le livre 8: la langue et les sources», pp. 53–67). Per prima cosa ci si dedica a descrivere l'uso pedagogico del greco («Le grec et sa fonction pédagogique», pp. 53–57). Esso, infatti, viene utilizzato per tradurre parole o espressioni latine ora al fine di dimostrare come alcuni concetti grammaticali e strutture espressive il latino le abbia modellate sul greco; ora invece con lo scopo più semplice, ma, nell'ottica di un discente grecofono certamente più efficace, di chiarire il significato di alcuni verbi. Nella seconda parte, invece, ci si sofferma sulle fonti greche («Les sources, et le traité du *Verbe* d'Apollonius», pp. 57–67). I curatori propongono il processo di ricostruzione condotto da Jean Schneider del *Peri rhematos* di Apollonio Discolo a partire proprio dal libro ottavo di Prisciano che lo ha usato come fonte, un'operazione certamente utile per il lettore ma di cui gli autori non mancano di sottolineare la circolarità.

Ben più profittevoli risultano invece i capitoli in cui l'attenzione è rivolta ai debiti che Prisciano contrae con la tradizione greca e i conseguenti scarti che lo distinguono dalla tradizione latina. Nel capitolo tre (capitolo 3: «Deux accidents constitutifs du verbe: la diathèse et le temps», pp. 19–43), ad esempio, a proposito del problematico statuto della diatesi che divide i verbi in cinque classi, di cui due primitive (attiva e passiva) e tre derivate (neutra, deponente e comune), i curatori colgono l'essenza dell'ambizione sistematizzatrice dell'*Arx* prisciana che non è quella di mettere in discussione le categorie preesistenti, quanto piuttosto di ridimensionare alcune rigide opposizioni tramite la valorizzazione dei problemi inerenti a un'analisi condotta su singoli casi. Nel capitolo sei (capitolo 6: «Le rapport à la tradition latine», pp. 68–75), invece, ci si sofferma su alcuni marcati mutamenti rispetto ai predecessori. È così per esempio che per via dell'influenza greca l'attributo della *figura* in Prisciano non si fonda soltanto sul binomio oppositivo 'semplice' *versus* 'composto', ma contempla anche i *decomposita*, ossia i derivati dei composti. Oppure, il grammatico elude il problema a proposito dello statuto incerto del futuro, e il fatto che alcuni grammatici avevano ritenuto più plausibile considerarlo un modo (specificamente il *modus promissivus*). Nei casi in cui invece Prisciano non ha la possibilità di affidarsi alla riflessione greca egli tiene conto dell'apporto di chi lo ha preceduto con l'intento però di specificare più accuratamente e senza rigidità classificatorie oggetti grammaticali piuttosto ambigui. È quello che succede a proposito degli impersonali e delle forme nominali del verbo (gerundi e supini), i quali, non essendo identificabili in base a nessuno degli attributi del verbo, da parte dei grammatici sono

sempre stati marginalizzati, venendo chiamati ora *impersonalia*, *supina* o *participalia*. Prisciano, dal canto suo, si limita efficacemente ad attribuire a ciascun fenomeno una propria denominazione e così, pur con qualche eccezione, chiama *supina* i supini, *gerundia* i gerundi e *impersonalia* i soli verbi impersonali.

Segue poi l'immane capitolo sulla fortuna (capitolo 7: «La postérité de Priscien: l'exemple des classements selon les types de verbes», pp. 76–85), orientato a mostrare le influenze della lezione di Prisciano sul verbo in alcune grammatiche emblematiche rispettivamente del tardo medioevo, dell'Umanesimo e dell'età moderna. Nel primo caso si tratta della *Summa super Priscianum*, risalente alla metà del dodicesimo secolo, scritta da Pietro Elia, dove, limitatamente al verbo, la principale differenza si riscontra, oltre che in una diversa organizzazione dell'argomento, anche in un particolare interesse per la costruzione sintattica dei verbi, riservata invece da Prisciano agli ultimi due libri della sua *Ars*. Alla fine del tredicesimo secolo risale il *Catholicon* di Giovanni Balbi, manuale che, soprattutto per la sua brevità, conobbe vasta fortuna. Ovviamente proprio il formato ridotto costringe l'autore, come nel caso del verbo, a limitare la discussione in poche pagine dove ci si dedica all'ampliamento della classificazione con altre due categorie, i *neutropassiva* (ossia i semideponenti) e i *neutripassiva* (ossia quattro verbi, tra cui *vapulo* e *nubo*). In epoca umanistica l'interesse sintattico porta Guarino Veronese nelle *Grammaticales regulae* a elaborare una fitta rete di sottocategorie per ogni *genera verborum* ciascuna delle quali corrispondenti a una specifica modalità di costruzione del verbo. Nel corso dell'età moderna con il *De causis linguae Latinae* di Giulio Cesare Scaligero e soprattutto con la *Minerva* di Sanctius l'ambizione sarà quella di elaborare una teoria unificante di presentazione del verbo che, nel tentativo di eliminare l'«arborescence» (p. 83) classificatoria, si limiterà, senza molto successo, a una netta distinzione tra verbi attivi e verbi passivi.

Il testo utilizzato è sempre quello di Hertz, rispetto al quale gli editori segnalano le loro differenti scelte (capitolo 8: «Modifications apportées au texte de Hertz», pp. 85–87). Non si rilevano cambiamenti testuali significativi: la maggior parte degli interventi si concentra sia nel superare l'abitudine di Hertz di segnalare come lacunosi o con *cruces* passi citati dal grammatico non del tutto coerenti con la tradizione diretta, sia nell'adottare alcuni dispositivi paratestuali che facilitino l'orientamento nel testo. Così accanto a una generale revisione dei capoversi, gli editori, coerentemente con quanto già realizzato nei volumi già editi, fanno precedere l'inizio di ogni libro da un utile indice

degli argomenti con dei titoli, che, per le macrosezioni, corrispondono con quelli che sono stati aggiunti nella traduzione. Essa costituisce il vero fulcro dell'intera operazione editoriale, mantenendo tanto i suoi punti di forza quanto, anche, le sue debolezze<sup>2</sup>. Infatti, da una parte troviamo la traduzione tra parentesi quadre sia delle forme oggetto della riflessione, che vengono riportate a testo in corsivo, sia degli *exempla ficta* e delle citazioni letterarie. Ma proprio per queste ultime, l'indicazione della loro fonte viene mantenuta ancora nel testo della traduzione, quando avrebbe potuto benissimo essere trasposta nelle note sotto il testo latino. Questo avrebbe facilitato la lettura delle notizie sulla tradizione diretta che, unite a quelle sui *loci similes* e ai rimandi interni all'opera, non sempre risultano facilmente leggibili. Più organizzate e assai utili risultano, invece, le note numerate che contengono precise spiegazioni a passi di non semplice interpretazione, ritornando talvolta con più ampia argomentazione su questioni trattate nell'introduzione. Esse costituiscono così un punto di partenza essenziale per chiunque vorrà cimentarsi nel commentare più distesamente anche solo uno dei diciotto libri dell'*Ars*.

A facilitare l'orientamento del lettore di fronte all'intenso utilizzo di termini afferenti alla linguistica moderna, intervengono una serie di indici riguardanti: la «Terminologie grammaticale latine et grecque» (Index 3, pp. 351–362) e delle «Notions grammaticales» (Index 4, pp. 363–366), affiancati dai tradizionali indici degli «Auteurs et citations» (Index 1, pp. 325–329) e delle «Formes et syntagmes en mention» (Index 2, pp. 331–349).

Restano, dunque, intatti «[i] pregi e i limiti di questa operazione editoriale» che «sono [...] tutti legati alla volontà di veicolare questa interpretazione di Prisciano quale linguista»<sup>3</sup>. Tuttavia, gli sforzi interpretativi del Groupe *Ars Grammatica* risultano una valida guida per la comprensione delle molteplici implicazioni di una dottrina grammaticale che Prisciano non ha sempre chiaramente espresso. Un ausilio vantaggioso *in primis* agli editori del gruppo ERC-PAGES, che hanno deciso di accettare la sfida rappresentata dalla «too

2 Già evidenziate nella recensione al primo volume della serie da J. E. G. Zetzel: Rec. *Priscien, Grammaire*. Livre XVII – Syntaxe 1. In: *Gnomon* 85, 2013, pp. 700–703.

3 Cit. la mia recensione su Priscien: *Grammaire*, livres XI, XII, XIII – Les Hybrides. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*. Paris 2020 (*Histoire des doctrines de l'Antiquité classique* 54). In: *Plekos* 25, 2023, pp. 173–178, p. 177, URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/t-priscianus.pdf>.

massive»<sup>4</sup> tradizione manoscritta prisciana, al fine di restituire una *facies* testuale più sicura e capace di dare conto delle peculiari traversie editoriali che coinvolsero l'*Ars*.

Al termine di questi progetti di edizione, la comunità degli studiosi avrà a disposizione due strumenti che, proprio perché differenti nell'approccio e negli interessi, permetteranno in modo complementare di fare luce sui molteplici aspetti caratterizzanti l'opera maggiore di Prisciano e su come essa non solo sia figlia delle esigenze dell'insegnamento praticato nella Costantinopoli di sesto secolo, ma anche di come influenzerà l'attività didattica e la manualistica scolastica nel corso dei secoli successivi.

4 Cfr. J. E. G. Zetzel: Rec. Priscien, *Grammaire*. Livre VIII: le verbe. In: BMCRev 2024.10.32 (<https://bmcr.brynmawr.edu/2024/2024.10.32/>).

---

Andrea Bramanti, Università Roma Tre  
 Ricercatore Tenure Track Lingua e Letteratura Latina  
[andrea.bramanti@uniroma3.it](mailto:andrea.bramanti@uniroma3.it)

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Andrea Bramanti: Rezension zu: Priscien: *Grammaire*, livre VIII – Le Verbe. Vol. 1: Caractères généraux. Texte latin, traduction introduite et annotée par le Groupe *Ars Grammatica*, animé par Marc Baratin et composé de Frédérique Biville, Guillaume Bonnet, Manuela Calipo, Bernard Colombat, Alessandro Garcea, Louis Holtz, Séverine Issaeva, Madeleine Keller, Diane Marchand, Jean Schneider. Paris: Librairie philosophique J. Vrin 2023 (Histoire des doctrines de l'Antiquité classique 58). In: Plekos 27, 2025, S. 681–686 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-priscianus8.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Andrew G. Scott: *An Age of Iron and Rust. Cassius Dio and the History of His Time*. Leiden/Boston: Brill 2023 (*Historiography of Rome and Its Empire* 18). X, 258 p. € 121.98. ISBN: 978-90-04-54111-5.

Over the course of nearly a decade, there has been a profusion of studies released on the career, context and magnum opus of Cassius Dio. Within this growing bibliography, Andrew Scott has been a leading figure, both authoring and editing multiple contributions, notably within the *Historiography of Rome and its Empire* series by Brill. While other studies in this collection have chosen broad, thematic approaches or have been focused on Dio's work concerning Rome's early history, Scott has moved our focus to the author's own time: from the death of Commodus, on the final day of AD 192, until Dio's retirement to Bithynia in AD 229. The result of this endeavour is a monograph that will likely prove to be a standard entry point to Cassius Dio's contemporary books, fleshing out our sense of the author's perception of his own times (beyond a generically dour, oppositional reading of the Severan dynasty), while also adding a new perspective on the perennial debate concerning the composition of the Roman History.

Scott opens his volume by noting the generally poor reputation that Dio's contemporary historiography enjoys, before offering a concise overview of scholarship on Dio and the Roman History. In describing the different scholarly responses to the fragmentary and epitomized later books of Dio's opus, Scott offers a sense of his thesis and objective. Contrary to the notion of Dio as an inconsistent author producing the contemporary books as an 'add-on' (p. 18), Scott suggests that this portion of the Roman History actually retains a purpose and outlook consistent with the rest of Dio's work: clearly lambasting his perceived failure of the Severan emperors, but still doing so in a way that attempts to offer insights to course correct and address deep-rooted political dysfunction within the imperial monarchy.

Chapter One (pp. 19–37) concerns Dio's literary career during and after the Severans. Scott draws out the distinction that can be made between Dio's early pamphlets, which are overwhelmingly encouraging and positively inclined towards Septimius Severus, and the Roman History, which is far more critical. While it may come as little surprise to readers that Dio likely felt pressured to write well of Severus in his earliest output, Scott notes more incisively that these writings can also be possibly considered part of a wider process of negotiation between the senator and newly-minted emperor, or



perhaps even an attempt by Dio to influence Severus' thinking from an early stage. More noteworthy is Scott's discussion of the composition of the *Roman History*, in which he argues for accepting a date range from the 210s into the 230s, following Timothy D. Barnes and Cesare Letta<sup>1</sup> (pp. 29–34). While Scott offers a cogent defence of this choice, arguing that it afforded Dio the necessary distance to write critically of the Severan emperors, it must be noted that the debate surrounding Dio's composition remains a point of unresolved discussion.

Scott offers further grounding and contextualisation of Dio's magnum opus in the second chapter (pp. 38–62), this time setting the *Roman History* against a wider historiographical tradition, illustrating how Dio conforms on the one hand to a very Roman tradition of reviving an old literary form and looking into the past during periods of upheaval and change, while on the other displaying more flexibility in the annalistic style than his Roman forebears, showing a clearly Thucydidean influence on his prose. While much of this will not be new to a specialist reader, Scott nevertheless offers important observations that shape his overall picture of Dio's contemporary books. Most important in this regard is his argument that Dio's work, beyond the famous Agrippa-Maecenas debate, represents a discussion and analysis of Rome's constitutional politics throughout (pp. 51–53). This is deftly argued, and draws Dio's later books into line with the rest of his history.

Chapter Three (pp. 63–87) is focused on the transition from Republic to Empire in Dio's telling, and offers a couple important observations for the chapters that follow. Here, Scott notes that Dio does not excessively moralise his history, instead offering a sense of political realism. He shows here how Dio's Augustus set the shape and form of the imperial monarchy before noting the extent to which the author believes that Augustus' successors either met or failed to live up to it (usually the latter). Scott does this to illustrate that Dio's denigration of his own era is not merely curmudgeonly, but is actually part of a much longer constitutional analysis.

This theme is built upon further in Chapter Four (pp. 88–112), where Scott hones in on the pairing of Marcus Aurelius and Commodus. For Dio, Aurelius represented the zenith of imperial monarchy, although Scott is careful

1 T. D. Barnes: *The Composition of Cassius Dio's 'Roman History'*. In: *Phoenix* 38, 1984, pp. 240–255; C. Letta: *La composizione dell'opera di Cassio Dione. Cronologia e sfondo storico-politico*. In: E. Gabba (ed.): *Ricerche di storiografia greca di età romana*. Pisa 1979 (Biblioteca di studi antichi 22), pp. 117–189.

to note that Dio's adoration of the emperor leads the author to an excessively lenient treatment of Aurelius' actions in a way that is out of step with his earlier critiques of his imperial predecessors (pp. 91–94). Commodus, by contrast, represents the polar opposite to his father: corrupt, unpredictable and easily led by ambitious subordinates. This pairing is important to understanding Dio's history, since it not only reveals the hinge point in Dio's narrative from the more distant past to his contemporary era but also, as Scott demonstrates, a shift in Dio's writing, where he transitions from his flexibly annalistic style towards an account based more heavily on his own role as an eyewitness.

Chapters Five to Eight are thus devoted to Dio's appraisal of the emperors of his own time, beginning with Septimius Severus (pp. 113–136). Contrary to Aurelius' exemplary uprightness and moral fibre, Dio's Severus is depicted as a more dissimulating character, from his initial entrance into Rome (pp. 115–117) to his attempts at displaying clemency being undermined by his brutality against individuals and cities that resist him (pp. 123–124). Scott neatly dovetails this characterisation alongside the episodes of the brigand Bulla Felix and of teacher-turned-soldier Numerianus, arguing that Dio's early Severan period is permeated by examples of false appearances. This chapter concludes with a discussion of Severus during the attempted coup of Plautianus in 205, which Dio compresses with his narrative of Severus' decennalia, and closes with a note on Severus during his campaign in Britain. As Scott observes (p. 136), Dio's Severus is clearly an oppositional reading of an emperor who had Augustan pretensions, but the Dionian analysis goes further, exposing the divide between how a good emperor was supposed to look, and their eventual actions. Again, this conforms to Scott's thesis of Dio writing a more consistent political analysis instead of an aimless complaint.

Scott widens his focus in the sixth chapter (pp. 137–159), discussing the "mixed depictions" of Dio's contemporary emperors further. After noting the presence of positive qualities in the obituary of Severus offered by Dio, Scott argues that it can only be fully understood in combination with that of Marcus Aurelius. This pairing thus allows Dio to note the difficulty faced by any emperor in remedying the systemic 'ills' of Rome, while also inferring that Severus merely hoped to mimic Aurelius while lacking any genuine moral substance himself (p. 146). Developing Dio's "mixed depictions" further, Scott devotes attention to the characters of both Pertinax and Macri-

nus, noting how Dio offers comparable assessments of both rulers, alluding to several positive personal qualities alongside the more negative assessment of their inability to control the Empire and impress their own legitimacy. While this comparison is interesting in its own right, Scott suggests that these “mixed” depictions are more significant, arguing that the ambiguity surrounding Severus’ characterisation is not the result of Dio adapting earlier drafts of his work, but rather a deliberate literary strategy by the author. In this way, Severus, for all his longevity, was just as unable to achieve a golden rule as his more short-lived fellow emperors.

The figure of Caracalla represents a particularly interesting test of Scott’s thesis, given the infamous animosity felt by the author towards the young emperor. In Chapter Seven (pp. 160–180), Scott seeks to move beyond the traditional sense that Dio’s intense hatred of Caracalla resulted in a literary vendetta, devoid of much other significance. Instead, Scott notes that Dio’s critiques are structured largely around communications from the emperor himself, thus allowing Caracalla to “tell his own story” (p. 162). While Caracalla is undoubtedly a destructive figure in Dio’s eyes, his treatment is far from one-dimensional in Scott’s view. The ancient author examines the volatile emperor through the same lens of appearance vs. reality that characterised his examination of Septimius Severus. With Caracalla, however, Dio goes further, adjusting his mode of narration to simultaneously deny Caracalla any possible sense of legitimacy, and emphasise his isolation as a failed ruler.

In the final chapter (pp. 181–202), Scott returns briefly to the figure of Macrinus, who displayed some admirable qualities, according to Dio, but was derailed by his inability to press his own legitimacy or shake the shadow of his predecessors (something that characterised all of Dio’s contemporary emperors to some extent, being compared to Marcus Aurelius). The return of the Severans is facilitated by association with Julia Domna rather than Septimius Severus. Scott notes how Dio presents a powerful and conspicuously foreign Julia in rendering her the link between the two halves of the dynasty (pp. 191–192).

As with his Caracalla, Dio’s presentation of Elagabalus is one that has provoked several modern assessments. In this section, Scott penetrates beyond the historic questions of anecdote and inaccuracy, arguing that Dio divides Elagabalus’ reign thematically, namely the emperor’s attempts at legitimisation, his actions that were out of step with “established custom” (p. 193),

and the plot leading to his assassination. In Elagabalus, Scott identifies a Dionian critique of Septimius Severus and the wider imperial monarchy by this point: “if care was not taken to pass power to the right man, then it could fall into the hands of someone like Elagabalus.” (p. 195). As Scott argues, Dio appears to believe this to be a potentially terminal decline, since while he commends Severus Alexander’s actions later, such as installing men like Ulpian to high office, the structural problems had nevertheless become too great to reverse.

The book is completed by a slender but detailed conclusion (pp. 203–212) that draws together the threads found in each chapter, placing particular emphasis on the need for a re-evaluation of Dio’s contemporary books: Dio’s later books were an integral component of his larger work, rather than a later add-on; his “mixed” depictions of rulers are not necessarily indicative of Dio’s changing or inconsistent loyalties, but rather a reflection that emperors could have good individual qualities but still fail to achieve a golden rule as laid out by Augustus and seen with Marcus Aurelius; and the failure of emperors in his own time was in large part owing to their failure to understand their own past or the governmental forms and qualities that kept the imperial monarchy afloat. Given the different contextual elements present in this book, as well as the various case studies, one can see how a volume like this could easily feel disjointed. Scott has succeeded in tying all his elements together smoothly, however, with clear flow from one chapter to the next, and the conclusion offers a further chance to refocus and take stock of the study as a whole.

Overall, this is a handsomely produced and thought-provoking monograph that succeeds in making a case to consider the later books of the Roman History as a natural part of Dio’s magnum opus, in spite of the shifts in narrative focus and style. While I have no doubt that Scott’s arguments for accepting a later composition of the work as a whole may still meet with some objections, the fact remains that he has revealed a level of internal consistency within the history that may cause even seasoned readers of Dio to pause and reconsider their preconceptions. This is no mean feat, given that the books discussed by Scott include the reigns of Commodus, Caracalla and Elagabalus, no less! Viewing the contemporary books as a part of a unified constitutional analysis gives new life to them. For this reader, the fact that this model could be applied even to Dio’s treatment of his *bête-noir*, Caracalla, was particularly enjoyable. This is therefore a fine addition to the

ever-growing bibliography on Cassius Dio, and its naturally flowing style will doubtless render the volume doubly helpful to students and scholars alike.

---

Alex Imrie, University of Edinburgh  
School of History, Classics and Archaeology  
Teaching Fellow in Ancient History  
A.Imrie@ed.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Alex Imrie: Rezension zu: Andrew G. Scott: *An Age of Iron and Rust. Cassius Dio and the History of His Time*. Leiden/Boston: Brill 2023 (*Historiography of Rome and Its Empire* 18). In: *Plekos* 27, 2025, S. 687–692 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-scott.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Nicolas Assur Corfù: *Die Bedeutung des Kranzes im spätantiken Orient. Zu Thronbesteigung, Kranzübergabe und Religionen im Sasanidenreich*. Basel: Schwabe Verlag 2025. 283 p., 83 ill. CHF 58.00. ISBN: 978-3-7965-5273-1.

The development of history into a scientific discipline was a gradual process, not without its opponents. In the second half of the nineteenth century, Basel was home to one such opponent, the ‘last romantic’, Johann Jakob Bachofen (1815–1887).<sup>1</sup> His work bears interesting parallels to the volume under review here, “*Die Bedeutung des Kranzes im spätantiken Orient. Zu Thronbesteigung, Kranzübergabe und Religionen im Sasanidenreich*” [“The significance of the wreath in the late antique Orient. On accession to the throne, the presentation of the wreath and religions in the Sasanian Empire”] by Nicolas Assur Corfù. This independent scholar, who studied at the University of Basel – where Bachofen briefly held a professorship – has published articles not only in the disciplines of classical and Near Eastern archaeology, but also as a chemist. Schwabe Verlag, founded in 1488 and hence the world’s oldest continuously operating publishing house, not only published the second edition of Bachofen’s “*Das Mutterrecht*” (“The Mother Right”, 1897), but also Corfù’s rather ambitious study.<sup>2</sup>

Why ambitious? Like Bachofen, whose dry titles such as “*Versuch über die Gräbersymbolik der Alten*” [“An attempt on the sepulchral symbolism of

- 1 Trained in law and classical philology, Bachofen soon abandoned the methodological constraints of both fields. Most famously in “*Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*” (1861), he advanced a universal theory of cultural evolution from promiscuous hetaerism over matriarchy to patriarchy, grounded less in evidence than in an elaborate hermeneutics of myths and symbols. Bachofen influenced such diverse thinkers as Friedrich Engels (1820–1895), Carl Gustav Jung (1875–1961), Thomas Mann (1875–1955), and Ludwig Klages (1872–1956).
- 2 The author of the present review has himself recently published a comprehensive work on Middle Persian Zoroastrianism and its relationship to the socio-economic reality of the Sasanian Empire. It deals with similar questions with very different results, but no further reference will be made to it in what follows; see M. Maurer: *Kosmos, Gesellschaft, Religion. Zoroastrische und manichäische Sozialordnungsdiskurse in der langen Spätantike*. Boston/Berlin 2024 (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 80). See also M. Maurer: *A Most Orthodox Empire? Priestly Discourse in Sasanian Iran and Beyond*. In: *JAOS* 144 (1), 2024, pp. 63–82.

the ancients”] or “Römische Grablampen nebst einigen andern Grabdenkmälern vorzugsweise eigener Sammlung” [“Roman grave lamps together with some other sepulchral monuments, mostly from my own collection”] often concealed decidedly bold theses and speculations, Corfù too dares to take a big leap in his innocuously titled book: a revision of the entire history of research on Zoroastrianism. While he, like Bachofen, is a precise observer of ancient iconography, and his work at least points to problems in research on Zoroastrianism and the Sasanian Empire, his speculations must be rejected from a historical perspective. Corfù – apparently unhindered by any substantial knowledge of Iranian philology – presents a book that, in its Bachofenesque digressions, inaccessible style, and often incomprehensible organization, tests the reader severely. Anyone who dares to read it will be rewarded with an erratic journey through “Orient” and “Occident”, from the Paleolithic (p. 167) to the *Shahnama* (written around the year 1000 CE; pp. 174–175).

The central thesis of the book is that the Sasanian Empire was of a “primarily secular character” (p. 13).<sup>3</sup> By this Corfù means that in the Sasanian Empire a separation of powers prevailed between “priests” and the state, and that the latter had a religiously neutral stance (pp. 183–184). This thesis is developed initially on the basis of a re-evaluation of the Sasanian rock reliefs and their accompanying inscriptions. The author shines especially in his detailed descriptions of reliefs. He focuses on those that depict the presentation of a ring or wreath to a Sasanian king. They are generally referred to in existing research as investiture reliefs, with one of the figures identified as a Sasanian king and the other as a Zoroastrian god, most often Ohrmazd, the Middle Persian form of the Avestan Ahura Mazda, the supreme god of Zoroastrianism. Still, as Corfù is right to point out, this interpretation rests on very little evidence. In this instance, Corfù deserves credit for drawing attention to our tendency to accept the standard interpretation of these reliefs without further reflection. Another strength of the book is the inclusion of an extensive appendix, consisting of several tables and 83 illustrations, which makes the discussion of reliefs and coinage easy to follow. However, to support his basic thesis – that the Sasanian Empire was of a “primarily secular character” – Corfù is compelled to discard some of the most fundamental sources

3 All quotations have been translated from the original German.

for Sasanian history on flimsy pretexts, often resting on Corfù's rather unorthodox understanding of Iranian philology. These philological shortcomings, at least, set him apart from the discoverer of the mother right.

The book consists of an introduction, four main chapters, an excursus on religion in the Sasanian Empire, and a brief summary. In their argument, however, the four main chapters rely on the "critical reassessment" found in the excursus, in which Corfù offers numerous claims that are peculiar at best and more often simply incorrect.

The first chapter deals with the question of the selection and enthronement of the Sasanian rulers. In particular, the roles of the nobility and the priests are critically contrasted. A tendency to rely excessively on comparisons with Mediterranean culture is evident in this section already (pp. 15–33), and while many of the issues noted above are already visible at this stage, the unsystematic engagement with secondary literature is especially striking. One would expect at least references to important specialist studies on the relationship between the nobility and the royal court in the Sasanian Empire, e.g., to the works of Jairus Banaji,<sup>4</sup> Parvaneh Pourshariati's well-known (albeit controversial) work on the Sasanian Empire,<sup>5</sup> or Michael Alram in the discussion of Sasanian coinage. Older studies relevant to the topic, such as Gregor Ahn's "Religiöse Herrscherlegitimation im achämenidischen Iran" ["Religious legitimisation of rulers in Achaemenid Iran"], are not mentioned either.<sup>6</sup> Another problem that runs through the entire study is also evident here: Corfù generally evaluates primary sources according to how well they support his argument. Later, in a very brief passage, the entire Greco-Roman historical tradition is casually dismissed as a source for Sasanian history, along with the relevant texts surviving in Arabic, New Persian, and Syriac (p. 148). But in Chapter II, as in later chapters, there are still many favorable

4 Most notably: J. Banaji: *Late Antique Aristocracies. The Case of Iran*. In: J. Banaji: *Exploring the Economy of Late Antiquity. Selected Essays*. Cambridge 2018, pp. 178–203.

5 P. Pourshariati: *Decline and Fall of the Sasanian Empire. The Sasanian-Parthian Confederacy and the Arab Conquest of Iran*. London 2009.

6 G. Ahn: *Religiöse Herrscherlegitimation im achämenidischen Iran. Die Voraussetzungen und die Struktur ihrer Argumentation*. Leiden 1992 (*Acta Iranica* Sér. 3,17).



references to Greco-Roman and post-Sasanian authors. Even the *Shah-nama* can be a valuable source, if need be (pp. 174–175).<sup>7</sup>

Chapter III, “The ‘wreath handover’ in the Sasanian Empire” (pp. 35–44), and chapter IV, “Figures, antiquaria and inscriptions in all rock reliefs” (pp. 45–72), are the most worthwhile to read. Here, Corfù introduces all the relevant monuments before analyzing them in detail.

But since Corfù also treats the inscriptions in these chapters, his handling of philological material must be briefly addressed. This is the study’s most glaring shortcoming, raising the question of whether anyone with even a remote familiarity with Iranian philology reviewed the manuscript. The problems are too many to address here, so I will merely focus on some of the most pervasive and representative ones. Corfù continually draws on dictionaries, often to prove the absence of terms in a certain corpus, but he understands neither their scope nor their limitations. On page 49, for instance, he claims that David N. MacKenzie in his “Concise Pahlavi Dictionary” gives both *kulāf* and *kulāh* as meaning “cap, bonnet”, yet seems unaware that only the former is a Middle Persian form; MacKenzie distinctly designates the latter as a New Persian cognate.<sup>8</sup> Neither does he seem to notice that the dictionary is based almost entirely on the Book Pahlavi literature, i. e., Zoroastrian Middle Persian texts surviving in manuscript, to which he elsewhere ascribes little value as sources.<sup>9</sup> At the heart of Corfù’s argument, but sadly based on an etymological fallacy, is his translation of *mazdēsn* (and its older forms), Middle Persian for “Mazda-worshipping”, as “honouring wisdom”.<sup>10</sup> Given the frequency with which the term *mazdēsn* occurs in the Sasanian royal inscriptions and titulature, this is a serious problem, as Corfù places a great deal of weight on his idiosyncratic translation of the term in arguing for the religious indifference of the Sasanian rulers (e.g., p. 146). He does not seem to understand that the translation of “Mazda” as wisdom underlying his own originates from Avestan. For example, on page 158, he notes that MacKenzie’s Dictionary lacks an entry for “Mazda.” This should not come as a sur-

7 A recent reevaluation of that text can be found in J. Hämeen-Anttila: *Khwadāy-nāmag. The Middle Persian Book of Kings*. Leiden/Boston 2018 (Studies in Persian Cultural History 14).

8 D. N. MacKenzie: *A Concise Pahlavi Dictionary*. London 1990, p. 52.

9 MacKenzie (note 8), pp. IX–X. A similar problem is apparent on Corfù, p. 59.

10 He makes this assertion for the first time on p. 23, n. 65.

prise, since it is not Middle Persian, but Avestan. *Mazdēsn* preserves it as a fossilized compound. Ironically, the Greek version of the ANRm-b inscription even maintains it as a loanword, a clue Corfù fails to recognize as such (pp. 66–67).

The importance of the Avesta seems to be generally lost on Corfù; for instance, the word *yazdān* in the early royal inscriptions is not translated as “gods” because of the Greek versions of the text, where it is translated as θεοί, as he seems to think (p. 70). The translation is supported primarily by the use of the word in Book Pahlavi and by the Avestan form *yazata-*. He also cannot explain where an Elamite translation of “Auramazda” as “wise lord” might come from (p. 142). This fundamental lack of understanding of Iranian (language) history renders many of the book’s explanations worthless (e.g. pp. 68–71 on Middle Persian *bay*, lord). This becomes particularly striking in his attempts to re-date inscriptions (and, as we shall see, even the Avesta) – for example, his notion that Parthian and Greek inscriptions were added beneath a Middle Persian one at Naqsh-e Rostam after the Sasanian period is scarcely credible. (p. 65).<sup>11</sup>

It is important for Corfù’s argument to challenge the standard identification as divinities of the figures in Sasanian reliefs that present what has typically been termed the “ring of investiture”; and in this connection, he is mostly focused on figures that have been identified as Ohrmazd. More broadly, any influence that Corfù sees as potentially religious is downplayed. Apart from the question of the figure generally identified with Mihr on the relief Taq-i Bustam 1 (pp. 42–43, identification refuted on p. 184) and some other minor details, an important point of attack is one short inscription on Ardashir I’s (r. 211–224) ‘investiture’ relief at Naqsh-e Rostam (ANRm-b). There, the figure handing over the ring is referred to as Lord Ohrmazd in both Middle Persian and Parthian, while the accompanying Greek translation labels him as “God Zeus.” Corfù does not provide a satisfactory explanation for this, which is a glaring problem for his entire argument (p. 67).

In Chapter V, Corfù sets out his own interpretation of the reliefs (pp. 73–120). He views them as depicting a symbolic act, in which a personified abstraction presents the king with a wreath as a symbol of triumph. This argu-

11 Another example of Corfù’s re-datings without a factual basis can be found on page 138; here he speculates whether the Coptic Manichaean homilies might not rather date from the post-Sasanian period.

ment is introduced with an extensive examination of the wreath symbol in Iranian culture (pp. 73–87). He then argues for a “re-import” of the symbol, suggesting that the idea of the wreath as a royal emblem originated from the fusion of ancient Near Eastern prototypes (pp. 88–99) that were exported to the Mediterranean. The motif, he claims, later (re-)entered the Sasanian Empire through the Roman coin imagery of the third century (pp. 99–113).<sup>12</sup> The adoption of Western motifs in West Asia is, of course, entirely possible and is also documented in the area. Unfortunately, the argument in favor of the transfer from the Ancient Near East to the Mediterranean region is not well-supported.

To explain the symbol, Corfù draws on group theory from mathematics, which seems largely superfluous, as he simply claims that the compositional and hence semantic structure of the Sasanian images was taken from the Roman examples (pp. 110–112). Of course, Corfù is compelled to interpret the Roman coin images as likewise non-religious – an interpretation which, he seems to believe, is confirmed by his identification of the female figures presenting the wreaths “only” as personifications of the abstractions mentioned in the coin inscriptions (pp. 113–114). On the one hand, this separation seems out of line with Roman religion, where (as in ancient Iran!) abstractions could be venerated as divinities, nor does it suit what we find on the specific coins he presents. Why would an abstract personification of *orbis*, a grammatically masculine noun, be depicted as a female figure? And why could the figure not simply represent Fortuna or Victoria? The intricacies of symbolism appear to have captivated both Bachofen and Corfù. Beyond that, the notion that the reliefs might be sepulchral in nature (p. 118) again recalls the master from Basel. Yet, despite all of these shortcomings in Corfù’s method and argumentation, his fundamental point that the precise meaning of the wreath scene remains uncertain is nonetheless valid.

The digression on religion in the Sasanian Empire (Chapter VI, pp. 121–184) that follows is perhaps the least persuasive part of the book. Here, as already noted, Corfù embarks on a re-evaluation of ancient Iranian religious history – a task for which, as will hardly come as a surprise, he is not exactly qualified. It is noteworthy that earlier in the book he has been happy to draw

12 Here again, the selective handling of sources is a cause for annoyance. Corfù discusses the Hellenistic-Iranian cult found in the ancient Hellenistic kingdom of Commagene – but omits the deity Zeus-Oromasdes found at Nimrud Dagh, a clearly dated parallel to the inscription ANRm-b (pp. 98–99).

on Zoroastrian religious material to explain why certain iconographic elements cannot depict superhuman beings (pp. 48–49; 65–66 – I am not convinced by his argument). Here as before it would be pointless to try to clear up every misunderstanding; thus I will confine myself to a few representative examples and fundamental claims. There is, for one thing, his argument, that the – in his view – much younger Avesta took the name of Ahura Mazda from the Old Persian inscriptions composed by the Achaemenids (p. 136); here he ignores the clear linguistic dependence of Old Persian expressions on Avestan, as in the name of the god Miθra, which we find instead of \*Miça-.<sup>13</sup> And his attempts to re-date Kerdir’s inscriptions – according to him, post-Sasanian productions whose creators intended them to be mistaken for early Sasanian texts – are often difficult to understand and largely based on rhetorical questions (pp. 136–141). Just to point out one shortcoming of Corfù’s argument: if the absence of Kerdir from the Book Pahlavi texts dealing with Sasanian history is taken as proof of him being a fictitious invention, yet the inscription is claimed to have been produced as a piece of falsifying Zoroastrian propaganda at precisely the time when the Book Pahlavi corpus emerged, shouldn’t he appear in those very Book Pahlavi texts?

The discussion of Zoroastrianism, its symbols, and rituals (pp. 143–184) that follows suffers from the same problems already observed. Here Corfù’s engagement with the secondary literature remains noticeably shaky as well. He claims, for instance, that reading Michael Stausberg’s “Die Religion Zarathustras” (2002) and “Zarathustra und seine Religion” (2011) shows Zoroastrianism to be “[...] a mystical, declarative teaching that avoids clear statements. Similar to the Catholic catechism, it is largely based on a question-and-answer dialogue.” (p. 143). This is clearly not the message of either of these books.

The author’s only very superficial familiarity with and understanding of the relevant research is particularly evident when he attempts, in just a few pages, to redate the entire Avesta to the post-Sasanian period (pp. 175–179). These five pages can provide material for endless discussions, so I will just point out one especially striking shortcoming. Corfù claims that an oral composi-

13 For parallels in terms of content see, e.g., P. O. Skjærvø: Avestan Quotations in Old Persian? Literary Sources of the Old Persian Inscriptions. In: S. Shaked/A. Netzer (eds.): *Irano-Judaica IV. Studies Relating to Jewish Contacts with Persian Culture throughout the Ages*. Jerusalem 1999, pp. 1–64.

tion simply could not have been transmitted over the span separating the presumed composition of the Avesta (around 1000 BCE) from its eventual recording in writing in the first millennium CE. Corfù appears unaware of the extensive scholarship on orally transmitted texts such as the *Vedas* or even the *Iliad* and *Odyssey*.

Clearly, the often overly monolithic portrayal of Zoroastrianism – a tradition marked by great diversity across centuries and regions – in parts of the scholarly literature makes a book like Corfù's possible. Where representations of complex topics standardize them too much, there is room to uncover supposed inconsistencies, even with little expertise. What is a meaningful way to talk about Sogdian or Armenian forms of Zoroastrianism? And how can the relationship between priests and empire best be conceptualized? Nevertheless, it is, at best – and by virtue of its existence, rather than its content – a reminder of the need to work on these problems. Ultimately, the book's attempt to portray the Sasanian Empire as a secular state is undermined by its own linguistic and methodological flaws. Unlike Bachofen, who had a broad knowledge of sources and a tremendous command of the relevant languages, Corfù offers unorthodox interpretations without the means to support them. After all that has been said, the question arises: Why should “Die Bedeutung des Kranzes im spätantiken Orient” receive such an extensive review? On the one hand, it is an indication of pressing problems in the study of Sasanian Iran and Zoroastrianism. On the other hand, the rather inadequate books of a certain Schwabe author active in the nineteenth century, and mentioned several times already, have come a long way over the past hundred-odd years. Therefore, a bit of caution might be advisable.

---

Moritz Maurer, Universität Wien  
Department of Religious Studies  
FWF Fellow  
moritz.maurer@univie.ac.at

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Moritz Maurer: Rezension zu: Nicolas Assur Corfù: Die Bedeutung des Kranzes im spätantiken Orient. Zu Thronbesteigung, Kranzübergabe und Religionen im Sasanidenreich. Basel: Schwabe Verlag 2025. In: Plekos 27, 2025, S. 693–701 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-corfue.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Elli Tzavella: *Byzantine Attica. An Archaeology of Settlement and Landscape (4th to 12th Centuries)*. Turnhout: Brepols 2024 (Medieval and Post-Medieval Mediterranean Archaeology 6). 664 p., 196 ill., 10 maps. € 180.00. ISBN: 978-2-503-61120-4.

The expertise which the author demonstrates, spanning settlement archaeology, pottery, and religious architecture, and the wide range of written sources (non-literary and literary) with which regional studies such as this require real familiarity, enables Elli Tzavella to design and deliver a ‘model’ contribution to Late Roman and Middle Byzantine history at the regional level, of a kind which is much needed but so challenging to realise. Her geographical concentration on Attica might seem to some highly specialised, ‘sub-regional’ by some yardsticks. But the author shows, again and again, that Attica’s comparative density of locationally specific published data, archaeological of all kinds, and historico-topographic, justifies this degree of focus while ensuring the work’s feasibility. The three periods covered, including the problematic, and problematically labelled “Transitional” period (here from ca. 650 to the ninth century), could have tested feasibility to the limits in a larger region. And, logically, the archaeology of Athens (the walled city), and its own history, are only evoked when they are needed to clarify aspects of features or finds around the region. A substantive “Introduction” (pp. 17–23 dealing with the competing and overlapping labels for historical and archaeological subdivisions of the period ca. 300 to 1200, is followed by eight thematic chapters, and then (Chapter 9: “Early and Middle Byzantine sites in Attica, 4th–12th c.”, pp. 295–468), a rich site-focused Gazetteer, archaeological, geographical, topographical, and historical. This structure works, despite the quantities of data. The thematic chapters exploit the Gazetteer (pp. 295–468), which is highly legible in its layout, cross-referral between all parts is rigorous, and they are illustrated and illuminated by excellent photographs, mostly good plans (mostly, inevitably borrowed), and by Tzavella’s own thematic distribution maps (pp. 651–660), both periodised and, within no less than ten spatial subdivisions of Attica, the sites of the Gazetteer are distinguished by nine interpretative symbols, or clusters of such symbols (e.g., “church[es]”, “grave[s]”, “workshop”, p. 650), taking the visualisation of sites or complexes of sites in diachronic and reported functional aspects to a new level.

In chapter 1 (“Attica: A Landscape Surrounded by the Sea”, pp. 27–42) Tzavella evokes succinctly but sufficiently the characteristics of Attica’s relief, vegetation, hydrology, and pedology, in their considerable spatial variability, with reference wherever possible to ancient and pre-modern (sixteenth to nineteenth century) descriptions (“General Geography of Attica”, pp. 27–28). She demonstrates due awareness of changes (even to geomorphic relief) within the historical era and/or the Late Holocene, now captured by paly-nologists and sedimentologists. This overview is further organised around empirically self-explanatory phenomena such as plains and mountains, also rivers, lakes and wetlands, of which some readers may be unaware. This introduces the reader to Attica’s many traditional natural resources and thus to major traditional aspects of land-use, such as forestry, pastoralism, arboriculture, and the extractive industries, which will contribute to the interpretation of many archaeological sites (“Natural Environment and Resources”; pp. 28–42).

Chapter 2 (“Attica in Byzantine History”, pp. 43–48) spells out the frustrating paucity of historical references after Late Antiquity to Attica as such (by contrast with references to Athens in some centuries, and to particular high-status institutions such as the monastery of Osios Meletios). But there does seem to be an over-reliance here (p. 45) on Leslie Brubaker and John Haldon’s “Byzantium in the Iconoclastic Era”<sup>1</sup> in suggesting that there is no evidence of “an administrative entity” (p. 45) as the “Transitional” period fades into the Middle Byzantine. In fact ‘Attikê’ had survived, or been revived, by the ninth century, if not the eighth century, as a division of the centralised fiscal administration, proven by the seal of its *dioikêtês*, while in the same period ‘Vyotia’ had its own *dioikêtês*. But these fiscal officials (responsible for the census) will have relied upon the services of local officials of the Thema of Hellas, perhaps a *droungarios* or a *tourmarkhês*. An Attic *droungaraton* would seem to be indicated by the Middle Byzantine regional epigraphy cited by Tzavella. Chapter 3 (“Byzantine Attica: Earlier Research”, pp. 49–54), like Chapter 2, introduces aspects of Tzavella’s data bases, this time the archaeological and topographic aspects. It is an overview of older and newer modes of enquiry or foci of enquiry in Attica: the conventional excavation (“Archaeological Excavations of Early and Middle Byzantine Attica”, pp. 49–50), Christian Archaeology (“Studies on Byzantine Churches in

1 L. Brubaker/J. Haldon: *Byzantium in the Iconoclastic Era, ca. 680–850. A History*. Cambridge 2011.



Attica”, p. 50), Rescue Archaeology, the ‘Extensive Survey’ (typically concerned with one cultural era), the ‘Intensive Survey’ (multi-period and increasingly interdisciplinary, “Field Surveys and Byzantine Finds”, pp. 50–51), and, preceding all of them but continuing alongside them, Historical Topography (“Research on the Topography of Byzantine Attica”, pp. 51–53) and Toponymy (“Toponyms in Byzantine Attica”, pp. 53–54). Tzavella rightly makes systematic use, as one does, of all these approaches and foci of enquiry to build the most comprehensive documentation so far attempted of the post-Roman settlement archaeology of Attica, from the minor urban sites to pastoralists’ rural installations.

Chapter 4 (“Land Routes and Maritime Communication in Byzantine Attica”, pp. 55–86) analyses thoroughly the archaeological, geographical (“Land Routes: Topographic and Archaeological Evidence”, pp. 59–75) and textual evidence (“The Evidence of the ‘Tabula Peutingeriana’”, pp. 56, 59) for terrestrial roads and “routes”, and maritime routes (“Byzantine Megarid: A Forgotten Hub of Interregional Communications”, pp. 75–77; “Ports and Anchorages in Byzantine Attica”, pp. 77–86), a chapter which could have been placed in Part 2 (“Byzantine Attica: The Archaeology of Human Activity”, pp. 87–292) since it examines sites and/or installations in their spatial relations to each other (not that this placing in Part 1 [“Byzantine Attica: The Geography, the History and Earlier Studies”, pp. 27–86] interferes with the comprehension of its relevance). The chapter focuses upon an exemplary correlation, with reference to Late Antiquity, of the Roman and Late Roman *Itineraria*, Late Antique evidence for the legal status of the region’s towns, the archaeology and topography of roads and “routes”, and other written references from epigraphic to sixteenth-to-nineteenth-century Western observers of the region. This exercise enables Tzavella to demonstrate the growing military significance of Western Attica for the Late Roman state (including passages between the Gulf of Corinth and the Aegean) and the Middle Byzantine state’s continuing interest in this area. Her correlation of texts and archaeology is crucial for her clarification of the sixth-century *Synekdemos* of Hierocles’ attribution of the status of *polis* to the three relatively minor communities of Megara, Pagai, and Aigosthena, and the Late Roman revival of Eleusis. She also identifies the presence of the Middle Byzantine *Dromos* in Western Boeotia, the successor to the Roman and Late-Roman *Cursus*. Western Boeotia, including its refurbished rural fortresses, was, as Tzavella can argue “a hub of interregional communications” that was even-

tually “forgotten” (pp. 75–77). One would just like to see the distinction between ‘roads’ and “routes” made clearer. Sometimes, implicitly, the latter lack archaeological features (as opposed to ‘roads’), but this is not usually clear.

Chapter 5 [“Attica in the Late Roman & Early Byzantine Period (4th to mid-7th c.)”, pp. 88–164], concerning settlements and sites of all kinds in the fourth to mid-seventh centuries, is the most substantial chapter, dealing as it does with the now-recognised urban revival, the ‘Busy countryside’ (with *caveat/s* of course), and the advances in the distinction and approximate dating of the plain and ‘coarse’ wares of the Late Roman-to-Early Byzantine East which have helped the documentation of these phenomena. Case studies of Late-Roman to Early-Byzantine settlements (“Settlements in all Shapes and Sizes”, pp. 89–127), recorded within surveys focused upon Attica in antiquity and throughout naturally defined landscapes (e.g., enclosed plains), enable Tzavella to create points of reference for the exploration of all aspects of rural settlement and land-use in Late Antiquity, for instance informing anyone interested in the evolution of the whole rural “Economy” (pp. 127–132) about the least-understood and reported, and yet still major, aspects of land-use, what one might call ‘caprovine pastoralism’. Its relative neglect, and relative significance, lead one therefore to wish for a representative distribution map of the Late Antique stone ‘pens’ recorded by Hans Lohmann and colleagues in eastern Attica, since they do not appear among Tzavella’s nine symbolised types of site. However, several types of site (“Defensive Structures in All Shapes and Sizes”, pp. 132–149), such as rural fortifications, fortified villages, and farmsteads, each treated here as a topic and sub-section in its own right, are well served by the distribution maps and so can function more easily as points of reference for students of the archaeology of the Late Antique countryside, including inter-regional comparisons. Some are more developed than others owing to the quality of the published evidence, all of which has been checked on the ground by Tzavella of course. So, for instance, rural fortifications of all kinds, down to the smallest watchtower, enable a discussion of “a militarily organised landscape” (pp. 145–149) in Late Antique Attica. This is an extremely useful new comparandum for use in the study of Late Antique Boeotia and northern Greece. The presentation of so many types of site of this era in Tzavella’s standard-setting distribution maps (“Maps of Byzantine Attica”, pp. 650–660) – not all of which I am mentioning – also occasionally leaves one wish-

ing for the clarity that a legibly scaled plan would provide for urban or formerly urban sites, or complexes of discreet sites, such Late Antique Oropos or Late Antique Peiraeus (to name but two). And, if it is ‘not too much to ask’ and not unreasonable to do so, there is a historical (administrative, fiscal, and legal) aspect to the organisation, or re-organisation, of the Late Antique countryside which seems to be overlooked here, namely the institution of the *kómê/vicus*. It ought to replace the Attic *dêmoi* and it probably had a complicated relationship with the locations of churches in the countryside (whose archaeology Tzavella has discussed in detail elsewhere),<sup>2</sup> so it deserved a place in the very interesting discussions of nucleation and dispersal, communal levels of decision-making (e.g., whether to fortify a village), and rural markets in Late Antique Attica.

Many researchers would have stopped here (ca. 650 AD), but not Tzavella. Chapter 6 (“Attica in the ‘Transitional Period’, mid-7th to 9th Centuries”, pp. 165–182) is a different kind of point of reference for investigators. Published mid-seventh-to-eighth century material from the countryside and related directly to habitation is still very scanty. But Tzavella assembles enough arguments to persuade one that, based on a range of artefacts, including coins, seals, traces of continuity at Early-Byzantine churches, architectural sculpture (but not *in situ*), and published pottery from adjacent areas such as Aigina, Attica did not experience rural discontinuity, nor that “collapse of state and social structures” (p. 165) which was once envisaged by archaeologists and some historians under the influence of archaeologists. Indeed, further afield, e.g., at Corinth and on Crete, seventh and eighth-century ceramic material is now quite well documented. But in Attica the eighth century is not yet definitely represented by pottery (pp. 179–180). The nature and extent of Slavic settlement (“Attica and the ‘Slavic Question’”, pp. 168–170) is evaluated on the basis of the limited and ambiguous, as she argues, toponymic evidence in a measured way, which clearly does not illuminate the seventh to ninth centuries either. However, Tzavella has interesting hypotheses about eighth-century phases at particular rural sites such as the fortified Ovriokastro, which may yet be illuminated as eighth-century deposits from Athens mentioned by Tzavella (pp. 171–179) are published by the archaeologists responsible.

<sup>2</sup> E. Tzavella: Christianisation of Attica. The topography of Early Christian churches. In: *Pharos* 20.2, 2014, pp. 121–158; DOI: 10.2143/PHA.20.2.3117845.

Chapter 7 (“Attica in the Middle Byzantine Period, 10th to 12th Centuries”, pp. 183–266) is in one way markedly different from the thematically comparable chapter 5, in that Tzavella seeks to explore the challenge of the relationship between surviving imperial legislation governing the economy of the ‘village’ (as defined by the administration), Middle-Byzantine rural estates’ archives, and the archaeology of rural settlement. She extrapolates (pp. 185–188) from the arguably most useful historians’ assessments of the implications of those sources, offered by Michel Kaplan and Jacques Lefort, for rural settlement patterns and the relationship between fiscal divisions of the landscape between fiscally defined rural ‘communities’ (the *chorion*), and the distribution of, and differentiation between, actual units of settlement (typically central and perhaps nucleated, and peripheral and dispersed, units). Tzavella is circumspect about the interpretation of actual Middle-Byzantine archaeological patterns of contemporaneous nucleation and dispersal in Attica vis-à-vis the state’s definitions of *choria* and outlying small settlements, which could have several origins, involving peasants, secular landlords, and monastic communities (or their dependencies). Some Attic sites, with evidence of chapels, could as Tzavella suggests, be small-scale monastic properties of some kind that were technically within a *chorion*. Anyway, this ambition to think about the rural sites of Attica within the framework of Middle-Byzantine institutions of the state and of elites, which is much easier in Macedonia, is highly commendable. The localisations of Middle-Byzantine monasteries is also a revelation of what can be achieved at the level of a small region by the systematic study of all kinds of sources (and in the absence of all but fragments of their medieval archives: pp. 246–266 and the map at Fig. 158). Tzavella, just as ambitiously, also here offers a very well researched historical analysis of Attica’s Middle-Byzantine agricultural and artisanal productions, the latter mostly involving the exploitation of Attica’s own natural resources. This section (pp. 224–245) is a model of the exploration of the written sources, mostly concerning Attica, and mostly Middle-Byzantine, but drawing on studies that survey the empire so as to both clarify problems in local sources and to test generalisations based on cross-regional studies, and, as one should, draws upon descriptions of pre-modern agriculture, land-use, and technologies, to clarify the interpretation of medieval sources.

Tzavella’s work is the result of many years of archaeological and historical research, including fieldwork, and presents a rich, one must admit surprisingly rich, body of archaeological and historical evidence, all of which is de-

ployed to analyse important questions about the evolution of settlements in Attica, and their significance for the history of this small region (district, one might say) of the Late-Roman and Byzantine empires. She reaches carefully argued positions on a range of important questions which will be of great interest not only to people studying any region of the empire between ca. 300 and 1200 AD, but also of interest to scholars who concern themselves with issues in the rural economic history of the empire, the ‘Transitional Era’ or ‘The Byzantine Revival’, and others. As a contribution to an ongoing regional level of the rewriting of Byzantine history it also sets a new benchmark.

---

Archie Dunn, University of Birmingham  
Centre for Byzantine, Ottoman and Modern Greek Studies  
School of History and Cultures  
a.w.dunn@bham.ac.uk

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Archie Dunn: Rezension zu: Elli Tzavella: Byzantine Attica. An Archaeology of Settlement and Landscape (4th to 12th Centuries). Turnhout: Brepols 2024 (Medieval and Post-Medieval Mediterranean Archaeology 6). In: Plekos 27, 2025, S. 703–709 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-tzavella.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Niklas Fröhlich: *Spätantike Chroniken im Fluss der Zeit. Kompilieren, Kürzen, Kontinuieren als kulturelles Phänomen, historische Quelle und philologische Herausforderung*. Berlin/Boston: De Gruyter 2025 (Millennium-Studien 110). XII, 505 S., 4 Abb., 4 Tabellen. € 119.95/£ 109.50/\$ 131.99. ISBN: 978-3-11-150618-0.

Chroniken sind eine weitverbreitete Quelle der Mittelalterforschung, aber sie spielen auch in der Antike, insbesondere der Spätantike, eine wichtige Rolle, weil sie vom sechsten bis zum siebten Jahrhundert n. Chr. im Westen des ehemaligen Imperium Romanum zeitweise die einzigen erhaltenen Geschichtsdarstellungen sind. Eine bislang wenig beachtete Besonderheit macht die Arbeit mit den Chroniken schwierig. Es seien keine unverrückbaren, abgeschlossenen „Werke“ (S. 211), sondern sie befänden sich in einem beständigen Fluss, wie Niklas Fröhlich sagt.<sup>1</sup> Die Chroniken sind nicht in separaten Handschriften überliefert, sondern in aneinandergereihten Chroniksammlungen. Das hat zur Folge, dass Überlieferungsgeschichte, Kodikologie, Textkritik, aber auch literaturwissenschaftliche Fragen eine größere Rolle spielen als bei anderen Gegenständen der Historiographie. Auch wenn die Ursprünge der Chroniken bei den Griechen lagen<sup>2</sup>, überwiegen in der Spätantike lateinische Texte, so dass auch Latinistik, insbesondere die Sozialgeschichte römischer Literatur, eine Rolle spielt, Alte Geschichte und Kirchengeschichte sowieso. Wer Fröhlichs Buch in die Hand nimmt, erwartet vielleicht aufgrund des großen Umfangs eine unerquickliche Lektüre, aber das Buch ist sehr gut lesbar, das sei schon vorab gesagt.

In seinen einleitenden Bemerkungen (S. 1–17) kritisiert Fröhlich zunächst, dass Chroniken in vielen Fällen nur als „Steinbrüche“ benutzt worden seien, das heißt man habe sie für einzelne Fakten herangezogen, aber nicht den ganzen Text im Hinterkopf gehabt, vor allem nicht seine Entstehungsbedingungen. Chroniken seien – ähnlich wie Breviarien – als „Dekadenphäno-

1 Fröhlichs Studie entstand im Wuppertaler Graduiertenkolleg „Dokument – Text – Edition“ (2016–2025) und wurde 2022 bei Armin Eich als Dissertation eingereicht. Der Text wurde aber noch erheblich erweitert.

2 Wenn man nicht sogar auf den Alten Orient zurückgehen will: J. J. Glassner/K. Meister/J. Rüpke/J. Rist: Chronik. In: DNP 2, 1997, Sp. 1168–1172. Die griechischen Chroniken sind bei F. Jacoby, FGrH 1, Nr. 239–261 u. a. zu finden beziehungsweise jetzt auch mit englischen Übersetzungen und Kommentaren als Brill's New Jacoby (<https://scholarlyeditions.brill.com/bnjo/>).

men[e]“ (S. 17) angesehen worden. Zu seiner Fragestellung äußert sich Fröhlich prägnant:

Die Chroniken der Spätantike wurden von ihren Fortsetzern naturgemäß zu sich fortführenden Ketten verbunden, sie wurden gleichzeitig immer wieder bearbeitet und überarbeitet, indem die Benutzer weitere Materialien heranzogen oder aus eigener Erfahrung und in jedem Fall in eigener Selektionsleistung Informationen ergänzten, wegließen oder umformten. Somit besteht die Tendenz, dass gewissermaßen *jede einzelne* Handschrift mit ihren zusammengefügt und regelmäßig adaptierten Chronikbestandteilen als eigenes Werk zu betrachten ist, das gleichzeitig durch den Gebrauch einer oder verschiedener Vorlagen viele weitere frühere ‚Werke‘ beinhaltet (S. 13).

Es geht dem Autor um die Individualität sowohl der Chroniken als auch ihrer Zusammenstellung („Ketten“, ebd.). Die Werke unterliegen einer ständigen Bearbeitung neuer Kompilatoren von Chroniken. Die ältere Forschung vor allem Theodor Mommsens, zusammengefasst in seiner dreibändigen Kollektion der *Chronica minora* in den Monumenta Germaniae Historica,<sup>3</sup> war vorschnell als endgültig verstanden worden, erst ab 1979 setzten erneut Forschungen ein, die nun kritisch gegenüber Mommsens Ersteditionen waren („Forschungsstand“, S. 18–25). Die „Zielsetzung“ (S. 25–28) fasst dann die Vorgehensweise zusammen und erläutert die Gliederung des Buches.

Im zweiten Kapitel „Chronik und Chronistik“ (S. 29–66) geht es zunächst um den Archegeten spätantiker Chroniken, Eusebius, dessen Chronik in der Literatur der Germanenreiche (Cassiodor, Isidor) als Anfang einer Reihe von Werken gesehen wird (S. 29–36). Fröhlich geht dann über die antiken Quellen hinaus und beschreibt Chroniken als „Paratext-Organizer“ (S. 39–46). Die Chronik wird damit zu einer Ereignisreihe, die durch entsprechende Randbemerkungen wie Jahr oder Region, die Paratexte, parallelisiert werden (S. 44). Wer die Eusebius/Hieronymus-Chronik<sup>4</sup> gerade nicht zur Hand hat,

3 *Chronica minora saec. IV.V.VI.VII.* 3 Bde. Ed. Th. Mommsen. Berlin 1882–1889 (MGH Auct. ant. 9/11/13) [Nachdruck 1981]. Online einzusehen unter URL: [https://www.dmgh.de/auct\\_ant.htm](https://www.dmgh.de/auct_ant.htm) (Link geprüft 29. 9. 2025).

4 Die Verdienste Rudolf Helms (1872–1966) um die Edition dieses schwierigen Textes sind kaum zu hoch zu veranschlagen: Eusebius: Werke. Bd. 7: Die Chronik des Hieronymus. Hieronymi Chronicon. Hrsg. von R. Helm. 2. Aufl. Berlin 1956 (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte 47) [Nachdr. 1984] (<https://www.degruyterbrill.com/document/doi/10.1515/9783110299434/html>). Helm erhielt nur wenige Nachrufe, vgl. aber M. Buddrus/S. Fritzlar: Die Professoren-

findet in Abbildung 1 (S. 41) ein gutes Beispiel: Ereignisse aus christlicher und weltlicher Geschichte wurden dort in einer Zeile mit verschiedenen Ären (zum Beispiel Meder, Juden, Römer, Makedonen, Lyder, Ägypter) wie in einer breiten Tabelle dargestellt, die auf einer Papyrusrolle unpraktisch wäre, vielmehr die Einführung von Codices beschleunigt hat. Die Bezeichnung *Chronica* sagt freilich noch nicht viel über deren Gestalt, es gebe noch andere Formen der Chronistik (S. 46–52), auch die mittelalterlichen Verhältnisse werden abgegrenzt (S. 52–59). Abschließend werden die Ressentiments gegenüber den spätantiken Chroniken in fünf Punkten zusammengefasst (S. 60–66).

Kapitel 3 („Die lateinische Chronikübersetzung des Hieronymus vor ihrem kulturellen Hintergrund“, S. 67–143) befasst sich dann im Detail mit dem sozialen Ort der Hieronymus-Chronik, fragt nach dem Bedarf an einem solchen Werk. Das Leben des jungen, um 347 geborenen Hieronymus in Stridon wird ausführlich nachvollzogen. Er gehörte schon einer anderen Generation an als Eusebius, der kurz nach 260 geboren war. Die Nähe zur historischen Breviarieliteratur wird hervorgehoben, die ca. 360–420 n. Chr. in großer Gunst stand.<sup>5</sup> Die *Consularia*, die auf epigraphische Konsullisten der späten Republik zurückzuführen sind, erhielten in der Spätantike eigenes literarisches Gewicht, Codices waren nun das Medium der Überlieferung der Konsulnamen, zumal narrative, detailreiche Geschichtsdarstellung erst wieder mit Ammian (nach 392 n. Chr.) einsetzte. Fröhlich misst den *Consularia* vor allem drei Funktionen bei (S. 97–100):

1. Symbole römischer und biographischer Identität
2. Historisch-exemplarisches Überblickswerk
3. Zeichen der Kaisertreue

ren der Universität Rostock im Dritten Reich. Ein biographisches Lexikon. München 2007 (Texte und Materialien zur Zeitgeschichte 16), S. 183–184.

- 5 M. Sehlmeier: Geschichtsbilder für Pagane und Christen. *Res Romanae* in den spätantiken Breviarien. Berlin 2009 (Beiträge zur Altertumskunde 272), S. 31 (Zeitleiste). Man sollte aber vorsichtig sein, Werke zu erfinden, wie eine angebliche gemeinsame Quelle der *Historiae abbreviatae* des Aurelius Victor und der sogenannten *Epitome de Caesaribus* – gegen J. A. Stover/G. Woudhuysen: The Lost History of Sextus Aurelius Victor. Edinburgh 2023 (Edinburgh Studies in Later Latin Literature) mit der tiefgründigen, kritischen Rezension von B. Bleckmann: Die „verlorene“ Geschichte des Aurelius Victor. In: Plekos 26, 2024, S. 517–549 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-stover\\_woudhuysen.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-stover_woudhuysen.pdf)).



Nach diesen wichtigen Vorbemerkungen kommt Fröhlich dann auf die Tätigkeit des Hieronymus im engeren Sinn („Hieronymus als Übersetzer und Bearbeiter der Chronik“, S. 112–134). Als Quellen werden neben dem Basistext Eusebius die Breviarien genannt, etwa die sogenannte Enmannsche Kaisergeschichte (S. 121).<sup>6</sup> Auf die Nähe der rahmenden Texte des Festus<sup>7</sup> zu Hieronymus macht Fröhlich aufmerksam. Auch durch die exempla-Haftigkeit stünden die Chroniken in den Diskursen des späteren vierten Jahrhunderts. Christliche Quellen wie Bischofslisten traten hinzu. Alles wird sehr ausführlich und mit vielen Quellenzitaten dargelegt.

Es ist hochinteressant, wie Fröhlich die Spuren der Verbreitung der Hieronymus-Chronik verfolgt (Kapitel 4: „Textschicksale: Publikum, Aneignungen und Fortsetzungen“, S. 144–210). Die ersten Zitierungen von Chroniken sind bei Paulinus von Nola (epist. 3,3; 395 n. Chr.) und bei Augustin zu finden, der explizit den lateinischen Chronisten Hieronymus nennt. Im fünften Jahrhundert verbreitet sich die Chronik dann über die ganze christliche Welt und findet auch Fortsetzer, zunächst Prosper Tiro (433 n. Chr. und Erweiterungen bis 455 n. Chr.). Fröhlich spricht zu Recht von der „dezentralen Praxis“ (S. 163) der Chronikfortsetzungen. Seit dem sechsten Jahrhundert wurden die Codices mit Hieronymus und seinen Fortsetzern ein gängiges Bildungsgut, das im ganzen Mittelalter von Bedeutung blieb. Der Einfachheit halber führe ich hier die Liste der potentiellen Rezeptionsangebote an, die Fröhlich zusammengestellt hat (S. 203):

1. Listenwerk im Geiste statusaufgeladener Bildungsbreviarien
2. Antiquarische Sammlung von Altertümern
3. Semibiographischer Kanon (von Literaten, Heiligen, Kirchenvätern)
4. Theologische Streitschrift
5. Fachwerk zur Chronologie
6. Ereignisgeschichtlich orientierte Historiographie
7. Christliche Welt- bzw. Heilsgeschichte

6 Enmannsche Kaisergeschichte. In: Enmannsche Kaisergeschichte. Ediert und kommentiert von B. Bleckmann. Rufius Festus: Breviarium. Ediert, übersetzt und kommentiert von M. A. Nickbakht und C. Scardino. Paderborn 2022 (KfHist B1/B4), S. 1–216. Zu einem anderen Band und der Reihe ausführlich B. Croke: Elusive Late Antique Historians. In: *Histos* 18, 2024, S. CXVIII–CXXVII; online einzusehen unter URL: <https://doi.org/10.29173/histos693>.

7 Nickbakht/Scardino (Anm. 6), S. 217–385; Rufius Festus: Kleine Geschichte des römischen Volkes. Hrsg. und übersetzt von A. Bettenworth und P. Schenk. Berlin/Boston 2020 (Sammlung Tusculum).

8. Wert- und eindrucksvolles Codexobjekt

9. Rahmen zur Ordnung der und Selbstverortung *in* der eigenen Zeit

Das schon anfangs angedeutete Problem, wo das „Werk im Überlieferungsfluss“ bleibt, wird nun detailliert angegangen (Kapitel 5, S. 211–262), womit Fröhlich explizit auf die Agenda des Wuppertaler Graduiertenkollegs (s. Anm. 1) zurückkommt. Der Vergleich eines Satzes über den Aufenthalt des Petrus in Rom<sup>8</sup> in mehreren Chroniken zeigt, dass der Original-Hieronymus-text oft nur marginal verändert wurde (S. 212). Aber ist es überhaupt das „Werk“ des Hieronymus und nicht nur die Übersetzung Eusebs? Ist Hieronymus Autor oder Übersetzer? Die Darlegungen von Fröhlich sind sowohl theoretisch fundiert<sup>9</sup> als auch wissenschaftshistorisch interessant. Immer wieder führt Fröhlich auch ausführliche kommentierte Beispiele an, Fallstudien genannt. Die erste betrifft den sogenannten *Laterculus Vandalorum* (S. 232–255). Mommsens *Chronica minora* in den Monumenta Germaniae Historica<sup>10</sup> seien für damalige Verhältnisse eine Meisterleistung gewesen, aber Mommsen habe krampfhaft versucht, aus den Handschriften „Werke“ herauszuschälen, die eher Bearbeitungen gewesen seien. Als Beispiel werden Erweiterungen zu Prosper analysiert. Eine dieser Erweiterungen wird Fröhlich demnächst edieren (so S. 236), das *Chronicon Carthaginense* (Kleine und Fragmentarische Historiker der Spätantike G 17),<sup>11</sup> aus dem in Appendix 2 eine Probe gegeben wird. Mommsens *Laterculus Vandalorum* mag hingegen eher die Fortsetzung der Chronik Prosper gewesen sein (S. 243). Insgesamt gesehen empfiehlt Fröhlich in Nachfolge von Walter Jaeschke die Verwen-

8 Ergänzend zur Sache: O. Zwierlein: Petrus in Rom. Die literarischen Zeugnisse. Mit einer kritischen Edition der Martyrien des Petrus und Paulus auf neuer handschriftlicher Grundlage. 2. Aufl. Berlin/New York 2010 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 96). Vgl. zur Diskussion dieses Buches S. Heid (Hrsg.): Petrus und Paulus in Rom. Eine interdisziplinäre Debatte. Freiburg 2011, rezensiert von U. Lambrecht. In: JKG 17, 2013, S. 5–16, online verfügbar unter: <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/jfk/article/view/34614>.

9 Wobei auf S. 214 ein Zahlendreher auffällt: Der Aufsatz von Roland Barthes stammt aus 1968 (und nicht aus 1986: La mort de l'auteur. In: Manteia 5, 1968, S. 12–17).

10 Vgl. o. Anm. 3.

11 Zudem bereitet Fröhlich mit Jan-Markus Kötter eine kommentierte Edition der *Continuatio Codicum Ovetensis et Reichaviensis* vor (KfHist G 13). Zum gesamten Projekt vgl. <https://kfhist.awk.nrw.de/>.

„Edendum“,<sup>12</sup> wenn die Angabe eines Autors unmöglich und der Werkcharakter strittig ist (S. 255–262).

Das sechste und letzte Kapitel ist zugleich das umfangreichste. Es befasst sich mit der Kompilation verschiedener Texte zu Codices und auch internen Werk-Kompilationen („Problemfelder, Erkenntnispotenziale und Edenda“, S. 263–422). Fröhlich schlägt hier vor, den Begriff „Container“ für die Codices mit verschiedenen Texteinheiten zu verwenden, worin er Marilena Maniaci<sup>13</sup> folgt. Er kommt auf bereits erörterte Container zurück, etwa die Kopenhagener Handschrift GKS 545<sup>14</sup> (vgl. S. 1–7, 29–30 u. ö.). Insgesamt acht Fallbeispiele erläutern die Problematik der Interpretation der Container, zunächst am Beispiel des Chronographen von 354, der auch als Filocalus-Kalender bekannt ist (S. 274–283). Dann kommt Fröhlich anhand der oben schon intensiv behandelten Hieronymus-Chronik von 380/381 n. Chr. auf einen weiteren „Container“ zu sprechen. Da die behandelten Beispiele oft auch nicht-chronikalische Texte enthalten,<sup>15</sup> ist die Darstellung sehr ausufernd. Fröhlich rekurriert auf die oben schon angerissene Frage des Verhältnisses von Edendum und etwaigen Vorlagen (S. 297–372). Hier findet man viele interessante Bereiche der Kontextualisierung, fragt sich aber erneut, warum es so wortreich und wissenschaftshistorisch sein muss. Da geht es dann um Felix Jacobys Fragmente Griechischer Historiker (erdacht 1909) oder Alexander Enmanns Konstruktion einer Kaisergeschichte.<sup>16</sup> Wollte man diese Themen gewissenhaft angehen, müsste die Darstellung detailreicher sein. Aber man wird dem Autor auch so glauben, dass zwischen der

12 Im Sinne von ‚etwas zu Edierendes‘. Der Autor beruft sich hier auf eine aus dem Graduiertenkolleg (s. Anm. 1) entstandene Arbeit: K. Stäblein/M. Stralla: Entgrenzt! Das dynamische Werk und seine Fassungen. In: Graduiertenkolleg Literarische Form (Hrsg.): Dynamik der Form. Literarische Modellierungen zwischen Formgebung und Formverlust. Heidelberg 2019 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 398), S. 143–157.

13 M. Maniaci: The Medieval Codex as a Complex Container: The Greek and Latin Traditions. In: M. Friedrich/C. Schwarke (Hrsg.): One-Volume Libraries: Composite and Multiple-Text Manuscripts. Berlin/Boston 2016 (Studies in Manuscript Cultures 9), S. 27–46.

14 Dazu knapp <https://permalink.kb.dk/permalink/2006/manus/247/eng/>.

15 Fallbeispiel III (S. 287–297) ist der Vat. Reg. Lat. 2077, der übersichtlich in Tabellenform dargestellt wird (S. 290); hier folgt der chronikalische Anteil erst nach zwei ‚Literaturgeschichten‘, Hieronymus’ und Gennadius’ *De viris illustribus*.

16 Nach 1884, s. Bleckmann: Enmannsche Kaisergeschichte (Anm. 6).

Sammlung von Fragmenten und der Zerlegung der Chroniken als Edenda signifikante Analogien bestehen. Dann kommen die Fortsetzungen der Hieronymus-Chronik wieder stärker ins Spiel. Die Bedeutung der *Consularia* wird in Nachfolge von Richard W. Burgess deutlich hervorgehoben („Quellen in der Chronistik und das Problem der Consularia“, S. 312–337), und Fröhlich gibt auch ein erstes Beispiel seiner eigenen Editionstätigkeit (S. 331). Das *Chronicon Vivariense* wechsele, so Fröhlich, bereits mit dem Jahr 445 n. Chr. die Quelle – von der ausführlichen Chronik Prosper’s zu *Consularia*.<sup>17</sup> Das sage nichts über den Wert der Edenda, eine listenartige Quelle müsse nicht unbedingt weniger Wert sein als eine stärker ausformulierte Fassung. Somit ergeben sich verschiedene Varianten der Editionen: von den teilweise nicht mehr erhaltenen Basistexten (zum Beispiel *Consularia*) oder von den unterschiedlichen Verarbeitungen (*Chronica*) her. Sehr anschaulich ist die Darstellung der Quellenabhängigkeit des *Chronicon Carthaginense* (S. 340).

Der letzte größere Abschnitt befasst sich mit „Varianz und Urtext“ (Kapitel 6.3, S. 372–422); hier hält Fröhlich ein Plädoyer der Variante in Nachfolge des Romanisten Bernard Cerquiglini. Wieder sind Fallstudien eingeflochten, beispielsweise zum Vat. Reg. Lat. 2077 (S. 403–411) und zum Havnensis II (S. 412–422). Es ist offensichtlich, dass Chroniken zum literaturwissenschaftlichen Arbeitsfeld der Variantenforschung gehören, die in der spätantiken Literatur im Übrigen des Öfteren relevant ist.<sup>18</sup> Man könnte zudem darüber nachdenken, inwiefern Chroniken als anonyme Werke nicht auch Schutz vor dem Vorwurf des Plagiates darstellen. Aus der Renaissance kennen wir solche Anwürfe, wenn ein Autor nicht deutlich genug gesagt hatte,

17 Die Publikationen von Croke (Anm. 6) und R. W. Burgess/M. Kulikowski: *Mosaics of Time. The Latin Chronicle Traditions from the First Century BC to the Sixth Century AD. Vol. 1: A Historical Introduction to the Chronicle Genre from its Origins to the High Middle Ages*. Turnhout 2013 (Studies in the Early Middle Ages 33) werden hier ausführlich diskutiert.

18 Sehlmeier: *Geschichtsbilder* (Anm. 5), S. 17, 42, 70–72, 304–308. Die *Origo gentis Romanae* (OGR) zeigt am Anfang Spuren einer Überarbeitung; der Bearbeiter wollte die antiquarische Schrift mit seiner Bearbeitung offenbar stärker für den antiken Schulunterricht passfähig machen (*Origo gentis Romanae. Die Ursprünge des römischen Volkes*. Hrsg., übersetzt, kommentiert und mit Essays versehen von M. Sehlmeier. Darmstadt 2004 [Texte zur Forschung 82]), S. 10–13).

dass er von einer Vorlage abhängig war.<sup>19</sup> Ein Fazit (S. 423–428) rundet den Hauptteil ab.

Die folgenden Appendices befassen sich mit Fröhlichs in Vorbereitung befindlichen Editionen (Appendix 1–3, S. 429–455) und sie enthalten auch ein Glossar (Appendix 4, S. 456–465), das recht nützlich ist, weil nur die wenigsten mit den zahlreichen im Text erwähnten Chroniken aus Spätantike und Frühmittelalter tagtäglich arbeiten dürften. Literaturverzeichnis (S. 467–497), Personen- (S. 499–501)<sup>20</sup> und Stellenregister (S. 503–505) runden den Band ab.<sup>21</sup> Lediglich ein Register der Handschriften mag vielleicht fehlen – aber es sind auch nur wenige Sammelhandschriften, die dafür umso intensiver erörtert werden.

Fröhlich macht mit Chroniken als „*Ergebnisse[n] intendierter Kulturhandlungen*“ (S. 424) bekannt, führt dabei die neueren Forschungen zusammen und erweitert sie in Richtung literatur- und kulturwissenschaftlicher Betrachtungen. Sie sind Zeugnisse „*gezielten literarischen Erinnerns*“ (ebd.), auch wenn die Reichweite der einzelnen lateinischen Chroniken schwer bestimmbar ist. Fröhlich kommt auf diese anfänglich formulierten Grundideen immer wieder zurück, manchen mag dies etwas zu repetitiv wirken. Wir haben somit neben einer wissenschaftlichen Untersuchung auch eine Art ausführlicher Einführung in diejenigen Chroniken vor uns, die Fröhlich dann (hoffentlich in naher Zukunft) im Rahmen des Düsseldorfer KFHist-Projektes edieren wird. Man wird dann angesichts der vielen neuen Editionen bedenken müssen, welche Rolle die Chroniken im Prozess der Erinnerung spielten. Diese

19 Hier könnte man beispielsweise an Leonardo Bruni denken: M. Sehlmeier: More Publicity through Very Short Books. Epitomes in Late Antiquity and the Renaissance. In: J. Muñoz Morcillo/C. Y. Robertson-von Trotha (Hrsgg.): *Genealogy of Popular Science. From Ancient Ecphrasis to Virtual Reality*. Bielefeld 2020 (History of Science and Technology 1), S. 315–344, dort 332.

20 Das Register nennt neben historischen Personen auch solche, die Chroniken verfasst haben. Diese konnten in der Rezension nicht vollständig genannt werden. Ich nenne hier als Beispiel den mehrfach von Fröhlich angesprochenen Victor von Tunnuna, dem kürzlich eine Monographie gewidmet wurde: A. Klein: *Die Chronik des Victor von Tunnuna (ca. 565). Eine Chronik und ihre Geschichte(n)*. Stuttgart 2023 (Roma Aeterna 12); dazu R. Collins. In: *Plekos* 26, 2024, S. 65–70 (<https://www.plekos.uni-muenchen.de/2024/r-klein.pdf>).

21 Auf ein Sachregister wurde verzichtet, aber die Open Access-Publikation ermöglicht ohnehin die schnelle Konsultation der pdf-Fassung unter <https://www.degruyter-brill.com/isbn/9783111507958>.

Frage ist auch deshalb nur schwer zu beantworten, weil so viele lateinische Geschichtswerke der Spätantike verloren<sup>22</sup> sind. Die sich immer mehr verbreitende christliche Literatur lässt aber schon aufgrund ihres schieren Umfangs Hoffnung keimen, dass in ihr viele Spuren der Chroniken auf uns gekommen sind. Fröhlich hat dafür den Grundstein gelegt.

- 22 P. Janiszewski: *The Missing Link II. The Lost Latin Historiography of the Later Roman Empire (3rd–5th Century)*. Leuven/Paris/Bristol, CT 2023 (*Journal of Juristic Papyrology. Supplements* 44).

---

Markus Sehlmeier, Universität Rostock  
Heinrich-Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften  
Privatdozent für Alte Geschichte  
Markus.Sehlmeier@uni-rostock.de

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Markus Sehlmeier: Rezension zu: Niklas Fröhlich: *Spätantike Chroniken im Fluss der Zeit. Kompilieren, Kürzen, Kontinuieren als kulturelles Phänomen, historische Quelle und philologische Herausforderung*. Berlin/Boston: De Gruyter 2025 (*Millennium-Studien* 110). In: *Plekos* 27, 2025, S. 711–719 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-froehlich.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Theodorus Prodromus: *Epistulae et Orationes* quarum editionem curavit Michiel D. J. Op de Coul †. Turnhout: Brepols 2023 (Corpus Christianorum. Series Graeca 81). CXXXII, 182 S. € 245.00. ISBN: 978-2-503-54413-7.

Theodoros Prodromos (Θεόδωρος Πρόδρομος; \* um 1100 in Konstantinopel; † zwischen 1156 und 1158) war ein sehr vielseitiger und produktiver byzantinischer Schriftsteller, der seinen Lebensunterhalt als Protégé des byzantinischen Kaiserhofes mit Lehrtätigkeiten und literarischen Werken verdiente. Prodromos verfasste Auftragswerke für Kaiser Johannes II. und andere Personen des Hofes, darunter Eirene Dukaina, Anna Komnene und die Sebastokratorissa Eirene, eine Schwiegertochter Johannes' II., die für ihr Mäzenatentum berühmt war. Inhalte der kaiserlichen Propaganda sowie das dynastische Selbstverständnis der Komnenen verstand Prodromos meisterhaft in Hymnen für Sieges- und Hochzeitsfeiern, Triumphzüge, Wagenrennen und andere Zeremonien zu artikulieren. Daneben verfasste er Lehrschriften zu Philosophie, Theologie und Grammatik, den Versroman „Rhodanthe und Dosikles“, in Nachahmung der epischen „Batramyomachia“ (Froschmäusekrieg) die „Katomyomachia“ (Katzmäusekrieg), Prosa-Satiren, religiöse Epigramme (zum Beispiel Heiligenkalender in Versform oder Tetrasticha zum Alten und Neuen Testament), Briefe und den satirischen Dialog „Timarion“. Höchst aufschlußreich für das zeitgenössische Leben sind die sogenannten Ptochoprodromika („Gedichte des armen Prodromos“), deren Verfasser-schaft aber umstritten ist. Prodromos gehört zu den frühesten byzantinischen Schriftstellern, die in einzelnen Werken bewusst Gebrauch von der Volkssprache machten. Um 1140 erkrankte er schwer an einer Krankheit (wohl Pocken) und verbrachte den Rest seines Lebens in einem Altersheim, das wohl zum Gebäudekomplex der Zwölf-Apostel-Kirche gehörte.<sup>1</sup>

Diese 28 Briefe (*Epistulae*) und zehn rhetorische Stücke (*Orationes*) des Theodoros Prodromos, die ein historisch-biographisches Dossier bilden, waren bisher nur verstreut herausgegeben worden. Umso größer ist das Verdienst des Verfassers Michiel D. J. Op de Coul (1961–2022), diese – zum ersten Mal vereint – kritisch ediert zu haben. Schade nur, dass er die Publikation nicht mehr selbst erleben konnte, die Marc Lauxtermann glücklicherweise

1 Zusammenfassung nach W. Hörandner: Prodromus, Theodorus. In: LMA 7, 1995, Sp. 239–240.

zu ihrem finalen Abschluss führen konnte, wie das Vorwort verrät (S. V–VII).

Im ersten Teil der Einleitung werden nach einem Verzeichnis der zitierten Literatur (S. VIII–XVIII) und der Darstellung seiner Vita („Théodore Prodrome: une esquisse biographique“, S. XIX–XXVIII) die Briefe und Reden des Prodromos inhaltlich und formal vorgestellt („Les correspondants et les relations de Prodrome“, S. XXVIII–LXIV):

Seine Briefe („Les lettres“, S. XXVIII–LII) beleuchten den breiten gesellschaftlichen Raum, in dem sich Prodromos bewegte. Er stand in Kontakt mit Amtsträgern, Bischöfen, Dichtern, Äbten, ehemaligen Schülern und Intellektuellen. Bisweilen konnten (fast) alle diese Charakteristika auch in einer Person verkörpert werden. Sieben Briefe waren zum Beispiel an den einflussreichen Diakon der Hagia Sophia Alexios Aristenos gerichtet (epist. 3, 4, 6, 16, 17, 18, 19) oder zwei Briefe an Michael Italikos (epist. 24, 28). Eng befreundet war Prodromos mit Johannes Skylitzes, der Adressat zweier Briefe der Sammlung ist (epist. 5, 14). Seine Krankheit, an welcher er litt, erwähnt und beschreibt Prodromos mehrfach (epist. 3, 4, 5, 14), was medizinhistorisch interessant ist.

Daran anschließend werden die zehn Reden vorgestellt, von denen vier Trauerreden sind („Les discours et les monodies“, S. LII–LXIV). Drei Reden waren wieder Alexios Aristenos gewidmet (or. 1–3), während die darauffolgende Eloge dem Patriarchen Johannes IX. Agapitos galt (or. 4). In seiner ersten Monodie beklagt Prodromos den Tod des Andronikos Komnenos, des zweiten Sohns von Alexios I. und der Irene Dukaina. Ihm hatte auch Michael Italikos eine Trauerrede gewidmet (or. 5). Seine zweite Monodie galt dem Rechtsgelehrten Gregorios Kamateros (or. 6), eine weitere dem Intellektuellen Konstantin Hagiotheodorites (or. 7). Die achte Rede ist ein Epithalamion auf die Doppelhochzeit von Alexios Komnenos und Johannes Doukas (or. 8). Hingegen ist die vierte Trauerrede seinem Freund Johannes Skylitzes gewidmet (or. 9). Die letzte Rede ist ein Enkomion auf Isaak Komnenos, das ganz nach antiken Mustern verfasst ist (or. 10).

In einem weiteren Kapitel der Einleitung („Deux genres littéraires: la lettre et la monodie“, S. LXV–LXXX) diskutiert Op de Coul die literarischen Gattungen „Brief“ und „Monodie“ („Trauerrede“/„Grabrede“), verfolgt kurz die Entstehung dieser Gattungen und ihre Darstellung bei Vorbildautoren (wie zum Beispiel Gregor von Nazianz) und in rhetorischen Handbüchern (vor



allem Menander). Allerdings wurden gerade die vier Monodien des Prodromos bereits ausführlich von Alexander Sideras behandelt.<sup>2</sup>

In dem Kapitel, das mit „Histoire de la réception“ (S. LXXX–LXXXVII) betitelt ist, präsentiert Op de Coul eine Editionsgeschichte der älteren Ausgaben: Er beginnt mit den frühesten Druckausgaben, fügt dann eine Darstellung der Werke des Prodromos auf dem Höhepunkt ihrer Beliebtheit im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an und endet schließlich mit Bemerkungen zu seiner Sprache, die er als literarische ‚Kunstsprache‘ einordnet, ohne seine volkssprachlichen Werke zu berücksichtigen.

Der zweite Teil der umfangreichen Einleitung behandelt die Handschriften („Histoire du texte“, S. LXXXVIII–CXIII). Für die Beliebtheit der 215 Werke des Theodoros Prodromos legt eine stattliche Zahl von Manuskripten – rund 450 – Zeugnis ab. Zunächst werden die Handschriften aufgelistet, in denen eine oder mehrere *Epistulae* beziehungsweise *Orationes* überliefert sind, am Ende auch ältere Editionen besprochen. Danach werden die Editionsprinzipien dargestellt („Principes de l’édition“, S. CXIV–CXIX). Ziel war es, das gesamte historisch-biographische Dossier des Prodromos darzustellen auf der Grundlage aller verfügbaren Handschriften, in denen es verstreut zu finden ist. Die Zeichensetzung im kritischen Text wurde auf das absolut Notwendige reduziert, der kritische Apparat negativ dargeboten, und in die Liste der Siglen wurden auch frühere Editionen aufgenommen. Besonders nützlich sind die Regesten (S. CXX–CXXXII), in denen alle einzelnen *Epistulae* und *Orationes*, soweit möglich, den Adressaten zugeordnet und inhaltlich zusammengefasst werden. Auf den folgenden Seiten (S. 1–144) wird die Edition präsentiert, die neben einem Similienapparat einen wohlthuend knappen kritischen Apparat enthält.

Einige wenige Textverbesserungen hat Ioannis Polemis in seiner Rezension vorgeschlagen:<sup>3</sup>

2 A. Sideras: Die byzantinischen Grabreden. Prosopographie, Datierung, Überlieferung. 142 Epitaphien und Monodien aus dem byzantinischen Jahrtausend. Wien 1994 (Wiener Byzantinistische Studien 19), S. 156–163.

3 Siehe ByzRev 06.2024.005; DOI: <https://doi.org/10.17879/byzrev-2024-5376>, S. 28–31, hier S. 28–30.

## 1. Epistulae

14,6 συγγίνωσκε, ἱερότης. In the *apparatus criticus* we read: ἱερότης] *scripsi*, ἱερότητε N<sup>dub</sup>.

Perhaps ἱερώτατε would be more fitting.

Die Lesart beziehungsweise Konjekture ἱερότης ist durchaus möglich, denn auch an anderen Stellen benutzt Prodromos ein solches Substantiv in der Anrede: 21,1: φιλότης.

21,13–15 τῆς σῆς φωνῆς [...] τοσούτου νοῦ, γῆ καὶ ἥλιε, χρήματος ἢ τῶν Θεσσαλῶν μοι γῆν μετὰ τῆς ἱερᾶς Δημητριάκου κεχάρισται λάρνακος.

I would prefer to write τοσούτου οὖν ... ἢ τῶν Θεσσαλῶν μοι γῆ. Prodromos implies that Thessalonike provided him not only the myrrh emanating from St Demetrios' sarcophagus, but also with the graces of speech adorning the addressee of his letter.

Der Text ist schwierig. Außerdem kann sich ἢ auf das vorausgehende φωνῆς beziehen. Die Verbesserung überzeugt nicht ganz, weil der Text stark vereinfacht wird. Alternativ könnte man übersetzen: „[...] deiner Stimme, eine so große Sache des Geistes [...], die mir das Land der Thessaler mit dem heiligen Sarkophag des Demetrios hat lieb werden lassen [...]“.“<sup>4</sup>

28,30–32 τί δὲ καὶ ὄρος ἡμῖν τετυρωμένον εἰσῆγαγες, εἰ οὐχὶ καὶ αὐτοὶ λελαρωμένον ὄρος ἀντιπαραγαγεῖν ἀπορήσομεν.

The MS has ἦ instead of εἰ. I would prefer to write ἡ οὐχὶ καὶ αὐτοὶ λελαρωμένον ὄρος ἀντιπαραγαγεῖν ἀπορήσομεν. Prodromos makes a joke paraphrasing Psalm 67,15.

Da aufgrund der itazistischen Aussprache mehrere Interpretationen möglich sind, erscheint die Konjekture nicht zwingend. Mir ist auch nicht klar, inwiefern der Text beziehungsweise der Scherz hier klarer zum Ausdruck kommt.

28,76–77 οὐδὲ γὰρ ἀμελχθῆναι παρ' ὅτιοῦν καταδέχεται.

One should write ὅτουοῦν (the swine does not allow anybody to milk it).

Die vorgeschlagene Konjekture ist eine *lectio facilior*. Es könnte eine Bedeutungsverschiebung vorliegen, eventuell auch ein Vergleich gemeint sein („verglichen mit anderen Tieren“).

4 Zur Bedeutung von κεχάρισται vgl. LSJ s. v. III.1 und 2.

## 2. Orationes

2,154–157 Καλὸν δὲν οὐδὲν ἦττον καὶ γλώσσα γοργή καὶ ταχυστρεφής καὶ τῇ καὶ τῇ θαμὰ κατὰ τὸ Εὐρίπου ῥεῦμα κυλιόμενη καὶ εὐγενής τῶν τοῦ νοῦς γεννημάτων μαίευτρα.  
The word (ῆ) μαίευτρα [or (τὸ) μαίευτρον?] does not seem to be recorded in any Greek dictionary. I would be inclined to emend it to μαιεύτρια, which restores the tonic rhythm of the final part of the period.

Diese Form wird vom LBG s. v. erwähnt mit Bezug auf diese Stelle. Im ThGL gibt es keinen weiteren Beleg. Die Konjektur sollte präziser benannt werden, denn sie besteht nur aus einem Buchstaben: μαιεύτρ<ι>α.

2,221–225 Ἰλαθί μοι τῆς τόλμης καὶ τῆς προθυμίας ἀπόδεξαι, εἰ τοσούτοις με καὶ οὕτω πλουσίοις δεξιουμένη τῶν ἐπαίνων τοῖς ὀχετοῖς, μικραῖς ἀντιδεξιούσα σταγόσι καὶ ταύταις θολεραῖς τε καὶ τελματώδεσιν.

The MS has not ἀντιδεξιούσα but ἀντιδεξιούσαι, which is what one would expect here: ‘although you inundate me with an abundance of praises, you receive as a reward (ἀντιδεξιούσαι) only very modest droplets, which are muddy and dirty’.

Warum hier ἀντιδεξιούσαι der Form ἀντιδεξιούσα vorgezogen werden soll, der doch parallel δεξιουμένη ebenfalls im Singular entspricht, bleibt unverständlich.

6,239–240 λίμνας ἔχεις, θέατρα ἔχεις, λουτρὰ δημόσια ἐνκοδόμηται σοι καὶ οἰκίαι περιφανεῖς.

The author addresses the city of Constantinople directly. As far as I know, Constantinople has no lakes. Presumably we must write λιμένας.

Tatsächlich gab es innerstädtisch wohl keine Seen, aber mehrere Häfen.

7,125–130 Πύρρωνας μὲν καὶ Σέξτους ὅλους ἐπέσαστε καὶ οἷς τὸ οὐ πείσεις οὐδ’ ἐὰν πείσης τῆς γλώσσης προάλλετε· ἐμέλλετε δὲ ἄρα τὸν ἀμειδῆ μὴ πείσειν Ἀιδωνέα, οὐχ ὅτι μὴ πείθειν ὑμεῖς ἐδύνασθε (πῶς γὰρ τὰ καὶ Πύρρωνος ὡς ἔφαμεν πείθοντα;), ἀλλ’ ὅτι μὴ ἐκεῖνος ἐπεφύκει πείθεσθαι.

In this monody, Prodromos implies that the tongue and speech of the late Constantine Hagiotheodorites would have been able to persuade even the Sceptic philosophers Pyrrho of Elis and Sextus Empiricus but were unable to persuade the god of death, Hades. I think that the genitive Πύρρωνος must be emended to Πύρρωνας: ‘how is it possible that those things (i. e., the mouth and the tongue of Hagiotheodorites) which could persuade even Pyrrhones, would fail to persuade Hades?’

Im unmittelbaren Kontext ist nur von γλώσσα die Rede, deshalb passt die Interpretation für τὰ καὶ „those things (i. e., the mouth and the tongue of Hagiotheodorites)“ in Verbindung mit Πύρρωνος nicht. Hier könnte man

auch verstehen: „Nicht weil ihr ihn nicht überzeugen konntet (Denn wie hätte er sonst die Theoreme Pyrrhons, wie wir erwähnten, überzeugend widerlegen können?)“.

Es folgt eine Appendix (S. 145–146) mit einer Konkordanz der einzelnen Nummern der *Epistulae* und *Orationes* bei Wolfram Hörandner<sup>5</sup> und dieser Edition von Op de Coul. Mehrere sehr gründlich erarbeitete Indizes (S. 147–181) beschließen den Band (Bibelstellen, S. 149–151; Quellen und Parallelen, S. 152–175; Griechische Namen, S. 177–181).

Alles in allem bietet der Band eine methodisch vorbildlich präsentierte Edition. Man hätte dem Verfasser gewünscht, ihr Erscheinen noch mitzuerleben.

- 5 W. Hörandner (Hrsg.): Theodoros Prodromos, Historische Gedichte. Wien 1974 (Wiener Byzantinistische Studien 11).

---

Horst Schneider, Ludwig-Maximilians-Universität München  
Privatdozent am Institut für Byzantinistik  
Horst.Schneider@lmu.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Horst Schneider: Rezension zu: Theodorus Prodromus: Epistulae et Orationes quarum editionem curavit Michiel D. J. Op de Coul †. Turnhout: Brepols 2023 (Corpus Christianorum. Series Graeca 81). In: Plekos 27, 2025, S. 721–726 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-theodorus-prodromus.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Volker H. Drecoll/Irmgard Männlein (Hrsgg.): Eusebios, Porphyrios und Augustin im Kampf um Deutungshoheit. Tübingen: Mohr Siebeck 2024 (Bedrohte Ordnungen 20). V, 189 S. € 74.00. ISBN: 978-3-16-162169-7.

Der Band basiert auf den Beiträgen einer im März 2019 in Tübingen im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 923 („Bedrohte Ordnungen“) veranstalteten Konferenz unter dem Titel „Eusebios, Porphyrios und Augustin im Kampf um Deutungshoheit“/„Eusebius, Porphyry, and Augustine in the Struggle for Interpretational Sovereignty“. Wie von den Herausgebern einleitend dargestellt, bilden dabei die Wahrnehmung von Platonismus und Christentum als zwei konkurrierenden Ordnungen, die sich gegenseitig als Bedrohungen empfanden, den Ausgangspunkt. Der Schwerpunkt des Bandes liegt dabei insbesondere auf den literarischen Strategien, mit deren Hilfe die eigene Ordnung verteidigt und stabilisiert werden sollte, sowie auf den – vor allem von christlicher Seite gedachten – Bezugnahmen auf Konzepte, die mit der anderen „Ordnung geteilt oder modifiziert und so dem Gegner gleichsam entwunden“ wurden (S. 7). Die Beiträge in dem Band konzentrieren sich dabei auf die Schriften Eusebs, Augustins und auf die des Neuplatoniker Porphyrios von Tyros.

Im ersten Beitrag („Die Ausbreitung des Christentums als Humanisierungsprozess. Eusebios verteidigt die Neuheit seiner Religion“, S. 9–33) untersucht Wolfram Kinzig die rhetorischen Strategien des Eusebios in Auseinandersetzung mit Porphyrios’ *Contra Christianos* und anderen antichristlichen Schriften. Dabei widmet er sich vor allem den Argumenten, die Eusebios in Bezug auf den sozialen und politischen Nutzen des Christentums vorträgt, sowie deren (mutmaßlicher) Überzeugungskraft (S. 9). Er vertritt dabei den Standpunkt, dass Eusebios der – auf die Gefährdung der *salus publica* abzielenden – „Bedrohungskommunikation“ des Porphyrios eine stark durch historischen Optimismus geprägte „Verheißungskommunikation“ entgegenstelle (S. 24), die allerdings weniger durch schlüssige Argumente als mit „Mitteln der Panegyrik“ plausibilisiert werde (S. 13). Eusebios zufolge habe sich der Einfluss des Christentums vor allem in zweierlei Hinsicht manifestiert: zum einen durch politische Stabilität und zum anderen durch die „Humanisierung der Gesellschaft“ (S. 17). Die Überprüfung dieses Anspruchs gemessen an etwaigen Verbesserungen der Lebensbedingungen (S. 25–28) kann aufgrund der Quellenlage nur punktuell erfolgen, sodass die

Beweislage Kinzig zufolge „im Einzelnen dünn oder aber uneindeutig“ (S. 28) bleibt. Daher bleibt Kinzig auch im Hinblick auf die Überzeugungskraft der Argumente des Bischofs von Caesarea skeptisch (S. 30–31).

Im Anschluss daran widmet sich Sabrina Inowlocki Meister in ihrem Beitrag („A New Christian ‚Order of Books‘? Eusebius’s Bio-Bibliographical Catalogue of the Christian Authors in the *Historia ecclesiastica*“, S. 35–58) dem bio-bibliographischen Katalog in Eusebius’ *Historia ecclesiastica* und untersucht dessen Beitrag für die Etablierung einer neuen christlichen „Bücherordnung“ („order of books“, S. 35). Den Ausgangspunkt ihrer Untersuchung bildet die Frage nach den Ordnungsprinzipien in der *Historia ecclesiastica*, vor allem im Hinblick auf die Tatsache, dass die Autorität des geschriebenen Wortes keinesfalls automatisch akzeptiert wurde (S. 37–38). Sie analysiert daher zunächst die Rolle des geschriebenen Wortes in der *Kirchengeschichte* („The Written Word in the *Historia ecclesiastica*“, S. 38–42), bevor sie auf die Muster eingeht, die sich hinsichtlich der (Nicht-)Berücksichtigung von Autoren in Eusebius’ Werk erkennen lassen („From the New Testament Writers to the Ecclesiastic Writers: Eusebian Models of Authorship“, S. 45–51). Sie hebt dabei insbesondere die Rolle der Orthodoxie hervor, die sich für Eusebius einerseits aus den Biographien der von ihm besprochenen Personen und andererseits aus der Benutzung ihrer Schriften durch andere christliche Autoren konstruieren ließ (S. 46). Dabei zeigt sich Inowlocki Meister zufolge auch, dass eine orthodoxe Biographie die Garantie für eine ebensolche Bibliographie darstellte, wohingegen eine orthodoxe Bibliographie in einigen Fällen sogar einen eher unorthodoxen Autor rehabilitieren konnte (S. 48). Diesen Zusammenhang illustriert sie am Beispiel Tatians, dessen *Oratio ad Graecos* von Eusebius berücksichtigt wird, obwohl an der Orthodoxie ihres Verfassers Zweifel bestanden (S. 50). Inowlocki Meister weist zudem darauf hin, dass sich die Grenze zwischen dem, was als ‚orthodox‘ beziehungsweise ‚häretisch‘ wahrgenommen wurde, Eusebius zufolge auch anhand der Texttreue manifestiere, da den ‚Häretikern‘ vorgeworfen wird, die Heiligen Schriften zu verfälschen.

Mark Edwards untersucht Porphyrios’ und Eusebius’ Perspektiven auf Ägypten („Porphyry and Eusebius on Egypt“, S. 59–74). Nach einer knappen Einleitung zum geteilten Wissen beider Autoren im Hinblick auf Ägypten („Egypt in the Greek Imagination“, S. 59–61), wendet sich Edwards zunächst Porphyrios und der Rolle Ägyptens in seinen Werken zu, wobei er die ägyptischen Priester als Verbündete des Philosophen unter anderem für

seine Befürwortung einer fleischlosen Ernährung und als „living repositories of a wisdom“ (S. 66) beschreibt. Zu Beginn der Untersuchung der Perspektive Eusebs hebt Edwards zunächst hervor, dass dessen Referenzpunkt weder Homer noch Platon, sondern vielmehr die Bibel und die in ihr mit Ägypten verknüpften Assoziationen, nicht zuletzt die eines hoffnungslos verhärteten Herzens, sei (S. 66). Edwards' Analyse ergibt, dass Ägypten – mit der Ausnahme Alexandriens in einigen Büchern der *Historia ecclesiastica* – von Eusebius vor allem emblematisch als Ort der Gewalt gegen die Kirche dargestellt wird („Egypt and the Church in Eusebius“, S. 67–71), als ein Ort, der bis zu seiner Erwählung durch Gott „the nurse of idolatry, the jailer of truth and the mother of vain philosophies“ (S. 73) gewesen sei.

Lisa Neumann widmet sich Eusebius' Schrift *Contra Hieroclem* („Eusebios gegen Hierokles im Kampf um Deutungshoheit“, S. 75–83). Nach einer kurzen Einführung zu Hierocles und dessen *Philalethes* (S. 76–78) liegt der Schwerpunkt ihres Artikels vor allem auf Eusebius' Reaktion und seinen Mitteln, um die Deutungshoheit über die Darstellung des Apollonios von Tyana zu gewinnen und auf diese Weise seine Rolle als „pagane Leitfigur“ (S. 82) zu unterminieren. In diesem Zusammenhang zitiert Neumann eine Passage aus *Contra Hieroclem* 45, in der Eusebius, gestützt auf Zitate und Anspielungen aus den Werken Platons, eine Rede des Apollonios aus Philostratos' achtem Buch der *Vita Apollonii* (wiedergegeben in *Contra Hieroclem* 43) kommentiert. Während ihrer Schlussfolgerung, der christlichen Beanspruchung Platons und dem Demonstrieren der „Anschlussfähigkeit christlicher Intellektualität an die pagan-platonische Tradition“ (S. 82), zuzustimmen ist, wäre eine etwas ausführlichere Darstellung an dieser Stelle durchaus wünschenswert gewesen, gerade weil sich Eusebius in diesem Fall bei der zentralen Autorität der konkurrierenden Ordnungsmacht bedient, diese aber in seinem ganz eigenen Sinne interpretiert.<sup>1</sup>

Giuseppe Muscolino setzt sich in seinem Artikel [„The Double Aspect of Theurgic Ritual in Porphyry's *Philosophy from Oracles* (*Philosophia ex oraculis*)“, S. 85–100] mit zwei Aspekten theurgischer Rituale auseinander. Der erste Aspekt ist die Durchführung theurgischer Rituale durch Divination mithilfe von Statuen (S. 89–95), für die sich in Porphyrios' Werk zahlreiche

1 Vgl. zum Beispiel die Auseinandersetzung mit der Stelle bei Alexander Tiedemann (Eusebius von Caesarea: *Contra Hieroclem*. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von A. Tiedemann. Paderborn 2024 [Contexts of Ancient and Medieval Anthropology 8]), S. 396–399.

Anweisungen in Form göttlicher Orakel finden lassen. Der zweite Aspekt stellt das Ausführen solcher Rituale mithilfe der Trance eines Mediums dar (S. 95–100), wobei sich Muscolino auch mit den verschiedenen Rollen auseinandersetzt, die von den am Ritual beteiligten Personen übernommen werden konnten. Zum Abschluss seines Artikels (S. 100) weist er richtigerweise auf das Grundproblem jedweder Auseinandersetzung mit Porphyrios' *Orakelphilosophie* hin: Da man nicht sichergehen könne, dass Eusebius oder Augustinus die Zitate aus diesem Werk korrekt wiedergegeben hätten – zumal ihr Interesse gerade im Unterminieren des Porphyrios und der griechisch-römischen Kultur (genaugenommen der dezidiert ‚paganen‘ Aspekte dieser Kultur) bestehe –, laufe man stets Gefahr, verzerrten oder fälschlichen Darstellungen aufzusitzen.

Sébastien Morlet vergleicht in seinem Artikel [„Eusebius, Augustine and Porphyry (?) on *theologia tripartita*“, S. 101–121] die Verwendung dieses Konzepts bei Eusebius und Augustinus und stellt darüber hinaus die Frage, ob Augustinus möglicherweise von der *Praeparatio evangelica* abhängig sein könne. Dazu untersucht Morlet zunächst die Rolle der *theologia tripartita* in der *Praeparatio evangelica* (S. 105–106) und in *De civitate Dei* und arbeitet dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus (S. 107–109). Er stellt zudem die Frage, ob die Passagen dieser Werke bezüglich der *theologia tripartita* möglicherweise als Echos auf Passagen aus Porphyrios' *Contra Christianos* zu verstehen seien („*Theologia tripartita* in Porphyry?“, S. 109–112), positioniert sich letztendlich aber sehr vorsichtig, da der Hintergrund des infrage kommenden Porphyrios-Fragments völlig offen sei (S. 111–112). Im Anschluss daran kommt Morlet auf die Frage nach möglichen Kenntnissen Augustins im Hinblick auf die *Praeparatio evangelica* zurück („Did Augustine Read the *Praeparatio evangelica*?“, S. 112–117). Letztendlich plädiert er dafür, nicht mehr nur Varro und Tertullian als alleinige Quellen Augustins bezüglich der *theologia tripartita* anzunehmen, sondern künftig auch Eusebius dazuzuzählen – oder aber eine andere plausible Erklärung für die von ihm gesehenen Parallelen zwischen *Praeparatio evangelica* und *De civitate Dei* vorzulegen (S. 117).

Giovanni Catapano analysiert in seinem Beitrag („Pagan Classics Against Pagan Critics of the Gospels. Augustine's Argument in *De consensu evangelistarum*, Book 1“, S. 123–133) auf der Grundlage von *De consensu evangelistarum* den Umgang Augustins mit Angriffen auf die Evangelien und betont dabei, dass er mit der Verwendung ‚paganer‘ Autoritäten gegen seine Angreifer eine Methode vorwegnehme, die später in *De civitate Dei* zu umfassender Anwen-



dung komme (S. 125–126). Zu den von Augustinus in *De consensu evangelistarum* herangezogenen Autoritäten zählen unter anderem Porphyrios (S. 126–127), Lucan (S. 130–131) und Platon (S. 132), mit dessen Hilfe die Rolle Christi als Mediator erläutert wird. Wie schon im Beitrag von Neumann (s. o.) wird auch in diesem Artikel zu Recht auf die essentielle Bedeutung der Verwendung Platons in der Auseinandersetzung mit den nicht-christlichen Zeitgenossen hingewiesen, denn Capatano zufolge versucht Augustinus bei seinen Lesern den Anschein zu erwecken, dass die verlässlichste Interpretation Platons eben gerade nicht bei seinen dem Platonismus nahestehenden Gegnern, sondern vielmehr in einem christlichen Kontext gefunden werden kann (S. 133).

Der mit dem Titel „Melius sapuit iste Porphyrius. Augustine Appropriates Porphyry“ (S. 135–146) überschriebene Artikel von Gillian Clark sucht nach einer Erklärung, weshalb Augustinus in seinen Werken ausgerechnet Porphyrios als Dialogpartner verwendet, und nimmt dabei auch die Verlässlichkeit Augustins hinsichtlich der Auslegung der Schriften des Philosophen in den Blick. Obwohl Augustinus unter anderem in *De civitate Dei* die Deutungshoheit über Porphyrios und die Aussagen in dessen Werken beansprucht, sieht sie in Augustins begrenzten Griechischkenntnissen einen ersten Grund, an seiner Zuverlässigkeit zu zweifeln (S. 136). Zudem habe sein Wissen im Bereich der platonischen Philosophie nicht die Tiefe erreicht, um dem ‚Dialog‘ zu folgen, den Porphyrios in seinen Werken mit Platon oder Aristoteles führe (S. 136–137). Als einen der Gründe für die Wahl des Porphyrios als Dialogpartner diskutiert Clark den Themenbereich der allegorischen Ausdeutung der auf der wörtlichen Ebene eher moralisch fragwürdigen Mythen. Möglicherweise habe Augustinus die Gefahr gesehen, dass Porphyrios’ Schriften dazu beitrugen, intelligente Menschen von der tieferen Bedeutungsebene dieser Mythen zu überzeugen, was für den Bischof von Hippo auf lange Sicht zu noch größeren Schwierigkeiten hinsichtlich der Stellung des Christentums in der Gesellschaft hätte führen können (S. 145–146).

Im Beitrag „Augustine and Porphyry on the Wisdom of the Hebrews and Chaldeans“ (S. 147–162) widmet sich David C. DeMarco auf der Grundlage des zehnten Buchs des *Gottesstaats* den Ansichten beider Autoren hinsichtlich der Rolle der Hebräer und der Chaldäer in der Geschichte und ihren Vorstellungen hinsichtlich der Weisheit der Nichtgriechen (βάρβαρος σοφία). Als ein zentraler Aspekt wird von DeMarco dabei die Frage nach der Zahl

der verehrten Wesenheiten ausgemacht – während Porphyrios bestimmte ‚weise‘ Hebräer (im Kontrast zum christlichen ‚Atheismus‘) mit der Verehrung mehrerer Gottheiten assoziierte, sei für Augustinus gerade der exklusive Monotheismus ein Zeichen jüdischer Weisheit gewesen (S. 152–154). Insgesamt zeigt sich für DeMarco, dass Porphyrios die Juden als eine Gruppe unter anderen betrachtete und sich auf die Weisheit innerhalb ihrer Elite bezog, wohingegen Augustinus ihnen eine herausragende Position in der Geschichte zubilligte. DeMarcos Ansicht nach zielt Augustins Darstellung der Juden in diesem Zusammenhang darauf ab, über die Sympathie der Anhänger des Porphyrios für die Juden Argumente gegen die Theurgie und die Polylatrie zu gewinnen. Positiv hervorzuheben ist zudem DeMarcos Position hinsichtlich Augustinus’ Bemerkung zu Porphyrios in *De civitate Dei* 10,32 – im Anschluss an Gillian Clark und gegen Michael B. Simmons argumentiert er, es sei Augustinus’ Unterstellung, dass Porphyrios *einen* universellen Weg zur Befreiung der Seele gesucht habe.<sup>2</sup> Der eigentliche Exklusivitätsanspruch bei Porphyrios beziehe sich jedoch auf die gebildete, asketisch orientierte Elite (und gerade nicht auf ‚einfache‘ Menschen<sup>3</sup>), aber nicht auf eine spezifische Religion, wohingegen Augustinus nur einen exklusiven Weg zur Erlösung durch Christus sehe, der freilich allen Menschen offenstehe (S. 161–162) – eine Differenzierung, die gerade für das Verständnis der Schriften des Porphyrios von großer Bedeutung ist.

Der letzte Beitrag des Sammelbandes, „Calcidius, Nemesius, and Porphyry“ (S. 163–172) stammt von Gretchen Reydam-Schils, die sich kritisch mit der Rolle des Porphyrios in seinem von der Forschung vielfach angenommenem Einfluss auf Calcidius auseinandersetzt. Ihre Untersuchung stützt sich dabei auf die Positionen des Porphyrios und des Calcidius zur menschlichen Seele (S. 165–167) sowie zur Haltung hinsichtlich einer möglichen Inkarnation einer solchen Seele in Tieren (S. 167–171). In beiden Kapiteln zeigt sich Reydam-Schils skeptisch gegenüber der Annahme, dass Calcidius’ Darstellung auf Porphyrios als Hauptquelle beruhe (S. 167 und

2 Vgl. G. Clark: Augustine’s Porphyry and the Universal Way of Salvation. In: G. Karamanolis/A. Sheppard (Hrsgg.): *Studies on Porphyry*. London 2007 (Bulletin of the Institute of Classical Studies. Supplements 98), S. 127–140; DeMarco verweist insbesondere auf S. 137 sowie auf M. B. Simmons: *Universal Salvation in Late Antiquity. Porphyry of Tyre and the Pagan-Christian Debate*. Oxford/New York 2015 (Oxford Studies in Late Antiquity), S. 218 und 394 mit Anm. 52.

3 Vgl. zum Beispiel Porph. abst. 1,27,1–4.

171). Aus diesem Grund plädiert sie dafür, die These, dass Calcidius zu den lateinischsprachigen Platonikern des vierten Jahrhunderts gehöre, für die Porphyrios eine ausschlaggebende Quelle sei, in Zukunft noch deutlich stärker zu nuancieren. Der sehr sorgfältig erstellte Band schließt mit einem Register, das Bibelstellen (S. 173), antike Autoren (S. 174–185) sowie Personen und Orte (S. 186–189) umfasst.

Mit Blick auf den Band insgesamt lässt sich feststellen, dass der Fokus auf Eusebius und Augustinus in ihrer Auseinandersetzung mit dem Neuplatoniker Porphyrios als Vertreter der konkurrierenden ‚Ordnungsmacht‘ gerechtfertigt ist – allein aufgrund der Menge an Material, die sich in den Werken beider Autoren aus den Schriften des Porphyrios und somit auch für das Nachvollziehen des ‚Kampfes um Deutungshoheit‘ finden lässt. In diesem Sinne trägt der Band auch dem anhaltend hohen Interesse der Forschung an Porphyrios Rechnung. Die einzelnen Beiträge fügen sich gut in den Rahmen des Bandes ein. Positiv herauszustellen ist auch die methodische Umsicht, mit der sich die einzelnen Verfasserinnen und Verfasser der Beiträge auch angesichts der zum Teil problematischen Überlieferungslage zu bestimmten Fragen positionieren, so zum Beispiel Morlet hinsichtlich der Kenntnis der *Praeparatio evangelica* bei Augustin oder Reydam-Schils hinsichtlich der Bedeutung des Porphyrios für Calcidius. Auf diese Weise bereichert der Band insgesamt die Erforschung der intellektuellen Auseinandersetzungen zwischen Platonismus und Christentum um eine weitere wertvolle Facette.

---

Bettina Reese, Universität Potsdam  
Historisches Institut  
Professur Geschichte des Altertums  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin  
bettina.reese@uni-potsdam.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Bettina Reese: Rezension zu: Volker H. Dreccoll/Irmgard Männlein (Hrsgg.): Eusebios, Porphyrios und Augustin im Kampf um Deutungshoheit. Tübingen: Mohr Siebeck 2024 (Bedrohte Ordnungen 20). In: Plekos 27, 2025, S. 727–733 (URL: [https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-dreccoll\\_maennlein.pdf](https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-dreccoll_maennlein.pdf)).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Lina Hantel: *Bildung im Gespräch. Die sermones des Petrus Chrysologus*. Tübingen: Mohr Siebeck 2025 (Studies in Education and Religion in Ancient and Pre-Modern History in the Mediterranean and Its Environs 24). X, 357 p. € 109.00. ISBN: 978-3-16-163965-4.

Il pregevole volume che arricchisce la collana di “Studies in Education and Religion in Ancient and Pre-Modern History in the Mediterranean and Its Environs – Seraphim” della casa editrice Mohr Siebeck, rappresenta una versione leggermente rivista del lavoro di dottorato che l’autrice, Lina Hantel, ha presentato e discusso presso la Facoltà di teologia dell’Università Georg-August di Gottinga nel gennaio 2024. L’intento della ricerca è di ‘immergersi’ nella predicazione del vescovo di Ravenna, al quale la tradizione ha attribuito il titolo di Crisologo. In particolare si propone di mostrare il perché Pietro Crisologo è Dottore della Chiesa e, ancor più, quale ruolo abbiano svolto i suoi sermoni nella formazione e nell’istruzione del popolo, tenendo presente che nei primi secoli del cristianesimo la predicazione svolgeva una vera e propria funzione di comunicazione e di formazione di ‘massa’, in grado di raggiungere persone di differente estrazione culturale e appartenenti a diverse classi sociali. L’interesse per i sermoni è dovuto anche al fatto che essi offrono un accesso privilegiato alla pratica cristiana e ai processi formativi della comunità cristiana di Ravenna (cfr. pp. 2–3). La particolare attenzione qui posta alla funzione formativa della predicazione suggerisce all’autrice di parlare di una vera e propria educazione, così da utilizzare l’istruzione come categoria euristica appropriata per leggere le fonti del Tardo-antico.

La ricerca si concentra sul *corpus* di sermoni di Pietro Crisologo, predicatore meno studiato rispetto a figure quali Agostino di Ippona o Giovanni Crisostomo. In questo senso il lavoro ambisce a colmare una lacuna nella ricerca, così da ribaltare il giudizio di alcuni storici che riducono la predicazione del Crisologo a semplici ‘omelie popolari’, rivalutandole invece come un elemento cruciale nel processo educativo e formativo della Chiesa di Ravenna. I sermoni vengono qui considerati sia da un punto di vista formale, in modo da evidenziare le teorie formative e omiletiche sottese, sia dal punto di vista materiale per cogliere i contenuti specifici trasmessi alla comunità.

Nel primo capitolo, dal titolo “Theoretische und methodische Grundlagen” (pp. 7–45) viene elaborato, da diversi punti di vista, il concetto di formazione, per poi applicarlo alla predicazione; attraverso la presentazione del modello omiletico di Wilfried Engemann, “Einführung in die Homiletik”

vengono presentate le diverse fasi della predicazione e la loro funzione educativa.<sup>1</sup> Segue un'introduzione generale dell'opera di Pietro Crisologo ("Das Werk des Petrus", pp. 33–43). Fin da questo primo capitolo emerge l'importanza di comprendere come la predicazione potesse diventare una vera e propria esperienza formativa per i cristiani di Ravenna.

Dopo aver introdotto i fondamenti teorici e le fonti della ricerca, nel secondo capitolo, "Petrus Chrysologus – Prediger einer Übergangszeit" (pp. 47–69), l'autrice prende in considerazione Pietro Crisologo come predicatore e i diversi fattori esterni che hanno determinato la sua opera. Si tratta della situazione del predicatore degli ascoltatori, con riferimento al modello di Engemann riportato nello schema a p. 17. Dopo alcuni sintetici elementi biografici del vescovo di Ravenna ("Was wir biographisch wissen", pp. 47–50), viene presentato il contesto politico, geografico, socioculturale e teologico in cui furono pronunciati i sermoni ("Ravenna im 5. Jahrhundert", pp. 51–61). Una breve presentazione delle principali questioni teologiche dell'epoca aiuta a meglio contestualizzare i *sermones* del Crisologo ("Theologische Kontroversen zur Zeit des Chrysologus", pp. 61–69).

"Die *sermones* als Prozess religiöser Bildung: Interpretation und Produktion" (pp. 71–299) è il terzo capitolo che, come si vede dall'estensione, rappresenta il vero cuore di tutta la ricerca. A introdurre la sezione è il richiamo alla tensione tra semplicità ed eloquenza che caratterizza la predicazione tardoantica. Se, da una parte, per una comunicazione efficace era necessario adeguarsi alle abitudini di ascolto dei contemporanei, dall'altra, si ricorreva tuttavia alla retorica come strumento per "produrre" un messaggio cristiano, dando origine a un nuovo modello formativo adatto agli ascoltatori di Ravenna, in cui le tradizioni classiche e quelle cristiane si fondevano in una nuova forma. L'analisi si concentra quindi sia sulla formazione formale del predicatore e del suo uditorio, sia sui contenuti materiali dei sermoni che, secondo il predicatore, facevano parte di ciò che i cristiani di Ravenna dovevano sapere. Oltre al messaggio, anche gli attori coinvolti sono determinanti per il processo di predicazione, per questo l'autrice ricostruisce attraverso i sermoni le caratteristiche essenziali, sia del predicatore, sia della comunità. Nell'analizzare i testi della predicazione, Lina Hantel ha modo di chiarire le caratteristiche della formazione specifica di Pietro Crisologo, il suo back-

1 W. Engemann: Einführung in die Homiletik. 2a edizione Tübingen 2011 (UTB 2128).

ground formativo, nonché la presunta formazione della comunità, di per sé accompagnata in un cammino di continua formazione proprio grazie alla pedagogia messa in atto nella e con la predicazione.

Il breve capitolo quarto – “Schlussbetrachtungen” – (pp. 301–313), riprendendo quanto analizzato in precedenza, si propone di tracciarne una sintesi, così che il processo di predicazione, esaminato nei suoi singoli aspetti nel capitolo precedente, viene ora considerato nel suo insieme. Il carattere delle considerazioni finali è duplice: da una parte, vengono riassunte le conclusioni più importanti dei capitoli precedenti e se ne traggono le dovute conseguenze; dall’altro, con riferimento alla sintesi dei risultati precedenti, vengono fatte emergere ulteriori integrazioni di aspetti non menzionati in precedenza. L’autrice si serve di cinque parole chiave (“Bildung”, “Rhetorik”, “Gespräch”, “Schriftauslegung”, “Christus”) per indicare possibili risposte alla domanda sui processi formativi nelle prediche.

In chiusura, l’invito ad allargare lo sguardo sull’omiletica tardoantica nel suo complesso, giungendo a evidenziare che la predicazione del ravennate ha la specifica intenzione di promuovere l’insegnamento dalle Scritture e la trasformazione morale; per questo nella predicazione l’interpretazione delle Scritture va intesa in modo diverso rispetto a quanto fatto nei commentari esegetici. Secondo Hantel, un’attenzione particolare andrebbe posta al rapporto tra comunicazione orale e performativa delle Sacre Scritture, nella predicazione e le capacità mnemoniche, di pensiero, immaginifiche ed emotive degli ascoltatori.

Si rafforza l’ipotesi posta in partenza, che la predicazione abbia come obiettivo la trasformazione del singolo e della comunità nella sua totalità, consentendo di riunire sotto questo obiettivo comune generi letterari differenti tra loro. La predicazione del Crisologo sembra allora influenzata non solo dalle circostanze esterne, bensì anche dalle specifiche intenzioni con cui ha iniziato a proclamare la Parola di Dio.

In conclusione l’autrice attribuisce ai sermoni di Pietro Crisologo un carattere dialogico, ritenuto importante in un processo di formazione. L’obiettivo della comunicazione retorica, propria della predicazione, è di agevolare un’interpretazione autorevole delle Scritture in vista della formazione degli interlocutori, rendendoli sempre più qualificati, nonché istruirli circa il senso del loro comportamento e del loro essere cristiani. Pietro da Ravenna, come vescovo e *doctus praedicator*, con i suoi discorsi opera un vero e proprio pro-

cesso di mediazione tra la Parola di Dio e la sua comunità; è lui che avvia il processo di formazione e accompagna la formazione. In quanto formatore-educatore della comunità di Ravenna, Pietro Crisologo è in senso proprio un *doctor ecclesiae*.

Chiude il volume un'appendice – “Übersicht der Predigten nach CChr.SL 24, 24A, 24B” (pp. 313–319), la Bibliografia, suddivisa in “Quellen” (pp. 321–325) e in “Sekundärliteratur” (pp. 325–337), l'Indice delle opere citate (“Werkregister”, pp. 339–344), l'Indice delle citazioni bibliche (“Bibelstellenregister”, pp. 345–348), l'Indice dei nomi (“Autorenregister”, pp. 349–351) e, infine, un Indice tematico (“Sachregister”, pp. 353–357). Ricerca degna di nota, nel suo tentativo di leggere la ricchezza dei sermoni di Pietro Crisologo alla luce della categoria della formazione, quale istanza fondamentale per un'adeguata ermeneutica della predicazione cristiana tardoantica.

---

Andrea Bizzozero, Pontificia Università Antonianum, Roma  
 Facoltà di filosofia  
 Professore di Storia della filosofia  
 bizzozero@antonianum.eu

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Andrea Bizzozero: Rezension zu: Lina Hantel: Bildung im Gespräch. Die *sermones* des Petrus Chrysologus. Tübingen: Mohr Siebeck 2024 (Studies in Education and Religion in Ancient and Pre-Modern History in the Mediterranean and Its Environs 24). In: Plekos 27, 2025, S. 735–738 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-hantel.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---

Joseph J. Reidy: *The ‘Lost Arian History’ in Late Antique and Medieval Historiography*. Cham / Switzerland: Palgrave Macmillan 2024. X, 336 p. € 139.09. ISBN: 978-3-031-55443-8.

Cyril Mango referred to the complicated discussions about the hypothetical Lost Arian History (hereafter LAH) as a “can of worms”,<sup>1</sup> though, undoubtedly under the influence of Roger Scott,<sup>2</sup> the assessment in the introduction to his Theophanes translation is less negative while being suitably cautious.<sup>3</sup> This is the arena into which Joseph Reidy carefully ventures in this publication of his 2015 Saint Louis University doctoral dissertation.<sup>4</sup>

The Introduction (pp. 1–33) sets the scene in a triptych of which the first part (pp. 2–16) surveys the process of identifying the LAH, from Henry Melvill Gwatkin’s postulation of non-Nicene elements in the *Chronicon Paschale*, through Pierre Batiffol’s confirmation of Gwatkin’s hypothesis, to Joseph Bidez’s expanded search for traces, especially in Theophanes’ *Chronographia*, and publication of the resulting fragments in an appendix to his edition of the *Ecclesiastical History* of Philostorgius.<sup>5</sup> Bidez’s 48 fragments show clear signs of a homoian tendency (the belief that God the Father and God the Son were similar without being consubstantial) as well as an interest in Antioch, though Reidy lays down an advance marker for his own hypothesis by querying the assumption that everything must stem from a single text. The

- 1 C. Mango: Constantine’s Mausoleum: Addendum. In: *ByzZ* 83, 1990, p. 434.
- 2 See R. Scott: The Image of Constantine in Malalas and Theophanes. In: P. Magdalino (ed.): *New Constantines. The Rhythm of Imperial Renewal in Byzantium, 4th–13th Centuries*. Papers from the Twenty-sixth Spring Symposium of Byzantine Studies, St Andrews, March 1992. Aldershot 1994 (Publications of the Society for the Promotion of Byzantine Studies 2), pp. 57–71, at pp. 67–70.
- 3 C. Mango/R. Scott (eds.): *The Chronicle of Theophanes the Confessor. Byzantine and Near Eastern History, AD 284–813*. Oxford 1997, pp. LXXX–LXXXI.
- 4 J. J. Reidy. *An Alternative History of the Church. A Study of the Lost Arian History*. Unpublished Ph.D. dissertation, St Louis University 2015.
- 5 H. M. Gwatkin: *Studies of Arianism. Chiefly Referring to the Character and Chronology of the Reaction which Followed the Council of Nicaea*. 2nd ed. Cambridge 1900, pp. 219–223; P. Batiffol: Un historiographe anonyme arien du IV<sup>e</sup> siècle. In: *RQA* 9, 1895, pp. 57–98; Philostorgius: *Kirchengeschichte. Mit dem Leben des Lucian von Antiochien und den Fragmenten eines arianischen Historiographen*. Hrsg. von J. Bidez. Bearb. von F. Winkelmann. Berlin. 1981 (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte 21).



second part (pp. 16–27) reviews recent opinions about Bidez’s thesis that range from the scepticism of Peter Van Nuffelen, who has robustly questioned many of the assumptions on which Bidez based his reconstruction,<sup>6</sup> to suggestions of additional sources such as Jerome and Ammianus that may have been influenced by the LAH, and the thesis of Richard Burgess about a lost Antiochene continuation of Eusebius’ *Chronicle*.<sup>7</sup> All these views will be discussed in detail in subsequent chapters. The third part (pp. 27–32) considers the appropriateness of continuing to refer to the lost source as ‘Arian’ when its homoian interest makes it non-Nicene but not identical with what views can reliably be attributed to Arius himself, before the chapter closes with a very brief overview of the volume’s contents.

The second chapter (“Bidez’s Sources Revisited”, pp. 35–59) considers in greater detail the texts from which Bidez constructed his LAH, with the *Chronicon Paschale* and Theophanes as the corner-stones (pp. 36–43). Reidy’s presentation of both texts is less than convincing. For the former he follows Warren Treadgold’s thesis that the author was not a member of the clergy,<sup>8</sup> but rather in the employment of Bonus, with the failure to praise Patriarch Sergius and lack of interest in doctrinal issues being key reasons. However, in his later treatment of Eusebius of Emesa (pp. 215–217), Reidy argues that a clerical author might focus on secular rather than religious material, and the same judgment could be applied to the *Chronicon Paschale*; with regard to Sergius it is important to remember the patriarch’s aversion to being noticed,<sup>9</sup> one that resulted in Theodore Syncellus not referring to his cell-mate by name despite his prominence in the events being described in his homilies.<sup>10</sup> Treadgold did not note that the praise of Bonus occurs in a report on

6 P. Van Nuffelen: What Happened After Eusebius? Chronicles and Narrative Identities in the Fourth Century. In: R. Flower/M. Ludlow (eds.): *Rhetoric and Religious Identity in Late Antiquity*. Oxford 2020, pp. 160–179.

7 R. W. Burgess: *Studies in Eusebian and Post-Eusebian Chronography*. Stuttgart. 1999 (*Historia-Einzelschriften* 135).

8 W. T. Treadgold: *The Early Byzantine Historians*. New York 2007, pp. 340–345.

9 George of Pisidia, *Bellum Avaricum* 227; ed. A. Pertusi: *Giorgius Pisida: Poemi*. Edizione critica, traduzione e commento. Vol. 1: *Panegyrici epici*. Ettal 1960 (*Studia patristica et Byzantina* 7).

10 Theodore Syncellus: *The Homilies ‘On the Robe’ and ‘On the Siege’*. Translated with Introduction and Notes by Mi. Whitby. Liverpool 2024 (*Translated Texts for Historians* 87), pp. 17–18.

the 626 Avar siege of Constantinople that had, most probably, been commissioned by Sergius himself for the absent emperor; nor did he consider the text's treatment of the life of Christ that had to be aligned with the chronology of the Creation, which in connection with the text's well-known attention to Easter supports the clerical credentials of the author. With regard to Theophanes, Reidy accepts Cyril Mango's thesis that George Syncellus was primarily responsible for the *Chronographia* through the provision of all the constituent materials,<sup>11</sup> but does not note more recent discussions about precisely what was involved.<sup>12</sup> Theophanes deserves full credit for how the sources that he inherited from George were put together, for example what parts of Procopius' Wars were used, how he eliminated some non-Nicene aspects of the LAH or iconoclast elements of source material for the eighth century, or the linguistic combination of two independent sources, Theophylact Simocatta and the Great Chronographer, to create a composite narrative of a specific event.<sup>13</sup> Fortunately, these issues do not directly affect his study of the LAH.

After these foundations Reidy reviews the other texts that Bidez identified as potentially belonging to the LAH circle, with Jerome's *Chronicle* and the remains of Philostorgius' *Ecclesiastical History* as the earliest elements (pp. 43–50); for the former the link is tenuous, substantially an interest in Antioch and the same time-frame, whereas the latter is more firmly connected through shared doctrine as well as content. Reidy then moves to Theophylact of Ohrid, the eleventh-century bishop whose *Martyrion* presents fifteen martyrs from Thrace who suffered under Julian (pp. 50–52), before surveying various Syriac texts, namely the lost seventh-century *Chronicle* of Jacob of Edessa and the later texts that depended on it and furnish our knowledge of their lost antecedent (pp. 52–59). Throughout this chapter Reidy's aim is simply to describe the various texts rather than assess the validity of the postulated connections: that will come later.

The third chapter continues to set the scene ("Eusebius of Caesarea and his Early Continuator", pp. 61–80), by assessing first the contribution of the

11 C. Mango: Who Wrote the Chronicle of Theophanes? Zbornik Radova Vizantoloskog Instituta 18, 1978, pp. 9–17.

12 E.g. papers in the collection edited by M. Jankowiak and F. Montinaro: Studies in Theophanes. In: T&MByz 19, 2015.

13 Mi. Whitby: The Great Chronographer and Theophanes. In: Byzantine and Modern Greek Studies 8, 1982–1983, pp. 1–20.

first historian of the church (pp. 61–66) and then his immediate successors (pp. 67–80). With regard to Eusebius, what is important for Reidy is the tripartite nature of his historiographical achievement that is represented by the three different works, the *Chronicle*, the narrative of persecution in the *Martyrs of Palestine*, and the *Ecclesiastical History*. Again this treatment establishes a marker for his eventual hypothesis about the LAH. Discussion of Eusebius' successors is dominated by the question of Gelasius of Caesarea and the Anonymous of Cyzicus, a tricky issue that could also be categorised as a mare's nest. Here Reidy presents the complexities with admirable clarity and in particular attempts to advance discussion by tackling various problems in the thesis of Van Nuffelen.<sup>14</sup> For Reidy the fourth-century bishop of Caesarea, Gelasius, did write an *Ecclesiastical History*, but this failed to survive primarily because after a generation or so it was incorporated into a compilation, similar to the later work of Theodore Lector, in which the Anonymous of Cyzicus brought together information from Gelasius, Rufinus and Socrates. As Reidy admits, all this is highly conjectural.

The next three chapters examine in greater detail writers who might have used or been influenced by the LAH. For the most part this concerns texts that survive, which helps to keep the element of speculation within bounds. The fourth chapter ("The *Ecclesiastical Histories* of Socrates and Sozomen", pp. 81–128) is devoted to these two authors, primarily the latter since Socrates is accorded only five pages (pp. 81–86), where the main issue is to demonstrate that Sabinus, whose collection of conciliar documents from a homoiousian perspective (the belief that God the Father and God the Son were of similar substance but not consubstantial) was an important source for the church historian, could not have been responsible for the LAH. Thereafter Sozomen holds centre stage. First an introduction presents him as an unscrupulous user of uncited sources, one who preferred to accumulate parallel accounts of events rather than attempt the harder work of evaluating and perhaps reconciling divergent versions (pp. 86–91). This is followed by an investigation of his relationship with Philostorgius (pp. 91–113), whether he exploited his work or shared a common lost source. Twelve passages where parallels have been noted are examined, though the fact that Philostorgius only survives in epitomised form renders close scrutiny impossible: as a result, conclusions are necessarily tentative, going no further than that Euna-

14 P. Van Nuffelen: Gélase de Césarée, un compilateur de cinquième siècle. In: *ByzZ* 54, 2004, pp. 621–639.

pius may have provided some shared secular material and that Sozomen appears to have had access to some non-Nicene material. Gelasius of Caesarea emerges as a possible common source and Sozomen's connections with him and Theodoret are reviewed in the next section (pp. 113–128), with the suggestion that Gelasius' work may have been a Nicene reaction to the LAH and hence the intermediary who conveyed to Sozomen faint traces of that lost text. Here the mare's nest becomes particularly intractable as we are invited to consider links that involve two sources that are lost and one that only survives as an epitome.

Chapter 5 ("The *Ecclesiastical History* of Theodoret", pp. 129–155) continues to mine Theodoret of Cyrrhus for possible evidence for the LAH through eight passages, of which the first two present the homoian Constantius II in a positive light and the remainder concern Julian's hostility to Christians. The complexities of the previous chapter continue to bedevil this analysis, with, for example, speculation that the *Chronicon Paschale* might have had access to a truncated version of the LAH to explain why it does not mention Julian's attempt to rebuild the Jerusalem temple, a story whose witnesses would otherwise strongly suggest a link with the LAH. To be fair to Reidy, he admits that things may be "too convoluted to propose anything with confidence" (p. 146) and that "[t]here are simply too many variables" to be sure about conclusions (p. 154). With such caveats, however, his individual investigations do have value in unpicking and clarifying possible relations between similar accounts of events.

Whereas chapters 4 and 5 deal, in the main, with material that can be argued to have some connection with the LAH, chapter 6 ("Consideration of Other Sources from Ammianus to Zonaras", pp. 157–200) concludes that for the author who occupies most of the space, Ammianus (pp. 157–195), the evidence is insufficiently strong to support a link. Scrutiny of seven passages, of which the longest relates to the deaths of the *dux Aegypti* Artemius and of the Alexandrian patriarch George of Cappadocia (Amm. 22.11), does, however, suggest that he had access to a Christian historical text, though the fact that the *Chronicon Paschale* and other works linked to the LAH do not record the great tsunami of 365 (Amm. 26.10.15–19) means that this lost work is not a plausible candidate. The chapter's final pages (pp. 196–199) deal with George the Monk, Cedrenus, and John Zonaras; Cedrenus in particular needs further research into his use of sources, though he has plausibly been identified as a rare, perhaps unique, case of an author who knew the *Chronicon*

*Paschale*.<sup>15</sup> Overall, the limited overlaps of these later authors with LAH material are likely to have resulted from their use of an intermediary such as Philostorgius, or a text that had used his work.

So far the chapters have aimed at untangling the constituent parts of the LAH mare's nest, but, having clarified matters as far as possible, in chapter 7 ("Toward a New Reconstruction", pp. 201–238) Reidy advances his own hypothesis. He first reprises an argument advanced by him a decade previously<sup>16</sup> to build upon Richard Burgess' important reconstruction of the postulated Antiochene continuation of Eusebius' *Chronicle* (pp. 202–219),<sup>17</sup> arguing against Burgess' identification of the author as pro-Nicene and instead suggesting Eusebius of Emesa as its creator. The doctrinal stance of this Eusebius seems to have been homoiousian, though avoidance of polemical criticism of other views was a characteristic of his writing, and he accompanied Constantius II on campaign in the East after his interests in astrology led to expulsion from his see. In the next section ("A Lost Antiochene Martyrology", pp. 219–226), Reidy examines a sequence of passages that are much longer than those associated with Burgess' Antiochene continuation, which start with the account in the *Chronicon Paschale* of Shapur's failed siege of Nisibis in 350 and cover the persecution of Christians during Julian's brief reign, with a focus on the unpleasant fates of those most responsible and of apostates. Although much of this material deals with Antiochene martyrs, the presence of the narratives relating to Constantius II means that this text is not an exact parallel for Eusebius of Caesarea's *Martyrs of Palestine*, although that remains a relevant model for this type of presentation of Christian heroes and for the subsequent incorporation of such material into a wider historical work. Following Julian's death, material that can be associated with the LAH reverts to a more annalistic style, closer to that of Burgess' Antiochene continuation, and to explain this Reidy postulates a "Continuation of the *Continuatio*" (pp. 226–230) that at some point became incorporated into a tripartite work. In the conclusion to the chapter (pp. 230–238) the non-Nicene bishop Euzoius of Cyzicus is identified as the possible author

15 C. Gastgeber: Das Chronicon Paschale und der Megas Chronographus. Marginalnotizen im codex unicus Vaticanus gr. 1941. In: E. Juhász (ed.): Byzanz und das Abendland III. Studia Byzantino-Occidentalia. Budapest 2015, pp. 179–198, at p. 197.

16 J. J. Reidy: Eusebius of Emesa and the Continuatio Antiochensis Eusebii. In: JEH 66, 2015, pp. 471–487.

17 Burgess (see note 7).

of the later parts of this triptych, or possibly the creation of the whole collection. The suggestions are interesting but certainty is not possible.

Having presented his own conjectural reconstruction, Reidy closes the volume with two useful appendices. The first (pp. 243–300) reviews in detail the 48 fragments that Bidez had connected with the LAH, analysing each in the light of the various discussions in the preceding chapters; my one regret here is that Reidy did not provide a text and translation of the fragments, since this would have saved the constant need to revert to the GCS edition.<sup>18</sup> The second appendix (pp. 301–309) presents a conjectural reconstruction of the second two parts of his postulated triptych, namely the Continuation of the *Continuatio*<sup>19</sup> and the lost Martyrology.

Reidy admits that his approach to the fragmentary remains of the LAH is unapologetically ‘maximalist’, in the tradition of Bidez indeed (pp. 229–230), in contrast to the ‘minimalist’ approach of Peter Van Nuffelen.<sup>20</sup> The caution of Van Nuffelen is undoubtedly safer, but there is also justification for Reidy’s desire to push the boundaries of our knowledge by exploring hypothetical links since it is clear that there may well have been connections between passages in sources that spill over beyond Van Nuffelen’s restrictions.<sup>21</sup> As long as it is recognised and constantly remembered how speculation is being piled on speculation, Pelion upon Ossa, and that any inferences drawn from such researches must be hedged around with appropriate qualifications, then I would agree with Reidy that the attempt is worth making, even if the results are highly conjectural. To my mind, Reidy retains the necessary balance and so offers a possible reconstruction of an important lost historical source from the mid-fourth century, a period that was not well-

18 There is an English translation in Philostorgius: *Church History*. Translated with an Introduction and Notes by P. R. Amidon Atlanta, GA 2007 (Writings from the Greco-Roman World 23).

19 It should be noted that Reidy terms Notice 10 from the *Chronicon Paschale* (p. 303) in fact relates to the proclamation of Gallus as Caesar in 351, whereas it is Notice 11, from Theophanes and Jerome, that deals with a Jewish revolt in Palestine in the same year.

20 P. Van Nuffelen (op. cit in note 6); id.: *Considerations sur l’anonyme Homoéen*. In: E. Amato/P. De Cicco/B. Lançon/T. Moreau (eds.): *Les historiens fragmentaires de langue grecque à l’époque romaine impériale et tardive*. Rennes 2021, pp. 207–222.

21 Cf. pp. 202 n. 1, 219 n. 86.

served by writers from the Nicene camp – that indeed was one reason why later writers had to turn to a work with a different doctrinal thrust. Even those who disagree with Reidy's approach will need to rethink their arguments in the light of his work, while all those studying the historiography of the fourth century will benefit from his analyses of specific passages in his chosen authors.

---

Michael Whitby, University of Birmingham  
Professor emeritus  
m.whitby@bham.ac.uk

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Michael Whitby: Rezension zu: Joseph J. Reidy: 'The 'Lost Arian History' in Late Antique and Medieval Historiography. Cham/Switzerland: Palgrave Macmillan 2024. In: Plekos 27, 2025, S. 739–746 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2025/r-reidy.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND

---